Univ. of
Toronto
Library

Deutsche Rundschau

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CXXXXVI

(Januar — Februar — März 1911)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

11676
19. 6. 11

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Beck & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, L. Hoepli. — Moskau, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Polliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, C. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. C. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.146

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechsundvierzigsten Bande (Januar — März 1911).

		Seite
I.	In der Wüste. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortsetzung.)	1
II.	Im Dienste des Großherzogs Carl Alexander. Zur Erinnerung an die zehnte Wiederkehr seines Todestages (5. Januar 1901). Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein** . . .	36
III.	Feldzeugmeister Benedek im Feldzug von 1866. Von **Wilhelm Alter** (Wien)	61
IV.	Griechentum. Von **Heinrich Bulle**	87
V.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard.** (Fortsetzung.)	100
VI.	Stille Gedanken einer Frühvollendeten. Aus den nachgelassenen Papieren von **Olga von Gerstfeldt**	130
VII.	Schloß Crossen an der Elster. Von **Otto Eduard Schmidt**	137
VIII.	General J. von Verdy du Vernois. Seinem Andenken. Von **J. R.**	143
IX.	Ernst von Wildenbruch als Journalist. Von **Karl Frenzel**	148
X.	Das Alte Testament. Von **M. S.**	151
XI.	Die Oden Salomos. Von **Bruno Hake**	153
XII.	Literarische Notizen	155
XIII.	Literarische Neuigkeiten	157
XIV.	In der Wüste. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortsetzung.)	161
XV.	Der junge Disraeli. 1804—1807. Von **Charlotte Lady Blennerhassett**	193
XVI.	Julian der Abtrünnige. Von **Otto Seeck**	213
XVII.	Die Kunst der Weltanschauung. Von **J. Reinke** . .	235
XVIII.	Hundert Jahre Berliner Universität. Von **Paul Ritter.** V.	245

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard.** (Fortsetzung.)	257
XX.	Zur Reform unseres Strafprozesses. Von Dr. juris **Paul Elwert**	285
XXI.	Blätter aus einem Reisebuche. Von **Richard Voß**	294
XXII.	Aus dem alten Indien. Von **Edv. Lehmann**	312
XXIII.	Ein philosophischer Roman. Von **Richard M. Meyer**	313
XXIV.	Schäfers deutsche Geschichte. Von **G. Egelhaaf**	314
XXV.	Literarische Notizen	315
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVII.	Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl von 1866—1885. Vom Generalfeldmarschall **Freiherrn v. d. Goltz.** I./II.	321
XXVIII.	Die Einigung Italiens. Ein geschichtlicher Rückblick. Von **Walter Friedensburg**	342
XXIX.	In der Wüste. Roman von **Grazia Deledda.** (Schluß.)	369
XXX.	Ernst Zahns Lebensanschauung. Von Prof. Dr. **Martin Schian** in Gießen	395
XXXI.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard.** (Fortsetzung.)	414
XXXII.	Hundert Jahre Berliner Universität. Von **Paul Ritter.** (Schluß.)	432
XXXIII.	Der Tod Attilas, eine altgermanische Dichtung. Von Prof. **F. Kluge**	451
XXXIV.	Anders Fryxell. Ein Lebensbild von **Selma Lagerlöf**	456
XXXV.	Karl Gutzkow. Zum hundertsten Geburtstag (17. März 1911). Von **Karl Frenzel**	466
XXXVI.	Wieland. Von **Otto Pniower**	473
XXXVII.	Literarische Notizen	478
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

In der Wüste.

Roman

von

Grazia Deledda.

V.

Onkel Asquer lebte noch einige Monate, aber fast gänzlich gelähmt; er konnte nur, von Lia und Costantina gestützt, einige Schritte gehen und sprach mit Mühe. Oft bäumte sein Trotz sich gegen seine Hinfälligkeit auf; dann wurde er rot, schlug mit dem Stock auf den Boden und weinte vor Wut wie ein Kind.

Von Lias Heirat war nicht mehr die Rede; es schien, als habe er Justos Besuch und die auf so traurige Weise unterbrochene Unterredung gänzlich vergessen; die Verlobten, die sich vorwarfen, an dem Unglück schuld zu sein, fühlten fast Gewissensbisse, und da sie wohl sahen, daß sein Ende nahe sei, hüteten sie sich, ihn aufzuregen.

Es war ein langer, trüber Winter für Lia. Sie ging nie aus, weil der Onkel sich beunruhigte, wenn sie nicht da war, und sein Zustand bedrückte sie. Alles erschien ihr traurig und beängstigend, als ob der Tod in jedem Winkel des Hauses verborgen und die hilflose Gestalt des Alten das Bild des Lebens sei.

Selbst ihre Liebe für Justo, die Hoffnung, bald ein neues Leben zu führen, erheiterten sie nicht mehr. Unter Costantinas Schutz sahen sich die Verlobten am Abend, wenn der Kranke schon zu Bett war; Justo kam und ging geräuschlos, wie ein Dieb, und da Onkel Asquer öfters aufwachte, unruhig wurde und, die Gegenwart eines Fremden im Hause ahnend, Costantina rief und sie fragte, wer da sei, waren sie gezwungen, leise zu reden, im Halbdunkel, in einer Ecke des Speisezimmers. Sie sprachen immer wieder von ihrer Vergangenheit, und Justo ließ an Lias Phantasie eine Reihe fesselnder Bilder von Männern und Frauen, von Demütigen und Großen auf dem Hintergrunde ferner, mannigfaltiger, ihr unbekannter Länder vorüberziehen. Sie hörte ihm aufmerksam zu, aber dennoch, obwohl er ihr ganz nahe war und ihre Hand drückte, hatte sie das Gefühl tiefster Einsamkeit.

Ihr war, als sei er ein Unbekannter, ein vorübergehender Gefährte. Vielleicht war sie für ihn eine jener tausend Gestalten, deren fernes, entschwundenes Bild er heraufbeschwor; sie dachte an das Mißtrauen des Onkels und wurde selbst mißtrauisch. Besonders wenn Justo von irgendeiner Jugendneigung sprach, empfand sie nicht Eifersucht, aber Zweifel, und schloß sich in ihre eigene Welt ein, aus Angst, in die Gesellschaft fremder, gefährlicher Menschen zu kommen.

Ein Schatten, der Gedanke an den Onkel, trennte sie von allem, was ihr in Justos Leben fremd und unbekannt war.

Da kam plötzlich der lang unterdrückte eifersüchtige Groll der Frau Rosario zum Ausbruch. Ohne Gründe anzugeben, erklärte sie ihrem Herrn, daß sie baldmöglichst den Dienst verlassen wollte. Umsonst, daß Costantina sie andren Sinnes zu machen suchte.

„Jetzt weiß ich", rief sie, „was Mulattin heißt: Maulesel. Wie, wolltest du etwa deinen Herrn heiraten? Weißt du, was ich dir tue? Ich schlage dir den Schädel ein."

Aber das Weib ging vor dem festgesetzten Tage wirklich davon; Costantina, die Salvador in die Schule brachte, irrte vergeblich in den Straßen, um sie zu suchen; die Mulattin war verschwunden, und man mußte nun an das Notwendigste denken.

Der Kranke murrte, wohl merkend, daß etwas Unangenehmes um ihn her vorging. Mit schlecht verhehltem Widerwillen war ihm Costantina beim Aufstehen behilflich. Sie wusch ihn, sie zog ihn an, sie setzte ihn auf den Sessel, auf dem er seine traurigen Tage verlebte, und sagte ihm bissig:

„Wie es scheint, kann Euer Gnaden nicht ohne mich fertig werden. Beschimpfen Sie mich, wie Sie wollen, aber ohne Costantina wird man nicht fertig. Und wenn ich auf und davon gehe, was fangen Sie an? Sagen Sie es gefälligst."

„Lia ist da," stammelte er kindisch.

Sie nickte höhnisch mit dem Kopfe.

„Lia ist da, nicht wahr? Ja, Lia ist da. Sie haben sie wohl als Rückhalt kommen lassen; aber was glauben Sie denn, daß Signoricca sei? Ein Stück Holz? Auch sie ist aus Fleisch und Blut und jung und schön, und hat ein Recht, zu tun, was die anderen tun. Um wie viel wollen Eure Gnaden wetten, daß auch Signoricca davon läuft? Hier kann man nicht mehr leben!" Sie war sich ihrer Grausamkeit nicht bewußt; der Alte vertrug aber solche Auftritte nicht. Er schlug mit dem Stock auf den Boden, und sein Gesicht verzog sich in erschreckender Weise.

„Wenn sie davon l . . . läuft, läuft!" schrie er voll Angst und Wut, „so wird es deine . . . Schuld sein . . . und . . . und ich . . ."

„Es wird meine Schuld sein?" sagte sie lachend.

Aber der Alte fuhr finster und drohend mit abgerissenen Worten fort:

„Ich merke alles, ich sehe alles; ich weiß, was ihr tut. Ihr seid euch begegnet, ihr beiden wilden Ziegen. Ihr habt euch in den Kopf gesetzt, mich vor der Zeit sterben zu lassen; aber eines sage ich dir, Costantina, du glaubst an die Toten. Mein Geist wird dich quälen."

Sie glaubte an die Toten, fiel neben ihrem Herrn auf die Knie und küßte ihm die Hand.

„Verzeihen Sie mir, mein guter Herr. Ich bin außer mir vor Ärger."

Sie erzählte ihm die Geschichte der Mulattin, und er schien sich dafür zu interessieren und ward ruhiger.

„Sie sehen, was für schlechte Menschen es auf der Welt gibt. Aber Costantina gehört nicht zu dieser Sorte. Ich werde meinen Herrn nicht verlassen, nein, und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte. Aber seien auch Sie vernünftig. Warum wollen Sie nicht, daß Signoricca heirate? In solchen Dingen darf man nicht warten, denn man weiß nicht, was sich ereignen kann . . . Signoricca ist brav und gut, aber Sie haben sie nicht lieb, Sie haben niemanden lieb."

„Weil niemand mich lieb hat . . ."

„Das ist nicht wahr! Wenn wir Sie nicht lieb hätten, würden wir nicht bei Ihnen bleiben. Signoricca verzehrt sich im stillen, um Ihnen keinen Verdruß zu machen, aber Sie sind blind und taub . . ."

Zu ihrer Verwunderung bemerkte Costantina, daß er nicht unruhig wurde. Den Kopf auf die Brust geneigt, schien er in tiefes Nachdenken zu versinken. Endlich sagte er:

„Auch Lias Mutter hat einen Mann heiraten wollen, den sie nicht liebte, und hat es dann bereut, aber es war zu spät. Lia kann jenen Menschen nicht lieben . . ."

„Unsinn!" versetzte die Magd, „Signoricca ist verliebt."

„Geh und rufe sie."

Als Lia eintrat und, vor ihm stehend, eher Befehle als liebevolle Worte erwartete, erhob er das Gesicht, und seine matten Augen gewannen momentan die alte Lebhaftigkeit wieder. Er betrachtete Lia und fand sie schöner als sonst. Ein enganschließendes Kleid aus rotem Wollenstoff und ein goldenes Kettchen um den Hals genügten, um sie reizvoll erscheinen zu lassen und ihre südländische Anmut hervorzuheben.

Onkel Asquer blickte auf das Kettchen und fragte:

„Hat er es dir geschenkt?"

Und plötzlich, während sie errötend die Kette berührte, senkte er wieder den Kopf und sprach:

„Warum habt ihr kein Vertrauen zu mir? Oder betrachtet ihr mich schon als tot?"

„Onkel, Onkel!" stieß sie heftig aus, beherrschte sich aber und fügte hinzu: „Ihr wollt ja nicht . . . Ihr habt die Werbung abgewiesen . . ."

„Welche Werbung?"

„Erinnert Ihr Euch nicht, Onkel?" erwiderte sie verwundert; „an jenem Tage, da . . . . Euch schlecht wurde? Wollt Ihr, daß er die Werbung wiederhole?"

„Wozu? Tut ihr nicht schon, was euch gefällt?"

Starrheit überkam sie; sie würde gern mit Sanftmut zu ihm gesprochen haben, aber sie konnte nicht.

„Onkel," sagte sie kalt und offenherzig, „ich bitte um Verzeihung; ja, es ist wahr, wir haben uns verlobt. Er ist gut und hat mich lieb, worauf soll ich warten? Was kann ich mehr verlangen?"

„Überlege dir wohl, was du tust, Lia," sagte er in ernstem Tone; „bist du sicher, ihn zu lieben? Du könntest es später bereuen, überlege es dir wohl."

„Ich liebe ihn, Onkel, und werde ihn immer lieben."

„Und sein Sohn?"

„Wird mein Sohn sein."

Er blickte sie wieder an und schüttelte den Kopf, aber er widersprach nicht mehr und sagte nur die Worte:

„Vielleicht würde es besser gewesen sein, du wärest nicht nach Rom gekommen."

„Nein, nein, Onkel! Da unten wäre ich gestorben."

„Man stirbt auch hier. Alles nimmt ein Ende."

Er schlug mit dem Stock auf den Fußboden und senkte abermals den Kopf; ein dunkler Schleier breitete sich um Lia aus, und die schon gebrochene, halbtote Gestalt des Onkels zeigte ihr, daß er recht hatte.

„Ja, man stirbt . . ." murmelte sie und hätte ein Jahr ihres Lebens hergegeben, um diesen Mann trösten zu können, der das Leben so sehr geliebt hatte, ihn zu bitten, er möge ihr verzeihen, ihn vergessen zu machen, daß er schon tot sein werde, wenn sie noch jung und glücklich war; aber sie konnte nicht. Wie ein unübersteigliches Hindernis erhob es sich zwischen ihr und ihm.

Ein paar Augenblicke peinlichen Schweigens vergingen; sie ging im Zimmer hin und her, dies und jenes ordnend, und der Alte, der immer noch mit dem Stock auf den Boden schlug, fragte auf einmal höhnisch:

„Und also . . . darf man wenigstens wissen, wann ihr beschlossen habt, zu heiraten?"

„Es ist noch nichts beschlossen, Onkel."

„Wenn ihr es schon tun wollt, tut es gleich; wartet nicht meinen Tod ab."

Sie verließ das Zimmer weinend vor Wut und vor Schmerz; er schlug wieder mit dem Stock auf den Boden, den Gedanken weiter spinnend, daß niemand auf der Welt, mit Ausnahme vielleicht der Magd, ihn gern habe.

Justo und Lia heirateten gegen Ende April. In der anspruchslosen Begleitung zweier Korrespondenten auswärtiger Blätter gingen sie zu Fuß nach der kleinen Kirche San Bernardo, und von dort nahmen sie einen Wagen und fuhren zum Standesamt, nach dem Kapitol.

Es war ein milder, verschleierter Morgen, und indem der Wagen durch Straßen und Plätze fuhr, die von silberner Helligkeit überflutet waren, sah Lia neugierig auf das Gedränge, atmete den Duft der Akazien und Rosen und dachte an den Tag ihrer Ankunft.

Rom war ihr noch fremd und ebenso die Welt und das Leben. Die zwei Zeugen und der Neuvermählte sprachen Englisch und Spanisch, und sie, die nur wenige Worte dieser Sprachen verstand, fühlte sich auch an diesem Tage, ferne von allen, sich selbst überlassen.

Bei der Heimkehr sollte es ein bescheidenes Mahl beim Onkel Asquer geben.

Gesenkten Hauptes saß er unterdessen in seinem Zimmer, die Hände auf seinen Stock gestützt. Sein Zustand hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert, ohne daß ein neuer Anfall hinzugekommen wäre. Er konnte nur noch wenige Worte richtig aussprechen, und nur Costantina und Lia vermochten ihn noch zu verstehen.

Auf einmal erschien Costantina in der Tür mit einem Körbchen großer, roter Rosen im Arme. Der Alte fuhr zusammen und blickte auf.

„Eine reiche Dame schickt sie, eine Freundin des Herrn Justo; sehen Sie, wie schön sie sind, sehen Sie!"

Er sah sie, aber sein Blick war ausdruckslos und belebte sich erst, als die Magd fortfuhr:

„Besser wäre es gewesen, sie hätte einen Ring geschickt. Soll ich sie hier lassen?"

Er nickte bejahend, sie stellte den Korb auf einen Tisch neben ihm, und jetzt, als die Magd sich wieder entfernt hatte, schien etwas Seltsames in ihm vorzugehen.

Er sah starr auf die Rosen, und wie geweckt durch den starken Duft, der dem noch taufrischen Strauß entströmte, beschlich die Erinnerung seine sterbende Seele. Eine weibliche Gestalt, groß und dunkel wie Lia, stand neben ihm und reichte ihm eine Rose . . .

Die gläsernen Augen des Alten wurden feucht; aber plötzlich fing er an mit seinem Stock da und dort aufzuschlagen — überall, so weit er reichen konnte — sein Gesicht verzerrte sich und nahm den Ausdruck von Abscheu, Hohn, Grausamkeit an, als ob etwas Häßliches daläge, das er mit der Spitze seines Stockes zerdrücken wolle. Dann, mit der einen Hand, die er noch bewegen konnte, nahm er aus der Westentasche einen Schlüssel und schloß mit Mühe eine Schublade des Tisches auf, an dem er saß. Er blickte lange hinein, hob, wie um das Gewicht zu prüfen, ein gelbes, mit roten Siegeln bedecktes Päckchen, wendete es um und um und betrachtete die von ihm mit unsicherer Hand geschriebene Adresse.

In demselben Augenblick kamen die Neuvermählten und die Zeugen zurück; und einer von diesen ließ ein lautes Lachen vernehmen. Asquer beeilte sich, das Päckchen wieder an seinen Platz zu legen, zitternd vor Angst, überrascht oder beraubt zu werden. Aber welche Anstrengungen er auch machte, die Schublade ging nicht zu. Ein leichtes Rauschen durchzog wie ein Windhauch den Korridor, und Lia, im weißen Kleide und einem Veilchenhütchen, kam rasch und leicht heran und bückte sich, um den Onkel zu küssen; er aber, im Ärger über seine Schublade, beachtete sie nicht, und sie sah das Päckchen, die Siegel und dachte, daß es sein Testament sei.

Am Nachmittag fuhren die Neuvermählten mit Salvador und einem Dienstmädchen, das ihnen Costantina besorgt hatte, nach Anzio. Es war eine heitere, stille Hochzeitsreise; und Justo und Lia drückten einander die Hände und sprachen von Onkel Asquer, der sich für alles gleichgültig gezeigt hatte.

In Anzio bezogen sie ein Häuschen auf dem Molo. Das Plätzchen war lieblich; eine Altane blickte auf den Hafen, der von dem Rahmen des Ufers malerisch umschlossen war, und an der anderen Seite des Hauses ragten einige Terrassen in das leuchtende Meer hinaus, dessen Wellen sich gegen die weißen Felsen des Molo brachen.

Es war ein nahezu mittelalterliches Bild: die schwarzen Häuser mit ihren kleinen, unregelmäßigen Fenstern, den eisernen, verrosteten Balkonen, daneben, am Anfang des Molo ein Turm, der den Eindruck eines alten Kastells am Meeresstrande machte.

Gegen Abend, als ob sie niemals etwas anderes getan, brachte Lia den Kleinen in sein Bettchen und saß noch lange neben ihm, von heimlicher Angst befallen, mit ihrem Mann allein zu bleiben. Ihr Mann! Sie vermochte noch nicht zu glauben, daß sie nicht mehr allein vor dem Leben stand.

Salvador plauderte noch, war aber müde, und sein feines Gesichtchen, die braunen Händchen, sein ganzes schlankes, glattes Körperchen hatte etwas Weiches und Zartes wie eine Blume, die zu welken beginnt.

Justo war auf die Altane gegangen, und so oft seine Gestalt sich dunkel vom Hintergrund der weit geöffneten Fensterflügel abzeichnete, hob Lia die Augen und sah ihn mit Unruhe an. Woran dachte er? Erinnerte er sich nicht eines anderen Auges, einer anderen Frau?

Als Salvador die Augen geschlossen hatte, näherte sie sich auf den Fußspitzen dem Balkon, fast ängstlich, die Träume ihres Gemahls zu unterbrechen; er umschlang sie, fuhr aber fort auf die Lichter zu blicken, die da und dort angezündet wurden und zwischen den Fischernetzen und dem Schatten der Segelbote sich im Wasser des Hafens spiegelten. Schwarze Gestalten erhoben sich am hellen Saum des Hafendammes; eine Ziehharmonika, die eintönig und sehnsuchtsvoll aus der Ferne tönte, erinnerte Lia an ihr heimatliches Dörfchen; die Sterne erschienen, einer nach dem anderen, am grünlichen Himmel, immer heller, immer zahlreicher, wie wenn die Erde sich ihnen in der Unendlichkeit langsam näherte.

Und Lia dachte an die Palme, an die Nächte der Heide, an den Himmel von Sardinien und das Schweigen der Landschaft in ihrer großartigen Trostlosigkeit. Alle ihre Träume hatten sich verwirklicht. Sie war an einem der schönsten Erdenflecke der Welt; sie hatte einen Gemahl, eine Familie.

Aber eine seltsame Dämmerung, aus Helligkeit und Schatten gemischt, gleich der über dem Meere, umschleierte ihre Seele.

Sie war überzeugt, daß in diesem Augenblick Justos Gedanken nicht ihr allein gehörten, er dachte gewiß an die Vergangenheit und an eine andere; und sie fühlte sich selbst in seinen Armen allein.

VI.

Stille, wonnige Tage gingen dahin. Die beiden Vermählten liebten sich ohne besondere Leidenschaft: Justo gab sich, wie er war, als ein nicht mehr junger, geistig und körperlich etwas verbrauchter Mann, aber gutmütig, ruhig, fleißig. Ein Kranz von Poesie umrahmte diesen bescheidenen Honigmond, und Salvador lenkte Lias Gedanken von jedem trüben Eindruck ab.

Eines Tages jedoch kam ein Brief von Costantina, der schlimme Nachrichten von ihrem Herrn brachte.

„Seit der Abreise von Signoricca ist er sehr niedergeschlagen. Er spricht gar nicht mehr und sitzt immer mit gesenktem Kopf. Es wäre vielleicht richtig, wenn Sie kämen und nach ihm sähen; Sie könnten dann immerhin nach Anzio zurückkehren."

„Was sagst du, Justo," fragte Lia; „soll ich zu ihm gehen?"

„Wir wollen alle zusammen heimkehren."

Es war ein lichter Abend, an dem sie bis zu den Grotten des Nero gekommen; von den Hügeln her wehte der Duft der Kräuter, und das Meer schimmerte in Gold und Violett.

Lia ging in Gedanken, den Kopf geneigt, als ob sie dem Onkel nachahmen wollte.

„Er ist in Verzweiflung, allein zu sein," murmelte sie. „Ich kenne ihn; ich würde mir ewig Vorwürfe machen, wenn er stürbe, während wir abwesend wären. Es muß schrecklich sein, allein und verlassen zu sterben."

„Und doch ist es das Schicksal fast aller Egoisten!"

„Ja, ein wenig selbstsüchtig ist er immer gewesen, oder mindestens schien es so . . . Aber mir gegenüber war er es nicht. Nein, nein! Er hat getan, was ich wollte, und ich darf mich nicht undankbar zeigen; du hast es mir versprochen, daß ich frei sein sollte, ihm in diesen seinen letzten Tagen Gesellschaft zu leisten. Nachher werde ich ganz für euch sein, für dich, für Salvador — ich verspreche dir's."

Sie war erregt; er klopfte ihr zärtlich mit väterlicher Miene auf die Schulter und sagte:

„Willst du, daß wir noch heut abend zurückreisen?"

Da beruhigte sie sich und drückte ihm die Hand.

„Nein, morgen früh. Du verzeihst mir, nicht wahr? Aber du begreifst, daß ich meinem Onkel dankbar sein muß. Ohne ihn wäre ich niemals nach Rom gekommen und würde dich nie gekannt haben. Und ich muß immer denken, daß wir ihn falsch beurteilt haben. Vielleicht war er nicht so hart und egoistisch, wie es den Anschein hatte. Aber die Einsamkeit macht schlecht . . . ich weiß es. Und er hat immer allein gelebt, und niemand hat ihn wirklich lieb gehabt. Selbst ich habe es nicht verstanden, ihn lieb zu gewinnen, nicht einmal ich, die so sehr des Schutzes und der Liebe bedurfte."

„Quäle dich nicht! Nach ihrem Tode erscheinen uns alle Menschen gut," sagte er in seinem ruhigen, von Ironie nicht freien Tone. „Wenn du einst Witwe sein wirst, werde auch ich dir wie ein Held vorkommen. Du

wirst sagen: Er war ein bedeutender Mann, und ich habe ihn nicht verstanden! Und zu Salvador, zu unseren Kindern, wirst du sagen: Ihr könnt euch nicht vorstellen, welch einen Vater ihr gehabt hat!"

„Ja, ich werde es sagen, wenn ich nicht vor dir sterbe. Scherze doch nicht!" — — —

Als sie nach Hause kamen, fanden sie eine Depesche von Costantina. Onkel Asquer ging es schlechter, und sie mußten an demselben Abend abreisen.

Wie liebevoll die Neuvermählten ihm auch zur Seite standen, blieb der Alte bis an sein Ende unruhig und mißvergnügt, wie er gelebt hatte; und Lia behielt den schmerzlichen Eindruck, daß er ihre Heirat ihr nicht verziehen hatte.

Costantina, die weder weinte noch sprach, aber leichenblaß war und ab und zu eine Art Grabgesang anstimmte, wie sie ihn als Kind von den Klageweibern ihres Dorfes gehört hatte, nahm, noch ehe sie den Toten gewaschen und angekleidet hatte, die Schlüssel, die Onkel Asquer stets unter seinem Kopfkissen hatte und übergab sie Lia. Diese nahm sie, öffnete aber die Schublade nicht eher, als bis die Leiche fortgebracht und alles wieder in Ordnung war.

Aber in der Schublade fand sie nichts als wertlose Papiere und ein kleines Blatt, auf dem der Verstorbene seinen letzten Willen verzeichnet hatte: Möbel, Wäsche und Schmuck sollten genau zu gleichen Hälften unter Lia und Costantina verteilt werden.

Das gelbe Päckchen mit den fünf roten Siegeln und die Briefe, die Lia am Hochzeitstage in der Schublade des Onkels erblickt hatte, waren verschwunden . . .

Sie fühlte sich durch die testamentarischen Verfügungen des Alten, die sie der Magd gleich stellten, nicht wenig gekränkt; ihr wäre lieber gewesen, er hätte der letzteren alles hinterlassen.

„Was wirst du nun tun? Willst du in meinen Dienst treten?" fragte sie Costantina, die traurig, fast finster geworden war, als ob der Anblick des Todes sie aufs tiefste ergriffen hätte.

„Wenn Signoricca nicht geheiratet hätte, wäre ich bei ihr geblieben," antwortete Costantina, „so aber nicht; ich gehe nach meinem Dorf zurück, und mit dem Erlös der Möbel werde ich ein Haus kaufen."

In ihrem Dorfe kosteten die Häuser wenig; sie erzählte, daß ihre Mutter für das ihrige eine Lira und dreizehn Centesimi Steuern zahle.

Lia behielt die Kleider, die Ringe des Onkels, die Kleinigkeiten, die er ängstlich geliebt hatte, da er sonst keine Liebe empfunden. Costantina verkaufte die Möbel, weinte und pries, wie Justo gesagt hatte, das Andenken ihres Herrn wie das eines Helden

„Er war gut und freigebig, ja, ja, er war wie einer jener verbogenen, gekrümmten Bäume mit rauhem Stamm, die die besten Früchte geben . . ."

„Du könntest sagen, er war wie ein Baum, aus dessen Holz man die guten Möbel macht," sagte ihr Justo, sie gutmütig neckend. Sie sah ihn wild an.

„Sie scherzen immer, natürlich, wie die Zeitungen, die selbst das Unglück als Spaß behandeln. Aber mein Herr war gut. Sie können nicht wissen, was er alles getan hat, nein, Sie können es nicht wissen . . ."

Sie blieb noch einige Tage in Rom, ungeachtet aller Bitten Lias fest entschlossen, wieder in die Heimat zu gehen. Der Betrag, den ihr die Möbel eingebracht, war gering; aber Lia dachte, daß der Onkel vor seinem Tode der Magd eine Summe eingehändigt oder daß sie sich einer solchen unrechtmäßig bemächtigt hätte. Auf andere Weise konnte man sich ihr seltsames Verhalten nicht erklären.

Als Costantina fort war, dünkte es Lia, als sei nun ein ganzer Abschnitt, der bedeutsamste ihres Lebens, abgeschlossen. Nach und nach aber hörte sie auf, Tür und Fenster der einstigen Wohnung des Onkels anzusehen und ließ sich von dem Strom ihres neuen Lebens tragen.

Das neue Leben war angenehm und ruhig; so ruhig und angenehm, daß es zuweilen fast einen melancholischen Hauch hatte, wie die einförmigen Landschaften in stets gleicher, sanfter Beleuchtung.

Lia schwärmte nicht und philosophierte nicht. Wenn sie manchmal aus dem vergoldeten, aber engen Kreis ihrer Gewohnheiten hinaustrat und mit Justo zu den ersten Vorstellungen ins Theater, in Gesellschaften oder auch zu lärmenden Künstler- und Schriftstellerfesten ging, so regte sie sich nicht auf und träumte nicht.

Sie hatte viel zu lange mit sich selbst gelebt, um ihrer Phantasie nicht gebieten zu können. Wie alle Einsamen hatte sie die Vorstellung eines Lebens, das jenseits des Wirklichen, das über dem Sichtbaren lag. Justo meinte, sie müsse einem Geschlecht von Einsiedlern entstammen; sie sehe die Welt von einer Bergspitze aus. Was würde sie anfangen, wenn sie hinuntersteigen und sich unter die Menge mischen müßte?

Einzig dieser Gedanke beunruhigte sie. Sie erinnerte sich ihres Gesprächs mit Justo in der Villa Borghese, ihres Glückes in der Aussicht, sich nützlich zu machen, und sie fragte sich, ob ihr Leben anders geworden sei. Justo und Salvador hätten ebensogut jahrelang ohne sie leben können.

Ein sehr einfacher Vorgang ließ das alte Verlangen, sich tätig zu erweisen, wieder erwachen.

Tante Gavina hatte ihr nach ihrer Abreise nur dreimal geschrieben; das erste Mal, um ihr zu sagen, daß sie sich über ihren Entschluß, in Rom zu bleiben, wundere; das zweite Mal nach ihrer Verlobung, um ihr zu erklären, daß sie es vorgezogen hätte, wenn sie die Frau eines Beamten geworden wäre; das dritte Mal, um sie zu fragen, wie sie lebe, ob ihr Mann gut verdiene, und ob sie nicht etwas nötig habe.

„Wenn du was brauchst, sage mir's; so wenig ich auch für dich tun kann, ich bin doch immer deine Tante, diejenige, die Mutterstelle an dir vertreten hat."

Lia fühlte sich durch dies Anerbieten so gedemütigt und war gleichzeitig so gerührt davon, daß sie beschloß, die Tante zu besuchen, und an einem Tage im September reiste sie mit Salvador nach Sardinien. Ihre Reise mit den sardinischen Bauern, die mit einem Strick zugebundene Schachtel, das Kästchen mit dem Zitronat, ihre Träume, die nun Wirklichkeit geworden waren. — Alles kam ihr wieder ins Gedächtnis zurück.

Als sie in ihr Dörfchen kam, hatte sie wieder das Gefühl, sich in einer Wüste zu befinden. Ein trostloses Schweigen herrschte in dem staubigen Dorf, auf der Heide bis zum Horizont; es war, als ob die menschlichen Stimmen in dieser Unendlichkeit sich verlören wie das rauhe Geschrei der Vögel. Lia fragte sich, wie sie die langen Tage hinbringen würde; sie kam sich so groß vor, alles um sie her erschien ihr klein, und selbst die Palme hatte sich gekrümmt, war klein geworden wie ein Greis, und ihre Blätter rosteten. Das Jauchzen Salvadors brachte Leben in das traurige, tote Dorf. Kaum angekommen, ging er zu den Hühnern und störte sie auf, dann kroch er in die Büsche wie ein Häslein, das einem geschlossenen Raum entrinnt, und Lia sah nun, daß ihre hauptsächliche Beschäftigung sein werde, hinter ihm herzulaufen.

Dunkel und ernst, das Gesicht von einer schwarzen Binde eingefaßt, die Hände unter der Schürze, stand Tante Gavina auf der Schwelle des Häuschens und sah zu. Sie betrachtete den Knaben ohne sonderliches Wohlwollen und fand es lächerlich, daß Lia sich um solch einen Schlingel, der nur ihr Stiefkind war, so viel kümmerte.

„Der wird dir zu schaffen machen," sagte sie, indem sie zu ihr unter die Palme trat. „Mit anderer Leute Kinder darf man sich nicht einlassen."

„Ihr aber habt Euch doch mit ihnen eingelassen."

„Das war etwas anderes. Nun erzähle mir . . ."

Lia erzählte harmlos alle ihre Erlebnisse seit ihrer Ankunft in Rom, die Geschichte ihrer Heirat, den Tod des Onkels und wunderte sich im stillen, daß bei Erwähnung dieser Vorgänge Tante Gavina, die große Ehrfurcht vor Toten empfand, nicht nur nicht mehr schimpfte, sondern nicht einmal gegen das großmütige Vermächtnis für die Magd etwas einzuwenden hatte.

„Ja, du hast ihn verlassen und in welchem Zustand! Es ist schon viel, daß er an dich gedacht hat. Alsdann, wie du mir gesagt hast, war er mit deiner Heirat nicht einverstanden. Und ich — gesegnet sei sein Andenken! — kann ihm nicht unrecht geben: Man heiratet nicht einen Mann mit Kindern, der kein sicheres Vermögen hat."

Lia, die den Widerspruchsgeist der Tante kannte, ließ sich auf keinen Streit mit ihr ein; sie fragte bloß:

„Und wen hätte ich sonst heiraten können?"

„An Partien würde es dir nicht gefehlt haben, meine Rosa. Selbst hier dachte manch einer an dich."

„Ach ja, der Lehrer? Lebt er noch?"

„Warum sollte er denn gestorben sein? Er ist ja nicht so alt, und so viel ich weiß, ist dein Mann auch kein Jüngling von zwanzig Jahren."

„Er ist darüber hinaus, freilich," rief Lia lebhaft, „aber er ist noch jung, stark und kräftig."

Sie übertrieb ein wenig aus Eigenliebe, die Tante jedoch schien nicht bekehrt, und immer noch mit den Händen unter der Schürze, scheinbar hart und ungerührt, betrachtete sie Salvador, der aus kleinen Steinen ein Haus nach dem Vorbild ihrer Hütte baute.

„Wie viel verdient dein Mann?"

„Fünfhundert Lire."

„Das Jahr?"

„Den Monat."

Das machte Eindruck auf die Frau; hundert Scudi bedeuteten für das Dörfchen ein großes jährliches Einkommen. Dann besann sie sich aber darauf, daß der Lehrer gesagt hatte, in Rom müsse man, um gut zu leben, hundert Lire täglich haben, und unterdrückte ihr Erstaunen.

Lia fuhr fort:

„Ihr seht also, wir sterben nicht Hungers."

„Auch die Bettler sterben nicht Hungers, mein Herzenstrost. Aber um alles zu kaufen, alles vom Salz bis zum Öl, da geht was drauf. Die Vorräte in deinem Hause werden nicht grade groß sein. Sag mir, hast du viel Geld übrig am Ende des Monats?"

„Viel nicht, das ist richtig."

„Wenn ihr hier lebtet, könntet ihr vielleicht gut sparen," hub die Tante wieder an, merkte aber alsbald selbst, daß dies für einen Korrespondenten amerikanischer Blätter nicht wohl anging, und fuhr nicht ohne Bitterkeit fort: „Aber das Land hier ist zu armselig, als daß dein Mann uns die Ehre angetan hätte, mit dir zu kommen . . ."

„Er hat zuviel zu tun, Tante; er wird ein anderes Mal kommen."

„Ich werde sterben, ohne ihn gekannt zu haben. Nun, daran liegt nichts. Die Hauptsache ist, daß er am Leben bleibt, nicht ich. Aber sage mir, wenn er einmal alt ist, wird er doch schreiben können? Unserem Pfarrer zittert die Hand."

„Wenn er alt sein wird?" sagte Lia, die anfing, ärgerlich zu werden, „dann wird Gott an uns denken. Und ist nicht das Kind da?"

„Das Vögelchen dort? Das fliegt davon, sobald ihm die Flügel wachsen, wenn es nicht noch Schlimmeres tun wird."

„Salvador!" rief Lia.

„Warte, ich baue die Tür."

„Komm sofort."

„Warte, habe ich gesagt."

„Siehst du, er gehorcht dir gar nicht. Er wird immer ‚warte' sagen und nie kommen."

„Erzählt Ihr mir nun die Neuigkeiten des Dorfes," sagte Lia, nur um von etwas anderem zu reden, und Tante Gavina erzählte. Der Lehrer war, nach der Verheiratung derjenigen, die er geliebt hatte, ein Menschenfeind und Trunkenbold geworden, er las immer die Psalmen, wie die Priester, und

man sagte sogar, daß er selbst Geistlicher werden wolle. Simon Salis hatte den Prozeß gewonnen, und seine Frau hatte sich ein falsches Gebiß angeschafft; der Pfarrer hatte zugunsten der Kirche sein Testament gemacht.

„Es hätte nicht viel gefehlt, so würde er den Gottesdienst umsonst versehen haben, weil er seinem Neffen nichts hinterlassen wollte."

An den folgenden Tagen machte Lia, die nicht wußte, wie sie die Zeit hinbringen sollte, einige Besuche. Salvador begleitete sie und wurde bald populär, gleichzeitig aber auch berüchtigt, indem er überall, wo es auch sei, jeden Winkel durchsuchte, im Hause der Rosalia Barratzu eine Kaktusfeige verlangte und in einem anderen Brot und Käse zusammen mit den Knechten und Mägden aß, die bei der Mahlzeit waren.

Er war also ein frecher Junge, der in Rom wohl nicht genug Obst zu essen bekam und sich von groben Speisen nährte.

Wohin immer sie kam, mußte Lia ein langes und ausführliches Verhör über ihre finanzielle Lage bestehen, und alle gaben ihr mitleidig kund, welche Sorge sie sich um ihre Zukunft machten: was würde sie tun, wenn ihr Mann erkrankte oder stürbe? Ein Tagesschreiber war für all diese guten Leute fast wie ein Tagelöhner, das heißt wie einer, der für Tagelohn arbeitet; bis auf die Namen sind sie sich ähnlich, und beide essen nur, wenn sie arbeiten. Vergeblich verteidigte der Neffe des Pfarrers, der Korrespondent der „Nuova Sardegna" war, seine Kollegen und versicherte, daß gewisse Journalisten so viel verdienten, wie Minister. Donna Rosalia Barratzu und die anderen vermöglichen Frauen lächelten herablassend und sagten:

„Es kann einer noch so viel verdienen, wenn er nicht Vorräte im Hause hat, die er von seinen Ländereien bezieht, so steht es nicht gut mit ihm und er kann sich niemals satt essen."

Jeden Abend schrieb Lia an Justo.

„Ich bin hier in dem einsamen Kämmerchen, wo ich die trostlosen Jahre meiner ungenützten Mädchenzeit verbracht habe. Salvador schläft in einem Bettchen, das Tante Gavina neben dem meinigen aufgestellt hat. Er schläft ganz fest; dennoch rührt er sich von Zeit zu Zeit und lacht in einem herzbewegenden, heiteren Tone, der aus einer fernen Welt zu kommen scheint, wo alles Freude ist. Er war recht müde, und tagsüber hat er die Tante Gavina halb verrückt gemacht. Sie ist aber doch vorhin dagewesen, um nach ihm zu sehen, und hat am Fenster eine Sichel aufgehängt, damit die Fledermäuse sich damit aufhalten, die Zacken zu zählen, und also nicht in unsere Kammer kommen. Auch in diesem Augenblick ruft sie mir zu, das Licht rasch auszulöschen, damit die Versuchung sich nicht einschleiche, die sich offenbar nicht damit abgibt, die Zacken der Sichel zu zählen.

„Mein lieber Justo, nichts hat sich hier geändert; immer noch meine ich auf dem bläulichen Hintergrunde des kleinen Fensters eine schwarze Gestalt sich abzeichnen zu sehen; der junge Mond schwebt über ihrem Haupte, und die Sterne funkeln durch ihr Haar. Es ist Lia, die auf das ferne Meer blickt und träumt. Ich bin eine andere geworden und beklage nicht diese meine traurige, unbewegliche Schwester, aber etwas von ihr mag mir noch

geblieben sein, wie die Erinnerung an eine Tote bleibt. Ich möchte sie völlig vergessen, eine andere sein, nicht bloß durch den Willen, sondern durch die Tat.

„Denkst du noch an unser erstes Gespräch in der Villa Borghese? Was habe ich seitdem getan? Nichts, nichts! Ich habe geliebt, habe mich lieben lassen. Das ist wenig, fürwahr. Ich male mir mit Schrecken aus, was aus mir geworden, wenn ich dir nicht begegnet wäre: Ich hätte hierher zurückkehren müssen, in diese endlose Einsamkeit, die von Wesen bewohnt wird, die wie die schwachen menschlichen Stimmen in der Totenstille der Berge nur noch mehr die Leere, die Wüste empfinden lassen.

„Ich erinnere mich des Briefes, den ich an den armen Onkel Asquer schrieb und nie den Mut hatte abzuschicken. Wie viele gute Vorsätze! Und die Zeit ist dahingegangen, ohne daß ich ihrer auch nur gedacht hätte. Und nun ist mir, als ob all jene guten Vorsätze, die in diesem Kämmerlein geblieben sind, sich erhöben, um mich herumsprängen und um das Fenster summten, wie die Irrwische der Nacht. Wenn auch sie sich nur nicht damit aufhalten wollten, unnützerweise die Zacken der Sichel zu zählen!

„Ich habe Deinen lieben Brief erhalten und danke Dir für Deine zärtlichen Worte; auch mein Herz ist bei Dir, und es quält mich, daß Du für uns alle arbeitest, während ich hier die Tage müßig verbringe.

„Ich fühle ein unbezwingliches Bedürfnis, auch meinerseits etwas zu tun, und dies Bedürfnis macht mich zuweilen unruhig und traurig, als ob in mir etwas Schlechtes gäre, das durch äußere Anstrengung niedergehalten werden müsse.

„Ich verstehe jetzt, wie gewisse begabte Menschen, die den Tätigkeitstrieb haben, aber durch ihre Umgebung, durch Mangel an Energie oder die Verhältnisse zum Müßiggang verurteilt, Schlechtigkeiten verüben: es ist ihre zurückgehaltene, niedergedrückte Tatkraft, die aufbricht wie ein bösartiges Geschwür. Was soll ich aber tun? Ich denke und denke darüber nach und muß endlich mich entschließen: denke auch Du darüber nach, mein Lieber; Du mußt Deiner Frau Arbeit geben.

„Hier ist das Leben immer das gleiche. Ich fahre fort, Besuche zu empfangen und besonders, welche zu machen. Ich und Salvador sind Mode geworden; alle Familien wollen uns um die Wette bei sich sehen. Männer und Frauen wiederholen und erörtern jedes Wort, das Salvador spricht, und er kann schon reiten und den Ochsenwagen lenken. Jeden Augenblick bekommen wir Geschenke: Obst, Käse, Wein, Hühner, mit Bändern geschmückt und mit scharlachroten Ringen an den Pfoten. Die Leute im Dorf füllen sich die Taschen mit Orangen und Birnen, wie sie es Ostern zu tun pflegen, und warten darauf, daß Salvador vorbeikomme, um ihm alles zu geben. Die Geschenke gewisser Familien haben indessen etwas Demütigendes an sich. Viele hier meinen, das Leben in Rom sei so kostspielig, daß Menschen wie wir sich Obst und Leckerbissen nicht gönnen können; sie schicken uns daher Muskatellertrauben, Forellen, Rebhühner, Mandelgebäck, damit wir uns, so lange wir hier sind, satt daran essen.

„Auch mein Ex-Bewerber hat mir ein Körbchen Trauben geschickt. Vor ein paar Tagen habe ich seine Familie besucht: sie empfing mich zu ebener Erde in einem Zimmer mit alten, geschnitzten Truhen geschmückt, feucht und düster wie eine Grabkapelle. Die Hühner gingen ungehindert ein und aus, und Salvador, durch mich gewarnt, begnügte sich, sie lächelnd zu betrachten, obwohl die Augen ihm vor Begierde brannten, sie zu quälen. Diejenige, die meine Schwiegermutter hätte werden sollen, sah mich mit Neugierde an und fragte mich nach den Preisen der Lebensmittel in Rom. Mein alter Bewerber hielt sich im Hofe auf und wagte nicht, sich zu zeigen, bis ich Salvador nach ihm schickte. Dann kam er herein, plump, bäuerisch, und ich merkte, daß er zitterte. Man sieht es ihm an, daß er ein Trinker geworden, dennoch hat er sich etwas Freundliches bewahrt; er nahm den Knaben mit sich, gab ihm eine Nelke, und heute schickte er ihm einen kleinen sardinischen Wagen, den er selbst gezimmert. Wer sich unbefangen geben und als Mann von Welt erscheinen will, ist mein zweiter Freier, der Herr Lehrer, der punkt fünf Uhr mich zu besuchen kam und nach einer Viertelstunde wieder ging. Wir haben von Politik und Religion miteinander gesprochen. Er ist der einzige, der mir nichts, weder Eier noch Obst, geschickt, der keine indiskrete Frage in bezug auf Dich an mich gerichtet, sich überhaupt nicht nach Dir erkundigt hat, als ob Du gar nicht da wärest . . .

— —

„Eben kommt Tante Gavina noch einmal herein, sieht Salvador an und legt auf dieses Blatt zwei Mückenbeinchen. ‚Die Versuchung kommt, meine Rosa,‘ sagt sie, ‚und auch die Mücken; gib acht, daß sie Sarbadowoddu[1]) nicht stechen‘.

„Aus diesem Grunde muß ich das Licht auslöschen. Gute Nacht also Geliebter, und einen Kuß von Deiner Lia.“

— —

„Mein guter, mein geliebtester Justo! Ich habe eine seltsame, schlechte, himmlische Nacht verbracht. Die Versuchung? Die Fledermäuse? Die Mücken? Tausendfältiges, rätselhaftes Gesumme erfüllte das Halbdunkel der Nacht, Wolken wogten, und Strahlen leuchteten um mein Bett. Jetzt ist mir mein Unbehagen, meine Unruhe der letzten Tage klar. Ja — etwas war in mir, ist in mir, — etwas Großes, Gewaltiges, Göttliches — Salvador wird ein Brüderchen haben!“

Zweiter Teil.

I.

Vier Jahre später, an einem Morgen gegen Mitte Mai, stand ein eleganter junger Mann, der ein möbliertes Zimmer suchte, vor dem noch immer staubigen Eingang des Hauses, in welchem Lia wohnte; und nachdem er auf-

[1]) Sardische Form für Salvador.

merksam einen grauen Anschlagezettel gelesen hatte, der ihm sagte, daß er, wofern er wolle, gefunden habe, was er suchte, sah er hinauf, prüfte die Fassade des Hauses und wandte sich hierhin und dorthin, um die Straße und Umgebung genau zu betrachten. Die Gegend gefiel ihm. Es war Licht, Luft und freier Raum da; dem Hause gegenüber standen hübsche Villen, teils fertig, teils noch im Bau. Was ihn aber unentschlossen machte, war das Geschrei der Gemüseverkäuferinnen, die sich etwas weiter nach der Piazza Sallustio zurückgezogen hatten, der Lärm der mit Baumaterial beladenen Karren und das Gebrüll der Fuhrleute, die ihre Pferde durch die Öffnungen in den Mauern der Gärten ein- oder austrieben.

Mit seinem Stöckchen sich leicht auf die Beine schlagend, mit der feinen, weißen Hand den langen, blonden Schnurrbart zwirbelnd, sah er wieder auf die Fenster des Hauses, auf die Scheiben, die das blaue Morgenlicht widerspiegelten, und endlich entschied er sich einzutreten.

„Was für Zimmer sind es?"

Der Portier, dick und rot, mit gelbem Hemd und Lederschürze, nähte an einem alten Schuh und hielt es nicht einmal der Mühe für wert, den Kopf zu heben.

„Auf Nummer drei: ein großes Schlafzimmer und ein Wohnzimmer," rief er.

„Wieviel das Schlafzimmer?"

„Fünfzig Lire."

„Und Schlaf- nebst Wohnzimmer?"

„Siebzig."

„Ist es eine Pension?"

„Nein."

„Was für Leute?"

„Eine Witwe."

„Mit Kindern?"

„Ja."

„Dann ist es nichts."

Daraufhin geruhte der Portier den Kopf zu heben. Er sah nun in der Türöffnung einen schönen, jungen Mann stehen, groß, mit hellbraunem Haar, grünlich-blauen Augen, aristokratischem Aussehen. Die feine, leicht gerötete Gesichtsfarbe, die weißen Zähne, das Grübchen am Kinn verliehen ihm etwas Jugendliches. Der Mann merkte, daß er mit einem anderen zu tun hatte, als die waren, die bisher sich nach den Zimmern der Witwe erkundigt hatten, und er versuchte, der Sache seiner Hausgenossin das Wort zu reden.

„Es sind wohlerzogene Kinder, und dann sind sie fast nie zu Hause. Das Schlafzimmer ist prachtvoll, gut eingerichtet, das Wohnzimmer ein Staat. Die Dame hat niemals vermietet und nimmt nur einen Mieter. Sie ist eine feine, ernste Dame, seit wenigen Monaten Witwe eines Journalisten, der — armer Teufel — in diesem Winter an Lungenentzündung gestorben ist."

Der junge Mann war stehen geblieben und schlug sich mit dem Knopf seines Stockes auf die Backe; er schien mit Interesse die kurze Leidens-

geschichte anzuhören, aber aus seinen Augen sprach nur eine milde Gleichgültigkeit.

„Die Dame ist wohl sehr jung?" warf er endlich ein.

„Nicht so sehr, nicht so sehr," sagte der Portier, um ihn nicht abzuschrecken.

„Gut, sehen wir uns die Zimmer an," sagte er mit einer gewissen Resignation.

Ein besonderer Zufall wollte, daß die Treppe sauber und menschenleer war; man vernahm, einem fernen Wasserrauschen ähnlich, das unaufhörliche Gezwitscher der Spatzen, man spürte den ländlichen Geruch der umliegenden Gärten.

Kaum daß die Klingel sich gerührt, so lief Salvador, vom Brüderchen gefolgt, herbei, um zu öffnen. Die beiden Kinder trugen lange schwarze, Schürzen, welche die durchsichtige Bläße von Salvadors Gesichtchen noch mehr hervortreten ließen. Als dieser die Tür des Wohnzimmers mit den Worten öffnete: „Treten Sie ein", begann der junge Mann abermals sich mit dem Knopf des Stockes gegen die Backe zu schlagen. Er war unruhig. Das kleine Wohnzimmer, nichts weniger als „ein Staat", ging auf den Hof; die beiden Knaben, der eine dünn und zahnlos wie ein altes Männchen, der andere rosig und rund mit einem Lockenkopf, sahen ihn unverwandt an, ohne ihre Neugierde zu verbergen. Endlich kam die Mutter herein: groß und bleich, schwarz gekleidet, das Haar so dunkel, daß es wie eine Trauerbinde aussah. Die Kinder entfernten sich, und der junge Mann, schon übel gelaunt, sagte verdrossen: „Wollen Sie mir die Zimmer zeigen?"

„Ich bitte."

Das Schlafzimmer, geräumig und freundlich, war einfach und geschmackvoll eingerichtet; die Wände blau, von einem hellen, silbrigen Blau, die Möbel weiß lackiert, über dem Bett hing die Kopie einer Madonna des Dolci.

Der junge Mann sah sich um, und seine sanften, gleichgültigen Augen schienen sich ein wenig zu beleben, aber mit einem Ausdruck von Trauer. Er betrachtete das Bildchen, er trat ans Fenster, er sah auf die weite Fläche, grün von Gesträuch und Baumwipfeln, grau von Bauten, die sich bis zur Via Buoncompagni und Via Piemonte ausdehnten, und dann, sich wieder umwendend, fragte er: „Und das Wohnzimmer?"

„Hier," sagte Lia, die Tür öffnend. „Gegenwärtig ist es unser Speisezimmer; aber ich mache ein Wohnzimmer daraus."

Die Kinder am Fenster betrachteten den Fremden mit ihren großen, neugierigen Augen. Er wurde wieder zweifelhaft.

„Gehen sie zur Schule?" fragte er.

„Ich ja, aber heute sind Ferien," antwortete Salvador, der Mutter zuvorkommend. „Mein Brüderchen ist noch zu klein."

Das Brüderchen wollte dreinreden, aber Salvador schob es gegen die Wand, wie um es darin zu verbergen, und sagte: „Der weiß noch nicht, was er spricht."

„Die Kinder werden Sie nicht stören," sagte sie, während er unentschlossen sich wieder mit dem Knopf seines Stockes zu tun machte und sich damit in die linke Hand schlug.

„Was würden nun Schlaf- und Wohnzimmer kosten?" fragte er, indem er wieder in die blaue Stube trat.

„Achtzig Lire."

„Das ist ein bißchen zu viel."

„Nun, dann siebzig," versetzte die Witwe ohne zu zögern und zu feilschen. Hierauf nahm der junge Mann aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte und reichte sie ihr.

„Höchstwahrscheinlich werde ich beide Zimmer nehmen; wenn es Ihnen recht ist, gebe ich Ihnen heute noch eine bestimmte Antwort."

Sie nahm die Karte, ohne sie näher anzusehen, und begleitete ihn zur Tür, während er, immer noch unsicher, fortfuhr: „Wenn Sie übrigens Gelegenheit hätten, zu vermieten, ehe ich wiederkomme . . ."

„Schon gut!" Sie kam wieder herein und las auf der Karte:

„Cav. Piero Guidi, Sektionschef im Finanzministerium."

„Laß mich lesen, laß mich sehen," rief Salvador, sich auf die Fußspitzen hebend, und das Brüderchen tat desgleichen.

„Laß mich lesen, laß sehen," rief auch er.

„Hört auf," sagte Lia, „ich habe nie so neugierige Kinder gesehen; das geht euch nichts an."

Aber was gab es, das sie nicht anging? Sie ließen nicht ab, bis sie die Karte erlangt hatten und Salvador laut buchstabierte:

„Cav. Piero Guidi, Sektionschef im Finanzministerium".

was das Brüderchen, die Karte verkehrt in der Hand haltend, mit ernster Miene nachsprach.

„Sollte aber nicht ein alter Herr kommen?" fragte Salvador.

„Ich habe mich mit ihm nicht geeinigt," erwiderte Lia, die mit dem Knaben wie mit einem Erwachsenen sprach; „vielleicht ist es besser so."

„Wie alt mag dieser sein, Mama?"

„Etwa fünfunddreißig, wenn er schon Sektionschef ist. Dem Namen und der Sprache nach muß er ein Romagnole sein, und die Romagnolen sind tüchtige Leute."

Salvador sah nachdenklich vor sich hin und sagte, an den Fingern zählend: „Alsdann, wenn er wie Papa stirbt, hat er noch acht Jahre zu leben. Wird er immer bei uns bleiben?"

Lia, ohne zu antworten, entfernte sich, die Augen voll Tränen. Die Heiterkeit der Kinder, die den Vater tot wußten und dennoch von ihm sprachen, als lebte er noch und könnte jeden Augenblick wieder unter ihnen erscheinen, war ihre größte Qual.

Anderseits machte sie es sich zur Pflicht, sie durch ihren Schmerz nicht zu beunruhigen, hatte aber auch noch nicht die Kraft, mit ihnen von ihm so zu sprechen wie von einem geliebten Abwesenden, der wieder heimkehren oder mit dem man sich wieder vereinen wird.

Sie nahm die Zubereitung des bescheidenen Mittagsmahls wieder auf, und heiße Tränen rollten nieder.

Seit drei Monaten war das für sie und die Kinder die Würze der Speisen — es waren Tränen des Schmerzes, der Unruhe und manchmal auch der Reue.

„Nun ist es gekommen," dachte sie, „die ganze schreckliche Prophezeiung hat sich erfüllt, und ich glaubte es nicht, ich schloß die Augen! Was wird nun aus mir, aus mir und aus ihnen werden?"

Und sie lebte wieder beständig in der Vergangenheit, in jenen kurzen Jahren, die wie eine Oase in der Wüste gewesen waren. Jetzt hatte sie die Wanderung wieder aufgenommen, nicht mehr allein, aber schlimmer als allein, und ihre Augen waren wie geblendet von dem grellen Licht, das auf die Unendlichkeit einer viel größeren, viel entsetzlicheren Wüste fiel, als die war, deren sie sich erinnerte.

Das Schrecklichste für sie war, wenn ihr die Gedanken an ihre Zweifel, ihre Ahnungen, an die Warnungen des Onkels Asquer und der anderen kamen. Sie dachte zurück an den Besuch in ihrem Dörfchen, an das Gebrumme der Tante, an ihre Ansichten über die Arbeit. Die Jahre waren hingegangen, sie hatte das eigene Kind aufgezogen, das fremde erzogen; das war wenig den Verfolgungen des Schicksals gegenüber, das es darauf abgesehen hatte, sie unablässig zu peinigen. Sie haßte dieses böswillige Schicksal und fühlte, daß dieser Haß sie nur um so mehr zum Kampfe treiben sollte; noch aber war sie zu gebrochen durch die fürchterlichen Schläge, die sie getroffen, und sie konnte nur langsam, wie schwankend, weiterkommen.

„Was, was wird aus uns werden? Zimmervermieterin soll ich also sein? Nun ja; aber wenn ich sterbe, was wird aus ihnen?"

„Es ist nicht möglich, du wirst nicht sterben," antwortete ihr eine innere, sich dagegen auflehnende Stimme mit mehr Verzweiflung als Überzeugung.

„Auch von ihm meinte ich es, und er ist doch gestorben!"

Und der Gedanke, daß trotz allem, was sie gefürchtet und andere vorausgesehen, das Entsetzliche sich erfüllt hatte, brachte sie zu Ausbrüchen tiefster Verzweiflung. Es ist nicht wahr, daß die Dinge, die man voraussieht, nicht geschehen; gerade sie geschehen unabwendbar, wie die Nacht auf den Tag und der Winter auf den Herbst folgt. Sie dachte zurück an die vertraulichen Mitteilungen, die ihr Mann ihr in seinen letzten Tagen gemacht. Er hatte sie aus Liebe geheiratet, aber auch aus Furcht, wenn er früh sterbe, sein Kind allein auf der Welt zu lassen.

Und nun war er früh gestorben, und Salvador war nicht allein geblieben. Aber warum, warum hatte er nicht weiter gesorgt? Ja, er hatte es wohl versucht und während der letzten Jahre, nach der Geburt des zweiten Kindes, Tag und Nacht gearbeitet wie ein Sklave, und mit dem Opfer seiner Gesundheit für die Kinder und die Witwe eine kleine Summe — zehntausend Lire — sichergestellt.

Aber was sind zehntausend Lire in einer großen Stadt?

„Wir werden nicht vor Hunger sterben, aber wir werden in Armut leben, wenn ich nichts verdienen kann," dachte Lia.

Die Kinder brauchen gesunde Nahrung, Luft und Raum, sich zu bewegen; sie glaubte zu ersticken bei dem Gedanken, daß sie sich mit ihnen in ein enges, dumpfes Zimmer zurückziehen und sie aufwachsen lassen sollte wie kümmerliche Pflänzchen in einem kleinen Gefäß.

„Und dennoch wird es so kommen; denn es kommt alles so, wie man es voraussieht."

Schon hatte sie das kleine Kapital angreifen müssen, und jetzt war es so weit gekommen, daß sie sich einen Fremden ins Haus nehmen wollte, einen Unbekannten, der sie der besten Zimmer berauben würde . . .

Ihre Tränen flossen, als sie am Herde stand, und immer wieder kam die quälende Frage: „Was soll ich tun, was kann ich tun?"

Ein Schrei Salvadors und das Weinen Ninos rissen sie aus ihrem trüben Sinnen; sie lief hinaus und fand die beiden Knaben im Streit um ein Stückchen roten Papiers.

„Es gehört mir, sage ich dir, es gehört mir!"

„Nein, es gehört mir!"

Lia fuhr dazwischen und trennte sie.

„Hört mich an," sagte sie, ihnen drohend und sie ermahnend. „Ich habe euch hundertmal gesagt, daß ihr euch nicht zanken dürft, ihr seid Brüder, ihr seid keine Feinde. Wenn ihr euch nicht untereinander liebt, wen werdet ihr lieben? und wer wird euch lieben? Und wenn ihr ungehorsam seid, ist es noch schlimmer. Du aber, Salvador, der du schon vernünftiger bist, solltest nachsichtig gegen dein Brüderchen sein und ihm mit gutem Beispiel vorangehen. Ich hoffe übrigens, daß, wenn jener Herr zu uns zieht, du keinen Lärm machen wirst. Du weißt, daß wir arm und darauf angewiesen sind, die Zimmer zu vermieten. Wenn du dich aber so benimmst, werden die Mieter davonlaufen, und was dann?"

Er hörte nachdenklich zu, an einem Zipfel seiner Schürze kauend, während Nino, froh, daß die Mutter Salvador schalt, ihr die Hand küßte.

„Wenn ich groß bin, werde ich arbeiten," versprach Salvador.

„Gewiß, aber unterdessen müßt ihr brav sein. Nun geh und mache deine Schulaufgabe, laß es dir nicht zum zweiten Mal sagen."

In Erwartung „des Herrn, der kommen sollte", verbrachte Lia mit den Kindern den Nachmittag am Fenster des Wohnzimmerchens.

Salvador begriff, warum sie zu Hause blieben, und klagte nicht, aber Nino kam jeden Augenblick zur Mutter, küßte ihr die Hand, die Knie, hob sich auf die Spitzen seiner Füßchen und flüsterte:

„Einen Kuß, einen Kuß." Und sie beugte den Kopf, und er ergriff ihr Gesicht und küßte sie, wie immer, wenn er etwas von ihr wollte.

„Was willst du denn, Nino?"

„Gehen wir nicht aus, Mama?"

„Später, mein Herz; wir warten auf den Herrn, dann gehen wir."

Aber die Stunden des langen, sonnigen Nachmittags gingen vergeblich dahin, und Nino, der stets der Überbringer dessen war, was der Bruder nicht selbst zu sagen wagte, kam einmal zur Mutter und sagte geheimnisvoll:

„Auch Salvador möchte ausgehen."

Lia rief den Knaben und umarmte ihn. Wenn sie saß, war er schon so groß wie sie, und sein blasses Gesichtchen mit den großen, sanften und leuchtenden Augen drückte Sorge und Wünsche aus, die weit über sein Alter hinausgingen.

„Wir werden später ausgehen, mein Herz," wiederholte die Mutter; „du verstehst ja; habe hübsch Geduld, spielt noch miteinander und sei gut mit deinem Brüderchen."

Die Kinder waren aber des Spielens überdrüssig. Sie kamen ins Wohnzimmer, setzten sich aufs Sofa, seufzten, gähnten, und die Mutter, um sie zu zerstreuen, erzählte ihnen von dem fernen Lande; Erzählungen, für welche die Kinder ein außerordentliches Interesse hatten. Salvador erinnerte sich der Heide, der Hütte, der Tage der Freiheit, die er da unten genossen hatte, und je mehr die Jahre dahingingen und das Leben ihr nach wie vor wie eine Sphinx erschien, dachte auch Lia an die Heide, an die Hütte, an die weit zurückliegenden Tage mit einem kindlichen Heimweh, das der Ferne Farben verleiht, die sie verschönen, wie der Nebel im Morgenrot die dürrste Landschaft verschönt.

„Weißt du, was wir tun wollen?" sagte auf einmal Salvador. „Laß uns wieder hingehen. Jetzt, da Papa tot ist. Dort können wir viel herumlaufen, und dann bekommen wir auch so viele Geschenke."

„Ach nein," erwiderte Lia ernst, „dort gibt es keine Schulen, und ihr müßt lernen, liebe Kinder, euch an die Arbeit gewöhnen und unter Menschen leben."

„Aber dort sind ja die Bauern, und ich möchte ganz gerne ein Bauer werden."

„Und ich möchte Packträger werden," sagte rasch der Kleine, der eifrig zuhörte.

„Geh, du weißt nicht, was du sagst," spottete Salvador, das Brüderchen auf das Sofa stoßend, wo es mit den Beinen in der Luft liegen blieb.

„Jeder Stand ist ehrenwert," belehrte die Mutter, „aber wenn man klug ist wie ihr, dann muß man etwas lernen, um ein bedeutender Mensch zu werden."

„War Papa ein bedeutender Mann?"

Lia sagte pietätvoll „ja".

„Und ist jener Herr ein bedeutender Mann?"

Ein Ton der Klingel ersparte ihr die Antwort, die jedenfalls nicht bestimmt gelautet hätte.

„Das ist er!" sagte Salvador, indem er nach dem Korridor sprang. Aber die Mutter erhob sich gleichzeitig, rief ihn mit einem Wink zurück, hieß ihn wieder ins Zimmer treten und befahl:

„Seid still und stellt keine Fragen."

Sie ging, um zu öffnen, und wußte nicht, warum ihr das Herz schlug.

Ein paar Tage lang hatte Lia mit dem Umräumen im Hause viel zu tun; sie mußte sich auch eine Aufwärterin für die notwendigsten Morgenarbeiten nehmen, und sie fand glücklicherweise eine sehr gutmütige Frau, welche die Kinder lieb hatte und Lias Lage begriff oder zu begreifen meinte, weil sie auch in zwei anderen herabgekommenen Häusern den Dienst versah.

Eines Morgens, da sie Lia noch trauriger fand als sonst, erzählte sie ihr, um sie zu trösten, von den wenig erfreulichen Vorgängen in den anderen Familien, bei denen sie diente.

„Sie, Signorina, leben ja wie im Himmel! Wenn Sie wüßten, wie es bei den anderen zugeht, welches Elend, welche Unordnung, welch ein Totengeruch! Das eine Fräulein hat für ihre gelähmte Mutter und drei kleine Schwestern zu sorgen, und sie selbst ist bleich, dünn wie ein Faden und schwach wie ein Hauch!"

„Was tut sie denn?"

„Sie arbeitet mit der Schreibmaschine, die ihr eine wohltätige Dame gekauft hat, eine Dame, die auch zuweilen die arme Gelähmte besucht; sie heißt Bianchi."

Lia fuhr zusammen. Sie kannte diese Frau Bianchi; es war dieselbe, die ihr und Justo die roten Rosen zur Hochzeit geschickt hatte; dieselbe, die den Journalisten und seine Frau so oft zu prunkenden Gastmahlen geladen hatte, dieselbe endlich, die jetzt noch dann und wann Nino und Salvador holen ließ, um ihrem kränklichen und verwöhnten Knaben Gesellschaft zu leisten.

„Frau Bianchi" . . . sagte sie leise, — „ich kenne sie . . . ich bin schon zu Tisch bei ihr gewesen . . ."

Die Dienerin sprang auf, sah sie mit ihren funkelnden Augen fest an: „Auch Sie kennen sie? haben bei ihr gegessen? Nun dann . . ."

Lia schüttelte den Kopf.

„Ich brauche niemanden, meine Liebe!"

„Man kann nicht wissen, Signorina, man kann nicht wissen!"

Fast zornig hieß Lia sie schweigen. Lieber sterben, als von Almosen leben.

Und so, anstatt sie durch ihre trübseligen Geschichten zu trösten, reizte sie die Magd nur noch mehr. Das Gewerbe der Zimmervermieterin war ihr schon eine Stufe der Erniedrigung; sie fand, daß die Notwendigkeit, die Armut bereits ihren Charakter herabgestimmt hatten. Alles kam ihr grau vor.

In dieser traurigen Verfassung fast körperlichen Unbehagens traf sie ihr Mieter.

Lias Leben nahm scheinbar seinen, wenn nicht frohen, doch ruhigen Verlauf wieder an: ihr kleines Einkommen im Verein mit dem, was sie von Guidi erhielt, setzte sie instand, die Hausmiete zu bezahlen und die kleine Familie zu ernähren, wobei freilich sie und die Kinder sich mit dem Notwendigsten begnügen mußten.

Der Mieter beanspruchte eine peinliche Sauberkeit und eine ängstliche Ordnung; er führte ein streng geregeltes Leben, ging immer zu derselben Zeit aus, kam immer um die gleiche Zeit zurück, machte keinen Lärm, verlangte aber, daß auch die anderen keinen machten. Wenn er zu Hause war, schloß Lia daher die Kinder in der Küche oder in dem kleinen Speisezimmer ein und sorgte dafür, daß sie sich still verhielten. Die ersten Tage ging alles gut; aber bald schien selbst Salvador zu vergessen, daß es durchaus notwendig sei, den Mieter zufrieden zu stellen, und da begann ein täglicher Kampf zwischen Lia und den Kindern, bei dem sie freilich stets siegte, aber nur durch

Anwendung größter Willenskraft und zuweilen auch äußerster Strenge. Sie wußte, daß sie von den Kindern Unnatürliches forderte, aber sie tat es ihnen zuliebe. Sie überlegte, ob sie nicht eine kleine Wohnung von zwei Zimmern und Küche oder auch nur von einem Zimmer nehmen sollte, nur um freier zu leben. Aber die Magd sagte ihr, sie würde das unmöglich finden, wenn sie nicht in die Volksquartiere ginge, wo sie Gefahr liefe, daß sie und die Kinder mit unsittlichen, verderbten Menschen in Berührung kämen.

Mittlerweile war es heiß geworden; beinahe jeden Tag wehte ein heftiger Scirocco, Staubwolken trübten die Luft und erschwerten das Atmen. Täglich von vier bis sieben brachte Lia die Kinder nach der Villa Borghese, und während sie auf dem halb versengten Rasen spielten, saß sie nähend beim Springbrunnen und dachte an die Vergangenheit. Es war dieselbe Stelle, an der Justo ihr seine Liebe erklärt und sie so viel geträumt hatte.

Sie sah die melancholische, finstere Gestalt des Onkels vor sich und die sanfte melancholische ihres Mannes.

Der Platz war für sie fast heilig wie eine Kirche, in der ihre Lieben begraben lagen, ihre Seelen umschwebten sie und sprachen zu ihr mit der eintönigen Stimme des Brunnens, mit dem Rauschen der Bäume.

Ihr war, als habe sie geträumt, als träume sie noch; es schien ihr wie gestern, und schien ihr doch eine Ewigkeit, daß Justo sie hier zum erstenmal angesehen hatte, und die Einbildung führte sie weiter. Sie sah sich hier vor zwei Jahren, vor einem Jahr, vor sechs Monaten: Hier, an derselben Stelle, friedlich, wie eingelullt durch ein tägliches Glück, das ihr zur Gewohnheit geworden war. Sie brauchte nur aufzustehen, die Kinder zu rufen, heimzukehren, um den Tisch gedeckt, das Essen bereit zu finden. Justo war eben mit seiner Arbeit fertig geworden und erwartete Frau und Kinder, deren Küsse, Geplauder und Gesellschaft den Lohn für seine Anstrengungen, für seine ausharrende Tätigkeit bildeten.

Armer Justo! Im letzten Jahre war es mit ihm bergab gegangen, und Lia hatte sich darüber nicht getäuscht; sie empfand es vielmehr zuweilen als Demütigung, weil sie sich sagte, daß sie nicht genug für ihn tue, daß sie nicht klug, nicht modern genug sei, um geistig mit ihm Schritt zu halten, seinen Ehrgeiz anzustacheln, ihn zu begeistern, daß sie nicht verstehe, jene Liebe in ihm zu erregen, die der Quell künstlerischen Schaffens ist. Und doch war ihre Liebe zu stark und sie selbst nicht so unbedeutend und gleichgültig, daß sie ihn hinausgetrieben hätte, anderer Begeisterung in die Arme.

Alles das warf sie sich jetzt vor; und dann wieder dachte sie, daß kein Bemühen ihr geholfen, daß Justo sich dennoch erschöpft hätte, daß er dennoch gestorben wäre, weil seine Stunde gekommen war.

Im Grunde glaubte Lia an eine geheimnisvolle Macht, die uns führt, selbst wenn wir uns zu widersetzen versuchen; aus diesem Glauben entsprang vielleicht ihre Ergebung und mehr noch die Hoffnung, die in der Tiefe ihrer Seele selbst in den dunkelsten Augenblicken nicht erstarb, wie die Sonne, auch von Wolken bedeckt, nicht aufhört zu leuchten.

Sie hoffte, sie wußte nicht worauf, aber sie hoffte. Die Ereignisse ihres

Lebens hatten sie gelehrt, daß der Mensch nicht Herr über sich und nicht Herr seines Schicksals; es ist eine Hand, die ihn leitet, und selbst wenn er links gehen will, treibt sie ihn nach rechts und häuft Hindernisse vor ihm auf, um ihm hinüber zu helfen.

Lias größter Gram in diesem ersten Jahre ihrer Witwenschaft war, daß sie den Kindern den Aufenthalt an der See oder auf dem Lande entziehen müsse. Beim Zunehmen der Hitze stiegen tausend Sorgen in ihr auf, und sie merkte nicht, daß sie sich dabei aufzehrte. Einmal bei Nacht wachte Salvador weinend auf, durch heftige Ohrenschmerzen gequält. Es war eine heiße, stürmische Nacht, der Scirocco heulte, der Hagel schlug gegen die Scheiben, und beim Rollen des Donners hatte man den ängstlichen Eindruck, als ob die Stadt einstürzen solle.

Die Namen der schlimmsten Kinderkrankheiten fielen Lia ein, und ein wahnsinniges Entsetzen ergriff sie bei dem Gedanken, daß sie allein vor einer dunklen Gefahr stehen könne. Ach, sie kannte schon dieses Entsetzen, und die Erinnerung an die Stunden, die sie am Bette des sterbenden Justo verbracht, vergrößerte ihre Angst. Allein! Das ganze Geheimnis einer unendlichen Einsamkeit, einer Nacht inmitten der Wüste umgab sie. Sie dachte nicht daran, bei ihrem Mieter Hilfe zu suchen; im Gegenteil, sie bemühte sich, keinen Lärm zu machen, um ihn nicht zu wecken.

Sie nahm Salvador in den Arm, wiegte ihn, sprach zu ihm wie zu einem zweijährigen Kinde. Er weinte, verstand aber ihren Schmerz, und im Klagen suchte er sie zu trösten.

„Morgen wird es vorüber sein, Mama. Liebe Mama, es darf nicht anhalten, wie könnte ich sonst in die Schule? Ich war recht unartig, habe Lärm gemacht, während Herr Guidi schlief, und dich dadurch betrübt . . . und deshalb straft mich der liebe Gott . . . aber du verzeihst mir, Mama, und auch Gott wird mir verzeihen."

Sie hätte mit ihm weinen mögen, beherrschte sich aber, spritzte ihm warmes Wasser ins Ohr, ließ ihn gurgeln, und endlich, als der Tag dämmerte, schlief er wieder ein.

Lia war müde und erschöpft, ging aber nicht mehr zu Bett. Am frühen Morgen mußte sie zur Stelle sein. Das Wetter hatte sich aufgeheitert, sie öffnete das Fenster, atmete den Duft der Gärten und hörte den Gesang der Vögel. Sie sah den Himmel, die Silberwölkchen, die eilig dahintrieben nach einem Horizonte, wo nur Friede und Kühle herrschten, und auch sie empfand die Sehnsucht nach einem stillen Orte, nach dem Meeresstrande, und wünschte, ihre Kinder mit sich zu nehmen aus dem kleinen Zimmer, das ihr wie ein Käfig dünkte, und mit ihnen den Wölkchen zu folgen, die nach den Bergen und dem Meere wanderten. Aber bald sah sie ein, daß alles das Poesie sei. Die Prosa höhnte hinter ihr und rief sie durch den zitternden Ton der Klingel des Herrn Guidi zur Wirklichkeit zurück. Unangenehm berührt und beunruhigt, was er zu der ungewohnten Stunde wünschen mochte, eilte sie hin, und wie immer hatte sie das Gefühl der verletzten Scham, in ihrem Bett, an der Stelle des armen Justo, einen Fremden zu sehen.

„Verzeihen Sie," sagte er, sich aufrichtend, „es ist mir heute nacht nicht wohl gewesen. Ich möchte eine Tasse Kaffee . . . wenn es Ihnen keine Umstände macht . . ."

„Sofort!" erwiderte sie; der Gedanke, daß er leide, stimmte sie weich.

„Auch mein Knabe ist unwohl gewesen," sagte sie, als sie ihm den Kaffee brachte. „Vielleicht haben wir Sie gestört . . ."

„Durchaus nicht, ich wachte schon und hörte etwas; war es der Kleine?"

„Nein, Salvador, er hatte Schmerzen am Ohr."

„Bringen Sie ihn zum Arzt," sagte er teilnehmend; „es könnte eine Ohrenentzündung sein, versäumen Sie nichts!"

„Ich werde ihn hinbringen," erwiderte sie, erstaunt, daß er an dem Kinde Anteil nahm. „Ich hatte einen großen Schreck."

„Warum haben Sie mich nicht gerufen?"

„Wie sollte ich!" rief sie errötend vor Verwunderung, hatte aber nicht den Mut, die Frage an ihn zu stellen: „Warum haben Sie denn nicht gerufen?" Sie setzte bei ihm dasselbe Mißtrauen voraus, das sie empfand und das ein Verlangen nach menschlicher Hilfe nicht aufkommen ließ.

„Und geht es Ihnen jetzt besser?" fragte sie dienstbeflissen, indem sie die leere Tasse fortnahm; „brauchen Sie nichts weiter?"

„Ich danke, später. Hören Sie!" fuhr er fort, „noch eine Frage: haben Sie einen Kinderarzt? Wenn nicht, kann ich Ihnen eine Empfehlung an einen Freund geben, den Dr. Fontana, der ein Kinderhospital in der Via Ferruccio hat."

Sie sah ihn erstaunt an, und zum erstenmal schien es ihr, daß seine schönen Augen nicht wie sonst Egoismus ausdrückten. Sie ging aus dem Zimmer mit dem Eindruck, daß die Beziehungen zwischen ihr und dem Fremden freundschaftlicher werden würden. Und so sehr fühlte sie sich allein im Leben, daß schon das ihr Trost gewährte.

Obwohl Salvador beim Erwachen fast völlig hergestellt war, gingen sie doch zum Arzt und, dem Wunsche der Kinder folgend, über die Piazza Vittorio Emanuele, wo sie ihre Blicke neugierig umherschweifen ließen.

Die Anlagen schienen von einer erregten, lauten Menge belagert, und durch das Grün hindurch erblickte man auf den noch vom Regen der Nacht glänzenden Trottoirs ein Blinken von Blechwaren, Gläsern, Spiegeln und kleinen Bildern mit vergoldeten Rähmchen. Ein vielfarbiges Volksgedränge bewegte sich um die Gemüseverkäuferinnen, deren Köpfe medusenartig über ihrem feuchten Grünkram emporragten. Neben den Wägelchen mit bläulichroten Kirschen lagen große Lilienbüsche, halb verwelkt, von krankhafter Blässe.

Übrigens bemerkte Lia, daß alles auf diesem Volksmarkt halbverdorben oder minderwertig war; die Erdbeeren waren zu hell, die Kirschen zu reif; der Geruch verdorbener Fische mengte sich mit dem herben Geruch welkender Blumen. Der Scirocco hatte alles verdorben, doch nicht so sehr, um die armen Leute fernzuhalten, deren Lage, meinte Lia, in gewissem Sinne mit der Beschaffenheit der Dinge übereinstimmte, die sie kauften. Sie zählte sich selbst zu ihnen, und sie schauderte vor Weh und Ekel. Auch ein Haufen elend

aussehender, in schäbiger Eleganz gekleideter Jünglinge trieb sich in den Anlagen umher. Einige betrachteten den schwärzlichen Teich, andere lachten oder schrien einer vorübergehenden braunhaarigen, zerzausten Frau in kurzem Rock und weißen beschmutzten Schuhen höhnische Worte nach.

Lia nahm die Kinder wieder bei der Hand und dachte, daß man, um in Rom billig zu leben, in den Häusern wohnen müsse, in denen diese Unglücklichen einen Unterschlupf fänden.

Am Ende der Via Ferruccio machte sie vor einem stillen Hause Halt, dem ein Baum zur Seite stand. Eine Krankenwärterin, rund und weiß wie eine Taube, öffnete die Tür und lächelte den Kindern zu, die sie mit Neugierde anstarrten.

Lia mußte lange in dem Wartezimmer mit den glasierten Wänden und den Korbmöbeln sitzen, ehe der Doktor erschien. Man hörte aus dem anstoßenden Ambulatorium das leise Sprechen armer Frauen und das Weinen eines kranken Kindes; und während Lia sich an dem Gedanken aufrichtete, daß es noch größeres Elend gab, als das ihrige, las Salvador die Ehrendiplome des Hospitals, die an der Wand hingen.

Auf einmal fuhr er betroffen auf:

„Mama! Hier steht der Name der Frau Bianchi geschrieben, lies doch, wirklich Adele Bianchi."

Lia erhob sich und eben, als sie unter den Wohltätern der Anstalt jenen Namen las, ging die Tür auf, und der Doktor trat ein. Nun erinnerte sie sich, daß sie schon einmal dies ruhige, fast unbewegliche Gesicht gesehen hatte, diesen etwas nach hinten gebeugten Kopf mit dem dichten, wirren, grauen Haar, diese unter schweren, fast aus den Lidern hervortretenden Augen, die immer in die Höhe blickten, nach einem fernen, unsichtbaren Punkt.

Er schien zerstreut, aber als Lia ihn daran erinnerte, daß sie bei jener mildtätigen Frau schon einander begegnet waren, und ihm auseinandersetzte, warum sie käme, belebten sich seine Augen, leuchteten und wurden aufmerksam. Er brachte Salvador in die Nähe des Fensters, untersuchte ihm die Kehle, befühlte ihm den Nacken, gab ihm einen kleinen Schlag auf den Kopf.

„Geht der Knabe in die Schule?"

„Ich bin schon in der dritten Klasse," rief Salvador, über die naive Frage des Arztes lächelnd. Aber die Mutter sah ihn mit Stirnrunzeln an, und Nino, der auch schon den Mund geöffnet hatte, um drein zu reden, blieb stumm.

„Ja, er geht in die Schule. Der Stundenplan ist lang; fünf Stunden nacheinander, dann die Aufgaben zu Hause, und das viele Rechnen. Es strengt am Ende den Knaben zu sehr an."

„Daher die Schulanämie. Das Kind ist schwächlich, bringen Sie es nach der See, aber nicht in der großen Hitze."

Salvador blickte auf die Mutter in der Voraussicht, daß sie dem Doktor sagen würde, in diesem Jahre könne man nicht an einen Aufenthalt an der See denken, denn der Vater sei tot und keiner mehr im Hause, der Geld

verdiente. Aber ganz verwundert hörte er ihre Fragen an: wie lange man an der See bleiben müsse, ob die Kinder jeden Tag baden oder nur im Sande sitzen sollten. Und dann sah er, wie sie dankend dem Doktor die Hand entgegenstreckte.

Während sie sprach, war der Arzt scheinbar wieder in seine Zerstreutheit zurückgefallen; als sie sich aber zum Weggehen anschickte, raffte er sich auf und schien sich auf etwas zu besinnen.

„Sie sind in Rom wohnen geblieben?" fragte er. „Frau Bianchi hatte mir gesagt, daß Sie nach Ihrer Heimat zurückkehren würden."

„Ach nein, das ist wegen der Kinder nicht möglich. Sie müssen lernen . . ."

„Schon gut, lassen Sie sie aber nicht zuviel lernen," sagte er, indem er voranging, um ihr die Tür zu öffnen.

Sie fuhr zusammen. Frau Bianchi hatte von ihr gesprochen. Warum und wie? Kannte sie ihre Lage? Trotz inneren Zagens verlangte es sie, mit dem Arzte von ihrer beständigen Angst und Sorge zu reden, wie sie ihm über eine Krankheit geklagt hätte; seinen Beistand anzurufen, um jene mildtätige Dame zu veranlassen, ihr Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Er hatte jedoch die Tür schon geöffnet, und wie ein trauriges Gemurmel von Bitten, Klagen und Drohen tönte es aus dem Ambulatorium herauf, wo die armen Mütter mit den kranken Kindern im Arm warteten. Und sie sagte sich, daß andere Not jetzt dränge, daß der wohltätige Mann ihr genug schon gewährt habe; und als sie, die Kinder an der Hand, noch einen Blick in das Ambulatorium warf, kam es ihr vor, als ob ihr Schmerz, verschmolzen mit dem der ganzen armen Menschheit, unbestimmter werde, an Heftigkeit verliere, wie ein Fleck vom dunkeln Hintergrunde sich weniger abhebt.

Kaum waren sie auf der Straße, so fragte Salvador verschmitzt.

„Wir haben also doch Geld? und du sagtest . . ."

„Wir haben es nicht, aber wir werden es finden."

„Und wie wird das geschehen? Das Geld findet man nicht auf der Straße, hast du gesagt."

„Die Mutter findet immer Geld für ihre Kinder, wenn diese brav sind. Selbst auf der Straße, wenn es sein muß."

Völlig beruhigt überließ sich Salvador nun seiner Freude, das Meer wiederzusehen. Nino hingegen, der von dem Besuch beim Arzt überhaupt nicht viel verstanden hatte, ging ernst und schweigsam mit gesenktem Haupte daher. „Was siehst du dir denn so an, Nino?"

„Ich sehe, ob ich das Geld nicht auf der Straße finden kann."

III.

Um keinen Preis der Welt würde Lia wieder nach Anzio zurückgekehrt sein, nach dem Strande, der Zeuge ihres Glücks gewesen, dessen Sand noch die Fußspuren des armen Justo zu tragen schien. Außerdem war das Leben in Anzio zu teuer; sie suchte daher anderwärts, und die Magd empfahl ihr einen besuchten Strand und das Häuschen einer Frau, die einst mit ihr gedient hatte. Lia beschloß, Ende Juni zu reisen, und am Sonntag vor der Abfahrt trat sie zu Guidi herein, um es ihm anzuzeigen.

„Ich muß Ihnen etwas mitteilen," sagte Lia scheu und erregt an der Tür stehen bleibend. „Wir werden am Neunundzwanzigsten abreisen. Die Magd wird jeden Tag pünktlich zur Aufwartung kommen . . ."

Er erhob keinen Einspruch und sagte nur: „Auch mir täte etwas Seeluft not. Nun, in Gottes Namen! Wohin gehen Sie denn, Frau Lia?"

Sie nannte den Strand und fügte hinzu: „Ich habe ein sehr bescheidenes Häuschen genommen; nichts als zwei Stübchen und Küche. Aber der Ort ist still und malerisch und . . . ist billig."

„Ich besuche Sie einmal am Sonntag, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„O, kommen Sie nur," rief sie freudig aus, hielt aber gleich wieder an sich und fuhr zurückhaltender fort: „Es wird mir sehr angenehm sein, melden Sie sich nur zuvor."

„Lassen Sie uns den Fahrplan ansehen," sagte er, indem er ihn auf der dritten Seite der Zeitung suchte, die er in der Hand hielt. — „Ach, das ist schön, vom 1. Juli ab hält der Schnellzug da. Und wann werden Sie also reisen, Frau Lia?"

„Am Neunundzwanzigsten, morgens um neun," wiederholte sie.

Von sieben Uhr ab, am Tage der Abreise, hatten Salvador und Nino zwei kleine Kofferchen in der Hand, worin die Mutter ihre Kleider, ein Schulheft für Salvador und einige Spielsachen gepackt hatte.

Um acht Uhr ging sie zu Guidi hinein, um sich zu verabschieden; er war eben im Begriff, sich nach dem Amt zu begeben, und begleitete die kleine Familie bis zum Hofe des Finanzministeriums. Zu dieser frühen Stunde sah der geräumige Hof, den nur ein eiliger Beamter durchschritt, wie der Platz einer Provinzstadt aus. Das Eckchen klaren Himmels mit weißlichen Wolken, das sich über ihm wölbte, hatte etwas Sanftes, Mildes, wie der Himmel auf dem Lande; die Fontäne schien wie im Spiel die kleinen Palmen und Oleander auf dem Mittelbeet zu besprengen, und durch den Rahmen der Eingangspforte gegen die Via Volturno hin blickte man auf einen fernen, duftigen, blauen Hintergrund, als ob da unten schon das Meer lächelte.

Lia fiel es auf, daß ihr Mieter verdrießlich aussah, als ob ihm etwas nicht recht sei. Er fragte sie, ob die Aufwärterin auch zuverlässig, und sah dabei mit einem kalten, traurigen Blick auf den blauen Hintergrund.

„Nun denn," sagte er, als er sich an der Eingangstreppe von ihr trennte, „glückliche Reise. Wohl Ihnen, daß Sie eine reine Luft atmen werden."

Lia klopfte Salvador auf die Schulter. „Grüße den Herrn."

Die Kinder blieben stehen, und Nino war der dreistere. Er reichte dem Herrn seine Händchen, machte zwei oder drei Verbeugungen und rief:

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" Seine großen, schwarzen Augen mit dem bläulichen Weiß funkelten wie zwei Sterne, während Salvadors sanfte, klare Augen Guidi fast feindselig anblickten, obgleich dieser versprach, auf einen Tag zu ihnen zu kommen und ihnen auch kandierte Früchte mitbringen wollte.

Als die Gruppe der schwarzen Mutter und der weißen Kinder mit den breiten, gelben, schwarzeingefaßten Hüten sich durch die Via Volturno

ziemlich geradeaus nach dem lichten Hintergrunde hin entfernten, hub Salvador an: „Warum hast du ihn eingeladen, uns zu besuchen? Auch dort wird er dann verlangen, daß wir still sein sollen."

„Nein, nein," entgegnete Lia, „da werdet ihr Platz genug haben."

Und Platz genug gab es in der Tat. Das Häuschen, das im Mai und Juni von Jägern bewohnt worden war, hatte zwei Eingänge; der eine war am Wege, der durch die Heide führte, der andere an einem Hof, der nach dem Strande zu lag. Lia fiel die Ähnlichkeit mit ihrer heimatlichen Landschaft auf. Nur war der Strand näher, und unterhalb des Häuschens standen kleine, von Gärten umgebene Villen, die weiß und rot sich vom dunkelblauen Hintergrunde der kleinen Bucht abhoben; noch weiter unten stand eine mittelalterliche Burg schwarz zwischen dem Grün der Pinien, deren Rauschen das der Wellen wiederzugeben schien.

Die Besitzerin des Häuschens diente in einer der Villen, und bei Übergabe der Schlüssel bot sie Lia an, ihr jeden Morgen die Vorräte für den Tag zu besorgen, da die einzige Verkaufsstelle von Lebensmitteln sehr entfernt jenseits der Burg war. Lia nahm das Anerbieten an, und als die Frau fort war, blieb sie mitten auf der Heide wieder allein mit den Kindern; während des Tages aber merkte sie ihre Einsamkeit nicht. Die Freude der Kleinen erfüllte ihr beunruhigtes Gemüt mit Licht, wie der Glanz des Meeres und des Himmels das dürftige Heim verschönte.

Aber als es Abend wurde, schliefen die Kinder müde und selig ein, und Lia setzte sich wie eine arme, abgemattete Dienstmagd auf der Türschwelle nieder. Der Himmel war klar und ausgestirnt, und sie sah ihn verwundert an. Sterne! Gab es also noch Sterne! Sie hatte sie ganz vergessen, und jetzt, da sie sie wiederfand, hatte sie ein Gefühl süßer Wehmut, stummen Staunens, als ob sie Freunde aus der Kindheit wiedergefunden habe. Aber wenn sie nicht mehr wie einst hinaufblicken und träumen und den Duft der Heide atmen konnte, so blickte sie jetzt in sich und fühlte die alte Unruhe, dieselbe Schwermut, die sie in der Hütte und unter der Palme gequält, dasselbe Verlangen, die Ketten zu zerbrechen, die das Schicksal um sie gewunden hatte.

Es war nicht mehr die Zeit der Träume. Um die Kinder nach der See bringen zu können, hatte sie abermals ihr kleines Kapital angreifen müssen; morgen vielleicht, im Falle einer Krankheit oder eines anderen Mißgeschicks, würde sie genötigt sein, wieder dasselbe zu tun, und bald wäre nichts mehr da . . . Ach, wenn sie nur nicht das vor sich sähe! Sie fühlte sich schon sehr heruntergekommen, wenn sie an ihren Aufenthalt in Anzio zurückdachte, an das Haus am Molo, wo sie in Spitzen gekleidet auf der Altane saß, während die Kinder in einem gesunden, luftigen Zimmer schliefen.

Allmählich hatten die Erinnerungen sie wieder ganz in der Gewalt, und die Gegenwart wurde ihr zum häßlichen Traum. Es schien ihr, daß Justo noch lebe, abwesend sei, aber lebe. Sie wartete auf ihn; bald würde er langsam über den Strand schreiten, schweigsam heraufsteigen bis zum Häuschen und vor ihr stehen bleiben . . .

Seine liebe, weiche Hand streichelte ihr das Haar, aber in dem unsicheren Dunkel der Nacht, in dem unsteten Lichte der Sterne und des Meeres vermochte sie seine Züge nicht genau zu unterscheiden.

Ein Schritt ließ sich in der Tat hinter der Mauer des Hofes vernehmen, und Lia fuhr zusammen. Angst vor einem Strolch überkam sie bei dem Gedanken, daß sie sich allein in der Einsamkeit der Heide befand. Selbst wenn sie geschrieen hätte, würden sie es da unten in den Villen nicht gehört haben; sie sprang auf und schloß die Tür.

Eines Tages brachte ihr der Postbote eine Karte von Guidi und einen Brief von der Tante Gavina, der Lia versichert hatte, daß ihre pekuniäre Lage ausgezeichnet sei. Tante Gavina klagte darüber, daß die Nichte nicht daran dachte, wenigstens über den Sommer nach der Heimat zu kommen, und schloß mit der gewohnten Redensart: „Wenn du etwas brauchst, sag es mir, ich bin arm, aber der gute Wille fehlt mir nicht."

Guidi meldete seinen Besuch zum Sonntag an. Lia hatte gehofft, daß er nicht kommen werde; da er aber nun doch kam, mußte man sich Ehre einlegen. Gegen Sonnenuntergang gab sie Salvador ein Körbchen in die Hand, wodurch sie Ninos Neid erregte, der auch etwas tragen wollte. Alle zusammen begaben sich dann auf die Suche nach Eiern und Hühnern, den Weg nach dem gelblichen Hügel einschlagend, der die Heide im Westen abschloß, und auf dessen Spitze, mitten in einem Weingarten, sich eine Meierei befand.

Die Abendsonne umgab den Hügel mit einem Strahlenkranz von Gold. Lia und die Kinder verfolgten den Fußpfad bis zu einem ganz von Glyzinen umrankten Häuschen, überschritten eine Brücke, die über die Eisenbahn führte, stiegen zur Meierei hinan, bekamen Eier und Hühner und trafen dort ein Weiblein mit einem Buckel, aber von Angesicht schön wie eine Fee, Kätzchen, Kaninchen, Ziegen, einen alten Mann mit langem Bart und einen barfüßigen Knaben, der eine Kuh und ein schwarzes Kälbchen auf die Weide führte. Es war eine fremde Welt, und die Kinder wollten gar nicht heimkehren; man mußte sich indessen dazu verstehen. Die Sonne war untergegangen, und ein rosiger Dunst lag über dem Meer und der Heide. Die Berge der Abruzzen, rötlich im fernen Blau schimmernd, schienen Lia die Berge ihrer Heimatinsel zu sein.

Nino weinte, weil er das Körbchen haben wollte, das mit den Eiern und dem eben geschlachteten Huhn beschwert war; er beruhigte sich dann aber und ließ sich selbst von der Mutter tragen und schlief, gegen ihre Schulter gelehnt, ein. Salvador lachte, neckte das Brüderchen, wurde nach einer Weile ernst, sah das tote Huhn an und sagte: „Armes Tier! Als wir kamen, gackerte es, und jetzt ist es tot. Wohin ist seine Seele?"

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß die Tiere keine Seele haben," erwiderte die Mutter.

Sie legten den Weg unter Erörterungen über diese Frage zurück, die Salvadors Geist schon oft beschäftigt hatte.

Anderen Tages spielten die Kinder auf dem sandigen Hofe, und Lia, mit der Zubereitung der Mittagsmahlzeit beschäftigt, ging ab und zu nach der

Tür, die auf den Fußpfad führte, um zu sehen, ob Guidi komme, und wußte selbst nicht, ob sie sich über diesen Besuch freuen solle, der nicht nur ihre Gewohnheiten, sondern auch ihr Tagesbudget aus dem Gleichgewicht brachte. Plötzlich war es ihr, als ob die Kinder sich zankten; sie lief nach der Tür, die auf den Hof ging, und das Herz schlug ihr. Ein Mann, in weißem Anzug — wie ihr Justo —, den Panamahut tief in die Stirn gedrückt — wie ihr Justo — stand neben den Kindern und verteilte etwas. Gerade so hatte er es auch gemacht, wenn er an den Strand von Anzio kam.

Sie wagte nicht den Mund zu öffnen, so weh tat ihr diese plötzliche Erscheinung, und sie faßte sich erst, als ihr Mieter, der vom Strande heraufgekommen war, statt auf dem Fußpfad, den Hut abnahm und sie begrüßte.

Da ward sie inne, daß es nicht der war, der nicht mehr wiederkehren konnte; es war nicht das dunkle, gutmütige Gesicht, es waren nicht die sanften, matten Augen; es war ein fremdes Antlitz in der Blüte der Jugend und Gesundheit, es waren zwei schöne, egoistische Augen, es war ein frischer, durch einen goldblonden Schnurrbart beschatteter Mund. Zum ersten Male erschien ihr der Mieter schön; doch empfand sie dabei Widerwillen, beinahe einen heimlichen Groll gegen ihn.

Er begrüßte sie vertraulich.

„Wie geht es Ihnen, Frau Lia? Gefällt es Ihnen hier?"

Nun fand sie ihr altes ironisches Lächeln wieder.

„O, sehr gut! Treten Sie näher, dies ist unser Landhäuschen".

Er trat ein und setzte sich auf das bescheidene graue Sofa, das des Nachts als Bett diente. Durch die Tür erblickte man über dem gelben Streifen der Hofmauer den violetten Streifen des Meeres; durch das Fenster sah man, wie in einem Rahmen, den rötlichen Pfad zwischen dem grünen Waldgebüsch und die weiße Meierei auf der Höhe.

Guidi achtete nicht auf das Stübchen, dessen Dürftigkeit in dem wunderbaren Licht, das von außen hereinflutete, ganz unterging. Er blickte nach rechts, blickte nach links, betrachtete die Kinder auf dem Hofe, das arabische Profil der jungen Witwe in der Einrahmung des kleinen Fensters, und ein Ausdruck fast kindlicher Freude verlieh seinen steifen Zügen etwas Weiches, und das Licht, das die malerische Umgebung erhellte, leuchtete auch aus seinen Augen.

„O, hier ist es herrlich! Man lebt hier wieder auf. Es war ein prächtiger Einfall von Ihnen, hierher zu kommen," rief er in ehrlichem Entzücken.

Lia war befriedigt. Ihre Eigenliebe war gerettet.

„Wieso sind Sie denn aber von jener Seite gekommen?" fragte sie, indem sie ihm den Kaffee in eine blaue, prähistorische Tasse einschenkte. „Verzeihen Sie, bitte, diese Tasse, hier muß man sich begnügen."

„Ich danke, Frau Lia, hier ist alles schön. Ich kam vom Strande her, weil ich hinunter bis zu den Villen gegangen war, in der Meinung, daß Sie dort wohnten."

Sie fuhr fort, sich wegen der Bescheidenheit des Häuschens zu entschuldigen; er fand aber alles vortrefflich und schien ein anderer, mitteilsam, herzlich; er war nicht mehr der Mieter, sondern der Gast, und wenn er auch

Lia nicht wie eine große Dame behandelte, so sah er doch wohl, daß sie mit den gewöhnlichen Hauswirtinnen nichts gemein hatte.

Nach dem Kaffee bot sie ihm zaghaft Milch an, und dann, als er sie annahm, auch Zwieback, und schließlich setzte sie auf die Tischkante das Körbchen mit Brot, und da er, ohne sich nötigen zu lassen, wiederum zugriff, sah sie ihn immer weniger mißtrauisch an und war fast glücklich zu bemerken, daß ihr feiner Mieter ein einfacher Sterblicher war.

„Ist es heiß in Rom?" fragte sie.

„Nicht so sehr; aber hier ist es besser, viel besser."

„Gefällt es Ihnen wirklich hier so gut?" sagte sie, einigermaßen an seiner Aufrichtigkeit zweifelnd. „Es ist ja ein melancholisch stimmender, einsamer Ort. Selbst die Villen, die aus der Ferne schön und malerisch erscheinen, sind, in der Nähe betrachtet, beinahe häßlich mit ihren schlecht angebauten Gemüsegärten und verwilderten Blumenbeeten. Man sollte glauben, daß die Menschen, die darin wohnen, unglücklich seien, von inneren Schmerzen gequält, von solchen Schmerzen, die nicht erlauben, sich um äußere Dinge, den Schein des Lebens, zu kümmern."

„Es könnte auch das gerade Gegenteil sein."

„Wie?"

„Daß jene Menschen zu glücklich sind, sich um das zu kümmern, was sie umgibt."

Sie machte eine verneinende Bewegung.

„Das glaube ich nicht. Glückliche Menschen umgeben sich gerne mit schönen Dingen. Es sind die Unglücklichen, die alles vernachlässigen."

„Ach, Frau Lia, Sie kennen das Leben nicht genügend. Wir halten die Menschen für unglücklich, die uns in jeder Weise und — so paradox es klingen mag — selbst durch ihre Gleichgültigkeit zeigen wollen, daß sie es seien. Das sind aber nicht die wahren Unglücklichen. Sie leben noch, sie wiegen sich mit einer gewissen Wollust in ihrem Schmerz, sie warten und hoffen, sind also nicht ganz unglücklich. Sie kümmern sich nicht um ihren Garten, aber sie kümmern sich noch um sich selbst. Der wahre Unglückliche hingegen, Frau Lia, pflegt seinen Garten und geht und redet und lacht auch, wie der Schauspieler auf der Bühne, er spielt den Lebendigen, aber er ist tot." Im Sprechen war er aufgestanden und betrachtete ein Bildchen, das über dem Sofa hing. Es war der einzige Kunstgegenstand im Häuschen, ein Stich aus dem siebzehnten Jahrhundert, der das Kastell an der Küste darstellte mit den Pinien und der kleinen Bucht, durchfurcht von Segelbooten, die Piratenschiffen glichen.

Lia sagte sich: „Sollte auch er nicht glücklich sein?"

Unterdessen waren die Kinder mehreremal bis zur Tür herangekommen, und Nino, von Salvador angestiftet, fragte:

„Mama, gehen wir denn nicht ins Bad?"

Sie gab dem Knaben einen Wink zu schweigen, aber Guidi bemerkte es und schickte sich an, zu gehen.

„Sie werden doch zu Mittag wieder hier sein," sagte Lia, und da er

mit der Bemerkung sich losmachen wollte, daß er am Strande eine Art Trattoria gesehen habe, fuhr sie fast beleidigt fort:

„Sie werden mir doch das nicht antun wollen? Was Sie dort bekommen, finden Sie auch hier."

Er entfernte sich über die Heide zum Strand, streckte sich hier auf einem Häufchen Sand und Seetang aus und versenkte sich in die Betrachtung des Meeres. Allmählich fühlte er sich wie von einem Zauber befangen, seine gewohnten Gedanken verließen ihn, und ihm ward zumute wie einem, der von einer Krankheit genesen ist.

Die See war leicht bewegt, und über dem grünlichen Streifen lag der in Silber und Blau schillernde Horizont so tief, daß er den Mast der Fischerboote zu berühren schien. Die Wellen sprangen auf die Felsen und ergossen ihren Schaum in die ausgehöhlten Steine, die wie mit Champagner gefüllte Bronzeschalen aussahen. Piero Guidi empfand die Farbe der Landschaft und des Meeres, die zarten Linien der Wolken, die Spiegelung des Wassers. Alles an diesem Tage war für ihn wie mit einem violetten Schleier verhüllt, selbst der Sand schien ihm farbig zu schimmern, und er begriff jetzt, weshalb gewisse Maler ihren Landschaften unwahrscheinliche Töne gaben, als ob der Erdboden, die Steine, die Äste der Bäume die Farbe des Horizontes reflektierten.

Vor allem fesselten ihn die Wellen, die er mit kindlicher Bewunderung betrachtete. In der Ferne immer gleichmäßig, stürzten sie sich in ungleicher Bewegung ans Ufer und auf die Sandbänke. Einige, zuerst hoch aufgetürmt und drohend, senkten sich und schlugen sanft, beinahe liebkosend an die Felsen, um dann eilig wieder zurückzufluten; andere kamen wild und riesengroß heran, als wollten sie die Klippen und Dünen zerstören; noch andere, von weitem klein, wuchsen in tückischer Weise, je mehr sie sich dem Strande nahten, und diese waren die wütendsten, diejenigen, die in feindseliger Beharrlichkeit sich gegen die Erde warfen.

Das Erscheinen Lias und der Kinder auf dem Strande zog Guidi von seinen Betrachtungen ab. Alle drei waren barfuß, in lange weiße Bademäntel gehüllt, und als Lia den ihrigen fallen ließ, stand sie da in einem ausgeschnittenen und ärmellosen Badeanzug von schwarzem Leinen. Während Salvador kopfüber ins Wasser sprang und wie ein Fisch wieder emporschnellte, nahm sie Nino bei der Hand und bückte sich, um ihm die Schultern zu netzen.

Von seinem Platze aus sah Guidi alles, ohne selbst gesehen zu werden; unbemerkt konnte er seine Hauswirtin mustern und wahrnehmen, daß sie jung und schön sei, fein und beweglich in dem Badeanzug, der sich ihrem Körper dicht anschmiegte. Der Kopf mit dem prachtvollen schwarzen Haar, das wie Perlmutter blasse Gesicht mitten in der wechselnden Spiegelung des bewegten Wassers machten den Eindruck einer vollkommenen oder wenigstens einer reinen, ungekünstelten Schönheit.

Als sie dem Wasser entstieg, sich wieder in den Mantel hüllte, Nino in die Arme nahm und groß und schlank zwischen dem Golde des Sandes und dem Blaugrün des Meeres stand, mußte er an die Madonnen der Renaissance denken, und er folgte ihr mit einem Blick der Bewunderung.

Da Salvador im Wasser immer noch zögerte, rief sie laut:

„Komm, du weißt, daß ich zu tun habe," und Guidi dachte sich: Sie hat für mich zu tun und fragte sich, ob er sie wohl interessiere und ihr gefiele, da er doch wußte, daß ein Mann sich diese Frage immer stellt, wenn eine Frau anfängt, ihn zu interessieren und ihm zu gefallen.

Schade, daß Lia die Kinder hatte und so kurz erst Witwe war. Vielleicht darum hatte er sie bisher wie eine Kranke betrachtet, nach der man kein Verlangen hat.

Gegen zwölf Uhr kehrte er in das Häuschen zurück, nachdem er sein Bad genommen hatte; er fühlte sich innerlich und äußerlich in einem behaglichen Zustand, fand das von Lia zubereitete, bescheidene Mahl vortrefflich und die Kinder artig, sauber, und bei Tisch mit dem Benehmen kleiner Aristokraten.

Am Nachmittag begleitete er die kleine Familie zum Strande, und während die Kinder mit Sand eine Wasserleitung bauten, saß er neben Lia auf dem Seetang. Sie war, um nicht müßig zu sein, mit einer Handarbeit beschäftigt, und er fragte sie, wer in den Villen wohne.

„Ich weiß es nicht genau," sagte sie. „Sie gehören Privatleuten, die meist herkommen, um den Frühling hier zu verbringen. Jetzt sind wenige da, aber unter den wenigen ein sehr reicher Jude mit zwei Töchtern. Bis hierher aber verirrt sich niemand," fügte sie etwas boshaft hinzu. „Wenn Sie elegante Damen sehen wollen, müssen Sie da hinunter nach der Badeanstalt gehen. Ich glaube, da sind Sonnenschirme; sehen Sie nicht?"

„Es werden die reichen Jüdinnen sein," sagte er; „es genügt mir, sie heut morgen schon einmal gesehen zu haben."

Lia lächelte; da sie aber merkte, daß er, in halbliegender Stellung neben ihr, sie von unten herauf ansah, wurde sie wieder ernst und schwieg. Er fuhr fort zu plaudern, plötzlich aber zog er die Uhr.

„Und Sie bringen den ganzen Tag hier zu und langweilen sich gar nicht?"

„Wie sollte ich mich langweilen?"

„Warum sind Sie nicht nach Anzio gegangen wie in früheren Jahren?"

„Um nicht viel auszugeben," erwiderte sie, indem sie den Kopf über die Arbeit beugte und die Erinnerung an ihre glückliche Zeit wieder heraufbeschwor. Ach, ihr war, als sähe sie den leuchtenden Strand, von weißen Gestalten belebt, sich selbst vor dem gelben Badehäuschen sitzen und Justo neben ihr, auf die Kinder blickend, die gegenüber im Sande spielten.

„Ich werde nie wieder nach Anzio gehen," sagte sie, wie zu sich selbst sprechend. „Ich bin dort zu glücklich gewesen und würde nicht den Mut haben, dahin zurückzukehren, auch wenn ich die Mittel dazu besäße. Indessen . . ." fügte sie hinzu, wie vom Bedürfnis übermannt, sich Luft zu machen, „wenn ich mehr hätte ausgeben können, so wäre ich nicht in diese Wüste gekommen, wo, ganz abgesehen von allem anderen, uns ein Unglück zustoßen könnte, ohne daß sich einer um uns kümmerte. Freilich," fuhr sie fort, „das könnte auch in Anzio, auch in Rom geschehen. Der Arme bleibt immer allein, er ist immer in der Wüste."

Er richtete sich auf und sagte leise:

„Verdiente ihr Mann viel?"

„Er verdiente genug. Er ist aber jung gestorben und hat uns allein gelassen. Allein!" wiederholte sie mit erhobener Stimme.

„Die Kinder werden heranwachsen," sagte er, um sie zu trösten. „Die Zeit vergeht rasch, Frau Lia."

„Ja, sie vergeht rasch. Es scheint mir wie gestern, daß ich in Rom angekommen bin, und es sind schon sechs Jahre! In zehn Jahren wird Salvador ein junger Mann sein; aber bis dahin? Und wenn ich sterbe?"

„Warum sollten Sie sterben? Sie sind jung und gesund."

„Das kommt im Augenblick!" sagte sie, indem sie die Arbeit auf den Seetang niederlegte und die großen, kummervollen Augen auf Guidi richtete. „Auch mein Mann sah stark und gesund aus. Was wissen wir? Wir gebieten nicht über unser Leben, was das Morgen bringt, ist uns dunkel . . ."

„Das ist wahr," sagte er, und seine Augen wurden schwermütig, als ob sie die Traurigkeit derjenigen Lias widerspiegelten. „Man muß dennoch niemals verzweifeln."

„Ich verzweifle nicht, da sei Gott vor! Ich lebe und kämpfe für meine Kinder."

„Wie alt sind Sie, Frau Lia? Verzeihen Sie die aufdringliche Frage."

„Achtundzwanzig."

„Für andere Frauen beginnt erst das Leben in Ihrem Alter," bemerkte er, indem er sie verlangend ansah.

„Oh, ich habe schon gelebt, ich beklage mich nicht. Ich habe alles gehabt, nur eines hat mir gefehlt: der Anstoß zur Arbeit, zur anhaltenden, regelmäßigen, nutzbringenden Arbeit, die es mir jetzt ermöglicht hätte, ohne Sorgen zu leben."

„Aber Sie arbeiten doch! Was wollen Sie denn noch mehr, Frau Lia? Sie sind den ganzen Tag in Bewegung und erziehen Ihre Kinder und leben nur für sie. Was wollen Sie noch mehr tun."

„Das ist nicht genug," rief sie, indem sie die Arbeit wieder aufnahm; „ich möchte mehr tun."

„Und was möchten Sie denn tun? Die Frauen werden schlecht bezahlt, das wissen Sie. Sie müßten aus dem Hause gehen, die Kinder einer Magd überlassen, und der Verdienst würde Ihnen nicht genügen. Große Einnahmen kann nur eine Gelehrte oder eine berühmte Künstlerin erwarten, und selbst in diesem Fall, glauben Sie mir, wäre es nicht rätlich, das Hauswesen und die Kinder bezahlten Händen anzuvertrauen."

Sie redeten noch eine Weile darüber. Lia behauptete, daß auch eine Frau, die arbeitet, imstande sei, sich um Haus und Familie zu kümmern.

Er war ein Gegner der Frauenbewegung, und das weibliche Ideal war für ihn die altmodische Frau.

„Ja, die schöne, elegante, kokette Hausfrau," meinte Lia, die schon bereute, von sich gesprochen zu haben, „die ist Ihnen recht, nicht wahr? Aber die

moderne Frau, Mutter und Arbeiterin zugleich, hat nicht mehr die Zeit, sich schön und elegant zu machen . . .“

„Sie beweisen das Gegenteil.“

„O, ich danke sehr,“ sagte sie mit ehrlichem Lachen, „man merkt, daß der Strand verödet ist.“

„Und wenn er mit den schönsten Frauen überfüllt wäre, so würden Sie doch unter denjenigen sein, die ich am meisten bewunderte,“ beharrte er und sah wieder auf die Uhr. „Bester Beweis ist, daß ich Sie ungern verlasse; aber wir reden ein andermal weiter . . .“

Lia, wieder mißtrauisch geworden, nötigte ihn nicht zum Bleiben; nur als er sich zum Fortgehen anschickte, schlug sie ihm vor, noch einmal mit ihr ins Haus zu gehen und eine kleine Erfrischung zu nehmen; er lehnte jedoch alles ab, dankte, grüßte die Kinder und entfernte sich dem Strande zu. Aus der Ferne aber sah er sich um, grüßte noch einmal, während Salvador leise fragte: „Er wird doch nicht wiederkommen?“

Lia versetzte mit Lebhaftigkeit: „Wir wollen es nicht hoffen.“

Lia bereute aufs neue, dem Fremden ihre Sorgen und Kümmernisse anvertraut zu haben, wunderte sich aber nicht, daß er trotz der galanten Redensarten, die er an sie gerichtet, ihr riet, sich aufs Haus zu beschränken und in ihr Schicksal zu ergeben. Der Mensch steht immer beinahe gleichgültig den Schmerzen seinesgleichen gegenüber und rät meist zur Geduld und Ergebung, um nicht selbst helfen zu müssen.

Gegen Sonnenuntergang ging die kleine Familie wieder auf der Heide spazieren, und als sie vor dem Häuschen mit den Glyzinen standen, hörte sich Lia von der Hüterin angerufen, einer Alten aus den Abruzzen, die in einem Mieder steckte, das ihr bis zum Hals ging.

„Fräulein, wollen Sie nicht das Häuschen ansehen? Ihr Bruder ist vorhin drin gewesen und sagte, daß Sie's im nächsten Jahre vielleicht mieten würden . . .“

„Im nächsten Jahre . . . das Häuschen . . . mein Bruder . . .“ sagte sie überrascht.

„Der junge Mann, der heute bei Ihnen war . . .“

Die Kinder fingen an zu lachen.

„Der Herr Piero, Mama, denke dir, dein Bruder! . . .“

„Wollen Sie's nicht ansehen,“ drängte die Alte. „Er ging auf dem Weg nach dem Bahnhof hier vorbei. Ich lud ihn ein, sich das Häuschen anzusehen, er folgte und sagte: ‚Fürs nächste Jahr!‘ — Es hat eine schöne Terrasse, sechs Zimmer, Glasgeschirr, Besteck, Eiskeller, Bad . . .“

„Laß es uns ansehen, Mama.“

Salvador zog sie am Ärmel, aber sie lächelte der Alten zu und sagte: „Das ist für uns zu luxuriös.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Dienste des Großherzogs Carl Alexander.

Zur Erinnerung
an die zehnte Wiederkehr seines Todestages (5. Januar 1901).

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

Schon ein Jahrzehnt ist seit dem Tode des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen verflossen, und im Laufe dieser Zeit haben sich die Reihen derer, die ihm nahe standen, stark gelichtet. So mancher Mund ist für immer verstummt, der berufen erschien, der Nachwelt von dem Enkel Carl Augusts, auf dem der Segen Goethes noch geruht hatte, genauere Kunde zu geben und ihr zugleich die Gestalt dieses Fürsten menschlich näher zu bringen.

Wie sehr es noch am rechten Verständnis für dessen Eigenart fehlt, wird jeder empfunden haben, der ihm einige Male ins Auge schauen durfte und seinem eigenen Eindrucke das bei Fernerstehenden vielfach herrschende Urteil über Carl Alexander entgegenhält.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß eine fein und keineswegs einfach organisierte Natur wie die des Großherzogs leicht unrichtig aufgefaßt werden kann. Um so mehr aber hielt ich, als einer der wenigen Überlebenden unter seinen persönlichen Dienern, mich für verpflichtet, meine Erinnerungen an den unvergeßlichen Herrn der Öffentlichkeit zu übergeben und durch sie an meinem bescheidenen Teile zur Kenntnis seines wahren Wesens beizutragen.

In meinem Entschlusse fühlte ich mich bestärkt durch die Mahnungen zu dieser Arbeit, die von verschiedenen Seiten an mich ergangen sind. Sie lassen mich hoffen, daß meine kleine Gabe zu dem bevorstehenden Gedenktage nicht allein bei den Gleichgestimmten, sondern auch über deren Kreis hinaus freundliche Aufnahme finden wird.

Dem Zwecke dieses Erinnerungsblattes entsprechend, habe ich mich bemüht, den Großherzog so, wie er in meiner Seele fortlebt, darzustellen. Ob mir dies gelungen, ob das von mir entworfene Bild lebenswahr ausgefallen ist oder nicht, mag der Leser nach seinem Gefühle entscheiden.

Wenn ich vor zwanzig Jahren von Carl Alexander aufgefordert worden bin, in seine Dienste zu treten, so entsprang auch dieses Anerbieten einem Charakterzuge, von dem sein ganzes Wesen durchdrungen war, der Pietät. Ob wir sein Lebenswerk im ganzen oder im einzelnen betrachten: überall können wir diese Herzensempfindung als eine der wichtigsten Triebfedern seines Strebens und Handelns erkennen.

Aus ihr erklärt sich unter anderem die eifrige Pflege seiner Beziehungen zu den Familien, die von früher her mit Weimar und seinem Hofe verknüpft waren, sowie sein Wunsch, deren Nachkommen womöglich in seine Nähe zu ziehen. Das wohlwollende Interesse, das er diesen entgegenbrachte, gewann ihm, wie zu erwarten, ihre Herzen und bewirkte, daß sich die treue Anhänglichkeit an sein Haus in den genannten Familien ebenfalls als eine Überlieferung vererbte.

Zu ihnen darf ich auch die meinige zählen. Die Verbindung dieses der fränkischen Reichsritterschaft angehörigen Geschlechtes mit dem weimarischen Hofe reicht bis 1784 zurück. Damals war es, wo meine noch in jugendlichem Alter stehende, aber schon längst verwitwete Urgroßmutter Sophie v. Egloffstein zum ersten Male für den Winter nach Weimar kam, um allmählich ihren ständigen Wohnsitz dort zu nehmen. Ihre einzige Tochter war Henriette, verehelichte Gräfin Egloffstein, später Freifrau v. Beaulieu-Marconnay, oft genannt unter Goethes Zeitgenossen, ebenso wie ihre drei Töchter erster Ehe, Caroline, Julie und Auguste. Von den vier Söhnen meiner Urgroßmutter, die sämtlich in die Dienste Carl Augusts traten, war der jüngste mein Großvater August v. Egloffstein. Noch ein Knabe, wurde er 1784 Junker im Heere Friedrichs des Großen, vertauschte aber den preußischen Dienst späterhin mit dem weimarischen und rückte im Laufe der Jahre zum Generaladjutanten Carl Augusts auf, eine Stellung, die er auch bei dessen Nachfolger Carl Friedrich bis zu seinem Tode im September 1834 bekleidete. Während der napoleonischen Kriege befehligte er sechs Jahre hindurch, von 1809—1815, die vereinigten Truppen der thüringischen und anhaltischen Fürsten; an ihrer Spitze focht er in Tirol und Spanien, in Rußland, Deutschland, Belgien und Frankreich. Die hohe Anerkennung, die Freund und Feind seinen kriegerischen Fähigkeiten wie seinem Heldenmute zollten, berechtigt zu der Hoffnung, daß die Geschichte jener eisernen Zeit auch ihn nicht vergessen wird. „Im Kriege tapfer, im Frieden gerecht und mild", so kennzeichnet ihn die Inschrift auf einem ihm gewidmeten Ehrensäbel, die der allgemeinen Ansicht über seinen Charakter Ausdruck gibt.

Dem Großherzoge Carl Alexander war aus der Kindheit und ersten Jugend mein Großvater, den er mir als einen schönen Mann von ritterlichem Wesen schilderte, noch in Erinnerung geblieben, mit meiner Großmutter hingegen, die erst 1869 in hohem Alter starb und somit noch lange als ein lebendes Wahrzeichen der alten Zeit unter den Epigonen weilte, stand der Großherzog in regem, freundschaftlichem Verkehr. Auch sie war eine in Weimar sehr verehrte und beliebte Persönlichkeit, wenngleich ebenso verschieden von dem ernsten, zurückhaltenden Gatten wie von der schöngeistig

angehauchten Schwägerin Henriette und ihren gleichgestimmten Töchtern. Im Gegensatze zu deren schwärmerischer Verehrung für unsere großen Dichter scheute die Generalin Egloffstein sich nicht, im Alter, wenn von ihnen die Rede war, offen zu sagen: „Vous Vous exaltez toujours de Goethe et de Schiller; moi qui les ai connus, je Vous assure, que c'étaient les hommes les plus ennuyeux du monde . . . Les soirées de Goethe étaient d'une raideur, d'un ennui . . ." — ein Bekenntnis zwar keiner schönen Seele, aber doch eines einfach-ursprünglichen und natürlich empfindenden Menschenkindes. Sie war zugleich von lebhafter, heiterer Naturanlage und besaß dabei das Auftreten einer großen Dame, so wie es vornehmen alten Französinnen vielfach eigen ist. Dem jüngeren Geschlechte erschien sie außerdem auch merkwürdig durch die Geschicke ihrer Jugend.

Als älteste Tochter des Grafen Gottfried Waldner v. Freundstein, des Bruders der durch ihre Denkwürdigkeiten bekannten Baronin Oberkirch, war sie 1785 im Elsaß geboren. Sie erinnerte sich noch deutlich der Greuel der französischen Revolution, unter denen auch ihre Familie schwer zu leiden hatte; später, zur Zeit des Konsulates, entschloß sich die inzwischen herangewachsene Isabelle Waldner v. Freundstein auf den Wunsch ihres strengen Vaters, mit dem General Rapp, einem der Günstlinge Bonapartes, sich zu vermählen. Die Heirat zerschlug sich jedoch; statt dessen kam Isabelle als Hoffräulein der Herzogin Luise nach Weimar, zugleich mit ihrer lieblichen jüngeren Schwester Diane, deren Schicksale das vielgelesene Buch ihrer Urenkelin Lily Braun: „Im Schatten der Titanen" eingehend erzählt. Während diese durch ihre Heirat dem Hofe bald wieder entzogen wurde, war es meiner Großmutter beschieden, die welterschütternde Katastrophe von 1806 an der Seite ihrer edlen Herrin zu durchleben: rasch nacheinander sah sie das preußische Königspaar und dessen Feind Napoleon an sich vorüberziehen[1]); in persönliche Berührung mit diesem kam sie dann wenige Monate nach ihrer Vermählung, bei seinem Besuche in Weimar 1808.

Napoleons Gespräch mit ihr auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Hofballe ist in dem Briefe Henriette v. Knebels an ihren Bruder vom 12. Oktober jenes Jahres erzählt. Es kennzeichnet so treffend die Art des Korsen, mit Damen zu verkehren, daß ich es im Wortlaute wiedergeben will:

„Verschiedene Personen," schreibt Henriette, „haben die artigsten Sachen wiederholt, die er (Napoleon) der Obersten Egloffstein gesagt hätte, davon auch keine Silbe wahr ist. Hier ist, was sie mir selbst gesagt hat. Sie stund da mit Frau von Spiegel, die er fragte: Ces dames sont-elles danseuses? — Frau von Spiegel antwortete: Pour moi, Sire, j'ai dansé, mais Madame d'Egloffstein ne danse pas (weil sie guter Hoffnung ist). — Er fragte darauf: D'où êtes-vous? — Sie: De l'Alsace. — Er: Qui êtes-vous? — Sie: Je suis née Waldner — Er:

[1]) Wie tapfer sie sich während der Plünderung Weimars benahm, hatte Murat dem Kanzler v. Müller bezeugt. Siehe dessen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813". Braunschweig 1851. S. 135.

Waldner? Je me rapelle ce nom. Rapp m'en a parlé. Je ne vous aurais pas cru si vieille. Vous ne devriez pas avoir au de là de vingt ans? — Sie: Je les ai passés. — Er: A présent je vois ce qui vous vieillit, und so ging er weiter." . . .[1])

So hatte sie manches Interessante erlebt, und sie sprach auch gern davon. Temperamentvoll, wie sie war, mochte sie mitunter in etwas zu bunten Farben schildern: „Votre grand'mère brodait avec les mains et avec la langue," sagte mir der Großherzog einmal scherzend, indem er des unermüdlichen Fleißes gedachte, mit dem die rüstige alte Frau während des Erzählens ihren weiblichen Handarbeiten oblag.

Bei den engen Beziehungen, in denen, gleich den übrigen Gliedern meiner Familie, meine Großeltern zum weimarischen Hofe standen, konnte es nicht wunder nehmen, daß auch ihre Kinder frühzeitig in dessen Kreise gezogen wurden, zumal als sie mit Carl Augusts Enkeln ungefähr gleichen Alters waren. An die gemeinsam verlebte frohe Kindheit dachten die letzteren später noch ebenso gern wie ihre einstigen Gespielen zurück, und die treue Anhänglichkeit, die diesen von der Kaiserin Augusta und ihren Geschwistern bewahrt wurde, gab sich in manchen Beweisen des Interesses, in manchen Auszeichnungen kund, die sie ihnen wie ihren Nachkommen zuteil werden ließen. So tat z. B. mein Vater als dreizehnjähriger Kadett in Berlin am 11. Juni 1829 Pagendienst bei der Vermählung der damals siebzehnjährigen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen. Fünfzig Jahre danach war es ihm vergönnt, ihr und ihrem ruhmgekrönten Gemahle bei der goldenen Hochzeit seine Huldigung darzubringen. Das Wohlwollen des Herrscherpaares hatte mein Vater in der Zwischenzeit oft genug erfahren. Wie er, durfte auch ich als angehender preußischer Archivbeamter mich dessen erfreuen, und habe damals die gnädige persönliche Förderung der Kaiserin in reichem Maße gefunden, dank meinem Namen und den Erinnerungen, die er in ihr erweckte. Auf ihn allein war es auch zurückzuführen, daß mich ihr Bruder, Großherzog Carl Alexander, einige Monate nach ihrem Tode in seinen Dienst berief.

Ein ehrenvollerer Beweis des Vertrauens hätte mir in der Tat bei meiner Jugend nicht zuteil werden können. Indessen bin ich der an mich gerichteten Aufforderung doch keineswegs mit leichtem Herzen gefolgt. Wohl war das Bewußtsein meiner weimarischen Herkunft auch in mir lebendig, indessen würde es mich allein nicht bewogen haben, das anspruchslose und bescheidene, mir aber durchaus zusagende Dasein, das ich führte, dem Hofleben aufzuopfern. Meine ernsten Bedenken gegen dieses half mir jedoch im Laufe der ersten Monate, die meiner endgültigen Anstellung vorangingen, die Persönlichkeit des Großherzogs überwinden, denn von Anfang an empfand ich für ihn eine hohe Verehrung und befestigte mich immer mehr in dem Gefühle, daß der Dienst bei einem Fürsten wie Carl Alexander wohl wert

[1]) Düntzer, Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 348.

sei, die Schattenseiten, ohne die eine Stellung bei Hofe sich auch im günstigsten Falle nicht denken läßt, mit in Kauf zu nehmen.

Sehr bald war mir klar geworden, wie glücklich vor allem hier der zu preisen ist, dem es gelingt, auf die Dauer seinen sittlichen Halt und inneren Frieden zu bewahren, ebenso aber erkannte ich, daß nur ein Weg, und zwar ein beschwerlicher, zu diesem Ziele führt: die gewissenhafte Erfüllung ernster Pflichten. Ganz besonders segensreich war mir eine unter ihnen, die ich, ohne in die Zukunft blicken zu können, mir auferlegt hatte in Gestalt einer sehr mühevollen geschichtlichen Monographie. Die begonnene Arbeit würdig zu Ende zu führen, schien mir Ehrensache zu sein; ob ich indessen das Ziel erreichen würde, hing bei den ausgedehnten archivalischen Forschungen, zu denen ich genötigt war, wesentlich ab von dem Entgegenkommen meines neuen Gebieters. Ich fand jedoch bei ihm, als ich ihn mit meinem Vorhaben bekannt machte, volles Verständnis dafür. Weit entfernt davon, zu argwöhnen, daß wissenschaftliche Studien sich mit den Pflichten gegen seine Person nicht vereinigen ließen, tat der Großherzog vielmehr alles, um jene zu fördern, teils durch die reichlich bemessene Freiheit, die er mir in der ersten Zeit für meine Arbeiten gewährte, teils durch das Wohlwollen, mit dem er dahin wirkte, daß mir die teilweise sehr schwer zugänglichen Quellen erschlossen wurden. So gelang es mir nicht zum wenigsten mit seiner Hilfe, die schwierige, wenn auch nicht eben umfangreiche Abhandlung „Baierns Friedenspolitik von 1645—1647" glücklich abzuschließen. Etwas über sieben Jahre nach meinem Eintritt in seinen Dienst war es mir vergönnt, dem Großherzoge meine ihm gewidmete Schrift zu überreichen.

Während er aber, einsichtig und weitblickend zugleich, mir ermöglichte, mit den Diensten, die ich ihm leistete, die Tätigkeit des Gelehrten zu verbinden, gab er mir auch Gelegenheit, als Mensch wie als Historiker aus seinem eigenen Wesen reichen und vielseitigen Gewinn zu ziehen. Er, dessen frühe Jugend noch der Abendglanz der klassischen Tage Weimars verklärt, dem das Geschick die Pflege ihrer Überlieferungen auf den Lebensweg mitgegeben hatte, erschien mir gewissermaßen als die verkörperte Vergangenheit. Er war auch weit entfernt davon, den Stolz auf sein Haus, auf Carl August und die berühmten Vorfahren aus früherer Zeit, zu verbergen. Ihm entsprach jedoch ein Pflichtgefühl, das in der Tat kaum höher und ernster hätte sein können. Nicht anders als mit Rührung kann ich daran zurückdenken, wie der greise Fürst bis zuletzt sich bemühte, das ideale Erbe seiner Väter zu erwerben, um es zu besitzen. Mit jugendlichem Eifer suchte er beständig seine Kenntnisse den Anforderungen der Zeit gemäß zu erweitern und zu vertiefen. Wohl war ihm ein reger geselliger Verkehr Bedürfnis und nahm einen nicht geringen Teil seiner Zeit in Anspruch, doch wurde er niemals alltäglich und banal, er war vielmehr dem Großherzoge ein willkommener Anlaß, interessanten Menschen zu begegnen und im Gedankenaustausche mit ihnen irgendeines geistigen, vor allem künstlerischen Genusses teilhaftig zu werden. Auch das Gespräch bei Tische oder im Salon mußte dazu dienen, ihn, der selbst die Gabe der Unterhaltung in hohem Maße besaß, anzuregen und seinen Bildungstrieb zu befriedigen.

Nicht darin erblickte er jedoch das höchste Ziel und Glück des Erdendaseins, sondern gleich dem großen Dichter, den er sich zum Leitstern erwählt hatte, in der edlen, harmonischen Persönlichkeit, in dem Trachten „nach dem ewig Guten, ewig Schönen". Es entsprach dies seinem innersten Wesen, aber er fühlte sich um so mehr dazu angetrieben durch seine Geburt und die Pflichten, die er daraus ableitete.

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt,
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Kaum dürfte es ein Dichterwort geben, das ihm mehr zur Richtschnur des Lebens gedient hätte als diese Mahnung, die Goethe einst an den damals sechsundzwanzigjährigen Carl August richtete. Was auch Fernerstehenden an dem alten Herrn auffiel, war die erstaunliche körperliche und geistige Frische, verbunden mit einer fürstlichen Haltung und einer ritterlichen Liebenswürdigkeit, die an längstvergangene Zeiten gemahnte. „Le dernier gentilhomme du siècle" nannte ihn treffend ein französischer Legitimist, der im Herbst 1891 nach Weimar kam und von ihm empfangen wurde. Die ihn näher kannten, wußten, daß der Zauber seines Wesens nicht am wenigsten in der Selbstzucht beruhte, die er unablässig, in wichtigen wie geringfügigen Dingen, an sich übte. Nicht immer fiel es ihm leicht, sich zu bemeistern, denn als Enkel Carl Augusts und Kaiser Pauls von Rußlands war er im Grunde von heftiger Gemütsart, die sich auch, obwohl durch das Alter abgeklärt, von Zeit zu Zeit doch immer noch bemerkbar machte. In solchen Fällen konnte er leicht ungerecht und verletzend sein, hinterher bedauerte er aber lebhaft seine Härte und suchte sie durch erhöhtes Wohlwollen ungeschehen zu machen, zumal wenn er sich überzeugte, daß der, den seine Ungnade getroffen, sein Bestes im Auge gehabt hatte. An sich war er ja für den Ausdruck treuer und aufrichtiger Gesinnung, selbst in schroffer Form, sehr empfänglich, er hatte mich sogar, als ich mein Amt antrat, feierlich durch Handschlag verpflichtet, ihm unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch noch so unangenehm sein sollte. Daß der Großherzog sie in der Tat wohl vertragen konnte, davon hatte ich während meines zehnjährigen Dienstes hinlänglich Gelegenheit, mich zu überzeugen.

Nach dem Erzählten ist leicht zu verstehen, daß ich den Dienst bei einem solchen Herrn als ein Glück empfinden mußte, ja, ich darf sagen, als mein eigentliches Glück in jenen Jahren, trotz meiner befriedigenden wissenschaftlichen Arbeiten, trotz der angenehmen Lebensbedingungen, die ein Kulturmittelpunkt wie Weimar mir zu bieten vermochte, und der liebenswürdigen Aufnahme, die mir in der dortigen Gesellschaft zuteil wurde.

Den Verkehr mit ihr eifrig zu pflegen, hatte mir mein Fürst ebenfalls verständigerweise zur Pflicht gemacht, und ich tat dies, soweit es meine Studien irgend gestatteten. Ihn mir zu erleichtern, war der Großherzog seinerseits bei der Freude, die er persönlich an der Geselligkeit fand, und in seiner Herzensgüte stets bereit, auch wenn er selbst dahinter zurückstehen

mußte. „J'ai besoin de Votre voix, Monsieur," schrieb er mir einmal, als er wünschte, daß ich ihm abends vorlesen sollte, „mais si Vous avez une invitation pour ce soir, je ne voudrais pas la traverser." Ich verzichtete aber stets gern auf alles andere, um meine Zeit ihm zu widmen, denn es hätte mir nichts den Genuß aufwiegen können, den das Zusammensein mit ihm mir gewährte.

Schon seine Wohnung im zweiten Stock des weimarischen Schlosses, dieselbe, die Carl August einst innegehabt hatte, war sehr stimmungsvoll und ansprechend. Ein Teil ihrer Einrichtung, z. B. die trefflichen schweizerischen und italienischen Landschaftsbilder von Hackert und die schöngeformten Empiremöbel im blauen Eckzimmer, stammte noch von ihrem früheren Inhaber; in ihren wesentlichsten Bestandteilen aber, vor allem in ihrem kostbarsten und interessantesten künstlerischen Schmucke — ich will davon nichts weiter erwähnen als die Handzeichnungen von Michelangelo und die Studienköpfe Raffaels zu den Arrazzi — trug sie das Gepräge Carl Alexanders. „Eine Einrichtung ist ein Bekenntnis", sagte er mir einmal. Die seinige war jedenfalls ein unverfälschter Ausdruck der reich begabten und gebildeten, dabei zugleich wahrhaft vornehmen und feinfühlenden Persönlichkeit ihres Bewohners.

Beim Rückblick auf die an dessen Hofe verlebte Zeit erscheinen mir vor allem diese Räume als eine Stätte pietätvoller Erinnerungen. Wie meiner dienstlichen Tätigkeit, die sich großenteils hier abspielte, gedenke ich auch des geistig belebten und heiteren geselligen Kreises, den der Großherzog so häufig hier um sich versammelte, und all der interessanten Menschen, mit denen ich an der Tafel des Schloßherrn zusammentraf. Unter seinen Gästen, von denen ihm viele inzwischen in den Tod gefolgt sind, waren die verschiedensten Berufe und Stände vertreten: Adel und Bürgertum, Staatsmänner, Diplomaten und Gelehrte, Schriftsteller, Komponisten und Offiziere, bildende Künstler und Forschungsreisende. Es lag in der Natur des Großherzogs, daß er trotz seines hohen Alters auch mit jüngeren Leuten gern verkehrte und sie zu seinen kleinen Festen zog. Wenn sich ferner unter den Geladenen manche Ausländer befanden und die Unterhaltung nicht selten in fremder Sprache geführt wurde, so stand dies vollkommen im Einklange mit den Überlieferungen des weimarischen Hofes aus seiner großen Zeit. Einer der Ruhmestitel desselben war es, daß er deutsche Gesinnung und Weltbürgertum so glücklich zu verbinden wußte. Demgemäß fanden an ihm damals nicht allein angesehene und vornehme Fremde, besonders Engländer und Franzosen, stets gastliche Aufnahme, vielmehr wurde auch die englische und französische Sprache, vor allem die letztere, eifrig gepflegt. Bis in die neueste Zeit behauptete diese ihre Geltung, was um so weniger befremden kann, als nacheinander zwei Großherzoginnen, Maria Paulowna von Rußland, die Mutter, und Sophie von Oranien, die Gattin Carl Alexanders, ausländische Prinzessinnen waren. Kein Wunder, daß dem Großherzoge das Französische, das er von seiner Kindheit an in der Familie gesprochen hatte, fast geläufiger war als das Deutsche. Bei seinem ausgeprägten Sprachtalente beherrschte er aber auch in Wort und Schrift das Englische und Italienische, ja sogar

im Russischen, Spanischen und Holländischen konnte er sich einigermaßen ausdrücken.

Mit mir verkehrte er mündlich wie brieflich meist auf Französisch, um mich an den Gebrauch dieser für meinen Dienst unerläßlichen Sprache zu gewöhnen. Ich fühle mich dem hohen Herrn dafür zeitlebens zu Danke verpflichtet, denn ich besaß an ihm einen sehr guten Lehrmeister. Allerdings gestehe ich offen, daß mir die an sich so weise Maßregel zuerst recht unbequem war, denn bei seiner etwas lehrhaften Art konnte er es nicht lassen, mich, ganz entgegen der Gewohnheit der Franzosen, während des Sprechens oft zu verbessern, was mich leicht befangen machte.

Im übrigen kann ich seine Nachsicht und seine Erkenntlichkeit für meine geringen Leistungen nicht genug rühmen. Wie ihm die Gabe des Befehlens in hohem Maße eigen war, so konnte man auch, mit einer leichten Variante des Goetheschen Verses, von ihm sagen: „Höchst anmutig war sein Danken." Ich habe mich dessen nicht nur als Kabinettssekretär, sondern auch als Vorleser weit über Verdienst erfreuen dürfen.

In der letzteren Eigenschaft genoß ich bei der Wahl der Stoffe volle Freiheit. Ich gab mir redliche Mühe, den Geschmack des Großherzogs zu treffen, aber auch, soweit möglich, nichts außer acht zu lassen, was ich im Hinblick auf seine Stellung verpflichtet war, ihm zur Kenntnis zu bringen. Weite Gesichtskreise zu eröffnen und den Geist anzuregen, aber nicht zu ermüden, das war der Weg, den ich glaubte verfolgen zu müssen. In der eingeschlagenen Richtung sah ich mich bestärkt durch den Beifall, den er einem der ersten ihm vorgelesenen Bücher, den akademischen Vorträgen von Döllinger, spendete. Die weltgeschichtliche Bedeutung der meisten darin behandelten Fragen wußte Carl Alexander nicht minder zu würdigen, als die geniale Art ihrer Auffassung durch den großen Geisteshelden und die ihr angemessene edle äußere Form.

Wie sehr das feine Verständnis des greisen Fürsten mich aneiferte, an meinem bescheidenen Teile zur Pflege seiner vielseitigen Interessen beizutragen, ist leicht zu ermessen. Es sollte mir auch an Gelegenheit dazu nicht fehlen, im besonderen nach den Schicksalsschlägen, die den Großherzog wiederholt während meiner Dienstzeit ereilten.

Lange Jahre hindurch war er von Schmerz und Mißgeschick verschont geblieben. Ungetrübt schien sein und der Seinigen Glück, als am 8. Oktober 1892 das großherzogliche Paar, umgeben von Kindern, Kindeskindern und zahlreichen fürstlichen Anverwandten, seine goldene Hochzeit feierte. Weite Kreise innerhalb wie außerhalb Deutschlands nahmen daran herzlichen Anteil, die Treue und Dankbarkeit der Untertanen aber zeigte sich im schönsten Lichte. Auf ihren Jubel folgte jedoch bald tiefe Trauer. Der Tod des Erbgroßherzogs Carl August am 20. November 1894 beraubte das weimarische Fürstenhaus eines seiner edelsten Glieder, während er das Land um die schönen Hoffnungen betrog, die es auf den ehrenwerten Charakter des Verblichenen gesetzt hatte.

Der Großherzog wurde durch das allzu frühe Hinscheiden des einzigen Sohnes schwer getroffen, wie sehr er sich auch bemühte, vor der Welt seine Ruhe und Fassung zu bewahren. Wahrhaft innige Beziehungen hatten freilich zwischen beiden nicht bestanden. Dem Gegensatze, den das Verhältnis des Thronfolgers zum regierenden Fürsten ohnedies in sich birgt, gesellte sich hier noch die Verschiedenheit der beiden Naturen. Sie kündigte sich schon in der äußeren Erscheinung des Sohnes an, dessen untersetzte Gestalt an seinen gleichnamigen Ahnherrn gemahnte, dem schlanken, elastischen, hochaufgerichteten Vater hingegen sehr unähnlich war. Ebenso hatte auch der schlicht-bescheidene, mehr nüchtern-praktische Sinn des ersteren mit dem idealen Schwunge der pathetischen Natur Carl Alexanders wenig gemein. Durchaus einig waren sie dafür in dem Bewußtsein der auf ihnen ruhenden hohen Pflichten.

An ihrer Erfüllung auch jetzt unverdrossen weiter zu arbeiten, schien dem Großherzoge schon deshalb geboten, weil er hoffte, durch sie den Eindruck, den der erlittene schmerzliche Verlust in ihm hinterlassen, leichter zu überwinden, ein Zweck, den er auch erreichte.

Da er nach dem Tode des Sohnes infolge der tiefen Trauer dem gewohnten geselligen Verkehr fast ganz entsagen mußte, ersuchte er mich, die Abende bei ihm zuzubringen und ihm vorzulesen. Ich hatte es ihm nahegelegt, weil ich hoffte, ihn auf diese Weise von der traurigen Gegenwart abzulenken. Dies gelang mir in der Tat, und zwar nicht am wenigsten dadurch, daß ich bei der Wahl des Lesestoffes auch solche Gegenstände berücksichtigte, die alte Erinnerungen in ihm erweckten. Der Großherzog war dafür sehr empfänglich und teilte mir manches Interessante aus früheren Zeiten mit, indem er, während wir den von ihm bereiteten Tee einnahmen, an das Gelesene anknüpfte.

Wenn ich ihm zuhörte, glaubte ich oft den Hauch der Weltgeschichte zu verspüren beim Gedanken an alle die historischen Persönlichkeiten, die er gekannt, an die Fülle dessen, was er von frühester Jugend an erlebt hatte. Schon seine erste größere Reise war sehr merkwürdig gewesen. Im Herbst 1834 hatten die Eltern dem Sechzehnjährigen zum Lohne für ein gutes Zeugnis gestattet, sich unter der Obhut seines treuen Erziehers Frédéric Soret durch die Schweiz für einige Monate nach Italien zu begeben. Es war ein Aufenthalt, dessen Eindrücke für sein späteres Leben sehr bedeutsam wurden. Mit der ganzen Begeisterung der Jugend nahm er das Schöne in sich auf, das Natur und Kunst wetteifernd über dieses gesegnete Land ausgebreitet haben. Trotz der höheren Genüsse hatte er jedoch auch einen sehr richtigen Blick für die Eigenart des gesellschaftlichen Lebens, in das er sich hier versetzt sah. Wie launig wußte er z. B. von seiner Aufnahme am sardinischen Hofe in Turin, der durch seine lächerliche Etikette bekannt war, und an den anderen italienischen Höfen zu erzählen. In Neapel war er als Gast Ferdinands II., des „Rè Bomba“, mit dem ganzen Hofe bei einer Parade zugegen, die der König vom Balkon des Palastes aus über die in seinem Dienste stehenden Schweizer und die einheimischen Truppen abhielt. Auch seine Tante, die einstige Königin

Katharina von Westfalen, geborene Prinzessin von Württemberg, und deren Gatten Jérôme lustigen Angedenkens hat Carl Alexander in Florenz, ihrem damaligen Wohnsitze, besucht.

Einem anderen König im Exil wurde er, wie er mir mitteilte, auf einer Reise nach Böhmen mit seinen Eltern bald nach der Rückkehr von Italien vorgestellt, Karl X. von Frankreich, der zu jener Zeit mit den Seinigen in Prag lebte. „J'ai voulu le bonheur de la France", hörte der junge Prinz bei einem Fest am kaiserlichen Hofe auf dem Hradschin den hochbetagten Bourbon zu seiner Mutter sagen. Carl Alexander schilderte mir den König als einen sehr vornehm und ehrwürdig, aber unbedeutend aussehenden alten Herrn. Wie von ihm, sprach der Großherzog auch von den anderen Mitgliedern des Hauses Frankreich; unter ihnen nannte er vor allem die Herzogin von Angoulême, Marie Antoinettes Tochter, die ihn mit Güte behandelt und in ihrer ganzen Erscheinung lebhaft an die Bildnisse ihrer Mutter erinnert hatte.

Zehn Jahre später, im Frühjahr 1845, weilte er wochenlang in Paris bei dem Nachfolger Karls X., Louis Philippe, dessen Schwiegertochter Helene von Orleans durch ihre Mutter, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar, zu seinen nahen Verwandten zählte. Mit Vergnügen gedachte mein Gebieter der damals am Tuilerienhofe verlebten Zeit, während der er eine Menge interessante Menschen, unter anderen Julie Récamier, ihren Freund Châteaubriand, ferner Guizot, Thiers, Mignet, Paul de la Roche und die Rachel kennen gelernt hatte. Ebenso erwähnte er auch eines Besuches bei Napoleon III. im Sommer 1867, wo er und der gleichzeitig anwesende Sultan Abd-ul-Aziz an der Seite des Kaisers einer glänzenden Heerschau beiwohnten. Daß er drei Jahre später Zeuge der Niederlagen der französischen Waffen und der Gefangennahme seines einstigen Gastfreundes sein würde, konnte er kaum voraussehen.

Es war nicht schwer gefallen, ihm in seiner Jugend Geschmack am Reisen beizubringen, denn er empfand an und für sich schon, wie einst sein Großvater Carl August, von jeher die Sehnsucht nach „weiter Welt und breitem Leben". Sie ist mit der Zeit in vollem Maße gestillt worden, denn seitdem er zum ersten Male den Boden Italiens betreten hatte, verging kaum ein Jahr, in dem er nicht eine schöne Reise unternommen hätte. So lernte er allmählich die meisten Länder Europas kennen, aber nicht nach Art der Globetrotters gewöhnlichen Schlages, sondern als liebevoller, feiner Beobachter. Mit Ernst faßte er das Wesen eines jeden Landes, so wie es sich in Natur und Gesittung offenbart, ins Auge, die einzelnen Völker aber suchte er in ihren würdigsten Vertretern kennen zu lernen.

Bekanntlich ist dieses Streben nicht fruchtlos geblieben, vielmehr war es ihm vor allem zu danken, daß Carl Alexanders Name, man darf sagen in der ganzen gebildeten Welt mit Ehren genannt wurde, wie sich bei der Kunde von seinem Hinscheiden deutlich zeigte.

Über seinen geistigen Interessen ließ er jedoch auf Reisen die dynastischen keineswegs außer acht, sondern versäumte nicht, den Vorzug der Stellung als regierender Fürst, als Vertreter seines erlauchten Geschlechtes und als

Anverwandter mehrerer mächtiger europäischer Fürstenhäuser im rechten Augenblicke geltend zu machen. Dadurch wurde einesteils, wie der ehrenvolle Empfang bei Louis Philippe und Napoleon III. beweist, sein Leben reich und vielseitig gestaltet, andernteils aber auch der Glanz, der Weimar und seine Fürsten seit den Tagen der großen Dichter umgab, und mit ihm Carl Alexanders eigenes Ansehen noch erhöht.

Er, der selbst an manchen deutschen und außerdeutschen Höfen heimisch war, empfing auch seinerseits in Weimar oder auf den Schlössern in dessen näherer und fernerer Umgebung häufig fürstliche Verwandte und Freunde von nah und fern. Zu seinen regelmäßigen Gästen gehörte, um nur ein Beispiel anzuführen, viele Jahre hindurch Alexander II. von Rußland. Von Jugend auf hatte sich dieser zu dem gleichalterigen Vetter hingezogen gefühlt, dessen heiterer Sinn ihn, der selbst zur Schwermut neigte, um so angenehmer berührte. Bei einem seiner Besuche in Weimar war es, daß der Zar Anfang Oktober 1857 zum ersten Male nach seiner Thronbesteigung dem jungen Kaiser Franz Josef begegnete. Da man wußte, welch eine Bitterkeit Österreichs Verhalten während des Krimkrieges in Rußland zurückgelassen hatte, durfte diese Zusammenkunft immerhin eine gewisse politische Bedeutung für sich beanspruchen.

Über ihren Verlauf erzählte mir der Großherzog, der die beiden Herrscher wieder zusammengebracht hatte, an einem der Leseabende recht interessante Einzelheiten. Inzwischen hatte der unglückliche Zar am 15. März 1881 auf jähe, grausige Art sein Leben geendet. Gewiß wurde er von niemandem inniger betrauert als von Carl Alexander, der es sich auch nicht versagen konnte, nach Petersburg zu eilen, um dem Ermordeten die letzte Ehre zu erweisen. Bis zuletzt war er mit ihm eng verbunden geblieben, der rege briefliche Gedankenaustausch aber, der zwischen beiden bestand, ist in höherem Sinne insofern bedeutsam geworden, als der Großherzog an dem großen Wendepunkte in Deutschlands nationaler Entwicklung während des Feldzuges von 1870 den Leitern unserer Geschicke seine Feder zur Verfügung stellte, um Kaiser Alexander, dessen Liebe und Vertrauen er in so hohem Maße besaß, durch wiederholte wohlüberlegte Briefe für die vaterländischen Interessen günstig zu stimmen. Wie erfolgreich er sich um deren Förderung bemüht hat, dafür geben uns ebensowohl seine Tagebücher während des Krieges, wie auch die anerkennenden Worte Zeugnis, mit denen Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" der guten Dienste Carl Alexanders erwähnt [1]). Daß sie auch später noch Rußland gegenüber vom Reichskanzler wie von Kaiser Wilhelm I. häufig in Anspruch genommen worden sind, darüber dürfte es in einer bestimmten Abteilung seines schriftlichen Nachlasses, der nach seinem Tode dem großherzoglichen Hausarchiv in Weimar übergeben worden ist, an Zeugnissen nicht fehlen.

Seine freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser Franz Josef, die seit dem Herbst 1857 bestanden, dauerten bis zum Tode Carl Alexanders fort

[1]) Volksausgabe, Bd. II, S. 131. Vgl. C. Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches, S. 491 ff., 623 ff.

und wurden vor allem aufrechterhalten durch dessen öftere Reisen nach Wien. Die Erinnerungen meines Fürsten an diese Stadt reichten bis 1839 zurück. In jenem Jahre hatte er sie auf dem Wege nach Ungarn zu seinem Oheim, dem Erzherzog-Palatin Josef, zum ersten Male betreten. Wie auf jedem fein empfindenden Menschen, übte sie auch auf ihn von Anfang an die ganze Macht ihres unnennbaren Zaubers, und mit neuer Freude gab er sich ihm bei jedem Wiedersehen hin.

Eine willkommene Gelegenheit dazu bot ihm die im Mai 1892 eröffnete Musik- und Theaterausstellung. Um so lebhafteren Anteil nahm er an ihrem Gelingen, als er selbst ebenso wie seine Gemahlin manches seltene Stück aus dem beiderseitigen Privatbesitze dazu beigesteuert hatte.

Ihn nach Wien zu begleiten, war auch ich vom Großherzog aufgefordert worden, ein Beweis des Wohlwollens, den ich tief empfand. Offenbar glaubte er einem stillen Wunsche damit entgegenzukommen, denn meine Vorliebe für Wien war ihm bekannt. Daß mir die Frühlingstage, die ich damals dort verlebte, in so freundlicher und interessanter Erinnerung geblieben sind, dafür gebührt der Dank dem Großherzoge, denn während er selbst mit den beiden anderen Herren seiner Umgebung in der deutschen Botschaft beim Prinzen und der Prinzessin Reuß, seinem Schwiegersohn und seiner Tochter, abstieg, stellte er mir frei, ein von früher her mir bekanntes anspruchsloses Gasthaus aufzusuchen. Dadurch wurde mir ermöglicht, meinen Studien und Neigungen einen Teil meiner Zeit zu widmen. Nicht selten war ich jedoch im Gefolge des Großherzogs: so mußte ich mit ihm in die alljährliche Festsitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren prächtiger Festsaal, eines der edelsten Kunstdenkmäler aus der theresianischen Zeit, die Vertreter des geistigen Lebens der Kaiserstadt in sich vereinigte. Ein anderes Mal handelte es sich um den Besuch eines der Museen oder um mein Erscheinen bei einem der glänzenden und für einen Fremden entschieden sehenswerten Feste der großen Welt. Bei einer solchen Gelegenheit stellte mich der Großherzog selbst dem Kaiser und mehreren anderen Mitgliedern des Erzhauses sowie einigen Personen des Hochadels vor.

Während er seinen Aufenthalt im Jahre 1892 ziemlich lang ausdehnte, verzichtete er, als er im Oktober 1895 wiederum Österreichs Boden berührte, auf ein längeres Verweilen in Wien, denn er war auf der Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, begriffen und wünschte, möglichst rasch dem rauhen Norden zu entfliehen.

Die Strecke von Wien nach Venedig, dem nächsten Ziele, wurde ohne Unterbrechung zurückgelegt. Wie oft auch Carl Alexander die Alpen schon überschritten hatte, so war ihm doch von den nach Italien führenden Schienenwegen gerade die sogenannte Pontebba-Bahn noch fremd geblieben. Der sonnige Herbsttag ließ im Verein mit dem bunten Schmucke des Laubes die eigenartige Schönheit der Waldgebirge Steiermarks und Kärntens, die wir auf unserer Fahrt durchquerten, voll zur Geltung kommen, und der Großherzog fand offenbar Freude daran, trotz seiner siebenundsiebzig Jahre und all des Großartigen, was er im Laufe der Zeit gesehen hatte. Bis zur

sinkenden Nacht blickte er von dem Aussichtswagen, den wir innehatten, unermüdlich um sich her, gleich als ob er zum ersten Male in die Welt hinaus zöge. Den intimen, malerischen Reiz der Landschaft genoß er nicht weniger als den der altersgrauen Städte und hochragenden Schlösser, die in heiterem Wechsel an uns vorüberzogen. Unter den letzteren war es besonders Hochosterwitz an der Glan, das der Wiedererbauer der Wartburg aufmerksam betrachtete: die seltsame, einstmals zum Bollwerke gegen die Türken bestimmte Feste auf bewaldetem Bergkegel, den die zinnenbewehrte, mit vierzehn reichgeschmückten Toren versehene Mauer spiralförmig umwindet. Rasch, ehe ihr Bild ihm wieder entschwand, zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche, das er unterwegs immer bei sich führte, und brachte dieses Wahrzeichen des Landes Kärnten mit wenigen Strichen zu Papier.

Die Erinnerung an jenen Augenblick wurde in mir lebendig, als ich viele Jahre später, ebenfalls an einem schönen Herbsttage, von Hochosterwitz die lachenden Gefilde, die es beherrscht, überschaute. Ich gedachte meines teueren Fürsten, der nach vollbrachtem Lebenswerke schon längst bei seinen Ahnen und den mit ihnen im Tode vereinten beiden Dichterfürsten zur letzten Ruhe gebettet worden war. Wie der Großherzog, weilte auch der eine von seinen beiden Reisegefährten nicht mehr unter den Lebenden. Es war sein langjähriger und von ihm mit Recht geschätzter Adjutant, der Waadtländer Aimé de Palézieux-Falconnet, ein um Weimar und sein Fürstenhaus sehr wohlverdienter, reichbegabter und feingebildeter Mann, dessen Geschmacksrichtung sich mit der des alten Herrn vielfach berührte und der demgemäß auch jenen Reisetag verständnisvoll mitgenossen hatte.

Am späten Abend nach der Fahrt durch die Ostalpen trafen wir in Venedig ein, doch war unseres Bleibens dort nicht lange. Schon am zweiten Tage darauf begaben wir uns weiter nach Verona, der folgende Vormittag wurde in dem nahegelegenen Mantua zugebracht, und noch an demselben Abend erreichten wir Florenz.

Mir selbst war die Stadt Dantes und der Mediceer noch fremd, der Großherzog hingegen kannte sie ganz genau und gab mir einen neuen Beweis seines Wohlwollens, indem er, der für alles Große und Schöne Begeisterte, sich erbot, mir die hauptsächlichsten Stätten der florentinischen Geschichte und Kunst selbst zu zeigen. Gleich am Morgen nach der Ankunft führte er mich durch die Uffizien und den Palazzo Pitti, ein Gang, der mir unvergeßlich bleiben wird, denn in den Meisterwerken, die der Großherzog mir als die Perlen der beiden Sammlungen bezeichnete, offenbarte sich mir aufs neue sein edler Geschmack und sein feines künstlerisches Gefühl, zugleich gab sich aber auch die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens kund in dem Vergnügen, das ihm mein bewunderndes Staunen beim Anblick dieser Schätze bereitete.

Der ersten Kunstwanderung folgte manche andere, nicht minder lehrreiche und anregende, und ebenso wurden auch öfters Fahrten in die liebliche und interessante Umgegend unternommen, z. B. nach Fiesole, Majano und Vincigliata, nach der Certosa und der Pedraglia. Von Tag zu Tage aber überzeugte ich mich mehr davon, wie würdig Florenz ist, den Beinamen „La bella“ zu tragen.

Allerdings wurde der Genuß der dort verlebten Zeit zuletzt durch eine nicht unbedenkliche Erkältung des Großherzogs getrübt, indessen gelang es ihm, deren Folgen glücklich zu überwinden, und er entschied sich deshalb dahin, vor der Heimkehr noch einige Wochen in Rom zu verbringen.

Ein solcher Abschluß der Reise konnte niemandem willkommener sein als mir, und der Fürsorge, mit der mein gnädiger Gebieter wie in Florenz so auch hier darauf bedacht war, mein historisches und Kunstinteresse zu berücksichtigen, kann ich mich nicht anders als in Dankbarkeit erinnern.

Das tiefere Verständnis für den Genius des Ortes ist mir freilich, wenn ich offen sagen soll, erst in späteren Jahren, da ich wiederholt als bescheidener Wanderer in Rom war, einigermaßen erschlossen worden. Bei jenem Besuche fehlten mir die Ruhe und die Sammlung, deren ich dazu bedurft hätte, dahingegen fand ich mich durch ihn nach anderer Richtung hin reichlich befriedigt, denn die freundschaftlichen Beziehungen des Großherzogs zu den verschiedensten selbst einander entgegengesetzten Elementen der römischen Gesellschaft, und der ehrenvolle Empfang, der ihm allenthalben bereitet wurde, brachten es mit sich, daß ich in Kreise einzudringen vermochte, die sich mir sonst wohl nicht geöffnet hätten.

So gab mir ein kleines Diner im Quirinal, zu dem ich mit befohlen war, Gelegenheit, mich dem martialisch blickenden, in seinem Auftreten einfach-natürlichen König Umberto und seiner immer noch schönen, dabei heiteren und liebenswürdigen Gemahlin zu nähern, die mit unserem Fürsten seit langer Zeit nahe befreundet und als Tochter einer sächsischen Prinzessin überdies verwandt war. Unter den Anwesenden befand sich auch der spätere Reichskanzler und damalige deutsche Botschafter Bernhard v. Bülow, der sich offenbar der besonderen Huld des Königspaares erfreute. Bei einem so bedeutenden und zugleich angenehmen Manne konnte dies nicht überraschen, zumal als die Majestäten ihn, der durch äußere wie durch innere Bande mit Italien eng verbunden war, gewissermaßen zu den Ihrigen zählen mochten.

Den Dank Carl Alexanders erwarb sich Herr v. Bülow durch manche Aufmerksamkeiten, die er ihm erwies, namentlich durch ein sehr gelungenes Fest im Palazzo Caffarelli, bei dem er die Gesellschaft sorgfältig im Sinne seines fürstlichen Gastes ausgewählt und auch mehrere angesehene und interessante Persönlichkeiten, die ihm noch fremd waren, hingezogen hatte. Ich erinnere mich, unter anderen den Minister des Äußeren, Baron Blanc, einen Landsmann und hochbegabten Schüler des Grafen Cavour, und den als Geschichtschreiber und Schriftsteller wie als Charakter geschätzten romagnolischen Grafen Pasolini gesehen zu haben. Daneben waren auch manche von den alten römischen Freunden des Großherzogs zugegen.

Unter ihnen standen die Mitglieder des Hauses Caetani-Sermoneta obenan. Schon der 1882 verstorbene Don Michelangelo Caetani, Herzog von Sermoneta, hatte dem Großherzoge sehr nahe gestanden; nach dessen Tode ging die ihm gewidmete Zuneigung über auf seine Nachkommen, Don Onorato, Herzog von Sermoneta, und seine Kinder, sowie auf Gräfin Ersilia Lovatelli, geborene Caetani. Was ihn zu diesen Aristokraten des Geistes

und der Gesinnung hinzog, war vor allem das Bewußtsein, in ihnen gleichgestimmte Seelen zu finden. Seine ideal angelegte Persönlichkeit, die von der urteilslosen Menge leider sehr verkannt worden ist, von jenen wurde sie verstanden und gewürdigt. Hatten doch auch die Caetani im Gegensatze zu den meisten anderen Sprößlingen der stolzen Nepotengeschlechter an die großen Überlieferungen der Vergangenheit angeknüpft, indem sie ihre Kräfte auf hohe und edle Ziele richteten. „Toutes les grandeurs vous sont familières," ruft Balzac seinem Freunde, dem Herzoge Michelangelo, zu, ein Lob, das man kaum übertrieben finden wird, wenn man sich vor Augen hält, was er als Mensch, als Gelehrter und als Vorkämpfer für die Einheit Italiens gewesen ist. Wie ihn, sehen wir auch seinen Sohn tätig im Dienste des Vaterlandes. Er hat sich als Abgeordneter in Monte Citorio hervorgetan, als Sindaco von Rom die Verwaltung seiner Vaterstadt und dann vorübergehend auch als Nachfolger Blancs die äußere Politik Italiens geleitet. Ebenso ist auch Michelangelos Tochter Gräfin Lovatelli seiner würdig. Sie gilt mit Recht für eine der vorzüglichsten unter Italiens Frauen in unserer Zeit. Bekannt als Freundin des Geschichtschreibers Gregorovius, dessen Gönner ihr Vater gewesen, hat sie sich auch durch eigene sehr wertvolle Forschungen auf archäologischem Gebiete ausgezeichnet und sich dadurch gerechten Anspruch auf den Doktorhut erworben, der ihr von einer deutschen Hochschule verliehen worden ist. Um so schöner kleidet sie diese Würde, je weniger Donna Ersilia über dem Dienste der Wissenschaft ihre übrigen Lebensaufgaben verabsäumt oder in ihrem Auftreten die eleganten Formen und den guten Geschmack der vornehmen Dame verleugnet[1]).

Wie die Caetani, gehörte die Mehrzahl derer, die Carl Alexanders Bekanntenkreis in Rom bildeten, ihrem politischen Bekenntnisse nach zu den Anhängern des geeinigten Königreichs Italien. Indessen stand er von früherer Zeit her auch zu den Parteigängern des Vatikans in gewissen Beziehungen. Mit dem aufgeklärten Kardinal Hohenlohe war er seit seiner Jugend befreundet, und ebenso hatte er manche andere Würdenträger der römischen Kirche sehr wohl gekannt. Dankbar erwähnte er z. B. das liebenswürdige Entgegenkommen, das er einst beim Kardinal Antonelli, dem Staatssekretär Pius' IX., und bei diesem selbst gefunden hatte, ein Entgegenkommen, dessen Wert er freilich als Menschenkenner und glaubenstreuer Protestant nicht überschätzte, ebensowenig wie die Aufmerksamkeiten, die ihm vom Nachfolger dieses Papstes widerfuhren. Gleichwohl sah er in dem letzteren mit Recht einen sehr bedeutenden und interessanten Zeitgenossen. Er versäumte es daher auch diesmal nicht, ihn zu besuchen.

Die Audienz im Vatikan, zu der Herr von Palézieux und ich den Großherzog begleiteten, spielte sich in den üblichen höfischen Formen ab, mit deren Schilderung ich den Leser verschonen will, da sie ihm doch Allbekanntes wiederholen dürfte. Für mich, den jungen Geschichtsforscher, hatte die Teil-

[1]) Näheres über sie bei S. Münz, Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Lovatelli. Berlin 1896.

nahme an dieser Feierlichkeit einen unleugbaren Reiz. Ich glaube, jeder wird ihn empfinden, der unter ähnlichen Verhältnissen wie ich zum ersten Male jene Stätte betritt und sich einigermaßen klar darüber ist, was das Papsttum in der Vergangenheit wie in der Gegenwart für die Welt bedeutet. Meinerseits war ich, je mehr ich bedachte, wie viel Dank es der Staatsklugheit und dem diplomatischen Geschick Leos XIII. schuldete, desto mehr darauf gespannt, dem Manne gegenüberzustehen, der das Schifflein Petri schon seit einer Reihe von Jahren so meisterhaft gesteuert, der den apostolischen Stuhl trotz des Verlustes seiner weltlichen Macht von neuem auf eine seit Jahrhunderten nicht erreichte Stufe des Ansehens emporgehoben hatte.

Meine Erwartungen fand ich durch den persönlichen Eindruck nicht getäuscht, denn als ich nach längerem Warten mit meinem älteren Kollegen in das kleine, rot ausgeschlagene Gemach eintrat, in dem der heilige Vater den Großherzog zunächst allein empfangen hatte, erblickte ich einen kleinen, zartgebauten und beweglichen Greis mit edlen, scharfgeschnittenen Gesichtszügen und großen, feurigen Augen, deren durchdringender Blick fest auf mich gerichtet war, als er mich nach meinem Studiengange befragte.

Welch ein Gegensatz zwischen ihm und dem jetzigen Papste, der mich acht Jahre später in Privataudienz empfing! Jeder in seiner Art ein würdiger Priester der katholischen Kirche, aber Leo der vornehme, weltgewandte Prälat, Pius dagegen das Kind aus dem Volke, der schlichte Gelehrte oder Landpfarrer. Jener wußte sich in gewähltem und akzentfreiem Französisch auszudrücken, dieser begann sein im weiteren Verlaufe durchaus nicht banales und alltägliches Gespräch mit mir, indem er zutraulich fragte: „Parla italiano?“

An demselben Tage wie er empfing mich auch der eben ernannte Kardinal-Staatssekretär Merry del Val in dem kurz zuvor von Künstlerhand wiederhergestellten Appartemento Borgia, das er fürs erste bezogen hatte. Bei dieser Gelegenheit erinnerten wir uns daran, daß wir uns schon früher einmal gesehen hatten, und zwar im Dezember 1895, als ich den Großherzog Carl Alexander in den Vatikan begleitete. Der Kardinal war damals einer der jüngsten unter den geistlichen Würdenträgern, die meinen gnädigsten Herrn im Schweizersaale erwarteten. Wer hätte ahnen können, daß der dreißigjährige, fast mädchenhafte Monsignore berufen war, schon nach wenigen Jahren das höchste, aber auch schwerste Amt am päpstlichen Hofe zu bekleiden — ein Amt, dessen Anforderungen er sich bis jetzt auch noch nicht gewachsen gezeigt hat.

Unter den Erinnerungen, die mir von Carl Alexander geblieben sind, darf ich die an jenen Empfang bei Leo XIII. wohl als eine der eigenartigsten bezeichnen. Ein Gegenstück dazu bildet der Besuch beim Fürsten Bismarck im Sommer 1897.

Wie freundschaftlich das Verhältnis zwischen unserem Fürsten und dem ersten Reichskanzler gewesen ist, ergibt sich aus ihrem einträchtigen Zusammenwirken während des Feldzuges 1870 und in den darauffolgenden Jahren,

von dem bereits die Rede gewesen ist. Der letztere hebt übrigens, indem er dessen erwähnt, dankbar das immer gleiche Wohlwollen des Großherzogs für ihn hervor[1]).

Das Verständnis, das dieser seinerseits für Bismarcks gewaltige Persönlichkeit besaß, entsprach durchaus der Verehrung, die sie ihm einflößte, und infolgedessen wurde diese auch durch das Verhalten, das Bismarck nach seinem Rücktritt gegenüber dem Kaiser und seinen Ratgebern beobachtete, nicht berührt, wie sehr er es auch oft bedauern mochte. „Einen Michelangelo soll man nicht mit dem Maße eines Watteau messen," hörte ich ihn im Hinblick auf den Besuch des großen Staatsmannes in Jena 1892 bemerken, obwohl das diesem zu Ehren veranstaltete, etwas demonstrative Marktfest für Carl Alexander als Landesherrn kaum angenehm sein konnte.

Fünf Jahre später feierte er seinen Geburtstag in Schwerin bei seiner zweiten Tochter Elisabeth und seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Johann Albrecht zu Mecklenburg, der damals für den minderjährigen Großherzog Friedrich Franz IV., seinen Neffen, die Regentschaft führte. Die Nähe Schwerins von Friedrichsruh legte den Gedanken nahe, den größten unter den Mitlebenden, dessen Freund Carl Alexander sich nannte und den er seit den entscheidenden Märztagen 1890 nicht wiedergesehen hatte, auf seinem Landsitze zu besuchen.

Es fügte sich, daß auch diesmal Herr von Palézieux und ich ihn begleiteten. Der 1. Juli, an dem die Fahrt unternommen wurde, war ein besonders heißer Tag, doch hatte sich der zweiundachtzigjährige Kanzler nicht abhalten lassen, zum Empfange auf dem Bahnhofe zu erscheinen. Im blauen Waffenrocke der siebenten Kürassiere, das gefurchte Antlitz vom Helme beschattet, grüßte er stramm militärisch den fürstlichen Gast und ging ihm dann, auf den Arm des Kammerdieners gestützt, entgegen. Gleich nach der Ankunft im nahegelegenen Wohnhause setzte man sich zum Mittagessen, an dem noch Bismarcks Schwiegersohn und Tochter, Graf und Gräfin Rantzau, seine Nichte Frau von Kotze, geborene von Arnim, Professor Schweninger und Dr. Chrysander teilnahmen. Ich bekenne, daß ich die liebenswürdigen Hausgenossen des großen Mannes nicht viel beachtete, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf ihn selbst gerichtet, und während dieses kurzen Zusammenseins hatte ich keinen anderen Gedanken als den, mir sein Wesen so scharf und fest als möglich einzuprägen.

Die Gelegenheit schien freilich insofern nicht günstig, als er, wie seine Nichte mir zuflüsterte, gerade im Augenblicke, wo man sich zu Tische setzte, unter seinen regelmäßig um die Mittagszeit wiederkehrenden Gesichtsschmerzen litt. Er ließ sich indessen nicht gehen, sondern bewahrte nach außen hin die volle Ruhe, Unbefangenheit und Lebensart des alten Weltmannes neben der schuldigen Ehrerbietung gegenüber dem gekrönten Haupte.

Mit den charakteristischen französischen Worten: „L'honneur au Seigneur" bat er den Großherzog, den Ehrenplatz am Kopfende der Tafel einzunehmen.

[1]) Gedanken und Erinnerungen. Bd. II, S. 131.

Die Versuche des Letzteren, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wollten zu Anfang nicht recht gelingen, denn der Fürst hatte, wie sein leises Ächzen verriet, offenbar große Qualen auszustehen. Doch ging der Anfall allmählich vorüber, und in gleichem Maße hob sich auch die Stimmung, bis er zuletzt, durch einige Gläser Champagner angeregt, sehr mitteilsam wurde.

Das Gespräch der beiden alten Herren wandte sich gleichsam von selbst den großen Tagen zu, in denen ihre gemeinsamen Erinnerungen wurzelten. Beim Rückblick darauf aber gedachte Bismarck dankbar der inzwischen aus dem Leben geschiedenen Helden. „Was hätte ich," rief er aus, „ohne meinen teueren Kaiser Wilhelm, ohne Moltke erreicht!" Die Tagesfragen wurden, aus naheliegenden Gründen, möglichst unberührt gelassen, doch äußerte sich der Kanzler mit warmer Anerkennung über die Fähigkeiten und Charaktereigenschaften Kaiser Wilhelms II., und als ihn der Großherzog um seine Ansicht in betreff der Männer befragte, die augenblicklich die maßgebenden Stellen innehatten, gab er seine lebhafte Freude über die Ernennung Bülows zum Staatssekretär des Äußeren zu erkennen. Er nannte ihn den hochbegabten Sohn eines ausgezeichneten Mannes, dem er, Bismarck, sehr zu Danke verpflichtet sei. Jener, meinte er, werde wohl noch Reichskanzler werden, und er hat sich in dieser Erwartung nicht getäuscht.

Über seinen Tischreden floh die Zeit pfeilschnell dahin, und mit Bedauern sah ich mich durch den vorgerückten Zeiger der Wanduhr an den Aufbruch erinnert, denn um Bismarck nicht zu ermüden, hatte der Großherzog die Dauer des Aufenthaltes in Friedrichsruh von vornherein sehr kurz bemessen. Beim Abschied umarmte und küßte er den Fürsten; beide Herren waren tief bewegt: an der Grenze des menschlichen Daseins angelangt, mochten sie fühlen, daß diese Begegnung wohl die letzte sein würde. Wenige Minuten später setzte sich der Schnellzug, der uns nach Schwerin zurückführte, in Bewegung, während Fürst Bismarck, die Hand an den Helm gelegt, feuchten Auges den Scheidegruß erwiderte, den Carl Alexander ihm zuwinkte.

Es war ein schmerzlicher Anlaß gewesen, der ihn in jenem Jahre bewogen hatte, seinen Geburtstag fern von der Heimat zu verleben. Am 23. März 1897, während er selbst bei der Jahrhundertfeier seines Schwagers, Kaiser Wilhelms I., in Berlin weilte, war ganz unerwartet seine Gemahlin, die Großherzogin Sophie, gestorben, mit der er seit 1842 in einer sehr glücklichen und für das ganze Land reich gesegneten Ehe gelebt hatte. Seinem Schmerz über das Hinscheiden der heißgeliebten Lebensgefährtin verlieh er in manchen rührenden Kundgebungen Ausdruck, so z. B. in dem allgemeinen öffentlichen Dankerlasse an seine Untertanen, worin er der durch Geistesgaben ebenso wie durch Seelenstärke hervorragenden Entschlafenen in verdientem Maße gerecht wurde. Er nannte sie darin „würdig des ruhmreichen Hauses Oranien, dem sie entsprossen ist, würdig auch der hocherleuchteten Fürstinnen, die vor ihr über diesem Lande gewaltet haben".

Es war dem Neunundsiebzigjährigen in seiner neuen Trübsal ein erhebender und tröstlicher Gedanke, dem Lande die tief betrauerte Fürstin, soviel er irgend könne, zu ersetzen. „Les devoirs sont une bénédiction,"

bemerkte er am Tage nach der Beisetzung, indem er der Pflichten erwähnte, die ihm aus ihrem Tode erwachsen seien.

In der Tat bedeutete dieser auch für das Land eine große, kaum ausfüllbare Lücke, denn die Großherzogin Sophie hatte nicht allein das ideale Erbe der klassischen Zeit mit einem Verständnis zu bewahren und zu mehren gewußt, das ihr allenthalben in der gebildeten Welt eine dankbare Erinnerung sichern wird, sondern auf allen Gebieten, die ihr Wirkungskreis umspannte, eine liebevoll hingebende und großzügige Tätigkeit entfaltet. Das Lebenswerk dieser seltenen, zur Herrscherin geborenen Frau wird als ihr Ehrendenkmal bis in ferne Zeiten bestehen bleiben.

Wie der Großherzog selbst sie beständig vermißte, läßt sich denken. Hatte sie ihn doch durch ihren praktischen, auf das Wirkliche gerichteten Sinn und ihren kühl abwägenden Verstand sehr glücklich ergänzt, während sie im idealen Streben durchaus einig mit ihm gewesen war. Kein Wunder, daß er sich im Gefühle der Vereinsamung danach sehnte, die Räume, die sie bewohnt hatte, täglich wiederzusehen. Es wurde ihm zum Bedürfnis, während der Zeit, die er in Weimar zubrachte, jeden Morgen stundenlang darin zuzubringen und im Arbeitszimmer der Großherzogin die regelmäßigen Vorträge entgegenzunehmen.

Von Schwerin aus, wohin er sich drei Monate nach ihrem Tode begeben hatte, wurde vor der Heimkehr noch ein Besuch am sächsischen Hofe in Pillnitz abgestattet, denn es lag dem Großherzoge am Herzen, sich dem König Albert und der Königin Carola für ihre treue Teilnahme an seinem Schmerze dankbar zu erzeigen. Die verwandtschaftliche Gesinnung, mit der sie ihm entgegenkamen, empfand er nicht weniger wohltuend als den Empfang, den ihm im September des Jahres auf dem Rückwege von der Badekur in Ostende seine alte Freundin, die Königin Marie Henriette der Belgier, bereitete. Carl Alexander war mit ihr vor allem durch die Erinnerung an einen geliebten Verstorbenen, Erzherzog Stefan, ihren älteren Stiefbruder, verbunden.

Bekanntlich hatte sich dieser Fürst, der eine bezaubernde Persönlichkeit mit seltenen Gaben des Geistes vereinigte, im Jahre 1848 als Palatin von Ungarn durch sein jugendlich unbesonnenes Verhalten die Ungnade des kaiserlichen Hofes in Wien zugezogen und infolgedessen gleichsam als Verbannter die österreichische Heimat verlassen, um seitdem vorwiegend auf seinem Schlosse Schaumburg an der Lahn zu leben. Mit dem gleichalterigen Carl Alexander war er schon von seiner frühen Jugend an durch die Bande herzlicher Freundschaft verbunden, und sein tragisches Geschick lehrte ihn, sie um so höher zu schätzen. Der einsame Junggeselle war fortan ein oft und gern gesehener Gast am weimarischen Hofe. Wie wohl er sich dort fühlte, hat er in einem am Tage vor seinem Tode im Frühling 1867 geschriebenen tief ergreifenden Abschiedsbriefe an die Großherzogin Sophie bezeugt. Dem Großherzoge hatte er einige Jahre zuvor zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit einen sehr wertvollen, reich mit Mosaik ausgelegten altitalienischen Schrank im Stile der Spätrenaissance geschenkt, den dieser als teueres Andenken hoch in Ehren hielt. Er stammte vom Rate Sebastian Grüner in Eger, dem Freunde

Goethes, der, wenn er bei jenem einkehrte, das seltene Stück immer sehr bewundert hatte.

Daß die dankbaren Gesinnungen des in der Blüte der Jahre verblichenen Erzherzogs in seiner Schwester fortlebten, gab sich an der wehmütigen Freude der Königin Marie Henriette bei dem Wiedersehen im Herbst 1897 zu erkennen. Ihr Anblick wird mir unvergeßlich bleiben, denn eine vornehmere, zugleich aber anziehendere, interessantere und rührendere Erscheinung war nicht leicht zu denken. Deutlich schwebt sie mir vor, so wie ich sie damals in Spa zwei Tage lang gesehen habe: mittelgroß, eine schlanke Gestalt in stolzer Haltung, das Haupt edel geformt, das Gesicht regelmäßig, große blaue, wohlwollend, aber etwas traurig blickende Augen, um den Mund ein schmerzlicher Zug, eine hohe Stirn, das zurückgekämmte Haar von den Jahren wie vom Kummer gebleicht. Deutlich war in dieser Tochter des Hauses Habsburg-Lothringen der Typus der Kinder Maria Theresias ausgeprägt, auffallend vor allem ihre Ähnlichkeit mit den Bildnissen des Kaisers Josef und seiner Schwester Marie Antoinette.

Im folgenden Winter brachte ich wieder manchen Abend mit Vorlesen beim Großherzoge zu. Von Jahr zu Jahr gewöhnte sich mein gnädigster Herr mehr daran, und besonders größeren Gesellschaften, die er früher sehr gern besucht hatte, entsagte er jetzt um so lieber, als sein Gehör mit der Zeit etwas abgenommen hatte, was sich ihm hauptsächlich beim Gewirr vieler Stimmen fühlbar machte. Übrigens war es ihm auch trotz aller Rüstigkeit in seinem Alter weit zuträglicher, den Tag ruhig zu Hause zu beschließen; anregenden Lesestoff aber für ihn zu finden, konnte mir, so wie ich seine Geschmacksrichtung kannte, nicht schwer fallen. Großen Anklang fanden bei ihm unter anderem die „Abhandlungen, Vorträge und Reden" meines Lehrers Felix Stieve, ferner die Darstellung der vierziger Jahre in dem kurz vorher erschienenen letzten Bande der deutschen Geschichte von Treitschke, die manches Erlebnis aus der Jugend in seinem Gedächtnisse wachrief. Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" hat wohl keinen größeren Bewunderer besessen als Carl Alexander. Die „Gedanken und Erinnerungen" des inzwischen verstorbenen Fürsten Bismarck mußte ich gleich nach ihrer Veröffentlichung für den Großherzog anschaffen und ihm ebenfalls vorlesen. Ich gestehe, daß ich dies mit Widerstreben tat, denn ich sah voraus, daß die darin enthaltenen gehässigen und eines solchen Mannes gewiß nicht würdigen Ausfälle gegen die Kaiserin Augusta den alten Herrn, der mit großer Liebe an dem Andenken dieser Schwester hing, sehr betrüben würden. Sein Urteil über Bismarcks Persönlichkeit vermochte dieses Buch gleichwohl nicht zu beeinflussen; auch nachdem er es kennen gelernt, ließ er der Eigenart des Titanen die gleiche Nachsicht widerfahren wie zuvor. Sehr bitter äußerte er sich dagegen über das Charakterbild der Kaiserin aus der Feder eines zu Bismarcks unbedingten Anhängern zählenden begabten, aber etwas temperamentvollen jüngeren Geschichtschreibers, das ihm von einer mir unbekannten Seite unterbreitet worden war. Leider hatte der Verfasser unterlassen, sich an ihn

als den Bruder rechtzeitig um Auskunft zu wenden, die er in solchen Fällen gern erteilte, und so konnte sein Groll über dessen Arbeit kaum wunder nehmen. Dem großen Gegner der Kaiserin etwas nachzutragen, lag ihm, wie gesagt, sehr fern: nicht einmal den gegen den weimarischen Hof erhobenen Vorwurf der Gallomanie und Anglomanie im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten nahm er Bismarck übel, sondern sagte dazu vielmehr scherzend mit einem feinen, etwas schalkhaften Lächeln: „Da hat er gar nicht so unrecht."

Deutlicher als in diesen Worten konnten sich das große Denken, das einfach natürliche Empfinden und die Herzensgüte meines Fürsten nicht offenbaren. In den letzten Jahren besonders, unter dem Eindrucke der schweren Prüfungen, die das Schicksal über ihn verhängt hatte, waren diese rein menschlichen Züge in seinem Wesen immer mehr zum Vorschein gekommen. Man konnte sie vor allem beobachten an der zwar würdevollen, aber doch ungezwungen wohlwollenden Art seines Verkehrs mit der Bevölkerung. Das Verhältnis zwischen ihm und den Untertanen hatte sich jetzt in der Tat sehr herzlich gestaltet, und wenn Wildenbruch ihm an seinem achtzigsten Geburtstage zurief:

Das kleine Wort, an Lust so groß und Schmerzen,
Auf unsre Lippen drängt es heute sich —
Wie Tau des Himmels dring es dir zu Herzen —
Du edler Fürst und Herr, wir lieben dich,

so waren diese Verse vielen Tausenden aus der Seele gesprochen, wie die Begeisterung bewies, mit der dieses Fest im ganzen Lande gefeiert wurde. Vornehm und ehrwürdig trotz seines schlichten Auftretens, war der greise Fürst, der als letzter Genosse längst vergangener großer Tage unter dem jungen Geschlechte wandelte, geradezu eine volkstümliche Gestalt geworden; wo er sich auch zeigte, schlugen ihm die Herzen entgegen, mochte er unter den Bauern des armen Thüringer Walddorfes Eckartshausen bei Wilhelmsthal in ihrer bescheidenen Kirche dem Gottesdienste beiwohnen, oder die Fabriken der gewerbfleißigen Teile des Landes besichtigen, oder auch in Weimar bei den ihm wohlbekannten Geschäftsleuten seine Weihnachtseinkäufe machen. Öfters war ich dabei sein Begleiter und erinnere mich wohl, wie freundlich er mit diesen zu reden, sie anzuregen, zu ermuntern oder zu trösten wußte, wenn er erfuhr, daß Ungemach ein Haus getroffen hatte.

Der Teilnahme des Großherzogs an Freud und Leid durften nicht am wenigsten die Personen seiner näheren Umgebung, ob hoch oder niedrig stehend, versichert sein, ebenso wie auch der Anerkennung selbst ihrer kleinsten Dienste. Wenn den Großherzog der Undank solcher, denen er Gutes getan, schmerzlich berührte, so zeigte er sich dafür jetzt, wo er so viele, die ihm nahe gestanden, überlebt hatte, um so dankbarer für jeden Beweis der Ergebenheit, insbesondere für das Bemühen der zurückgebliebenen Getreuen, ihn zu erheitern und zu zerstreuen. Gern suchte er ihnen auch seinerseits, wo er Gelegenheit fand, Freude zu bereiten, und seine sinnigen kleinen Weihnachtsgeschenke werden denen, die er damit bedachte, stets teuere Andenken bleiben, schon um der liebenswürdigen Absicht willen, die er damit verband.

Bei mir waren sie vor allem dazu bestimmt, meine aus den kleinsten Anfängen hervorgegangene Junggesellen-Einrichtung durch einen oder den anderen teils nützlichen, teils zur Zierde dienenden Gegenstand zu vervollständigen, denn von den Besuchen her, mit denen der alte Herr mich hie und da beehrte, wußte er, daß sie noch Manches zu wünschen übrig ließ.

Die Beachtung, die der Großherzog ihr schenkte, war nur ein kleiner Beweis des Wohlwollens, das er mir bis an sein Lebensende bewies. Ich leugne nicht, daß es sich bisweilen auch in ernsten Ermahnungen und Vorwürfen äußerte. So gab er mir unter anderem wiederholt sein Mißfallen über meine unkirchliche Gesinnung zu erkennen. „Vous êtes la seule personne de la cour que je ne vois jamais à l'église . . . . Je ne suis pas si borné pour Vous ordonner d'y aller, ce n'est qu'un bon conseil que je Vous donne", eine Bemerkung, die zugleich seinen eigenen Standpunkt in kirchlichen und religiösen Fragen hell beleuchtete. Wie auf diesem Gebiete, war ihm auch sonst jede Engherzigkeit verhaßt. So widerstrebte z. B. nichts seiner ganzen Natur mehr als der Antisemitismus. Seine Abneigung dagegen habe ich ihn öfters mit aller Entschiedenheit aussprechen hören.

Den aufgeklärten Ansichten entsprechend, die er selbst hegte, wünschte Carl Alexander auch in seiner Umgebung nicht einseitige Menschen mit beschränktem Gesichtskreise zu haben. Um ihn aber zu erweitern, empfahl er auch anderen das Mittel, das er an sich selbst erprobt hatte: Welt und Menschen kennen zu lernen, zu reisen.

Mir, der ich stets den Drang in die Ferne gehabt hatte, konnte nichts willkommener sein als dieser Rat, und ich befolgte ihn gern, soweit die Zeit ausreichte und der Geldbeutel es erlaubte. Dabei kam mir die Tatsache zustatten, daß meine archivalischen Forschungen mich mehrere Jahre hindurch vorwiegend nach Wien führten, mitten in ein Land, nach dem mich seit meiner Kindheit die Sehnsucht hingezogen hatte. Dem lernbegierigen Wanderer bietet das vielgestaltige habsburgische Doppelreich, mit all seinen Naturschönheiten und geschichtlichen Erinnerungen, mit den merkwürdigen Gegensätzen des Völkerlebens und der Gesittung, die es umschließt, die mannigfaltigste Anregung und Belehrung. Infolgedessen gestalteten sich die Streifzüge, die ich innerhalb seiner Grenzen, teils zum Vergnügen, teils auch in Verbindung mit Studienzwecken unternahm, manchmal auf selten betretenen Pfaden, reizvoll und merkwürdig genug.

Der Großherzog nahm daran sehr gnädiges Interesse; vor allem mußte ich ihm, dem genauen Kenner Venedigs und seiner Geschichte, von dem einst in seinen wesentlichen Bestandteilen zum Gebiete der der Markusrepublik gehörigen Küstenlande und Dalmatien, von dem benachbarten Montenegro und den inzwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie einverleibten ehemals türkischen Provinzen erzählen. Sein Interesse für diese war um so reger, als damals das wegen seiner tapferen Haltung im Jahre 1866 mit Ehren genannte K. und K. vierundsechzigste Infanterie-Regiment, das seinen Namen trug, dort in Garnison stand. Bekanntlich werden diese Länder erst jetzt allmählich dem Fremdenverkehr erschlossen; in Carl Alexanders jüngeren Jahren

war an deren Besuch noch nicht zu denken, und so blieb es ihm versagt, sie kennen zu lernen.

Wohl vertraut war ihm dagegen Frankreich, das ich 1897 und 1899 nach verschiedenen Richtungen hin durchwanderte. Beide Reisen in diesem Lande waren reich an schönen und interessanten Eindrücken, die zweite bot mir sogar Gelegenheit, einer Sitzung des Dreyfus-Prozesses im Lycée zu Rennes beizuwohnen, jenes echt französischen Schauspieles voll von Theatereffekten, das die ganze gebildete Welt mit Spannung verfolgte.

Der Ausgangspunkt der Reise war Scheveningen gewesen, wo der Großherzog fast jedes Jahr im Hochsommer einige Wochen zubrachte. Noch wenige Tage, ehe ich ihn verließ, hatte er mir eines Nachmittags, im Strandkorbe sitzend, seine schlichten Kindheitserinnerungen an Goethe diktiert, da er auch seinerseits einen kleinen Beitrag zu der bevorstehenden Feier des 150jährigen Geburtstages des Mannes liefern wollte, dessen Gestirn einst seiner Kindheit geleuchtet hatte.

Als ich mich um Mitte Oktober auf der Wartburg zum Dienste zurückmeldete, fand ich meinen Fürsten gesund und in guter Stimmung, ganz wie er bei meiner Abreise gewesen war, indessen sollte das Jahr nicht zu Ende gehen, ohne ihn ernstlich an sein hohes Alter zu mahnen. Am 4. November erlitt er, während er in Baden-Baden als Gast des naheverwandten und engbefreundeten großherzoglichen Paares weilte, einen leichten Schlaganfall. Wohl hatte die umsichtige Pflege seiner erlauchten Nichte, der Großherzogin Luise, und das geschickte Eingreifen des anwesenden badischen Leibarztes den Erfolg, daß der Zustand des Kranken sich schon am zweiten Tage soweit besserte, um ihm die Heimkehr nach Weimar zu ermöglichen; immerhin bedurfte er noch den ganzen Winter über großer Schonung, um sich wieder völlig zu erholen. Zu unser aller Freude wurde mit Hilfe einer Kur, der er sich im Frühjahr 1900 in Wiesbaden unterzog, dies Ziel erreicht, und im darauffolgenden Sommer hatte er seine alte Frische wiedergewonnen.

Wie jenen Unfall, überwand seine wunderbar elastische Natur auch eine neue schwere Prüfung, die das Schicksal über ihn und sein Haus verhängte, indem am 1. Oktober 1900 sein hoffnungsvoller Enkel, der zweiundzwanzigjährige Prinz Bernhard Heinrich von Sachsen-Weimar, auf der Wartburg, wohin er zum Besuche des Großvaters gekommen war, ganz unerwartet von einer Lungenentzündung hinweggerafft wurde. Einer Aufheiterung war allerdings der hochbetagte Fürst, der den Entschlafenen innig geliebt hatte, sehr bedürftig, und wir alle, die wir ihn damals umgaben, bemühten uns nach Kräften, die Gedanken des Großherzogs von dem erlittenen schmerzlichen Verluste etwas abzulenken. Ich selbst kam eben wieder von einer längeren Wanderung in Südosteuropa zurück, deren Erlebnisse, wie ich annehmen durfte, auch für ihn nicht ganz ohne Interesse sein würden. Sie hatte mich auf Umwegen in das Land der siebenbürgischen Sachsen geführt, und wenn mir dort allenthalben die beste Aufnahme zuteil geworden war, so durfte ich mir nicht verhehlen, daß man tatsächlich den Großherzog in mir geehrt hatte.

Die Bande der Glaubensgemeinschaft, die dieses wackere Volk seit den Tagen der Reformation mit Thüringen, der Hochburg des Luthertums, verknüpften, waren von Carl Alexander und seiner Gemahlin neu befestigt worden. Während diese der fernen Schwesterkirche gestattet hatte, sich auf dem für ihr Gemeindeleben so bedeutsamen Gebiete der Krankenpflege den im Großherzogtum Sachsen bestehenden bewährten Einrichtungen anzugliedern, war ihr Gatte seinerseits bei jeder Gelegenheit darauf bedacht, den Sachsen, vor allem den Vertretern ihrer Geistlichkeit, Beweise des Wohlwollens zu geben. Bei dem harten Kampfe um ihr Volkstum, der unseren dem Mutterlande weit entrückten Stammesgenossen auferlegt ist, wurden sie um so tiefer empfunden. So ließ z. B. der durchaus nicht reiche Fürst während des Feldzuges von 1866 den siebenbürgischen Studenten der Theologie auf der Universität Jena, die durch den Abbruch der Verbindung mit der Heimat in Geldnot geraten waren, die Summe von 2000 Talern auszahlen, um sie vor Mangel zu schützen. Ein älterer Pfarrer, der zu ihnen gehörte, hat mir von dieser Tat der Nächstenliebe erzählt, und ich kann nicht umhin, sie ausdrücklich zu erwähnen, weil der Großherzog selbst, wohl aus Zartgefühl und Bescheidenheit, nie ein Wort darüber verloren hat. Immerhin war er sehr gerührt, als er von mir hörte, daß man des von ihm geleisteten Beistandes in Siebenbürgen nicht vergessen habe.

Das Interesse, das er der Schilderung meiner dort empfangenen Eindrücke widmete, und sein Anteil an dem tragischen Schicksale der Sachsen entsprachen dem ganzen seelischen Zustande, den ich zu jener Zeit bei ihm wahrnahm. Er äußerte sich in großer Milde, Freundlichkeit und Weichheit, sowie in einem gewissen Drange, zu erfreuen und anzuerkennen. Es war wie der Abend eines schönen Tages. Daß dieser sich bald auf immer neigen würde, hätte man übrigens im Spätherbst 1900 kaum vermutet, denn Carl Alexander war damals körperlich wieder so wohl, wie man kurz nach einem so plötzlichen Trauerfalle bei seinen Jahren kaum erwartet hätte. Selbst eine Erkältung, die er sich um Mitte Dezember auf der Jagd zugezogen hatte, flößte zuerst keine Besorgnis ein, und der Großherzog hielt es deshalb auch nicht für nötig, große Rücksicht auf sie zu nehmen. Infolgedessen gelang es ihm aber nicht, ihrer Herr zu werden, vielmehr verschlimmerte sich sein Unwohlsein von Tag zu Tage, und nur ungern entschloß ich mich deshalb auf sein Zureden, zu Weihnachten Weimar für kurze Zeit zu verlassen, um das Fest bei meiner Mutter zu verleben, die in dem abgelaufenen Jahre Witwe geworden war. Vor der Abreise ließ mich der Großherzog noch zu sich kommen und übergab mir seine Geschenke, die er, wie er zu tun pflegte, mit einigen gütigen Worten begleitete. Er sah bleich und gealtert aus, die Hand aber, die er mir reichte, war fieberheiß.

Meine Ahnung, daß er einer schweren Krankheit entgegengehe, fand ich bei der Rückkehr nach wenigen Tagen leider bestätigt. Die inzwischen festgestellte Lungenentzündung trat von Anfang an so heftig auf, daß der Ausgang kaum zweifelhaft erscheinen konnte. Ihm, der sich bis dahin stets der besten Gesundheit erfreut hatte, war jetzt noch einige Tage hindurch schweres

Leiden beschieden. Er ertrug es standhaft als gläubiger Christ und ohne an seiner Genesung zu verzweifeln. Als ich ihn wenige Tage vor seinem Ende um die Ermächtigung bat, einige noch nicht ausgeteilte Weihnachtsgeschenke den Personen, denen er sie zugedacht hatte, nachträglich in seinem Namen zu schicken, erwiderte er mir: „Nein, ich hoffe, sie den Betreffenden selbst zu übergeben." Ebenso äußerte er auch die Absicht, sich einer weimarischen Dame, aus deren neu erschienenen Denkwürdigkeiten ich ihm täglich mehrmals vorlesen mußte, für den Genuß, den sie ihm bereitet hatten, noch besonders dankbar zu zeigen.

Wie sich darin sein freundliches Herz zu erkennen gab, so fand auch sein Pflichtgefühl noch an der Schwelle des Todes ergreifenden Ausdruck. Kurz nachdem er am Morgen des 31. Dezember einen schweren Anfall von Herzschwäche wider Verhoffen überstanden hatte, berief er mich an sein Bett, um mir für die Erledigung der in der letzten Zeit eingelaufenen Briefe und Depeschen seine Befehle zu erteilen. „Il faut, que nous travaillions ensemble," bemerkte er dabei mit matter Stimme, „il y a des montagnes de lettres et de télégrammes à répondre." Am nächsten Morgen aber äußerte er den Wunsch, die anwesenden Mitglieder seines Hauses noch einmal um sich zu versammeln. Vergebens machte seine Tochter, die Herzogin Johann Albrecht, die ihn treulich pflegte, ihn darauf aufmerksam, daß er noch nicht gefrühstückt habe: er wehrte sie ab mit den Worten: „Avant tout le devoir."

Es war das letzte Aufflackern der Lebenskraft. Seine Hoffnung, daß es ihm durch Gottes Gnade doch vielleicht vergönnt sein würde, sich wieder zu erholen, blieb unerfüllt. Wohl vermochte er die Krankheit selbst zu überwinden, aber die Kräfte kehrten nicht zurück. Frühmorgens am 5. Januar 1901 verlor er das Bewußtsein, und gegen Abend verschied er, ohne es wieder erlangt zu haben.

Noch in derselben Stunde betrat ich bewegten Herzens mit den übrigen Personen des Hofes das Sterbezimmer, um die ehrwürdige, wie in friedlichem Schlummer liegende Gestalt meines Herrn noch einmal zu betrachten und von ihm für immer Abschied zu nehmen.

Feldzeugmeister Benedek im Feldzug von 1866.

Von
Wilhelm Alter (Wien).

Das Jahr 1911 bringt die dreißigste Wiederkehr vom Todestage des Feldzeugmeisters Ludwig v. Benedek, des Führers der österreichischen Nordarmee im Feldzug von 1866. Diesen Gedenktag beabsichtigte der Schreiber dieses zum Anlaß der Publikation einer eingehenden Biographie Benedeks zu nehmen, für die das letzte Jahrzehnt reiches Material geliefert hat. Die historische Forschung und die kriegswissenschaftliche Literatur haben sich gerade im letzten Jahrzehnt wieder intensiv mit der lange vernachlässigten Geschichte des Jahres 1866 beschäftigt und eine lange Reihe wertvoller Veröffentlichungen hervorgebracht, denen es gelungen ist, sorgsam gehütete Geheimnisse dieses Jahres zum Teile zu lüften[1]). Allerdings nur zum geringsten Teile, denn auch heute noch stößt die Forschung auf jene unüberwindlichen Hindernisse,

[1]) Das Verdienst, den „Nebel von Chlum" gelichtet zu haben, gebührt Dr. H. Friedjung, der in seinem „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" das Tatsächliche der üppig wuchernden Benedek-Legende so weit klargelegt hat, als das — Friedjung spricht sich darüber in der Einleitung zu dem genannten Werke aus — die ängstliche Geheimhaltung des betreffenden Aktenmaterials durch die k. k. Behörden eben zuläßt. Überaus wertvolle Beiträge zur Geschichte des Jahres 1866 enthalten „Benedeks nachgelassene Papiere", herausgegeben von Dr. H. Friedjung. Manche neue Momente bringt auch Toilow (Graf Thurn-Valsassina) in seiner interessanten Studie „Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866", die sehr deutliche Hinweise darauf enthält, daß dem Verfasser über die Vorgänge hinter den Kulissen mehr bekannt ist, als er zu publizieren für gut hält. Immerhin werden in diesem Buche die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz in eine teilweise neue Beleuchtung gerückt. Auch der k. und k. Oberleutnant Kovařik bemüht sich in seiner tüchtigen Arbeit „Feldzeugmeister Benedek und der Krieg 1866" um die Lösung der Rätsel, ist aber begreiflicherweise sehr reserviert in der Verwertung des neuen Materials, das ihm zur Verfügung stand. Auch in Mollinarys „Sechsundvierzig Jahre in der österreichisch-ungarischen Armee" finden sich einzelne wertvolle Fingerzeige. Unter den Publikationen reichsdeutscher Autoren, die zur Klarstellung der Geheimgeschichte des böhmischen Feldzuges beigetragen haben, ist besonders die „Geschichte des Krieges 1866 in Deutschland" von Lettow-Vorbeck, das neueste und umfassendste Werk über den Krieg, zu nennen. Auch Schlichtings interessantes Werk „Moltke und Benedek" gehört, trotzdem es wenig Neues bringt, hierher.

auf die Benedeks treuer, in alle Geheimnisse eingeweihter Adjutant und vertrauter Freund Oberst v. Müller hinwies, als er die dringende Bitte der Witwe seines Feldherrn, etwas zur Rechtfertigung Benedeks zu tun, mit der Motivierung ablehnte: über den Feldzug von 1866 in Böhmen könne nichts geschrieben werden, denn das, was vorgegangen sei, gehe bis an den Thron. Auf der Suche nach neuem Material für die Biographie Benedeks, in deren Mittelpunkt natürlich das verhängnisvolle Jahr 1866 stehen sollte, war der Verfasser von Glück begünstigt. Es gelang ihm, Einsicht in den bisher streng geheim gehaltenen handschriftlichen Nachlaß eines Eingeweihten, eines Freundes und Mitkämpfers Benedeks, der den Feldzug in seiner nächsten Umgebung mitmachte, zu erhalten. Bei der Verwertung dieser Aufzeichnungen, welche die Grundlagen der vorliegenden Arbeit bilden, mußte sich der Verfasser allerdings Reserve auferlegen. Nach den testamentarischen Bestimmungen des verstorbenen Gewährsmannes dürfen die wichtigsten, von ihm speziell bezeichneten Teile seiner Aufzeichnungen, welche die letzten Geheimnisse des Jahres 1866 enthüllen, ebenso wie sein Name der Öffentlichkeit erst preisgegeben werden, wenn auch die beiden letzten noch lebenden Zeugen der Ereignisse des Jahres 1866 nicht mehr unter den Lebenden weilen. Immerhin eröffnen auch die Tatsachen, die schon jetzt bekannt gegeben werden dürfen und im nachstehenden Verwendung gefunden haben, neue interessante Einblicke in die Geheimgeschichte des Jahres 1866.

Feldzeugmeister Ludwig v. Benedek war eine der glänzendsten, nach dem Tode Radetzkys vielleicht die glänzendste Erscheinung der altösterreichischen Armee. In ihm erscheinen alle Tugenden und Vorzüge, alle Fehler und Schwächen des österreichischen Feldsoldaten seiner Zeit verkörpert. Er hatte in allerhöchstem Maße jene Eigenschaften, die damals in der österreichischen Armee, speziell in der von Radetzky herangezogenen Südarmee, der sogenannten italienischen Armee, allein geschätzt wurden und allein Anspruch auf Anerkennung und Belohnung gaben: Schrankenlose, schwärmerische Hingabe an Kaiser und Armee, höchste persönliche Tapferkeit, Entschlossenheit und rücksichtslose „Schneidigkeit" im Gefecht, strenge Pedanterie im Gamaschendienst des Friedens. Dabei aber auch Geringschätzung des theoretischen militärischen Wissens und jene halb natürliche, halb posierte Brüskerie und konventionelle Grobheit, die unzertrennlich war von dem altösterreichischen Offizier und den Gegensatz zwischen dem rauhen, kriegserprobten Feldsoldaten und dem eleganten, von den Frontiers als militärisch minderwertig betrachteten, wegen seiner glänzenden Salonkarriere beneideten Offizier des feudalen Adjutantenkorps markieren sollte. Der Erfolg auf dem Schlachtfeld, die glückliche Waffentat galt alles, das theoretische Wissen nichts; hinter der tapferen Tat trat der kluge Rat vollkommen in den Hintergrund. Bei der tapferen Tat hatte Benedek das Glück gelächelt wie kaum einem anderen österreichischen Offizier seiner Zeit, die tapfere Tat hatte ihn trotz der Dürftigkeit

seines militärischen Wissens, über die er selbst zu spotten liebte, auf den höchsten Posten in der österreichischen Armee erhoben, auf das Oberkommando der als „italienische Armee" bezeichneten Südarmee. In den Feldzügen der Jahre 1848 und 1849 hatte er sich als ein Draufgeher und Glückssoldat so recht nach dem Herzen der altösterreichischen Offiziere gezeigt, als ein Mann, der Kühnheit im Handeln und kaltblütige Besonnenheit in den kritischsten Gefechtssituationen mit der Fähigkeit verband, seine Truppen zu begeistern und zur höchsten Tapferkeit mit fortzureißen. Der Krieg von 1859 bedeutete für ihn den Gipfel seines Soldatenglücks. Mitten in den fortgesetzten Niederlagen des österreichischen Heeres rettete sein Sieg bei San Martino, am rechten Flügel der Schlacht von Solferino, in glänzender Weise die Waffenehre der österreichischen Armee. Von diesem Augenblick an traute man ihm jede Fähigkeit zu, und er, der gern mit der Dürftigkeit seines theoretischen militärischen Wissens renommierte, wurde auf Grund seiner glänzenden Waffentaten 1860 nicht nur zum Oberkommandanten der italienischen Armee, sondern gleichzeitig auch zum Chef des General-Quartiermeisterstabes, wie damals in Österreich der Große Generalstab hieß, ernannt.

Seine glänzenden Erfolge, seine rasche Karriere — er hatte es innerhalb sechzehn Jahren vom Oberstleutnant zum Armeekommandanten gebracht — wirkten allerdings nicht günstig auf ihn. Es traten bei ihm Eigenschaften zutage, die bis dahin ihm fremd waren oder wenigstens in ihm schlummerten: Neigung zur Eitelkeit, hochgesteigertes Selbstgefühl und, bei aller subjektiven Bescheidenheit, die ihn nie verließ, eine gewisse Überhebung über andere, eine Charakterentwicklung, die schließlich begreiflich erscheint. Als Protestant von bürgerlicher Herkunft hatte er in der österreichischen Armee, in der die Söhne des klerikalen Hochadels, die Protektionskinder aus dem Adjutantenkorps, die erste Rolle spielten, alle Kameraden, alle hochgeborenen Herren in beispiellos raschem Aufstiege überflügelt. Es reizte ihn, jene, die einst auf ihn, den Sohn eines niemand, hochmütig herabgesehen hatten, seine Macht fühlen zu lassen. Er liebte es, auf den adeligen Offizieren „herumzureiten", wie der österreichische Armeeausdruck lautet; gefiel sich in einer überstrengen, oft bis zur Brüskierung gehenden Kritik gegenüber den hohen, in demonstrativer Kameraderie gegenüber den Subaltern-Offizieren und im Fraternisieren mit den Soldaten, letzteres wohl in der Absicht, Radetzkys Volkstümlichkeit zu erwerben und, was ihm ja auch tatsächlich gelang, den Geist der Armee zu heben. Nach oben hin erregte er wiederholt Anstoß, so zum Beispiel, wenn er in seinen Briefen an den Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville, sich energisch verbat, daß man zu viele „gräfliche Grasaffen und Bücherhelden" in seine Südarmee versetze.

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß seine Person ebenso Gegenstand schwärmerischer Verehrung wie tiefgehender Abneigung war. Die öffentliche Meinung sah in Benedek den zweiten Radetzky, den unbesiegbaren General, der jeden Feind zerschmetterte. Sein liberalisierendes Auftreten, seine warmherzige Fürsorge für die gemeinen Soldaten, seine Haltung gegenüber dem zu jener Zeit mehr denn je unbeliebten Adel hätten

ihm allein schon, ohne seine glänzenden militärischen Erfolge, eine Popularität gesichert, der nur diejenige gleichkam, die „Vater Radetzky" genossen hatte. In der Armee war er der Abgott der Soldaten, für die er väterlich sorgte, und der Truppenoffiziere, die wußten, daß er stets der Anwalt und Förderer derer blieb, die sich sein Vertrauen und seine Zuneigung erworben hatten. Eine scharfe Opposition erwuchs ihm dagegen aus den Kreisen des Hochadels, der bei Hofe ausschlaggebenden Einfluß besaß. Die Macht dieses Gegners bekam Benedek zum ersten Male im Jahre 1863 zu spüren, als beim Avancement eine Reihe tüchtiger Generale und Offiziere, die er zur Beförderung vorgeschlagen hatte, übergangen, dagegen Persönlichkeiten, gegen die er sich unumwunden ausgesprochen hatte, befördert wurden. Es scheint zu jener Zeit in Wien eine Art Adelsverschwörung gegen Benedek im Zuge gewesen zu sein, vor der auch Benedek selbst von wohlmeinender Seite gewarnt wurde. Die adeligen Offiziere, die er, zum Teil nicht ohne Absicht, verletzt und gedemütigt hatte, hatten sich dem unter den Oberkommando des Erzherzogs Albrecht stehenden nördlichen Korps zugewendet, dagegen strebten speziell die bürgerlichen Offiziere, junge, tatenlustige Elemente, die von einem Kriege unter Benedeks Führung Auszeichnung und Beförderung erhofften, der italienischen Armee zu. Die Flucht der adeligen Offiziere, der Söhne der herrschenden Adelsfamilien, nach dem Norden, das Abströmen der bürgerlichen Elemente nach der Südarmee lieferte Agitationsmaterial gegen Benedek. Man beschuldigte ihn, den Adel, den festen Halt der Armee, aus dem Heeresdienst verdrängen zu wollen. Auch die Liberalität, mit der er sich wiederholt für aus politischen Gründen Verhaftete einsetzte, wurde ihm verübelt, und nicht minder wurde seine übergroße Popularität — populäre Männer waren in Österreich bekanntlich seit jeher an maßgebender Stelle unbeliebt — gegen ihn ausgebeutet. Es scheint, daß man damals in maßgebenden Kreisen den Beschluß faßte, ihm „den Brotkorb höher zu hängen" und zu einer Politik der Nadelstiche gegen Benedek griff, die mit der erwähnten Avancementsaffäre ihren Anfang nahm und Benedek wiederholt auf den Gedanken brachte, seine Demission zu geben. Als sicher kann gelten, daß energisch an der Verdrängung Benedeks gearbeitet wurde, und die nachweisbare Tatsache, daß zahlreiche adelige hohe Offiziere der Nordarmee an der Agitation gegen Benedek lebhaften Anteil nahmen, läßt die schweren Disziplinwidrigkeiten und Pflichtvernachlässigungen, die sich im Feldzug von 1866 mehrere hochadelige Generale und Offiziere der Nordarmee zuschulden kommen ließen, in einem anderen Lichte als in dem der „österreichischen Schlamperei" erscheinen.

So lagen die Dinge, als im Frühjahr 1866 die Frage der Verteilung des Oberkommandos in dem vor der Tür stehenden Doppelkriege zur Entscheidung gebracht werden mußte. Für die weiteren Armeekreise gab es eigentlich keine „Kommandofrage". Es galt als ausgemacht, daß Benedek die italienische Armee zum Siege über die Italiener führen, Erzherzog Albrecht, der den nördlichen Kriegsschauplatz eingehend studiert und sich seit Jahren auf den Krieg im Norden systematisch vorbereitet hatte, die schon durch sechs Jahre seinem Oberbefehl unterstellten nördlichen Korps gegen

Preußen kommandieren werde. Anders dachte die öffentliche Meinung. Trotz des bramarbasierenden Tones der österreichischen Presse täuschte sie sich nicht, daß der Krieg im Norden der schwerere sein werde, und die überwiegende Meinung ging dahin, daß die Führung im Norden deshalb dem tüchtigeren, bewährteren General übertragen werden müsse. Dafür galt aber Benedek, an dessen Namen sich die Erinnerung an zahlreiche glänzende Waffentaten, an die Heldenzeit unter Radetzky, knüpfte. Auch Erzherzog Albrecht war auf dem Schlachtfeld erprobt, aber seine brillanten Leistungen in der Schlacht bei Novara hatten die schlimme Erinnerung daran nicht ausgelöscht, daß der Erzherzog am 13. März 1848 die zur Niederwerfung des Wiener Aufstandes bestimmten Truppen befehligt und als Gouverneur von Ungarn zu den Bannerträgern des verhaßten absolutistischen Systems gehört hatte. Daß er Benedek an militärischem Wissen und strategischer Begabung weit überragte, davon wußte die Öffentlichkeit nichts. Sie erhob Benedek auf den Schild und proklamierte ihn zum präsumtiven Führer der Nordarmee.

Man ist in Österreich leicht geneigt, sich von Rücksichten auf die öffentliche Meinung in kritischen Zeiten auch dann bestimmen zu lassen, wenn schwerwiegende Gründe sachlicher Natur dem widerstreiten; mit den Schlagwörtern „Staatsraison" und „dynastisches Interesse" werden in solchen Fällen alle anderen Bedenken zum Schweigen gebracht. Die öffentliche Meinung, mit der in dem Österreich jener Zeit nur dann gerechnet wurde, wenn Gefahr im Verzuge war, schien die Designierung Benedeks zum Oberbefehlshaber der Nordarmee zu fordern, aber auch Rücksichten der auswärtigen Politik stellten den zunächst gar nicht beabsichtigten gegenseitigen Tausch der prädestinierten Heerführer zur Diskussion. In den süddeutschen Staaten hatte der Name Benedeks den besseren Klang, und speziell mit Rücksicht darauf setzte sich der Minister Graf Moriz Esterhazy lebhaft für die Versetzung Benedeks zur Nordarmee ein, in der Hoffnung, dann leichter die Unterstellung des bayrischen Heeres unter österreichisches Oberkommando erwirken zu können. Und noch andere Momente spielten mit. Während einerseits die Adelspartei Benedek den sicheren, ausschließlich durch seine Arbeit vorbereiteten Sieg in Italien, der seine Position unerschütterlich und unangreifbar gemacht hätte, nicht ernten lassen wollte, scheute sich die führende Diplomatie, der angesichts der durchaus nicht siegesgewissen und kampflustigen Stimmung der verantwortlichen Militärkreise allmählich Zweifel an dem Gelingen des großen Wagnisses aufstiegen, den Erzherzog im Norden der Gefahr eines Fiaskos auszusetzen, das vielleicht das Prestige der kaiserlichen Familie schädigen konnte. Es war nicht leicht, den Kaiser umzustimmen, der fest an den Sieg seiner Waffen glaubte und den Ruhm, den stärkeren Feind überwunden zu haben, aus dynastischen Gründen einem Mitglied seiner Familie zuzuwenden wünschte. Man suchte ihn zunächst durch politische Argumente zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen. Man verwies auf die öffentliche Meinung, die, wenn ihrem Drängen nicht nachgegeben werde und die Dinge im Norden einen unglücklichen Ausgang nähmen, sich gegen den Kaiser als den Schuldigen wenden

müsse; auf das Ansehen, das Benedek in Süddeutschland genoß und das in der bekannten Äußerung des bayrischen Ministers Grafen Pfordten, Benedek an der Spitze einer Armee wiege 40 000 Mann auf, zutage trat; auf die Gabe Benedeks, die Soldaten zu begeistern, seinen großen Einfluß speziell auf die nicht eben kampflustigen ungarischen Soldaten, im Gegensatze dazu auf die Unbeliebtheit des Erzherzogs Albrecht gerade bei den Ungarn. Schließlich fuhr Graf Esterhazy mit dem schweren Geschütz auf: Er erklärte, die immerhin mögliche Niederlage des Erzherzogs müsse die Position der Dynastie erschüttern; werde dagegen Benedek geschlagen, dann exkulpiere der seine Ernennung fordernde Druck der öffentlichen Meinung den Kaiser vollständig, während der sichere Sieg der Südarmee unter Erzherzog Albrecht, was bei einer Niederlage im Norden doppelt notwendig wäre, dem Prestige der Dynastie zugute käme. Siege Benedek im Norden, dann werde die Bescheidenheit, mit der der Erzherzog das wichtigere Kommando abgab, sowie die Tatsache, daß er die Korps der Nordarmee geschult und zum Kriege vorbereitet hatte, der Dynastie nicht minder hoch angerechnet werden müssen. Es gelang, den Kaiser zu überzeugen, und als Benedek zu den am 6. März 1866 in Wien beginnenden Marschallsberatungen berufen wurde, stand der Entschluß des Kaisers unerschütterlich fest, das Oberkommando im Norden Benedek, das im Süden dem Erzherzog Albrecht zu übertragen. Betont muß werden, daß Erzherzog Albrecht sich von den Beratungen über die Verteilung des Oberkommandos vollkommen ferngehalten hat mit der Erklärung, die Entscheidung des Kaisers, wie diese auch ausfallen möge, vorbehaltlos akzeptieren zu wollen. Als diese Entscheidung gefallen war, hielt er allerdings ebenso unverbrüchlich an ihr fest wie der Kaiser und tat alles, um auch Benedek zur Unterwerfung unter den Willen des Kaisers zu bewegen. Die Version, Erzherzog Albrecht habe selbst seinen großen Einfluß dahin geltend gemacht, das Oberkommando im Süden ihm zu übergeben, um die reifen Früchte der Arbeit Benedeks ernten und billigen Ruhm erwerben zu können, läßt sich mit keinerlei Beweisen belegen und ist im übrigen um so weniger plausibel, als die Charaktereigenschaften des Erzherzogs, sein stark ausgeprägtes fürstliches Bewußtsein und sein nach dem Höchsten strebender Ehrgeiz, es gewiß nicht wahrscheinlich erscheinen lassen, daß jenes Kommando, bei dem weniger Ruhm zu holen war, das Ziel seiner Wünsche gebildet habe. Die Entschlossenheit, mit der er, nach Königgrätz zum Oberbefehlshaber der gesamten Armee ernannt, die Vorbereitungen zu der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten traf und die Hartnäckigkeit, mit der er darauf drang, in der fast aussichtslosen „letzten Entscheidungsschlacht" an der Donau das Waffenglück nochmals zu versuchen, sprechen ebenfalls nicht für die erwähnte Version.

In vollständiger Unkenntnis dessen, was ihn erwartete, traf Benedek zum Marschallsrat in Wien ein. Als ihm in seiner ersten Audienz am 6. März der Kaiser mitteilte, er habe beschlossen, ihn mit der Führung der Nordarmee zu betrauen und an die Spitze der Südarmee den Erzherzog Albrecht zu stellen, war Benedek so bestürzt, daß er, alle Fassung verlierend,

in die Worte ausbrach: „Majestät, das ist unmöglich! Da oben wäre ich ja das reinste Karnickel!" Der Kaiser brach daraufhin die Audienz mit der Bemerkung ab, Benedek möge sich mit dem ihn offenbar überraschenden Antrag vertraut machen und seine bestimmt erwartete zustimmende Antwort dem Generaladjutanten baldigst übermitteln. Zugleich gab der Kaiser, um eine ernste Auseinandersetzung mit dem von ihm hochgeschätzten General zu vermeiden, dem Erzherzog Albrecht den Auftrag, auf Benedek einzuwirken. Noch am selben Tage wurde Benedek vom Erzherzog Albrecht durch ein Billett — Benedek versah dasselbe nach dem Kriege mit der viel kommentierten Randbemerkung: „Und ich Esel bin hingegangen, das war der Anfang meines Unglücks!" — zu einer Unterredung eingeladen. Diese erste Konferenz, in der sich die beiden designierten Feldherren über die Frage der Verteilung des Oberkommandos aussprachen, währte nahezu zwei Stunden. Den Argumenten des Erzherzogs setzte Benedek die seinigen entgegen, die nicht minder schlagend waren und in der prophetischen Vorhersage gipfelten, es sei ausgeschlossen, daß er auf dem ihm vollkommen unbekannten Kriegsschauplatz, an der Spitze von Generalen, deren mangelhafte Fähigkeiten ihm ebenso bekannt seien wie ihre Animosität gegen seine Person — Benedek nannte die Namen Clam-Gallas, Condenhove, Festetics und Thun — einen Erfolg erziele; auch traue er sich nicht die Fähigkeiten zu, eine Armee von 200000 Mann zu lenken. Die beiden Heerführer trennten sich, ohne daß einer den anderen zu überzeugen vermocht hätte, und am 7. März nahm Benedek zwar an der Sitzung des Marschallsrates teil, griff aber nicht mit einem Worte in die Debatte über den von Henikstein vorgelegten Feldzugsplan für die Nordarmee ein. Am Nachmittag teilte er dem Generaladjutanten des Kaisers mit, er könne das Kommando der Nordarmee nicht übernehmen, da er außerstande sei, dem Kaiser einen Erfolg zu verbürgen. Am frühen Morgen des 8. März erschien daraufhin Erzherzog Albrecht bei Benedek, um ihn auf 12 Uhr mittags zur Audienz zu befehlen und nochmals den Versuch zu unternehmen, ihn umzustimmen. Seine Bemühungen blieben vergeblich, und als Benedek am Mittag vom Kaiser mit den Worten empfangen wurde: „Nun, Sie kommen doch, um sich bei mir als Kommandant der Nordarmee zu melden?" erbat sich Benedek nach entschiedener Verneinung dieser Frage die Erlaubnis, seine Gründe dem Kaiser ausführlich darzulegen. In der mehr urwüchsigen als hoffähigen Redeweise der österreichischen Offiziere der alten Schule erklärte er nun wörtlich, daß er für den Kriegsschauplatz im Norden ein Esel sei, im Süden aber glaube von Nutzen sein zu können. In Böhmen sehe er, da er keine klare Vorstellung von dem Manövrieren einer acht Korps starken Armee habe, sein vollständiges Fiasko voraus, für seinen Sieg in Italien aber setze er seinen Kopf zum Pfande. Zudem sei bei dem Zustande der Armee ein Krieg mit zwei Fronten ein Va banque-Spiel. Als der Kaiser als einzige Antwort erwiderte: „Der Krieg ist aber ebenso beschlossene Sache wie Ihre Ernennung zum

Kommandanten der Nordarmee," beschwor Benedek den Kaiser, ihn in Italien zu belassen; er sei bereit, ein Korps, ja sogar eine Brigade unter fremdem Kommando zu führen, wenn die Gnade des Kaisers ihn nur mit dem für seine militärische Ehre und Vergangenheit ruinösen Oberkommando im Norden verschone. Darauf antwortete der Kaiser, Benedek verabschiedend, ohne ihm in gewohnter Weise die Hand zu reichen: „So gehen Sie denn meinetwegen nach Italien! Nach Ihrem Veroneser Extempore[1]) hätte ich von Ihnen allerdings alles eher erwartet, als diesen starrköpfigen Widerstand gegen meinen Befehl!"

Schmerzlich berührt durch den offenbaren Unwillen des Kaisers, an dem er mit schwärmerischer Verehrung hing, aber herzlich zufrieden damit, das Kommando in Italien behalten zu haben, machte sich Benedek zur Abreise nach Verona bereit. Er gedachte schon am nächsten Tage dahin zurückzukehren, da die sofort nach seiner Audienz erfolgte Betrauung des Erzherzogs Albrecht mit dem Oberkommando der Nordarmee sein weiteres Verbleiben in Wien unnötig machte. Im Laufe des Tages aber scheinen die Einflüsse, die oben bereits gekennzeichnet wurden, abermals in Wirksamkeit getreten und den Kaiser wiederum umgestimmt zu haben, denn um Mitternacht wurde Benedek durch den kaiserlichen Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Beck geweckt und zum Generaladjutanten Grafen Creneville in die Hofburg berufen. Beim Grafen Creneville fand Benedek auch den Erzherzog Albrecht vor, und nachdem Graf Creneville ihm eröffnet hatte, der Kaiser habe nachträglich doch beschlossen, ihn, Benedek, zum Kommandanten der Nordarmee zu ernennen, übermittelte Erzherzog Albrecht Benedek die Bitte des Kaisers, diese Stelle nicht weiter auszuschlagen. Die Einwendungen Benedeks unterbrach Graf Creneville mit den scharf akzentuierten Worten: „Se. Majestät befehlen, und ein Soldat widerspricht nicht dem Befehl seines Allerhöchsten Kriegsherrn!" Peinlich berührt durch die brüske Art Crenevilles, suchte nun Erzherzog Albrecht auf Benedek gütlich mit denselben Gründen einzuwirken, die Graf Esterhazy im Rate des Kaisers entwickelt hatte. Er appellierte weiter an Benedeks Untertanen- und Soldatentreue und erklärte zum Schlusse, wenn ein im Gegensatz mit dem Verlangen der öffentlichen Meinung zum Führer der Nordarmee ernannter General geschlagen werden sollte, bliebe dem Kaiser, dem man dann die Schuld an dem Unglück zumessen würde, nur die Abdikation übrig; werde aber er, Benedek, geschlagen, was ja keineswegs zu erwarten sei, dann sei der Kaiser außer Obligo. Die Übernahme des Kommandos im Norden sei ein Opfer, das Benedek dem Kaiser bringen müsse und das man ihm nie vergessen werde. Benedek war sichtlich ergriffen, und bereits halb entschlossen, ja zu sagen, wandte er noch ein: „Aber

[1]) Diese Bemerkung des Kaisers, die Benedek als schwere Kränkung empfand, bezog sich auf eine Ansprache, die Benedek, dem Reglement direkt zuwider, bei der Truppenrevue in Verona am 2. Januar 1863 an den Kaiser gerichtet hatte und die eine begeisterte Paraphrase des Fahneneides darstellte.

ich kann in Böhmen, davon bin ich überzeugt, keinen Erfolg erzielen. In Italien dagegen garantiere ich dem Kaiser die Erhaltung Venetiens." — „Sie würden sich," warf hier Graf Creneville ein, „in Italien für eine verlorene Sache schlagen. Wir wollen und müssen dort einen militärischen Erfolg erzielen, aber die nachträgliche Abtretung Venetiens ist schon jetzt so gut wie beschlossen. Die Sache lohnt sich nicht mehr. Sie sehen also, Ihre Garantie hat für Se. Majestät gar keinen Wert." Da brach Benedeks Widerstandskraft zusammen. Sein Lieblingsgedanke, dem Kaiser durch einen entscheidenden Sieg das Land der österreichischen Soldatenromantik, an dessen Boden seine schönsten, ehrenvollsten Erinnerungen hafteten, zu sichern für alle Zeiten, war ein leerer Wahn; das traf ihn, der in gewisser Beziehung Phantast und Ideologe war, ins innerste Herz. Er erklärte sich zur Übernahme des Kommandos der Nordarmee bereit. „Aber," fügte er hinzu, „ich bringe damit dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre und Vergangenheit vollkommen zum Opfer und will nur hoffen, daß er es nicht wird bereuen müssen, mir dieses Kommando übertragen zu haben. Ein Opfer ist des anderen wert: Wenn ich schon als gehorsamer Soldat und Untertan meine Haut in einer Weise zu Markte tragen muß, wie das noch keinem Soldaten zugemutet wurde, dann verlange ich auch Garantien dafür, Garantien Sr. Majestät, daß ich in meinen Entschlüssen als Feldherr vollkommen frei von jedem Einfluß bleibe und meine Anordnungen von niemandem beeinflußt oder gar konterkariert werden dürfen. Für meinen Kaiser trete ich in die Bresche, aber die Dummheiten anderer auf mich zu nehmen, dazu habe ich keine Lust." Nun erklärte Erzherzog Albrecht, er sei ermächtigt, Benedek die Annahme aller seiner Bedingungen seitens des Kaisers zuzusichern, und um 5 Uhr morgens verließ Benedek die Hofburg.

In der Audienz, die Benedek am nächsten Tage, dem 9. März, nahm, und der auch Erzherzog Albrecht beiwohnte, kam es zu einem förmlichen Vertragsabschluß zwischen dem Kriegsherrn und seinem Feldherrn. Benedek, der den Einfluß kannte und fürchtete, den die Diplomatie und der offiziell zwar längst kassierte, inoffiziell aber in der Generaladjutantur fortlebende und weiterwirkende Hofkriegsrat auf die entscheidenden Entschlüsse der Heeresleitung nahm, suchte sich von dieser Fessel, die so vielen österreichischen Feldherren verhängnisvoll geworden ist, zu befreien. Er verlangte deshalb, daß der Kaiser ihm die volle Freiheit des Handelns, vollkommene Unabhängigkeit von allen Befehlen aus Wien, Fernhaltung aller Eingriffe in die Entschließungen der Heeresleitung und unumschränkte Selbständigkeit der Kommandoführung garantiere, und er nur dem Kaiser verantwortlich sein solle. Das waren harte Bedingungen, die das Herrscherbewußtsein des Kaisers empfindlich verletzten. Trotzdem akzeptierte der Kaiser die Bedingungen Benedeks, die an Ort und Stelle formuliert, von dem Grafen Creneville zu Papier gebracht und vom Kaiser unterzeichnet wurden. Den Marschallsstab, den der Kaiser Benedek zum Zeichen seines Vertrauens anbot, lehnte dieser

mit der Bemerkung ab, er müsse sich diese Auszeichnung erst auf dem Schlachtfelde verdienen.

Die Annahme seiner Bedingungen hob Benedeks Selbstvertrauen und Zuversicht, aber seine hoffnungsvolle Stimmung — er war eine sanguinische Natur und von fatalistischem Vertrauen auf sein „Soldatenglück" erfüllt — erfuhr eine starke Herabstimmung, als schon in den nächsten Tagen, seinen Vollmachten zuwider, die Diplomatie in seine Pläne eingriff. Sie widersetzte sich energisch seinem Verlangen, sich sofort in die Mitte seiner Armee zu begeben und erklärte, Benedeks Anwesenheit an der preußischen Grenze käme angesichts seines militärischen Rufes einer Kriegsdrohung gleich, die von den Preußen zweifellos mit der sofortigen Mobilmachung werde beantwortet werden. Die politischen Gründe der Diplomatie erwiesen sich als stärker wie die militärischen Benedeks, der sich durch die Bereisung des Grenzgebietes mit dem ihm vollkommen unbekannten Kriegsschauplatz vertraut machen, durch Inspektion seiner Korps von dem Zustand der Armee überzeugen wollte; Benedek erhielt die Weisung, nach Verona zurückzukehren. Sogar auf den Feldzugsplan selbst nahm die Diplomatie Einfluß. Als Benedek im Marschallsrat sich gegen den von Henikstein und Krismanic vorgelegten Feldzugsplan, der auf dem Grundsatz der strengen Defensive basierte, aussprach, und die Offensive gegen Schlesien befürwortete, wurde ihm entgegengehalten, die Defensive sei durch wichtige politische Rücksichten zu einem unbedingten Gebot der Notwendigkeit gemacht, da Österreich auch durch die Art der Kriegsführung augenfällig beweisen müsse, daß es nur erworbene Rechte verteidige, nicht aber fremde Rechte antaste; die Rolle des Angreifers müsse coûte que coûte den Preußen überlassen werden. Und als er den Henikstein-Krismanicschen Feldzugsplan, demzufolge die Armee bei Olmütz konzentriert, dann nach Böhmen verlegt und hier der Kampf aufgenommen werden sollte, bekämpfte und darauf hinwies, er betrachte die Linie Olmütz-Jägerndorf-Breslau als die natürliche Operationslinie der Armee, wurde ihm erwidert, der Sachsen und Bayern wegen müsse der Feldzug unbedingt nach Böhmen verlegt werden. Da stieg in Benedek eine Ahnung der kommenden Dinge auf, und ausdrücklich lehnte er, indem er sich dem Beschlusse des Marschallsrates unterwarf, jede Verantwortung für den Feldzugsplan ab. Er wußte, daß der Angriff seine Stärke, die kluge Verteidigung aber seine Schwäche war. Ziemlich glatt wurde die Frage der Generalstabschefs für die beiden Armeen geregelt. Benedek wünschte zwar seinen bewährten John zu behalten, fügte sich aber den stichhaltigen Einwendungen des Kriegsministers v. Franck, Benedek dürfe sich nicht einen Generalstabschef wählen, der den Kriegsschauplatz ebenso wenig kenne wie er selbst, und wenn schon die Feldherren ausgetauscht würden, müßten wenigstens die Stabschefs auf ihren Posten bleiben, damit nicht alles auf den Kopf gestellt sei. So akzeptierte Benedek den von Erzherzog Albrecht vorgeschlagenen Krismanic zum Generalstabschef. Am 14. März wurden die Beratungen des Marschallsrates beendet, und Benedek kehrte nach Verona zurück.

Während der Zeit, die bis zur tatsächlichen Übernahme des Kommandos durch Benedek verfloß, soll eine Kulissenaffäre gespielt haben, die der Vollständigkeit halber hier angeführt werden mag, jedoch mit dem Hinweise darauf, daß auch in der benützten Quelle die betreffenden Angaben nicht den Stempel der Authentizität tragen. Die Entschiedenheit, mit der Benedek im Marschallsrat gegen die Einflußnahme der Politik auf den Feldzugsplan aufgetreten war, habe in der leitenden Diplomatie Besorgnisse erweckt, Benedek werde, wenn er erst an der Spitze der kriegsbereiten Armee stehe, die Ratschlüsse der Männer vom grünen Tische durchkreuzen. Mit Rücksicht darauf betrachtete man die Gewährung der weitgehenden Vollmachten an Benedek als einen Fehler und wünschte ein Gegengewicht gegen seine nahezu unumschränkte Machtfülle zu schaffen. Diplomatie und Hochadel wußten an maßgebender Stelle Verständnis für ihre Bedenken zu erwecken, und so sei folgendes Arrangement getroffen worden: Ursprünglich hatte Krismanic allein als Generalstabschef fungieren sollen. Nunmehr wurde — der Generalstab zerfiel in die Operationskanzlei und die Detailkanzlei — Krismanic zum Chef der Operationskanzlei und tatsächlichen Leiter der Generalstabsagenden, Henikstein, seit 1864 Generalstabschef der Armee und persona gratissima in den offiziellen und inoffiziellen maßgebenden Kreisen, zum „nominellen" Generalstabschef und Stellvertreter des Armeekommandanten ernannt. Seine eigentliche Bestimmung soll es gewesen sein, über Benedek eine Art Kontrolle zu üben, auf ihn im Sinne der Wünsche der Wiener Kreise einzuwirken und gegebenenfalls bestimmend in die Operationen einzugreifen. Was an diesen, allerdings ganz plausibel klingenden Angaben wahr und was Kulissentratsch ist, läßt sich aber heute, wie gesagt, nicht mehr feststellen.

Benedeks eigentliche Tätigkeit als Armeekommandant begann erst am 26. Mai, an welchem Tage er, nachdem er bis zum 10. Mai in Verona und vom 12. Mai an in Wien geweilt hatte, sein Hauptquartier nach Olmütz, den Konzentrationspunkt der Hauptarmee, verlegte. Er hatte sich in der Zwischenzeit in eine fatalistische Stimmung hineingeredet; seine ganze Hoffnung basierte auf seinem bewährten Soldatenglück. In Olmütz erschöpfte sich Benedeks Tätigkeit, von zahlreichen Truppenrevuen abgesehen, zunächst ausschließlich im fruchtlosen Ankämpfen gegen die streng defensiven Pläne Krismanics und in scharfen Polemiken mit den offiziellen Wiener Kreisen, die dringend eine Verlegung der noch lange nicht schlagfertigen Armee nach Böhmen verlangten. Unfruchtbare kriegstheoretische Untersuchungen, ob Benedek ein Erfolg beschieden gewesen wäre, wenn er seine Absichten in tatsächlicher Entschlußfreiheit hätte ausführen können, sollen hier unterlassen werden; es soll hier lediglich gezeigt werden, wie oft Benedeks Pläne durchkreuzt wurden und wie jene Einflüsse, gegen die er sich durch seine Vollmachten geschützt glaubte, ihn wiederholt zu verhängnisvollen Maßregeln drängten, die dann auf sein Schuldkonto gesetzt wurden und für die ausschließlich er zu büßen hatte.

Die ersten derartigen Einflüsse machten sich schon im Lager von Olmütz geltend. Benedek wollte sein Heer erst in vollkommen mobilem und schlag-

fertigem Zustande bei Olmütz konzentrieren, bevor er die Operationen begann. Dem opponierten die Wiener Kreise aus politischen Gründen. Man glaubte in Wien den deutschen Bundesgenossen Österreichs den Beweis schuldig zu sein, daß ihr Geschick in kräftigen Händen liege, und wollte vor allem die Sachsen decken. Man drängte Benedek zum sofortigen Abmarsch nach Böhmen, und als Benedek sich konsequent weigerte, sandte der Kaiser am 6. Juni seinen Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Beck mit einer Instruktion in das Hauptquartier, deren wichtigste Stellen lauteten:

„Se. Majestät befehlen, alle jene Vorbereitungen anzuordnen, welche geeignet sind, einem Angriff der Preußen entgegenzukommen und wünschen, daß für den Schutz der sächsischen Truppen vorgesorgt und diese unter keiner Bedingung geopfert werden. Se. Majestät legt besonderes Gewicht darauf, daß die königlich sächsischen Truppen durch eine rasche Offensive der Preußen nicht von der kaiserlichen Hauptarmee abgeschnitten werden."

Zu dem ersteren Satze fügte Krismanic nach Benedeks Diktat die Worte hinzu: „Nur möglich, wenn unsere eigensten, wichtigsten Interessen geopfert werden." Benedek vertrat dem kaiserlichen Abgesandten gegenüber den Standpunkt, für die Aufnahme der Sachsen sei durch das Korps Clam-Gallas und die Kavalleriedivision Edelsheim, zusammen 37 000 Mann, vorläufig genügend gesorgt, und der sofortige Aufbruch nach Böhmen müsse die noch unvollendete Mobilmachung und Konzentration der Armee in katastrophaler Weise stören; er könne und dürfe die Verantwortung dafür nicht übernehmen. Die Argumente Benedeks, die v. Beck nach Wien überbrachte, schlugen aber nicht durch, um so weniger, als auch einzelne einflußreiche Korpskommandanten der Nordarmee — u. a. Graf Thun, Graf Festetics und Erzherzog Leopold —, die darauf brannten, an den Feind zu kommen, ihre Verbindungen am Wiener Hofe ausnützten, um dort für den Abmarsch nach Böhmen Stimmung zu machen. Dazu kamen aus Böhmen von Clam-Gallas, der, ohne Schaden für seine militärische Karriere, schon im Feldzug 1859 eklatante Proben seiner Unfähigkeit geliefert hatte, Klagen über Klagen über seine Isoliertheit. Benedek erwog zu dieser Zeit, in der Hoffnung, der gegen die preußisch-böhmische Grenze in Schlesien in Konzentrierung begriffenen Armee des Kronprinzen von Preußen in die Flanke fallen zu können, den Plan einer Offensive gegen Preußisch-Schlesien in der Richtung Olmütz-Jägerndorf-Neiße-Breslau und stritt sich darüber heftig mit Krismanic und Henikstein herum, die starr an dem Prinzip der Defensive festhielten und jede Abweichung von ihrem im Marschallsrat genehmigten Feldzugsplan, der den Marsch nach Böhmen vorsah, ablehnten. Es kam zu heftigen Szenen zwischen den offensivscheuen Stabschefs und dem kampflustigen Feldherrn, der durch die ewigen, zum Abmarsch nach Böhmen drängenden und die Offensive aus politischen Gründen perhorreszierenden Depeschen aus Wien aufs äußerste gereizt war. Den vier Korps, die unter dem Kronprinzen von Preußen in Schlesien standen, konnte er mit sechs Korps auf den Leib rücken, und diese Siegeschance wollte er nicht unbenützt lassen.

Am 12. Juni erteilte er nach einer heftigen Auseinandersetzung Krismanic den kategorischen Befehl, die Dispositionen für den am 18. Juni anzutretenden Marsch an die schlesische Grenze sofort auszuarbeiten — Krismanic und Henikstein aber fertigten auf Grund ihres Feldzugsplanes die detaillierten Befehle für den Marsch nach Böhmen aus . . . Am Abend des 17. Juni traf, wenige Stunden nach einem Telegramm des Kaisers, das besagte: „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen dringend notwendig. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginn des Vormarsches zu bestimmen," Oberstleutnant von Beck in geheimer Mission im Hauptquartier ein. In dem am selben Abend erflossenen Befehl Benedik's, am 19. Juni habe der Abmarsch der Armee nach Böhmen zu beginnen, tritt die Botschaft zutage, die von Beck dem Feldherrn überbrachte. Am 20. Juni verließ Benedek mit dem Hauptquartier Olmütz, um sich nach Böhmisch-Trübau zu begeben. Seine hoffnungsfrohe Stimmung war wieder einer tiefen Depression gewichen. Daß er die geplante Offensive hatte aufgeben müssen, drückte ihn nieder.

Auf dem Marsche nach Josefstadt, dem neuen Konzentrationspunkt der Armee, hob sich Benedeks Stimmung wieder. Dank des trefflichen Kundschafterdienstes, den Oberst von Tegetthoff organisiert hatte, war er im Besitze verläßlicher Nachrichten, daß am 26. Juni, dem Tage, an dem der Aufmarsch seiner sechs Korps bei Josefstadt beendet sein mußte, jenseits des Riesengebirges der Kronprinz von Preußen mit vier Korps zum Einbruch in Böhmen bereitstehen, die Armee des Prinzen Friedrich Karl aber bestenfalls erst mit ihren äußeren Spitzen bis Münchengrätz vorgedrungen sein könne. Er entschloß sich, durch Clam-Gallas und die Sachsen, 60 000 Mann, Friedrich Karl an der Iser festhalten zu lassen und sich, auf seine Übermacht vertrauend, mit seinen sechs Korps gegen die vier Korps des Kronprinzen von Preußen zu wenden. Deshalb änderte er seine Dispositionen. Während er, dem Drängen der Wiener Kreise folgend, ursprünglich angeordnet hatte, das Korps Clam-Gallas habe den Schutz der Iserlinie allein zu übernehmen, das sächsische Korps dagegen sofort nach Josefstadt einzurücken, erließ er am 20. Juni den Befehl, die Sachsen hätten sich abermals mit Clam-Gallas zu vereinigen und auf der Linie Jungbunzlau-Münchengrätz den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Diese Maßregel, die in Wien sehr unangenehm berührte — die Antwort auf den diesbezüglichen Bericht überbrachte am 22. Juni Oberstleutnant v. Beck in das Hauptquartier — stieß auf den heftigsten Widerstand Heniksteins; Benedek aber hielt seine Absicht fest und ließ am 24. Juni dem Kronprinzen von Sachsen, der den Oberbefehl über die aus dem Korps Clam-Gallas und den Sachsen bestehenden Iserarmee führte, die Instruktion zugehen, er habe die Preußen nach Möglichkeit aufzuhalten, im Falle eines überlegenen Angriffes sich jedoch langsam nach Josefstadt zurückzuziehen. Die Iserarmee sollte den Rücken der gegen den Kronprinzen von Preußen operierenden Hauptarmee decken. In dem gleichen Befehlsschreiben wurde dem Kronprinzen von Sachsen

— die betreffenden Sätze hatte Krismanic in das Konzept Benedeks eingefügt — mitgeteilt, Benedek wisse noch nicht, wohin er seine Offensive richten werde; ein Umstand, der viel kritisiert und fast einstimmig als Zeichen jener Unentschlossenheit gedeutet wurde, der der katastrophale Ausgang des Feldzuges zuzuschreiben sei. Tatsächlich aber ist dieser Passus des Befehlsschreibens nicht ein Zeichen von Unentschlossenheit, sondern ein Zeichen der Uneinigkeit, die in jenen Tagen im österreichischen Hauptquartier herrschte.

Benedek war entschlossen, während die Sachsen und Clam-Gallas ihm Friedrich Karl nach Möglichkeit vom Halse halten sollten, seine Überlegenheit auszunützen und mit seinen 180000 Mann die 120000 Mann des Kronprinzen von Preußen anzugreifen. Gelang es ihm, den Kronprinzen zurückzuwerfen, dann wollte er drei Korps zur Verteidigung der Pässe des Riesengebirges unter Gablenz' Oberbefehl zurücklassen, die anderen drei Korps in Eilmärschen an die Iser werfen und dort, mit der Iserarmee vereint, mit 150000 Mann den 130000 Mann des Prinzen Friedrich Karl entgegentreten. Henikstein und Krismanic setzten diesem kühnen Offensivplan heftigen Widerstand entgegen. Krismanic bestand darauf, vor dem Beginn irgendeiner Operation den methodischen Aufmarsch des Heeres bei Josefstadt, das „Aufschließen" der Armee, zu vollenden, wie das der Feldzugsplan vorsah, Henikstein vertrat die Intentionen der Wiener Kreise und drang darauf, unter Zurücklassung von zwei Korps in den Riesengebirgspässen sofort mit vier Korps an die Iser zu marschieren, um die Sachsen und Clam-Gallas zu degagieren und zuerst den Prinzen Friedrich Karl, der von der Hauptarmee um drei Tagemärsche entfernter stand als der Kronprinz von Preußen, zu schlagen. Über dem Streit um drei einander diametral entgegengesetzte Aktionspläne — Benedek verlangte die Offensive gegen Osten, Henikstein die Offensive gegen Westen, Krismanic die vollkommene Passivität — verging die kostbare Zeit. Der Streit der Meinungen, der bei dem heftigen Temperament Benedeks wiederholt zu stürmischen Auftritten führte, wurde noch geschürt durch mehrere Telegramme aus Wien, die zu entscheidenden Operationen drängten und den Feldherrn nachdrücklich daran mahnten, die Sachsen aus ihrer exponierten Stellung zu befreien. Aber Benedek hielt an seinem Entschlusse fest. Am 26. Juni telegraphierte er dem Kronprinzen von Sachsen: „Oberkommando sogleich nach Münchengrätz verlegen. Münchengrätz und Turnau um jeden Preis festhalten." Zugleich erteilte er Krismanic den Befehl, sofort die Marschdispositionen für den Aufbruch der gesamten Armee gegen den Kronprinzen von Preußen auszuarbeiten und in seinem, Benedeks Namen dem Kaiser darüber zu berichten. Unmittelbar darauf wurde Benedek von einem heftigen Unwohlsein befallen, das ihn zwang, bis zum Abend des 27. Juni das Bett zu hüten. Diese Befreiung von der scharfen Kontrolle des Feldherrn nützten Henikstein und Krismanic aus. Statt alle sechs Korps gegen das Riesengebirge in Marsch zu setzen, schob Krismanic nur die Korps Gablenz und Ramming gegen Trautenau, beziehungsweise Nachod vor und zog die anderen näher an Josefstadt heran. Gleichzeitig aber arbeitete er, den Intentionen und

Befehlen Benedeks direkt entgegengesetzt, die Dispositionen für den Abmarsch der vier bei Josefstadt stehenden Korps an die Iser aus, und Henikstein berichtete in Benedeks Namen, aber durchaus nicht in seinem Sinne an den Kaiser: „Diese Maßregel (die Konzentration bei Josefstadt) ist nur eine zeitweilige Sistierung der beabsichtigten Offensive gegen die Iser und werde ich zu dieser übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist." Benedek hatte weder von diesem Bericht noch von der Arbeit Krismanic' Kenntnis und war überzeugt, sein Befehl werde ausgeführt.

Bei strikter Befolgung des Befehles Benedeks hätten am 27. Juni mittags fünf österreichische Korps den debouchierenden drei preußischen Korps entgegentreten und noch ein sechstes, das bei Opocno stehende II. Korps, binnen wenigen Stunden zum entscheidenden Schlag heranziehen können. So aber stießen am 27. Juni drei preußische auf zwei österreichische Korps, und während bei Trautenau Gablenz glücklich, wenn auch ohne durchschlagenden Erfolg kämpfte, wurde Ramming bei Nachod empfindlich geschlagen. Gegen Mittag drang der Kanonendonner von Trautenau und Nachod an das Lager Benedeks, der, von schweren Kolikkrämpfen zu vollständiger Bewegungslosigkeit verurteilt, gegen sein Schicksal raste und tobte. Sehr kaltblütig nahmen dagegen Henikstein und Krismanic die Sache. Henikstein, der bekanntlich im Falle einer Erkrankung Benedeks diesen zu vertreten bestimmt war, ließ die ihm von dem Adjutanten v. Müller überbrachte Aufforderung des Feldherrn, sich sofort auf das Schlachtfeld zu begeben, einfach unberücksichtigt, und Krismanic beantwortete die dringende Bitte des Geniechefs Baron Pidoll, mit ihm nach dem Mittagsmahl auszureiten, um die etwa notwendigen Feldbefestigungen zu bestimmen, mit den phlegmatischen Worten: „Da weiß ich etwas Besseres zu tun: ich lege mich schlafen!" Ein Entschluß, den er auch tatsächlich ausführte. Nach 7 Uhr abends traf, kurz vor der Siegesnachricht von Trautenau, die Depesche Rammings über seine Niederlage bei Nachod ein. Sofort beschied Benedek Krismanic zu sich und verlangte wütend Rechenschaft darüber, warum Ramming von den Korps, die seinen Dispositionen zufolge dicht hinter dem Korps Ramming hätten stehen müssen, nicht unterstützt worden sei. Jetzt erst erfuhr er, daß sein Befehl nicht ausgeführt worden war, und fuhr Krismanic an: „Dafür verdienen Sie Kriegsrecht — nein, Stockprügel!" Die beleidigten Remonstrationen Krismanic' schnitt er kurz ab, indem er den Befehl erteilte, sofort drei Korps, das II., IV. und VIII., gegen die Grenze vorzuschieben, um einem neuen Vorstoß der Preußen mit Übermacht entgegentreten zu können; 70000 Mann Infanterie dachte er am Morgen des 28. gegen die 30000 Mann Steinmetz' zu konzentrieren. Krismanic lehnte es ab, zum Angriff gegen Steinmetz zu schreiten, und vertrat seine Ansicht, gegen den Kronprinzen schwächere Streitkräfte zurückzulassen und mit der Hauptmacht sofort nach Jicin abzumarschieren. Dem wiederholten Befehl Benedeks setzte Krismanic ein kaltblütiges „Nein!" entgegen, und erst als Benedek außer sich drohte, ihn wegen Ungehor-

sams kriegsrechtlich erschießen zu lassen, fügte er sich und expedierte die notwendigen Befehle. Henikstein aber sandte ohne Wissen Benedeks und dessen Absichten direkt entgegengesetzt an den Kronprinzen von Sachsen das berühmte Telegramm: „Armeehauptquartier 29. Juni Miletin, 30. Juni Jicin", das in dem Moment den Abmarsch an die Iser ankündigte, in dem der Feldherr den entscheidenden Kampf gegen Osten beschlossen und vorbereitet hatte. Um 1 Uhr nachts traf im Hauptquartier der Ordonnanzoffizier des Generals Gablenz, Hauptmann Gaupp, ein, der das Auftauchen der preußischen Garde in der rechten Flanke des Korps Gablenz meldete und um Verstärkung bat. Benedek ließ Henikstein und Krismanic zu sich berufen — der erstere erschien sofort, der letztere erst auf wiederholten, im schärfsten Tone gehaltenen und von Drohungen begleiteten Befehl — und befahl, das bei Miletin stehende III. Korps habe im Eilmarsch nach Dolan abzugehen, das bei Dolan lagernde IV. Korps unverzüglich aufzubrechen und zu Gablenz zu stoßen. Beide Generäle widersprachen dem Befehl des Feldherrn, und es kam zu einer Szene von beispielloser Heftigkeit. Henikstein und Krismanic forderten in demselben heftigen Ton, in dem Benedek darauf bestand, bei Skalitz zu kämpfen, den Abmarsch an die Iser und verweigerten rundweg die Ausgabe der von Benedek gegebenen Befehle. Dem Streit, dessen Lärm bis in das Adjutantenzimmer drang, machte ein von Henikstein produziertes Schriftstück, das auch Benedek als maßgebend anerkennen mußte und das den schleunigsten Abmarsch an die Iser in den bestimmtesten Ausdrücken forderte, ein plötzliches Ende. Benedek entließ die beiden Generale, seine seelische Energie war vollständig zusammengebrochen. Befehle ergingen nicht, alles, was geschah, war, daß Henikstein Gablenz zwei Bataillone sandte.

Am Morgen des 28. Juni teilte Benedek Henikstein und Krismanic mit, er habe sich entschlossen, mit der Hauptmacht nach Jicin aufzubrechen; vorher wolle er sich aber die Stellung bei Skalitz ansehen, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß man ihn um den sicheren Sieg bringe. Benedeks Ritt um Skalitz, die Kampflust und freudige Zuversicht der Truppen, die in trefflicher Position in mehr als doppelter Übermacht den Angriff des Korps Steinmetz erwarteten, ist oft genug geschildert worden; ebenso die Erbitterung und beispiellose Enttäuschung, die sich des Heeres bemächtigte, als plötzlich der Befehl zum Rückzug, zum Abmarsch an die Iser gegeben wurde. Hinter Skalitz sollte nur das Korps Festetics, bei Trautenau nur das Korps Gablenz zurückbleiben, die übrigen vier Korps und drei Kavalleriedivisionen waren nach den Dispositionen, die Krismanic schon am 26. entworfen, am 27. im Detail ausgearbeitet und am 28. mit dem Datum vom 27. Juni ausgegeben hatte, zum Marsch nach Jicin bestimmt. Erzherzog Leopold, der mit dem VIII. Korps Steinmetz zunächst vor Skalitz stand, erhielt von Benedek mündlich den Befehl, sofort abzurücken und die Wacht gegen Steinmetz Festetics zu überlassen. Dadurch wollte Benedek vermeiden, den Erzherzog, der bei seiner Zurücklassung den Ober-

befehl über den kriegserfahreneren, aber rangsjüngeren Gablenz hätte erhalten müssen, mit einer Aufgabe zu betrauen, der er ihn nicht für gewachsen hielt. Erzherzog Leopold sah in dem Rückzugsbefehl ganz richtig ein Mißtrauensvotum gegen seine militärischen Fähigkeiten und nahm in seiner beleidigten Stimmung, während Benedek im Vertrauen auf die Befolgung seiner Befehle nach Josefstadt zurückkehrte, die Schlacht an. Er holte sich, von Festetics nicht unterstützt, eine vernichtende Niederlage. Am selben Tage erlag Gablenz bei Trautenau der preußischen Garde, zog sich jedoch glimpflicher aus der Affäre als der unerfahrene Erzherzog.

Ohne Kenntnis der Dinge, die sich in seinem Rücken abspielten und in der Meinung, der Kanonendonner von Skalitz rühre von der artilleristischen Deckung des Rückzuges her, ließ Benedek um 6 Uhr abends den Generalbefehl zum Marsch nach Jicin ausgeben. Am 29. Juni sollte die Armee Jicin, am 30. Juni die Iser erreichen und dort, mit der Iserarmee zu einer Streitmacht von nahezu 180000 Mann vereinigt, den etwa 140000 Mann Friedrich Karls entgegentreten. Ein ziemlich optimistisches Telegramm, in das Krismanic die Worte einschob: „da ich meine Absicht, gegen die Iser abzurücken, noch festhalte," gab dem Kaiser ein Bild der Lage, wie man sie im Hauptquartier ansah, und gipfelte in der Feststellung, der Konzentrationsmarsch der Armee sei durch die Artillerie des VIII. Korps wirksam gedeckt worden. Denn erst der Abend brachte für Benedek die unerwartete, schreckliche Überraschung: das Débâcle des VIII. Korps wurde von versprengten Truppen nach Josefstadt gemeldet. Als Erzherzog Leopold, der auf dem Rückzuge übrigens von einer heftigen Rezidive seines alten Nierenleidens befallen worden war, in Josefstadt eintraf, wandte sich der Zorn des Feldherrn gegen ihn. In heftigster Weise stellte ihn Benedek wegen seines offenbaren Ungehorsams zur Rede, enthob ihn von dem Kommando seines Korps und befahl ihm, die Armee sofort zu verlassen; eine Maßregelung, die zwar nach der Sachlage vollkommen gerechtfertigt war, in Wien aber die größte Mißstimmung erregte. Noch hoffte man im Hauptquartier, unter Zurücklassung eines frischen Korps gegen Steinmetz den Marsch an die Iser dennoch fortsetzen zu können, als um 10 Uhr abends auch Gablenz seine Niederlage meldete, übrigens unter heftigen Vorwürfen gegen die Armeeleitung, die ihn trotz seiner dringenden, wiederholten Bitten ohne Verstärkungen gelassen und nicht für die Deckung seiner rechten Flanke gesorgt hatte. Auf zwei Straßen war das Heer des Kronprinzen von Preußen in unaufhaltsamem, siegreichem Anmarsch, und mit diesem Feind im Rücken an die Iser zu marschieren, wäre Wahnsinn gewesen. Der große Plan Henikksteins und Krismanic' und der Autoritäten vom grünen Tisch in Wien, der später als der „geheime Plan Benedeks" so viel verlästert und dem Feldherrn allein zugeschrieben worden ist, war gescheitert. Er hatte nur dazu geführt, daß von den sechs Korps Benedeks drei bereits schwere Niederlagen erlitten hatten, die drei anderen durch die unaufhörlichen Hin- und Hermärsche aufs äußerste erschöpft waren. Um 11 Uhr nachts erging aus dem Hauptquartier die Order, daß der Marsch an die Iser aufgegeben sei.

Bei der Ausgabe der Dispositionen vergaßen aber Henikstein und Krismanic vollkommen die Sachsen, die vereint mit dem I. Korps noch immer an der Iser das Eintreffen der Hauptarmee erwarteten.

Ein eigenartiges Schicksal waltete über der Iserarmee. Um ihretwillen hatte Benedek sich der einzigen Möglichkeit, einen ehrenvollen Tag zu erzielen, begeben müssen, und unerhörte Nachlässigkeiten, für welche die wahren Schuldigen niemals ernsthaft zur Rechenschaft gezogen worden sind, verschuldeten es, daß der Iserarmee doch das widerfuhr, was um jeden Preis verhindert werden sollte: exponiert und zwecklos aufgeopfert zu werden. Wie gesagt, vergaß Krismanic in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni, der Iserarmee den Rückzugsbefehl zu geben, erteilte dagegen dem schon ziemlich weit nach Westen vorgeschobenen II. und VI. Korps den Befehl, Halt zu machen und sich zum Rückmarsch auf die Hauptarmee bereitzuhalten. So wurde die vergessene Iserarmee auch noch der Möglichkeit beraubt, Unterstützung heranzuziehen. Am Morgen des 29. Juni wurde beschlossen, die Armee in der starken Defensivstellung von Miletin—Dubenetz—Josefstadt zu konzentrieren und dort den Preußen die Spitze zu bieten. Durch Heranziehung der Iserarmee hoffte Benedek sein Heer auf 240000 Mann zu verstärken und so dem Feinde gewachsen zu sein. Aber erst als Benedek bei der Berechnung seiner Streitkräfte die Iserarmee erwähnte, erinnerte sich Krismanic derselben. Er eilte zu den Adjutanten und diktierte um 8 Uhr morgens den Befehl, die Iserarmee habe sich unter Vermeidung größerer Gefechte auf die bei Dubenetz stehende Hauptarmee so rasch wie möglich zurückzuziehen, da der Marsch an die Iser aufgegeben sei. Unbegreiflicherweise trug er aber nicht Sorge dafür, daß dieser für das Schicksal der Iserarmee entscheidende Befehl sofort dem Kronprinzen von Sachsen zugestellt werde. Das Befehlsschreiben machte vielmehr, von Krismanic abermals vergessen, im Portefeuille des Generalstabschefs den Marsch des Hauptquartiers von Josefstadt nach Dubenetz mit und wurde erst gegen Mittag in Dubenetz, als Benedek en passant fragte, wann die Antwort des Kronprinzen von Sachsen auf die neue Order eintreffen könne, dem Major Grafen Sternberg zur Beförderung übergeben. Dieser machte sich seine Aufgabe sehr leicht; als er auf dem Ritt zum Kronprinzen erfuhr, dieser werde am Abend in Schloß Milicoves erwartet, machte er es sich im Schlosse bequem und beschloß, den Kronprinzen daselbst zu erwarten, statt ihm entgegenzueilen. Infolgedessen waren der Kronprinz und Clam-Gallas am 29. Juni nur im Besitze jenes Generalbefehls, der den Marsch an die Iser ankündigte, mußten also der Ansicht sein, sie seien verpflichtet, die vorteilhafte Stellung Unter-Lochow—Jicin, bis wohin sie ihre Truppen mit leidlichem Glück zurückgeführt hatten, mit aller Kraft festzuhalten. Sie nahmen deshalb, als in den ersten Nachmittagsstunden die Preußen energischer vordrängten, den Kampf auf und führten ihn anfangs günstig durch. Der Kanonendonner mahnte endlich gegen Abend den Grafen Sternberg in Schloß Milicoves an seine Pflicht und bewog ihn, sich um 1/2 7 Uhr aufzumachen

und den kaum einstündigen Ritt auf das Schlachtfeld zu unternehmen. Er traf ein, eben als sich der Kampf zur Entscheidung neigte und die Verbündeten sich schon mit nicht unbegründeten Siegeshoffnungen trugen. Der Kronprinz und Clam-Gallas beschlossen, dem Befehl Gehorsam, den Kampf sofort abzubrechen, ihre Truppen um Jicin zu versammeln und um 3 Uhr morgens den Rückzug auf die Hauptarmee anzutreten. Der Kronprinz entledigte sich der schwierigen Aufgabe, seine Truppen aus dem heißen Kampf herauszuziehen, mit großem Geschick, Clam-Gallas aber verlor, genau wie bei Magenta und Solferino, so vollständig den Kopf, daß das Abbrechen des Kampfes für ihn zu einer furchtbaren Niederlage wurde und sein Korps vollkommen aufgelöst in wilder Flucht am nächsten Tage vor Josefstadt eintraf. Als Clam-Gallas sich bei Benedek meldete, befahl ihm dieser nach einem heftigen Zornesausbruch, den Säbel abzuliefern und sich als Arrestant zu betrachten, da er über ihn wegen Ungehorsams und Feigheit Kriegsrecht beantragen werde. Erst als Oberst v. Tegetthoff, auf den Benedek große Stücke hielt, sich ins Mittel legte, erhielt Clam-Gallas seinen Säbel zurück.

Am selben Tage wurde das Korps Festetics, das die Arrieregarde der Hauptarmee bildete, bei Schweinschädl geschlagen. Die traurige Bilanz dieser Tage besagte, daß von den acht Korps der Nordarmee, ohne daß eine Hauptschlacht geliefert worden wäre, sechs Korps (Gablenz, Ramming, Erzherzog Leopold, Festetics, Clam-Gallas und die Sachsen) zum Teil vernichtend geschlagen und nur noch zwei intakt waren. In den Augen gewisser Wiener Kreise kam jetzt auf Benedeks Schuldkonto noch die Brüskierung des Erzherzogs Leopold und des Grafen Clam-Gallas.

Benedek war sich der katastrophalen Bedeutung der Ereignisse dieses Tages bewußt. Die Niederlagen von Jicin und Schweinschädl warfen ihn aus der, wie Krismanic meinte, rettenden Stellung von Dubenetz hinaus, denn die Abdrängung der Sachsen von ihrer Rückzugslinie nach Süden, die sie zwang, in weitem Umweg den Anschluß an die Hauptarmee zu suchen, brachte auch ihn in Gefahr, durch den energisch nachdrängenden Prinzen Friedrich Karl ebenfalls von seinen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Er beschloß den Rückzug nach Königgrätz, aber nicht, um dort die Entscheidungsschlacht zu schlagen, sondern nur, um sein schwer erschüttertes Heer unter dem Schutze der Festung zu ordnen, ihm eine kurze Rast zu gönnen und es dann weiter zurückzuführen, in der Hoffnung, es durch die in den Depots verbliebenen fünften Bataillone verstärken und auffrischen zu können. Seinen Entschluß kündigte er dem Kaiser in einem Telegramm an, das in kurzen, scharfen Zügen ein Bild der Lage entwarf und die Ursachen der bisherigen Mißgeschicke der Armee schonungslos enthüllte. Diese Depesche, deren Konzept Benedek aufbewahrte, ging jedoch nicht ab. Krismanic, der ihre Expedierung veranlassen sollte, sandte statt ihrer das bekannte Telegramm vom 30. Juni: „Débâcle des I. und sächsischen Korps nötigen mich, den Rückzug in der Richtung auf Königgrätz anzutreten. Hauptquartier

morgen dort in der Nähe" ab, das in seiner lakonischen Kürze in Wien wie ein Donnerschlag wirkte. Die bisherigen Berichte Benedeks, von Henikstein und Krismanic sorgsam redigiert, ließen den plötzlichen Umschwung der Situation vollkommen unfaßbar erscheinen. Zugleich aber fügte diese Depesche zu den anderen Gravamina einflußreicher Kreise gegen Benedek — Kassierung des Erzherzogs Leopold und Clam-Gallas, Brüskierung Festetics nach dessen Niederlage bei Schweinschädl — eine neue, schwere Anklage hinzu; Benedek hatte den Befehlen des Kaisers zuwider die Sachsen exponiert und aufgeopfert. Dem Kaiser erschien es notwendig, Gewißheit über die Lage auf dem Kriegsschauplatze zu erhalten, und er befahl seinem Flügeladjutanten v. Beck, quasi als Untersuchungskommissar ins Hauptquartier abzugehen. Der Entschluß des Kaisers, Benedek nicht ungehört zu verdammen und ihm sein Vertrauen nicht zu entziehen, bevor ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben wurde, geht aus dem nachstehenden kaiserlichen Antworttelegramm an Benedek hervor: „Obschon seit Ihren Berichten vom 27. und 28. d. M. aus Josefstadt, dann der telegraphischen Meldung aus Dubenetz vom 29. das Resultat der Operationen mir unbekannt ist, so habe ich — trotz der Nachricht bezüglich des auf Königgrätz notwendig gewordenen Rückzuges — das feste Vertrauen, daß Ihre energische Führung demnächst günstige Erfolge erzielen und Ihre Kraft die Ordnung erhalten wird." Die ganze Fassung dieses Telegrammes schien Benedek die Vermutung nahelegen zu sollen, daß dem Kaiser ein kampfloser Rückzug nicht erwünscht erscheine.

Als Benedek am Morgen des 1. Juli in Königgrätz eintraf, fand er Oberstleutnant v. Beck bereits dort vor. Es fand zunächst eine lange Unterredung zwischen dem Feldherrn und dem Abgesandten des Kaisers statt, in der Benedek eingehend über den bisherigen Gang der Kriegsereignisse referierte und sein Vorgehen gegenüber Erzherzog Leopold, Clam-Gallas und Festetics rechtfertigte. Die Frage v. Becks, was er zu tun gedenke, beantwortete Benedek dahin, er wolle, um sich der drohenden Umklammerung durch die Preußen zu entziehen, sein Heer nach Olmütz zurückführen, dort rallüieren, durch intakte fünfte Bataillone verstärken und dann den Preußen entgegentreten; v. Beck wünschte darüber die Ansicht des Generalstabes zu hören, und so trat denn um 11 Uhr vormittags der „Kriegsrat von Königgrätz" zusammen, dem außer Benedek und Beck noch Henikstein, Krismanic, der Chef der Detailkanzlei Oberst Kriz und der Adjutant Benedeks v. Müller beiwohnten. v. Beck entwickelte den Gedanken, das Heer hinter die Elbe zurückzuführen, in dem Raume Pardubitz—Kolin Aufstellung zu nehmen und dort den Preußen die Schlacht anzubieten. Benedek wendete ein, eine Schlacht bei Pardubitz—Kolin sei genau so aussichtslos wie eine solche bei Chlum—Sadowa und vertrat den Plan, nach zwei Rasttagen am 3. Juli nach Olmütz aufzubrechen. v. Beck sprach sich entschieden gegen den kampflosen Rückzug und speziell gegen den Rückmarsch nach Olmütz aus und befürwortete die Richtung nach Wien, da man Wien nicht ohne Deckung lassen dürfe und dem Kaiser die Schmach einer Flucht aus

seiner Residenz um jeden Preis ersparen müsse. Benedek vertrat dagegen die Ansicht, der Rückzug nach Olmütz degagiere eo ipso die Hauptstadt, da er die Preußen dem österreichischen Heere nachziehe, und erklärte rund heraus, der Rückzug auf die unbefestigte Hauptstadt wäre ebenso wie die sofortige Schlacht der sichere Ruin der Armee. Da eine Einigung nicht zu erzielen war, forderte Benedek in einem Anfall vollständiger Verzweiflung v. Beck auf, dem Kaiser zu telegraphieren, er möge sofort Frieden schließen. Als v. Beck das ablehnte, schrieb Benedek selbst das berühmte Telegramm: „Bitte Euer Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich." Dann wurde der Kriegsrat abgebrochen, und nachdem die anderen Teilnehmer den Raum verlassen hatten, forderte v. Beck von Benedek Aufklärung, warum die Sachsen aufgeopfert worden seien und nichts zu ihrer Rettung geschehen sei. Was Benedek anführte, ließ das Unerklärliche nur noch unerklärlicher erscheinen, da die Angaben Benedeks durch die Ereignisse widerlegt wurden. Zur Aufklärung der Widersprüche wurden Henikstein und Krismanic zitiert, und bei dem förmlichen Verhör, das v. Beck nun mit den drei Generälen anstellte, kam alles an den Tag: Krismanics im direkten Widerspruche mit den Aufträgen und Intentionen Benedeks stehender Bericht an den Kaiser vom 26. Juni, seine eigenmächtige Depesche an den Kronprinzen von Sachsen vom 27. Juni, seine unverantwortliche Nachlässigkeit in der Abfertigung und des Grafen Sternberg feudale Bequemlichkeit in der Überbringung des Rückzugsbefehls an die Iserarmee vom 29. Juni, die Unterdrückung des wahrheitsgemäßen, detaillierten Berichtes Benedeks vom 30. Juni. In sinnloser Wut über diese Enthüllungen wollte Benedek Henikstein und Krismanic mit dem Säbel niederschlagen, den Grafen Sternberg auf der Stelle erschießen lassen, und nur mit vieler Mühe gelang es v. Beck und dem herbeigeeilten Adjutanten v. Müller, den Rasenden zu beruhigen. v. Beck mußte seine ganze Überredungskunst aufbieten, um Benedek zu bewegen, Henikstein und Krismanic, deren Enthebung nur der Kaiser verfügen konnte, vorläufig im Amte zu belassen, mußte jedoch Benedek mit Handschlag versprechen, beim Kaiser die sofortige Enthebung Heniksteins und Krismanics und die Entfernung Clam-Gallas' zu befürworten. Dann forderte Benedek den kaiserlichen Abgesandten auf, mit ihm die Lager abzureiten, damit er sich mit eigenen Augen von dem Zustande der Armee überzeugen könne. v. Beck sah auf diesem Ritt wenig Tröstliches, kam aber trotzdem Benedek gegenüber wieder auf seinen Vorschlag zurück, hinter der Elbe bei Pardubitz—Kolin die Schlacht anzunehmen. v. Beck hatte am Tage vorher den Beratungen des Kaisers mit seinen Vertrauensmännern beigewohnt und wußte, daß der Pariser Botschafter Fürst Metternich telegraphisch informiert worden war, Österreich sei bereit, den Frieden im Süden durch die Abtretung Venetiens zu erkaufen, wolle es aber im Norden noch auf eine Hauptschlacht ankommen lassen. Er glaubte also im Sinne des Kaisers zu wirken, wenn er gegen den kampflosen Rückzug und für die Schlacht an der Elbe eintrat. Benedek aber erklärte

eine Schlacht für aussichtslos und für eine zwecklose Aufopferung der Armee und trug v. Beck eine in diesem Sinne gehaltene Botschaft an den Kaiser auf.

Unmittelbar nach der Abreise v. Becks traf die Antwort des Kaisers auf das Verzweiflungstelegramm Benedeks ein, sie lautete bekanntlich: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug unausweichlich, ist derselbe anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Diese Depesche schien den unausgesprochenen Befehl zu einem Kampfe zu enthalten. Nochmals stieg Benedek — nach, und nicht, wie bisher allgemein angegeben wurde, vor Erhalt des kaiserlichen Telegrammes — zu Pferde, um in Begleitung dreier Offiziere die Linie Trotina—Chlum—Lipa—Problus, das Schlachtfeld vom 3. Juli, abzureiten und die Armee, die inzwischen in ihrer Gesamtheit in die Stellungen auf den Höhen von Chlum und Lipa eingerückt war, zu inspizieren. Die Eindrücke, die er empfing, gab er in dem Berichte wieder, den er um 11 Uhr nachts dem Kaiser telegraphisch erstattete. Er schilderte die Verfassung der einzelnen, zum Teil kaum kampffähigen Korps und resümierte: „Wenn unter diesen Umständen ein energischer Angriff des Gegners . . . erfolgt, bevor die Armee sich einigermaßen wieder erholt hat, wäre Katastrophe unvermeidlich. Ich lasse daher morgen die Armee ruhen . . . und setze am 3. den Rückzug nach Pardubitz fort. Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen, und ergibt sich Gelegenheit zu einem Offensivstoß, so werde ich ihn machen, sonst aber trachten, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen". Benedek war fest entschlossen, den Rückzug nach Olmütz anzutreten, und befahl nach seiner Rückkehr Krismanic, die Dispositionen für den am 3. Juli anzutretenden Rückmarsch zu entwerfen. Ausschließlich der Sicherung des Rückzuges und dem Schutz der Armee vor einem plötzlichen Überfall galt die Aufwerfung von Schanzen bei Chlum, mit der er den Geniechef Baron Pidoll beauftragte. Nach Mitternacht, als Benedek bereits zur Ruhe gegangen war, ließ sich Henikstein bei ihm melden und versuchte ihn nochmals, und zwar, wie er ausdrücklich bemerkte, nicht auf eigene Initiative und Verantwortung, zur Annahme der Schlacht bei Königgrätz oder Pardubitz zu bewegen. Sein Vortrag gipfelte merkwürdigerweise in den gleichen Argumenten, die nachmals den leitenden Gedanken der diesbezüglichen Ausführungen des österreichischen Generalstabswerkes bildeten: Trotz aller Unfälle sei es undenkbar, daß die Armee völlig kampfunfähig und eine Katastrophe unvermeidlich sei. Die Ehre der Armee und des Reiches fordere trotz der geringen Chancen eine Schlacht, denn bevor eine Hauptschlacht über das Schicksal des Reiches und des Heeres entschieden habe, sei die Einleitung von Friedensunterhandlungen undenkbar. Ohne eine große Schlacht dürfe Österreich sich nicht besiegt erklären. Benedek wurde einen Augenblick in seinen Entschlüssen wankend, doch als Henikstein auf seine Frage, ob mit der Ausarbeitung der Marschtableaus für den Rückzug nach Olmütz begonnen worden sei, antwortete: „Nein, denn ich habe Gegenorder gegeben!", wies er Henikstein mit harten

Worten aus dem Zimmer und erklärte, er halte an seiner Absicht fest. Daß aber Henikstein seine Ansicht für maßgebender hielt als die des Feldherrn, beweist der Umstand, daß er am frühen Morgen des 2. Juli an den Generaladjutanten Grafen Creneville ohne Wissen Benedeks das nachstehende Telegramm richtete: „Hoffe, Oberstleutnant Becks Eindrücke sind durch das Telegramm des Feldzeugmeisters von heute nacht bedeutend modifiziert worden. Bitte in diesem Sinne zu wirken. Kann sich noch alles besser gestalten."

Am Morgen des 2. Juli war die Lage im Hauptquartier die, daß Benedek an dem Rückzug, Henikstein aber, der über die in Wien herrschende Stimmung sehr genau informiert gewesen zu sein scheint, an der Schlacht festhielt. Die Rückzugsdispositionen blieben unausgearbeitet. Für die Mittagsstunde hatte Benedek seine Korpskommandanten und deren Generalstabschefs zu sich berufen, besprach mit ihnen aber nur Angelegenheiten des inneren Dienstes, vornehmlich die Ralliierung der in ihrem Gefüge gelockerten Truppen, die Wiederherstellung der Disziplin, die ebenfalls gelitten hatte, und die Aufrechthaltung der Ordnung. Es ist später Benedek zum Vorwurf gemacht worden, daß er in dieser Konferenz mit seinen Korpskommandanten die Schlacht nicht genau besprach. Es muß aber als feststehend angesehen werden, daß Benedek zu dieser Stunde den Entschluß zur Schlacht noch nicht gefaßt hatte, vielmehr, da die Preußen nicht stark nachzudrängen schienen, der Meinung war, er könne seinen erschöpften Truppen vor Antritt des Rückzuges noch etwas Ruhe gönnen. In diesem Sinne, und nicht als Ankündigung der Schlacht ist sein um 1/24 Uhr an den Kaiser abgesandtes Telegramm zu verstehen: „Die Armee bleibt morgen in ihrer Aufstellung bei Königgrätz; die eintägige Ruhe, die reichliche Verpflegung haben gut gewirkt. Hoffe einen weiteren Rückzug nicht notwendig zu haben." Die Rekognoszierung der Stellung von Pardubitz—Kolin ließ Benedek in der Absicht vornehmen, Gewißheit darüber zu erlangen, ob diese Stellung als Kantonnierungsraum für die in Aussicht genommenen Rasttage geeignet sei, da in der Position Chlum—Königgrätz bereits Wassermangel sich fühlbar zu machen begann, ein Umstand, den Benedek übrigens in seinem schon zitierten Telegramm an den Kaiser vom 1. Juli nachts erwähnt hatte. In seinem Rückzugsentschluß bestärkte ihn ein am Nachmittag aus Wien angelangtes Telegramm, das keinerlei Verhaltungsmaßregeln oder Weisungen enthielt, sondern ausschließlich mitteilte, der Kaiser genehmige die Entlassung Heniksteins, Krismanic' und Clam-Gallas', ernenne zum Kommandanten des I. Armeekorps den General Gondrecourt und stelle Benedek die Wahl des neuen Generalstabschefs frei. Bis zur Ernennung des neuen Generalstabschefs habe Krismanic die Agenden zu führen. Benedek glaubte annehmen zu dürfen, daß der Kaiser seine Absichten billige. Er wählte den General Baumgarten zu seinem Generalstabschef, da dieser jedoch erst am nächsten Morgen im Hauptquartier eintreffen konnte, teilte er Krismanic seine Entlassung vorläufig nicht mit, sondern mahnte ihn nur abermals —

und abermals ohne Erfolg — an die Abfassung der Dispositionen für den Rückzug.

Der Entschluß, die Schlacht bei Königgrätz anzunehmen, wurde Benedek erst am Abend des 2. Juli aufgedrängt. Nach 7 Uhr abends traf im Hauptquartier ein Kurier ein und überbrachte Benedek ein Schriftstück. Der Inhalt und der Schreiber dieses Schriftstückes sind unbekannt, bekannt ist nur seine Wirkung: Benedek ließ um 8 Uhr abends Henikstein und Krismanic zu sich rufen, eröffnete ihnen, daß er sich entschlossen habe, am nächsten Morgen die Schlacht anzunehmen, und befahl Krismanic, unverzüglich die Schlachtdispositionen, die er ihm in großen Zügen mitteilte, auszuarbeiten und auszugeben und die Dispositionen für den Rückzug in der Richtung Olmütz nicht zu vergessen. Als Krismanic um Mitternacht Benedek meldete, daß die Schlachtbefehle um 11 Uhr expediert worden seien, teilte ihm Benedek mit, er sei auf Befehl des Kaisers von seinem Posten enthoben und habe am nächsten Morgen, sobald sich General Baumgarten im Hauptquartier melde, seine Agenden an diesen abzugeben. Mit einer stummen Verbeugung verabschiedete sich Krismanic; die Rückzugsdispositionen, die noch nicht ausgegeben waren, auszuarbeiten, hielt er sich nicht mehr verpflichtet, ebensowenig Benedek davon Mitteilung zu machen.

Mit der Schlacht von Königgrätz schließt eigentlich Benedeks Tätigkeit im Feldzug 1866 ab. Mitten in der Katastrophe, die so plötzlich und vernichtend hauptsächlich infolge der bekannten Schuld der Korpskommandanten Graf Thun und Graf Festetics über das österreichische Heer hereinbrach, flammte zum letztenmal das militärische Temperament Benedeks auf, diesem Todeskampf einer tapferen Armee ein eigentümlich großartiges, zur Hochachtung nötigendes Gepräge verleihend; dann brach er moralisch zusammen. Es war nicht mehr der alte Benedek, der das geschlagene Heer nach Olmütz und von da gegen Wien führte, dem neuen Oberbefehlshaber Erzherzog Albrecht zu. In Olmütz hatte er die Verständigung erhalten, daß die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen ihn angeordnet worden sei, und am 28. Juli stellte er sich in Wiener-Neustadt der mit der Voruntersuchung betrauten Kommission. Er sah ruhig und ungebeugt dem Kriegsgericht entgegen. Es war ihm ja bekannt, daß die hauptsächlichsten Gravaminalpunkte, die die Voruntersuchung aufzuhellen hatte, die folgenden waren:

1. Ob den Kämpfen bei Trautenau, Skalitz usw. Dispositionen des Armeekommandos zugrunde gelegt waren oder ob dieselben von den Korps auf eigene Rechnung engagiert wurden.

2. Ob die Schlacht von Königgrätz vom Feldherrn auf eigene Initiative oder nach vorheriger Anhörung eines Kriegsrates angenommen worden sei.

3. Ob für den Fall eines unglücklichen Ausganges der Schlacht genaue und ausführliche Rückzugsdispositionen gegeben waren.

In diesen drei Punkten konnte Benedek nicht schuldig gesprochen werden. Seine Schuld war es nicht, daß bei Trautenau Gablenz ohne Verstärkung

und Unterstützung geblieben war, bei Skalitz Erzherzog Leopold gegen seinen ausdrücklichen Befehl die Schlacht angenommen hatte, die Iserarmee den Rückzugsbefehl verspätet erhielt, die Rückzugsdispositionen für die Schlacht bei Königgrätz unausgearbeitet geblieben waren; nicht er hatte die Schlacht bei Königgrätz gewollt. Aber Benedek war sich auch klar darüber, daß unter den Tatsachen, die er zu seiner Exkulpierung vorzubringen vermochte, auch solche waren, die nur zwischen ihm und dem Kaiser erörtert werden konnten. Zudem war ihm bei Übernahme des Kommandos die strikte Zusicherung gegeben worden, daß er für seine Kommandoführung niemandem als dem Kaiser verantwortlich sein solle. Deshalb erklärte Benedek vor der Untersuchungskommission, er verweigere jede Rechtfertigung, nehme die ganze Verantwortung auf sich und werde jede für ihn verhängte Strafe „mit reglementmäßigem Danke" auf sich nehmen. Er wollte sich nur vor dem Kaiser rechtfertigen. Am 2. September hatte er, zugleich mit der Bitte um eine Audienz, dem Generaladjutanten Grafen Crenneville ein ausführliches, für den Kaiser bestimmtes Memoire gesandt, das eine umfassende Darstellung der Vorgänge im Hauptquartier und der Ursachen der Unglücksfälle des Krieges enthielt, ohne sich direkt als Verteidigungsschrift darzustellen. Ob dieses Memoire wirklich in die Hände des Kaisers gelangt ist, ist natürlich nicht bekannt. Benedek, der die höchste Meinung von dem Gerechtigkeitssinne des Kaisers hatte, war der Ansicht, es sei dem Kaiser gar nicht vorgelegt worden. Seine Bitte, in Audienz empfangen zu werden, blieb unerfüllt, sogar dann, als er sein Audienzgesuch mit dem Hinweise darauf wiederholte, er habe ein unverbrüchliches Recht, vor dem Kaiser zu erscheinen, da er nur dem Kaiser für seine Kommandoführung verantwortlich sei. Zu starke Einflüsse wirkten seiner Bitte entgegen, Einflüsse, die zu überwinden sogar Erzherzog Albrecht, der das Audienzgesuch Benedeks nachdrücklich befürwortet haben soll, zu schwach war. Es waren eben die Mitglieder der mächtigen, herrschenden Adelsfamilien Österreichs, die durch Benedeks Rechtfertigung schwer kompromittiert werden mußten. Sie verstellten Benedek den Weg zum Kaiser und sorgten dafür, daß er allein der Sündenbock blieb, während alle anderen Schuldigen weich fielen, etliche sogar die Treppe hinauf. Clam-Gallas, Thun, Festetics, Sternberg wurden in geradezu demonstrativer Weise vom Kaiser persönlich rehabilitiert, Henikstein und Krismanic zwar pensioniert, erhielten aber ein Pflaster auf die Wunde, ja Henikstein wurde sogar einige Jahre später wieder reaktiviert. Benedek dagegen erhielt am 1. November ohne ein Wort der Anerkennung für seine ehrenvolle Vergangenheit den schlichten Abschied.

Wohl wurde am 4. Dezember die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen Benedek auf Befehl des Kaisers eingestellt, aber man konnte sich doch nicht enthalten, ihn öffentlich zu verurteilen, ja zu stigmatisieren. Am 8. Dezember erschien in der amtlichen „Wiener Zeitung" ein angeblich in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipierter, vom Erzherzog Albrecht und John begutachteter Artikel, der Henikstein und Krismanic mit der Be-

gründung, sie hätten nur die Befehle des Feldherrn ausgeführt, von jeder Schuld freisprach, über Benedek aber resümierend urteilte: „Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Herrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntnis des unermeßlichen Unglücks, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als der Benedek sich stets bewährt hat, eine schwerere Sühne sein als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens hätte treffen können." Man sprach also Benedek seine ganze militärische Vergangenheit ab und machte ihn allein für alles Unglück verantwortlich, eine Auffassung, die übrigens auch in das österreichische Generalstabswerk überging. Man hatte gewußt, daß von Benedek nicht zu erwarten war, er werde diese Insulte — denn als eine solche stellt sich der zitierte Artikel dar — schweigend hinnehmen, und hatte sich vorsichtig gegen jede Verteidigung Benedeks, die zum Angriffe hätte werden müssen, gedeckt: am 1. Dezember war Erzherzog Albrecht, den Benedek als seinen Freund betrachtete, bei Benedek erschienen und hatte ihm vorgestellt, daß es für das Reich und die Armee verhängnisvoll wäre, wenn er der Öffentlichkeit eine Rechtfertigung übergebe, die zur Anklage gegen andere werden müßte. Was zwischen dem Feldherrn und dem Kaiser — hier wurde nochmals an Benedeks Untertanen- und Soldatentreue appelliert —, zwischen ihm und seinen Generalen vorgegangen sei, müsse für immer verborgen bleiben. Und Benedek, treu und opferwillig wie immer, gab das verlangte Ehrenwort, unter keinen Umständen eine Rechtfertigung zu veröffentlichen und seine Papiere zu vernichten, ja er bekräftigte sein Versprechen sogar schriftlich durch ein Dokument, das den Geheimakten des Krieges einverleibt wurde.

Was Benedek versprochen hat, das hat er als Ehrenmann und Soldat treu gehalten. Sein Trost war, der preußische Generalstab werde seine Rechtfertigung übernehmen, und die Zukunft werde ihm das zuteil werden lassen, was die Gegenwart ihm versagte: Gerechtigkeit. Aber wie das alles auf ihn einwirkte, beweist der Umstand, daß er wiederholte Versöhnungsversuche des Hofes schroff zurückwies, und daß er, der Soldat gewesen war mit Leib und Seele, nach testamentarischer Bestimmung im bürgerlichen Kleide und ohne den ihm gebührenden militärischen Kondukt bestattet wurde.

Griechentum.

Von
Heinrich Bulle.

Für den kontemplativen Betrachter des Menschen- und Völkerlebens wird eine allgemeine Frage immer wieder in den Vordergrund treten: worauf beruht, worin besteht die Kraft und Wirkung einer Persönlichkeit, eines Volkes auf andere Menschen und Völker; wie entstehen die großen Wirkungen, die durch die Jahrhunderte gehen. Ich meine damit nicht jene Wirkungen, die sich zählen und messen lassen, nicht die großen Erfindungen und Entdeckungen des materiellen Fortschrittes, deren wir ja ganz erstaunliche miterleben. Gewiß waren in der Urzeit die Erfindung des Feuers und der Schmiedekunst, in unserer Zeit die Entdeckung der Dampfkraft und der Elektrizität Großtaten des menschlichen Geistes, die das Angesicht der Erde umgestaltet haben. Aber bis zu Automobil und Luftschiff ist das alles doch nur Werkzeug, sekundärer Wert, äußere Zivilisation. Nicht daß man solche Dinge besitzt, sondern welchen Gebrauch man davon macht, ist das Entscheidende. Der roheste Mensch hat an ihnen so gut Teil wie der gebildetste, und niemand wird durch sie in seinem innern Verhältnisse zur Welt verändert. Sie sind Erzeugnisse des Intellekts und spornen den Intellekt, aber sie geben weder im Guten noch im Bösen etwas hinzu zu der Kraft, die die Welt und das Menschengeschlecht erhält und treibt. Denn der Intellekt ist zwar das vornehmste Werkzeug, das der Mensch besitzt, aber er ist eben bloß Werkzeug, Hilfe, Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, Vollendung, Schöpferkraft. In allen höchsten und letzten Fragen versagt er, wie er auch schon unzählige Male im kleinen versagt, wenn wir die Rechnung nicht mehr übersehen können und schließlich aus unmittelbarer Entschließung, aus Instinkt oder Temperament entscheiden. Denn sein Licht erleuchtet stets nur auf eine Strecke den Weg, und selbst der klügste Rechner kommt an die Stelle, wo das dunkle Wollen, das aus der Tiefe des Unbewußten kommt, die Rechnung zu Ende führt, die Handlung vollzieht.

Das Wollen aber ist es, was das Ethos des einzelnen Menschen, das Ethos der Völker ausmacht. Das Wollen ist eine Urkraft, die wir nicht analysieren können. Gewiß ist es beim erzogenen, intellektuell geschulten Menschen kein Einfaches mehr, sondern ein ungeheuer Beeinflußtes, ein viel-

fach Durch- und Umgeackertes. Man kann es durch den Intellekt lenken und stärken, beugen und irren, ja zerstören. Aber man kann es durch ihn niemals schaffen. Die angeborene Farbe der Entschließung ist das wichtigste, das höchste Naturprodukt, das die organische Welt besitzt, die eigentliche Urquelle alles Geschehens. Keine psychologische Analyse kann es zergliedern, sondern sie muß es als ein Urelement hinnehmen und beschreiben. Das Entscheidende aber in der Geschichte der Völker wie im Geschick des einzelnen ist die Färbung, die dieses Wollen aus seiner Urzelle mitbringt. Es kann guten und schlechten Nährboden finden, es kann blühen oder verkümmern, aber sein Wesen bleibt im tiefsten Kerne unverändert. Wenn wir die letzten Gründe für die Wesensart und die Taten eines Volkes erkennen wollen, so müssen wir nicht mit Kant und Fichte die ethischen Ideen, nicht mit Ranke die religiösen Triebe, nicht mit Taine das Milieu, sondern wir müssen mit Gobineau die Rasse aufsuchen, die individuelle Prägung, die sich durch Blutsgemeinschaft einem einstmals geschlossenen Bruchteil der Menschen mitgeteilt hat. Die Rasse, ausgebildet in Zeiten, in denen die großen menschlichen Gemeinschaften abgetrennt voneinander groß geworden sind, ist eine unzerstörbare Eigenschaft, und wie der gereifte Mann niemals die Prägung verliert, die ihm das Vaterhaus und die Jugend aufgedrückt hat, so behalten auch die Völker nur dadurch und solange ihre höhere Kraft, als sie die Eigenschaften ihrer Rasse sich zu erhalten vermögen. Mit der Rassenmischung beginnt in der Antike der Verfall, und neuere kräftige Mischrassen, wie wir sie in England, in Nordamerika sehen, sind nur dann und so lange stark, als eine Rasse darin die Führung behält. Rasse aber in diesem Sinne ist eben jenes Urwollen, das einer ganzen Menschenfamilie gemeinsam ist und den unbewußten Grundtrieb ihres Handelns bildet. Durch die millionenfältigen Einzelhandlungen hindurch muß der Betrachter den gemeinsamen Grundton zu erkennen suchen.

Nehmen wir die alten orientalischen Kulturvölker von Babylon bis Ägypten, so ist ihnen allen gemeinsam der Wille zum Dienen, den Göttern zu dienen, dem König zu dienen. Unterwürfigkeit unter den stärkeren Willen ist das Ideal des Lebens, höchste Befriedigung ist, im Schutze der Gottheit zu sein, und der oberste irdische Ehrgeiz, vom Könige belobt zu werden. Daher jene dumpfe Gleichförmigkeit dieser Kulturen, die keine großen Persönlichkeiten kennen außer den Herrschenden, kein höheres Ziel des Gesamtwillens, als daß die ganze Welt unter einem Könige sei. Die alten orientalischen Weltreiche mit ihrer ungeheuren geographischen Ausdehnung wären gar nicht denkbar ohne diese psychologische Verfassung der Massen, durch die der Befehl eines einzelnen nicht Söldner-, sondern gewaltige Volksheere bis an die entferntesten Grenzen zu werfen vermochte. Der Wille zur Macht ist im Orient immer nur beim einzelnen. Der Wille der Masse ist, diesem einzelnen zu dienen.

Das Gegenbild dazu ist Rom. Hier wachte die Gesamtheit ängstlich, daß keiner zu viel von Macht an sich reiße, aber diese Gesamtheit als Ganzes ist von dem höchsten und härtesten Willen zur Macht besessen, den je ein

Gemeinwesen gehegt und durchgesetzt hat. Dies ist ein Erbteil der italischen Rasse. Die schwächeren Kopien des Schauspiels bieten später Venedig und Genua, ein ebenbürtiges auf geistigem Gebiete die katholische Kirche. Im Athen des Perikles hingegen wird zwar der Versuch zu etwas Derartigem gemacht, aber dilettantisch und mit so unzureichendem Gesamtwillen, daß er von Anbeginn die Notwendigkeit des Mißlingens in sich trägt. Nur Karthago hat im außeritalischen Kreise für eine erhebliche Zeit etwas Ähnliches vermocht. Der letzte große Versuch aber, wo ein ganzes Volk den Willen hat, sich eine ganze Welt zu unterwerfen, geht wieder von einem Italiker aus: der Korse Bonaparte hat den romanisierten Galliern Frankreichs diesen Willen eingeimpft.

Aber zurück zu den älteren Zeiten. Von jener orientalischen Dumpfheit sind nur zwei Völker ausgenommen, von denen jedes in seiner Weise die Welt umgestaltet hat, Juden und Griechen. Der vorstechendste Zug der jüdischen Rasse ist das Persönlichkeitsgefühl, das genährt und gehoben wird durch eine ungewöhnliche Zähigkeit des Intellekts und ein Talent zu metaphysischer Spekulation. Die ungeheure Ichsucht der Rasse gebiert den Begriff des auserwählten Volkes und schafft die früheste Inkarnation des monotheistischen Gottesbegriffs. Dieser Begriff aber, der sich in anderer Weise auch aus den antiken Religionsformen herauszubilden auf dem Wege war, wird in gemilderter Form durch das Auftreten einer ganz einzigartigen Persönlichkeit über die antike Welt verbreitet, gerade zu dem Zeitpunkte, wo der antike Kultus die innere Kraft zu verlieren begann. Und aufgenommen wird er am leidenschaftlichsten und tiefsten von einer Rasse, die in ihrem Grundfühlen der jüdischen völlig entgegengesetzt ist, von der germanischen. Wenn man für diese den Grundzug sucht, so kann es kein anderer sein als die Fähigkeit der Hingabe an eine Idee, an eine Sache, unter Aufgabe jedes Persönlichkeitsgefühls. „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun", das ist eines der treffendsten Worte, das je gesagt wurde. Von den Kreuzzügen über Luther bis zum Dreißigjährigen Kriege wirkt das gleiche sachliche Grundwollen, das in veränderten Bahnen vom Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts bis zum heutigen Begriffe einer uninteressierten Wissenschaft, der „Wissenschaft um ihrer selbst willen" weiter lebt. Wenn je eine Rasse, zu ihrem Glück und Unglück, unter dem Banne der Idee gestanden hat, so ist es die germanische.

Und nun die Griechen. Das Bild, das sie bieten, ist so außerordentlich mannigfaltig, sie vereinigen in sich so unendlich vielerlei Begabungen, sie sind so sehr jeden überhaupt möglichen Gedanken- und Gefühlsweg gegangen, daß nicht ohne weiteres ins Auge fällt, was denn nun eigentlich die stärkste und tiefste Triebkraft in dieser Fülle ist. Aber doch gibt es ein einheitliches Ethos im ganzen Griechentum, das zugleich das Geheimnis seiner ungeheuren Nachwirkung enthält. Der kürzeste Ausdruck dafür ist: der Wille zur Form. Der Grieche duldet nichts Ungeformtes, Verschwommenes, Nur-Inhaltliches. Was seine Hände berühren, das wird eine klare Einheit, mit bestimmten Umrissen, ein innen und außen Homogenes. Das gilt keines-

wegs bloß von der Kunst, für die es eine Forderung, eine Notwendigkeit, ja der Inbegriff ihres Wesens ist. Vielmehr wären die Griechen nicht das künstlerischste aller Völker geworden, wenn sie nicht eben in ihrem ganzen Dasein, in Religion und Philosophie, in Politik und Leben auf dieses eine Ziel hin gerichtet gewesen wären. In ihren Schöpfungsmythen haben sie das ausgesprochen. Im Anfang war das Chaos. Eros, der große Demiurgos der orphischen Lehre, bildet aus ihm jegliche Gestaltung, und alles, was durch ihn entsteht, hat klarste, reine Form. Nichts in der ganzen griechischen Götter- und Weltenlehre ist bloß gedacht und begrifflich, alles ist geschaut, greifbar, eine plastische Einheit. Auch die Philosophie ringt nicht um die Definition abstrakter Begriffe, sondern um Anschauungen, um Bilder, um Gleichnisse, durch die das Weltganze zu verstehen sei. Und so ungeheuer eindringlich ist die Vorstellungskraft dieser Rasse, daß viele ihrer Philosopheme, insonderheit die alten ionischen Weltlehren, diejenigen Denkmöglichkeiten vorweg nehmen, die eine rein intellektualistische Naturerforschung heutzutage wieder, wenn auch in veränderter Gestalt, als der menschlichen Weisheit letzten Schluß erkennt. Die Elementenlehre, die Atomenlehre, die Vorstellung einer immanenten Weltseele, die Beharrlichkeit aller Kraft, wir finden das alles in den Grundzügen vorausgedacht bei Heraklit und Empedokles, bei Leukippos und Anaxagoras.

Das politische Dasein der Griechen ist der Kampf um selbstbestimmte Form, um die Individualität der kleinsten Gemeinschaft. Keine andere Rasse des Altertums hat das Selbstbestimmungsrecht nicht nur des Volkstums, sondern der einzelnen Wohngemeinschaft, der Stadt, so zum Idol gemacht, für das sie alle materiellen Kräfte bis zum äußersten opferte, aus dem sie aber auch die geistige Kraft für ganz ungeheure Kulturleistungen geschöpft hat. Das Römertum hat die Grundgesetze einer Volksherrschaft vielleicht auf dauerndere abstrakte Formeln gebracht, die sich neuere Zeiten bis zu einem gewissen Grade als Muster nehmen konnten. Aber das war die Leistung einer durch Jahrhunderte in der Herrschaft bleibenden machthungrigen Oligarchie. Bei den Griechen ist die Demokratie ein stets erneutes Suchen, ein sich immer wandelndes Ringen um individuell bestimmte Staatsformen. Keine Volksgemeinschaft — das neuere Frankreich vielleicht ausgenommen — hat so rasche und gewaltige innere Neuformungen vollzogen wie etwa Athen von Solon bis Demosthenes. Nirgends in Griechenland, außer etwa in Sparta, ist die politische Form je zur knechtenden starren Formel geworden.

Und so herrscht auch im persönlichen Leben der Griechen niemals das Schema, die leere Konvention, der erstarrte Moralbegriff — und als unausbleibliche Folge die Heuchelei —, sondern alles ist Freiheit, natürliche Selbstbestimmung, gesunde Ehrlichkeit. Nicht wie man sein soll nach abstrakten Vorschriften und Begriffen, sondern wie man sein muß nach natürlicher innerer Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit, das ist der Kern der griechischen Sittenlehre. Sittlichkeit ist ihnen nicht geknechtete, sondern innerlich gebändigte Natur. Die Sitte aber wird nicht zu einem gedankenlos Fortgeerbten und Unwandelbaren, sondern die Rasse hat die Kraft, bei aller Ehrfurcht für

das Gewordene die persönliche Lebensführung immer neu zu formen nach stets sich wandelnden Ideen von Lebenswert und Lebensglück, so daß zu jedem Zeitpunkt, im Aufstieg wie im Niedergang, die griechische Seele innerlich einheitlich ist in Wollen, Fühlen und Gedanken. Das aber ist die wahre Quelle aller seelischen Spannkraft, alles schaffenden Optimismus.

Gewiß hat das Bild auch seine Kehrseite, und wir sind heute weit entfernt von jener oberflächlichen Schönfärberei einer noch nicht lange vergangenen Epoche, die unserer Jugend die Griechen als jenes Muster aller menschlichen Tugenden hinstellte, als das sich insonderheit die Athener selbst gern gepriesen haben. Wir sehen vielmehr schärfer als Frühere auch alle gefährlichen Eigenschaften der Rasse, den rücksichtslosen persönlichen Egoismus, die Neigung zu Lug und Trug, die Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, die ungeheure Eitelkeit. Diese allzumenschlichen Eigenschaften dürfen sich bei den Griechen stärker hervorwagen als anderswo, wo sie sich ängstlicher verstecken. Aber sie sind ein fast notwendiges Korrelat zu jener Freiheit, die eine Vorbedingung aller schöpferischen Kraft ist. Wie Achill lieber früher sterben will, aber dafür unsterbliche Taten vollbringen, so wollen auch wir die Griechen lieber ein wenig unmoralischer haben und sie dafür verehren als die Schöpfer von Formen- und Gedankenwelten, an denen die Menschheit sich sobald nicht ersättigt haben wird. Die Griechen selbst haben ihre Fehler wahrlich bitter genug gebüßt. In jenem Schicksal des Achill scheint ein Naturgesetz versinnbildlicht. Geniale Kraft verbraucht sich rascher als der wohltemperierte Durchschnitt und unter herberen Leiden. Die Griechen haben ja auch die Qual des Daseins zutiefst empfunden und ihr in Poesie und Philosophie erschütternden Ausdruck gegeben. Dennoch ist dieser Pessimismus nur ein Unterton in ihrem Dasein, und ich fühle in Jakob Burckhardts wundervoller griechischer Kulturgeschichte dies immer als eine Einseitigkeit, daß er allzu vielen Griechen die Gefühle des Timon zuschiebt, der ob der Niedrigkeit, Schmähsucht und Verruchtheit seiner Mitbürger, ob der Unsicherheit, Zerfahrenheit und Gefährlichkeit der politischen und bürgerlichen Zustände zum Menschenhasser und Staatsverächter wird. Trotz Sykophanten, Sophisten und Aristophanes, trotz Verbannung der Starken und unendlichen Kriegen, trotz dem Prozeß des Phidias und dem Schierlingsbecher des Sokrates blühten ungebrochen im Athen des Timon Lebensfreude und Daseinsgenuß, Kunst und Poesie und die philosophische Vertiefung in die höchsten Probleme des Seins. Die Ermattung beginnt erst später, nicht aus Gründen, die mit der sittlichen Welt zu tun hätten, sondern weil, allerdings infolge der ungeheuren physischen und geistigen Anstrengungen des fünften Jahrhunderts, seit etwa 400 v. Chr. an den alten Kulturstätten die physische Erschöpfung der Rasse begann. Aber auch dann bleibt wenigstens in der bildenden Kunst die formenschaffende Kraft ungebrochen und durchläuft eine zweite Kurve der Entwickelung, die inhaltlich und formal eine Ergänzung der ersten großen Blüte bedeutet. Politisch freilich sind die alten Ideale tot oder kraftlose Schemen, und es ist eine im Grunde ungriechische Idee, mit der Alexander die Welt unterwirft. Es ist der alte orientalische Königsgedanke, der hier

getragen von einer singulären Persönlichkeit den Griechen wie den Orientalen gemeinsam aufgezwungen wird. Geistig aber wird nun das Griechentum nacheinander das Ferment für den Osten, für das Römertum und nicht zumindest für das werdende Christentum. Sein Formenwille durchdringt Orient und Okzident. Um das unmittelbar zu empfinden, braucht man sich nur ein paar Fragen zu stellen: Wie hätten die östlichen Weltstädte der Diadochenreiche ausgesehen ohne griechische Säulenordnungen? Was wäre das augusteische Rom ohne Hellenentum und gäbe es eine römische Poesie ohne die griechische? Kann man sich das Neue Testament anders geschrieben denken als in Griechisch?

Es braucht nur angedeutet zu werden, wie ungeheuer die neuere geistige Entwicklung der europäischen Menschheit dem Griechentum verpflichtet ist. Das Phänomen ist so gewaltig, daß jede geistig belebte Epoche dies Problem in sich verarbeitet haben, in irgendeiner Weise zu ihm Stellung genommen haben muß. Wir Deutsche haben dies seit des Erasmus und seit Goethes Tagen stets besonders innig getan, und zu unserem Heile. Und ich glaube, daß die, die in Wissenschaft und Schule die bestellten Hüter der humanistischen Schätze sind, gar nicht leidenschaftlich genug dafür kämpfen und arbeiten können, daß der Zusammenhang mit griechischem Wesen unserer Jugend, unserem Volke erhalten bleibe.

Das deutsche Volk ist seit dem Jahre 1870 in einer außerordentlichen äußeren und inneren Wandlung begriffen. Aus einem kleinbürgerlichen Volke, das allein durch sein gewaltiges Innenleben, durch seine philosophische und wissenschaftliche Vertiefung Bedeutung hatte, sind wir ein tatkräftig handelndes Volk geworden, das in dem ungeheuren wirtschaftlichen und technischen Aufschwung der Welt eine führende Stelle beansprucht, das sich rassenmäßig ausdehnen muß, um nicht unterdrückt zu werden, und das durch alles dieses reich wird. Aber besorgte Beobachter glauben zu erkennen, daß dieser äußere Aufstieg nicht überall auch ein innerer Aufschwung ist. In der Politik droht eine zunehmende Verflachung, ein Überwuchern der rohesten demagogischen Parteiinstinkte; in unserem Schrifttum herrscht teils Kraftlosigkeit, teils die impotente Gespreiztheit affektierten Epigonentums, und im Leben scheint es fast, als sollten wir allmählich einer Zügellosigkeit der Instinkte verfallen, die die Kräfte vor der Zeit vergeudet. Als Heilmittel aber weiß der moderne Staat nichts anderes als äußere Fesselung, formale Einschnürung in bureaukratischen Zwang, gewaltsame Unterdrückung freier Weltanschauung durch hierarchische Hilfe. Es ist ein merkwürdiges Widerspiel, wie auf der einen Seite die korrekte Formel ihre Alleinherrschaft proklamiert und auf der anderen Seite die Zersetzung wahrhaft gesunder Lebensformen sich vorbereitet. Die vornehmste Aufgabe aller Lehrenden muß es sein, sich selbst und unsere Jugend zwischen diesen beiden Extremen hindurchzusteuern und den gesunden Kompromiß zu finden zwischen der wahren Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen und dem natürlichen revolutionären Drang der persönlichen Ichsucht. Als Lebensziel in diesem Sinne muß uns vorschweben, weder die Individualität knechtisch unter die konventionelle Formel zu beugen noch auch

dem Phantom des revolutionären Übermenschentums nachzulaufen, sondern zwischen beiden *die Form der eigenen Persönlichkeit zu finden.*

Jeder Mensch verlangt seine eigene Form. Starke finden sie vielleicht von selbst, der Durchschnitt bedarf der Leitung durch Erfahrene. Er bedarf der Erkenntnis, welches seine persönlichen Begabungen sind, durch die er ein höchstes in seiner Art werden und leisten kann. Und er bedarf eines Ideals, des Vorbildes einer schon geprägten höheren geistigen Form, um das übrige danach zu bilden. Dann wird der Intellekt zur höchsten möglichen Leistung ausgebildet, ohne das Wollen zu zersetzen, dann werden die Impulse gebändigt, ohne unterdrückt zu werden, und die Persönlichkeit ist gerettet vor der Barbarisierung durch die materialistischen Instinkte. Nicht jedem Volke und nicht jedem Menschen gelingt das Finden der eigenen Form, sei es infolge innerer oder äußerer Hemmnisse. Das Suchen der Form zu erleichtern muß darum das eigentliche Ziel der Erziehung sein. Nicht das Aufnehmen von möglichst viel Wissen ist das Heil, auch nicht die Bildung des Charakters durch moralische Vorschriften, sondern ausschließlich das Verschmelzen alles Wissens in die Persönlichkeit und die Klärung des Wollens durch die Erkenntnis aller tiefsten Zusammenhänge in Welt und Menschenleben. Erziehung in diesem Sinne kann niemals bewirkt werden durch die bloße Lehre, sondern einzig und allein durch das Vorbild, durch Analoga, die ihre überzeugende Kraft in sich selber haben.

Und solche Erzieher zur Form sind die Griechen im höchsten Sinne. Sie haben aus der Urkraft ihrer Rasse heraus in so überzeugender Stärke und in so klarem Ausdrucke *ihre* Form gefunden, daß jede ihrer mannigfaltigen Entwicklungsphasen die Vollendung einer höchsten Entwicklungsmöglichkeit darstellt. Das Wie dieses Schauspiels, weit mehr als das Was, ist das Wertvolle für alle Nachgeborenen. Es war deshalb ein Irrtum, wenn man zeitweise — am stärksten vielleicht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — die Griechen als Muster auffaßte, die man so, wie sie sind, nachahmen müsse, wenn man der wahren Kunst und des wahren Menschentums teilhaftig werden wolle. Leo von Klenze hat das für die Architektur am rücksichtslosesten behauptet und alle spätere Kunst für barbarisch, die griechische Baukunst aber für die absolute erklärt und danach gehandelt. Und für die menschliche Sphäre dürfte manches ähnliche in deutschen Gymnasien gesprochen worden sein. Das ist wieder der Mißbrauch einer echten Form als Formel, der zugleich den Tod aller wahren Empfindung und aller gesunden Weiterentwicklung bedeutet. Wer die Kulturgüter früherer Zeit — seien es nun Goethe oder die Griechen oder religiöse Anschauungen — seiner Mitwelt lebendig erhalten will, der muß sich hüten, die Schale für den Kern zu nehmen. Wie Goethe von der Natur sagt:

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles hast du mit einem Male,

so ist es mit der geistigen Fortwirkung. Inneres Verständnis und Begreifen der äußeren Form sind eins. Dies ohne jenes ist undenkbar, ist Selbstbetrug oder verlorene Liebesmüh. Wie aber nun der einzelne Mensch täglich

und stündlich ein langsam und unaufhaltsam sich Wandelndes ist, so ist auch alles geistige Verstehen in beständigem Flusse. Nichts was gestern war, kann und wird morgen wieder genau so sein. Und so wird jeder, der innerlich lebendig bleibt und sich nicht mit einer einmal gelernten Formel begnügt, sich alles täglich und stündlich neu zu erobern haben. Darum muß auch die Menschheit sich die Griechen immer wieder erobern und jede Zeit und jede Generation wird sich Neues aus ihnen herausholen, gerade wie jeder heutige Deutsche das größte Parallelphänomen zum Griechentum, Goethe, täglich neu bewältigen muß, um mit jeder gereifteren eigenen Einsicht in Welt und Menschen Neues und Überraschendes in ihm zu entdecken.

Die Wege, auf denen man dem Griechentum nahe kommen kann, sind zahllos, und jedermann wird nach Neigung und Temperament die Seite aussuchen, von der es ihm am leichtesten gelingt. Unsere Zeit, in der das Interesse für bildende Kunst stark im Vordergrunde steht, hat für das Problem der Form im engeren Sinne, für die räumlich sichtbare Form, ein feineres Gefühl bekommen, was zum Teil einem inneren Bedürfnis, zum Teil gewiß den technischen Fortschritten zu verdanken ist, die eine leichtere Mitteilbarkeit der räumlichen Form ermöglichen. Für die Antike aber kommt hinzu, daß der klassische Boden uns eine Fülle beseelter Formen wiedergeschenkt hat, die nun nicht mehr, wie die Kuriosa und Altertümer früherer Jahrhunderte, die losgerissenen Blätter einer Blüte sind, sondern die, wenn auch in Verstümmelung, noch im alten Zusammenhange mit Örtlichkeit und Boden, mit Sonne und Luft stehen. Ein Gang über die Athenische Akropolis lehrt heutzutage dem Fühlenden mehr, als hundert gelehrte Bände mit Tausenden von Anmerkungen, und wer einmal einen heißen Julitag in der Altis von Olympia verbracht hat, weiß mehr als andere von der Stählung von Willen und Körper, von dem ungeheuren Kraftaufwand, den die Festzeit der Spiele dort sah. Es sind auch nicht immer die großen, glänzenden Funde unsterblicher Skulpturen, die den Blick am meisten erweitern. Sie sind freilich die großen Glücksfälle für uns Ärmere, Offenbarungen einer unsterblichen bildnerischen Kraft, Lösungen erhabener Probleme, die nie wieder weder so gestellt noch so gelöst werden können. Aber den Griechen als Menschen, in ihrem persönlichen Fühlen und Handeln, kommen wir viel näher durch die unscheinbaren Dinge, durch die Kleinigkeiten des Hausgeräts, durch die frommen Gaben, die sie den Göttern brachten, durch die Art, wie sie sich Haus und Hof, Markt und Halle, Opferplatz und Tempel gestalteten. Hier spricht dem Kundigen jeder Stein, und es erwächst von selbst die Aufgabe, die Gesinnung, aus der das alles geschaffen wurde, zu erfassen, die menschliche Seele im geformten Stein und Ton zu entdecken.

Und da tritt uns zuerst eine große Tatsache entgegen: alles, was die griechische Hand gemacht, ist einfach trotz allem Reichtum, klar trotz allen umspielenden Schmuckes, von großartiger Folgerichtigkeit auch im Unbedeutenden und Nebensächlichen. Schopenhauer sagt einmal von dem griechischen Tongefäß, es sei wie ein Produkt unmittelbar hervorgegangen aus der Hand der Natur, es trage den Stempel der Selbstverständlichkeit

an sich, daß es eben nur so und nicht anders sein könne. Das ist der Ausfluß jener gesunden Einheitlichkeit der griechischen Seele, für die das Natürliche auch das Richtige ist. Für die große Kunst ist der gleiche Gedanke durch das schöne Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der Antike ausgedrückt worden, in jenem 18. Jahrhundert, das zuerst die Griechen in ihrer wahren Gestalt wieder entdeckt hat, und das in Dingen der Kunst so ungleich fühlender war als das ganze 19. Jahrhundert.

Aber das 18. Jahrhundert sah doch die Griechen nur als ein Ganzes. Es brachte ihre Kunst in ein großes System und konnte mit einem allerdings begreiflichen Irrtum aus ihrer spätesten großen Leistung, dem Laokoon, die Gesetze für ihre gesamte Kunst zu entwickeln versuchen. Uns Heutigen tritt mehr das wunderbare Werden, die strenge Entwicklung ihrer Kunst als das Merkwürdigste entgegen, die trotz aller Mannigfaltigkeit mit einer unglaublichen Folgerichtigkeit dahinströmt wie ein Fluß im vorbestimmten Bett. Wir sehen deutlicher, daß die griechische Seele nicht zu allen Zeiten dieselbe war, und daß der Wechsel der künstlerischen Formen im Grunde ein Wechsel des Lebensinhaltes, des Lebenswillens ist.

Die großen Epochen scheiden sich für den Betrachter fast von selbst, wenn auch freilich das Abtrennen in Entwicklungsabschnitte für die Grenzen jeder Periode nicht immer ohne Härte abgeht. Aber zweifellos ist der heroische Mensch Homers ein so anderes Seelenwesen als der Zeitgenosse des Perikles oder der letzte freie Rhodier, daß im großen unsere Zerlegungen zu Rechte bestehen werden.

Wir fragen nach den Idealen jedes Zeitalters, nach den Gedanken und Zielen, die den einzelnen jeweilen über den Kreis seiner persönlichen Interessen hinaus mit der Mitwelt verbinden, nach dem höheren Willen, der die Gesamtheit belebt.

Wir sehen ein heroisches Zeitalter, und in ihm herrscht *der Wille zur Tat*. Die Welt ist voll Ungeheuer und schlimmer Räuber, und der Held soll und muß alles erschlagen, was Recht und Sitte bedroht. Die Welt ist voller Feinde in der Nähe wie in der Ferne, und die Geschicke der Fürstenhäuser und der Völker vollenden sich in Blut. Jeder Mann trägt das wehrhafte Eisen. Nur der Starke gilt, und sein süßester Lohn ist es, vom Sänger durch das unsterbliche Lied unsterblich gemacht zu werden. „Die Tat ist alles, *mehr* der Ruhm," dürfen wir mit einer Umbiegung des Goetheschen Wortes für diese Epoche sagen. Nun ist zwar diese homerische Welt eine zum Teil erdichtete, und die historischen Zustände der jonischen Kaufherren und Koloniengründer des 8. und 7. Jahrhunderts, für die diese Gesänge ihre jetzige Form erhielten, sahen wesentlich anders aus. Aber das Lebensideal der Zeit ist eben doch auch damals noch jener unersättliche Tatendurst, wie ihn der Aöde besingt, und der die Griechen bis an die Säulen des Herakles und in die Unwirtlichkeit des Pontos treibt zu immer neuen Völkern und Siedelungen. Es ist das Ideal jeder gesunden Jugend: Kampf, Abenteuer, Handlung.

Auf die Wanderungs- und Ausbreitungszeit folgt das Einrichten im wohlgegründeten Besitz. Der Stadtstaat bildet sich, dessen Bestand zwar immer auf den Kampf gegründet bleibt und der die Wehrhaftigkeit aller Bürger voraussetzt. Aber über das rein Notwendige, die Waffenzucht, hinaus erwächst nun ein Ideal zweckfreier Körperzucht, wie es niemals ein Volk in dieser Schärfe ausgebildet hat. Die Athletik und der Agon drücken den Jahrhunderten von den Wanderungen bis zu den Perserkriegen ihren Stempel auf. Der Wille zur vollkommenen Leibeszucht beherrscht alle. Er ist so stark, daß er sogar die Feindseligkeiten der Städte zum Schweigen zu bringen vermag. Es kann kaum eine charakteristischere Tatsache geben, als daß nicht Delphi, nicht der ethischste aller Griechengötter Apollon den ewigen Hader zu besiegen vermag trotz aller politischen Klugheit seiner Priester, sondern daß allein Olympia die Hieromenia ausrufen konnte, den Gottesfrieden, der wenigstens für einen Festmonat im Jahrviert die Einigkeit des Griechentums erzwingt. Um Delphi ist mehr als einmal blutig gekämpft worden, in Olympia hat nur ganz vorübergehend der Waffenlärm die heilige Stille gestört. Man sieht, in welchem Gedanken sich die Nation am meisten einig fühlte. Wer aber in Olympia den Kranz erhalten, der hatte die höchsten irdischen Ehren, das höchste irdische Glück erreicht. Wieder, wie in der heroischen Zeit, ist der Ruhm alles. Und in diesen Jahrhunderten war tatsächlich der Kranz auch noch allen erreichbar. Jedweder Ephebe konnte bei der täglichen Übung von ihm träumen, es gab noch nicht die Klasse der professionsmäßigen starken Männer, die durch einseitige Zucht die Leistungen zu einer nur den Berufsmäßigen noch zugänglichen Höhe steigerten. Auch dies Ideal hat seinen großen Sänger gefunden. Aber Pindar steht schon am Ende dieser Periode, und man fühlt, daß er der Lobpreiser einer untergehenden Welt ist. So sehr das agonistische Ideal immerdar im Bestande der griechischen Lebensziele bleibt — und in den späteren Jahrhunderten theoretisch vielleicht wieder stärker —, so finden sich doch schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts Stimmen, die die Einseitigkeit der athletischen Ausbildung tadeln. Die Philosophen meinen, daß sie von geistiger Bildung, Xenophon, daß sie von militärischem Eifer abziehe.

Die Wandlung war gekommen durch einen größeren, einen ernsteren als den athletischen Agon, durch den gewaltigen Zusammenstoß mit Persien. Griechenland hatte sich in furchtbarer Stunde auf seine politische Kraft besinnen müssen. Und nun ist es für das ganze 5. Jahrhundert gebannt, gefesselt durch die eine Idee von der Süßigkeit des Herrschens, von dem Willen zum Staat. Es sind jetzt nicht mehr regionale Kämpfe vor den Toren der Stadt, die Polis will wachsen zu einem Reich. Zum Unglück für Griechenland hatten zwei Staaten die gleiche Ausdehnungskraft. Aber aus dem erschütternden Kampfe ging im Grunde keiner als Sieger hervor, denn mit dem Schluß des peloponnesischen Krieges stehen die Machtverhältnisse nicht allzuviel anders als um die Mitte des 5. Jahrhunderts, und was weiter folgt, ist wieder das kleine Geplänkel mit dem Nachbar und Konkurrenten. Das politische Machtideal, dem das 5. Jahrhundert und voran

Athen so unglaubliche Opfer gebracht hat, für das die Bürger verschwenderisch ihr Blut, die Besitzenden freiwillig oder gezwungen ihre Habe eingesetzt haben, es hat sich in seiner Einseitigkeit rascher ausgelebt als das agonistische. Aber es hat dennoch weit Größeres geschaffen. Aus den Machtgelüsten Athens sind die größten Schöpfungen von Kunst und Poesie erwachsen. Und sie alle sind durchdrungen von jener stolzen, ernsten, fast übermenschlich starken Stimmung, die Perikles in den thukydideischen Grabreden ausspricht: von dem Hochgefühl, einer Stadt anzugehören, die unvergleichlich groß und unvergleichlich schön ist und durch ihre Taten und Werke unvergänglichen Ruhm erworben hat. Wieder klingt alles in die Süße des Nachruhms aus. Er ist die stete berauschende Begleitung, auf der sich die wechselnde Melodie der Lebensideale bis hierher wiegt.

Aber von nun ab wendet sich das Leben des einzelnen nach innen. Die griechische Polis verkümmert und wird zu einer mehr oder minder schlecht verwalteten Kommune, deren äußere Geschicke alsbald näher oder ferner bestimmt werden durch die großen Vorgänge, die in Makedonien ihren Ausgangspunkt nehmen. Kein Gebildeter erregt sich mehr um sie, und nur in dem Ethos des Demosthenes flackert zum letzten Male die Leidenschaft des alten Ideals auf. Kein Gesamtwille reißt mehr den einzelnen fort, sondern das Individuum sucht sich allein den Weg. Und dieser Weg wird ihm in Kunst und Philosophie auf ein neues Ziel gewiesen: auf das persönliche Glück. Menander und Epikur sind die hervortretendsten Typen des 4. Jahrhunderts, und was wir aus der bildenden Kunst ablesen, das ergänzt das Bild. Kephisodot, Praxiteles geben die Stimmung der Zeit am reinsten wieder: eine weiche freundliche Menschlichkeit, ein süßes Träumen und Genießen, Hedone, Ataraxia. Nichts Lautes, nichts Störendes, nichts Aufgeregtes, auch die Lebenslust nicht von der derben Art des agonalen Zeitalters, sondern gedämpft, milde, man möchte fast sagen müde. Die ungeheure Kraftverschwendung des 5. Jahrhunderts hat sich an der Rasse gerächt. Kein Gott genießt größere Verehrung im 4. Jahrhundert als Asklepios, und seine Heiligtümer, die sich seit dem Ende des 5. Jahrhunderts überallhin verbreitet haben, füllen sich mit Weihgeschenken. Die seelische Verfassung dieser Epoche ist wie ein Ausruhen, eine sanfte Ruhepause, in der man nichts mehr recht ernst nehmen kann und selbst die Götter zu nichts als guten und liebenswürdigen Menschen macht. Apoll tändelt mit der Eidechse, statt den Drachen zu töten, und Eirene, der sanfte Frieden, hätschelt das kleine Plutoskind, das das süße Glück in seinem Füllhorn birgt.

Aber der griechischen Seele stand noch eine letzte Phase bevor. Ein Halbbruder des Griechentums, der unverbrauchte makedonische Stamm, reißt sie zu neuen Horizonten. Was die Ausdehnung des Hellenentums über die ganze östliche Hälfte der bekannten Welt für den einzelnen bedeutet, das lesen wir schon ein wenig aus dem Gesichte des lysippischen Apoxyomenos und in voller Stärke aus den Zügen der Diadochenfürsten. Zitternde Nervosität ist darin, tiefste leidenschaftliche Erregung hat ihre Furchen eingegraben, die Ruhe der Seele ist verloren. Und nun erst scheinen alle bösen Triebe

schrankenlos entfesselt. Wenigstens ist erst jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo man sich über nichts mehr schämt, wo die Leidenschaft sich öffentlich ausbreiten darf, und wo nicht mehr der καλὸς κἀγαθός, sondern der Mensch wie er ist, sei er schön oder häßlich, edel oder verderbt, vor Augen gestellt wird. Die äußerste Roheit des berufsmäßigen Kraftmenschen grinst uns aus den Zügen des bronzenen Athleten im Thermenmuseum entgegen; die alte Vettel in der Münchener Glyptothek sitzt in trunkener Verzückung da; in Tritons- und Satyrgesichtern wird die süße Sehnsucht des 4. Jahrhunderts zur wilden Gier, und sogar das äußerste, das Symplegma von Mann und Weib, findet sich in einer lebensgroßen Marmorgruppe der Münchener Glyptothek. Alles das freilich immer noch geadelt durch die griechische Schönheitslinie, ins Typische geläutert und dadurch gewissermaßen der moralischen Beurteilung entrückt. Auch ist das alles im Grunde nur dann exzessiv, wenn man es mit der älteren und reineren griechischen Kunst vergleicht. Die Lüsternheit mancher neuerer Kunstepochen hat die griechische nie erreicht, und verglichen mit Exzessen, wie sie besonders die Renaissance und Frankreich kennen, erscheint ihr Äußerstes immer noch gemäßigt, ja beinahe keusch. Den feinen Takt, die unauslöschliche Charis der Griechen erkennt man nirgends besser als in dem einen Umstand, daß das Äußerste von Wildheit und Sinnlichkeit nicht am edlen menschlichen Körper, sondern nur am halbtierischen Dämon geschildert wird.

Als Rückschlag aber gegen das Übermaß der Erregung haben wir in derselben hellenistischen Zeit die Flucht ins Tändelnde, Spielende, Kindische. Wie heutzutage die Überreizung durch das Großstadtleben die Sehnsucht nach der Natur gebiert, so entdeckt auch der hellenistische Mensch — und mehr noch später der römische — das Landleben als Quelle der Erholung und des unschuldigen Genusses. Das Hirtenleben wird für die Dichtung hoffähig, und es wird mit einem nicht allzu wahren Schimmer von Poesie umzogen, der ganz nahe an die verlogenen Schäfer des Rokoko streift. Vor allem aber spielt die Kunst nun mit allem Heiteren, Kindlichen, mit Eroten und Psychen in Kindergestalt, mit kurzbeinigen Zwergen und plumpdrolligen Tieren, mit täppischen Sklaven und närrischen Fratzengesichtern. Die Fülle solcher spielenden Erfindungen ist schier unerschöpflich. Auch in der Leichtigkeit der Phantasie ähnelt die hellenistische Zeit außerordentlich dem Rokoko.

So hat die griechische Psyche der hellenistischen Zeit zwischen dem oft krampfhaften Pathos der großen Kunst und der spielerischen Oberflächlichkeit von Poesie und Kleinkunst einen ungleich weiteren Ausschlagswinkel als in irgendeiner der älteren Epochen. Sie hat aber auch noch ein neues ernsthaftes Ethos, einen klugen und nachdenklichen Zug in ihrem gealterten und verbrauchten Gesicht, das ist die Wissenschaftlichkeit. Der Wille zur Erkenntnis, zur intellektuellen Analyse und Zerfaserung des Seienden stellt sich erst dann ein, wenn die eigentlich produktive Kraft, der Wille zur Synthese, zu erlahmen beginnt. Als die griechischen Künstler aus der Schule des Lysipp über die historische Entwicklung ihrer Kunst nachzudenken begannen, da waren sie zu höchsten Neuschöpfungen bereits nicht mehr fähig. Als man den Homer kritisch und grammatisch zerpflückte, war die gleichzeitige

Dichtung nur noch ein mühsam mit Gelehrsamkeit hochgetriebenes Pflänzchen. Aber trotzdem wollen wir auch diese Phase des griechischen Geisteslebens nicht gering schätzen. Es war doch auch wieder ein Ideal, und eines, das auch wir pflegen: die Erzeugnisse glücklicherer Epochen unversehrt zu erhalten und für die eigene Zeit zu nutzen. Und was das Wissen von der Natur anbelangt, so wollen wir bedenken, daß das Wissensgut des Aristoteles und Ptolemaios den abendländischen Völkern immerhin bis beinahe gegen 1500 genügt hat. Die Griechen sind, auch nachdem sie ihre letzten Gedanken gedacht und ihr letztes Lebensideal gelebt hatten, immer noch eine erkleckliche Weile die Lehrer aller übrigen Mittelmeervölker geblieben, die Verwalter der geistigen Schätze, die ihnen die Vorfahren hinterlassen. Der Graeculus, der dem römischen Barbaren und Weltherrscher den eleganten Firnis der Kultur beibringt, das ist die letzte Rolle, die der griechischen Rasse im Abendlande zufiel. Das große Nachspiel im Osten, die byzantinische Kultur, ist seelisch dem echten Griechentume nicht mehr verwandt. Es ist nur noch die intellektuelle, nicht mehr die ethische Kraft der Rasse, die dort sich fortgepflanzt hat.

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

(Fortsetzung.)

18. 1797 Juni 25.

Am 28. Juni bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 44). In der rechten oberen Ecke der ersten Seite von andrer Hand: nro 2.

Dresden, 25. Junius 97.

Ich bin jetzt beinah vierzehn Tage hier, liebster Freund, und wir leben recht fröhlich und vergnügt. Nur Sie und Ihr Umgang fehlt uns; wie oft und wie lebhaft werde ich das noch in den nächsten Jahren empfinden! — Ich habe bis jetzt noch wenig gethan, indeß bin ich doch nicht müssig gewesen. Ich besuche die Gallerie und die Antiken, noch mehr aber die Gipsabgüsse häufig, und benutze sie nach der Art, wie ich sie meiner Art, die Dinge anzusehen, näher bringen kann. Das eigentlich Künstlerische muß ich gar sehr zur Seite liegen lassen; wer dazu nicht seinen Sinn von Jugend auf geübt, wer nicht sein besondres Studium daraus gemacht hat, der kann, dünkt mich, sich in dieß Feld nicht mit Nutzen einlassen. Dagegen giebt mir das Charakteristische eine reiche Ernte. Ich habe an einigen Bildern einen sehr interessanten Stoff zum Nachdenken gefunden. Vorzüglich gehe ich auf den Unterschied zwischen dem Individuellen und Idealen, dem Antiken und Modernen aus. Das Schlimme nur ist, daß, wenn man auch allenfalls ein klares Bild gefaßt hat, man es so schwer in einen bestimmten Begriff verwandelt. Die einzelnen Züge und Nüancen, worauf das Ganze beruht, sind so fein, daß sie verschwinden, wenn man sie grade am besten zu erhaschen denkt. — Ich kann es Ihnen indeß nicht beschreiben, welchen sonderbaren Contrast der Totaleindruck der Gallerie mit dem der antiken Gipsabgüsse macht. Es ist genau genommen gewissermaaßen lächerlich so heterogene Dinge auch nur vergleichen zu wollen. Aber da ich einmal in Betrachtungen dieser Art lebe und webe, so würde es mir schwer werden, mich dessen zu erwehren. In der

Gallerie ist meine Phantasie von den Gesichtszügen, den Gestalten dieser modernen Ideale (denn nur von diesem physiognomischen Theile der Kunst rede ich hier) erfüllt; welcher Unterschied nun, wenn ich plötzlich von dort in die Reihe griechischer Gottheiten trete. In diesen ist nichts als Schönheit, und Menschheit und künstlerische Phantasie. In jenen ist etwas anders; man sieht bestimmte Begriffe, herrschende Ideen, Spuren einer andern Zeit und eines andern Geistes. Wenn ichs mit Einem Worte aussprechen sollte, so liegt auf allen, nemlich den schönsten, weiblichen Köpfen etwas Klösterliches; aus den männlichen, wenn sie wirklich idealisch sind, und nicht reine und bloße Wirklichkeit, spricht, was den Alten in der Art ganz fremd war, recht eigentliche Moralität und praktische Vernunft. Ich habe mir zu diesen Untersuchungen vorzüglich die Christusköpfe und Madonnen vorgenommen; ich denke diesen Gegenstand auf meiner übrigen Reise weiter zu verfolgen, und vielleicht komme ich doch zu bestimmteren Resultaten. — Ich bin erst hier mehr inne geworden, welchen großen Vortheil ich für meine Studien aus der Kunst, vorzüglich aus Gemählden ziehn kann. Bei allen Gattungscharakteren giebt es mehrere wichtige Momente, die man entweder bei einzelnen Subjekten nacheinander, oder bei mehreren verschieden vertheilt antrift. Ist es einem Mahler einmal gelungen, einen solchen Moment gut zu fixiren, so giebt es kaum ein andres Mittel, so leicht selbst klar, und andern verständlich zu werden, als sich auf ein solches Kunstwerk zu beziehen. Sehr merkwürdig in dieser Rücksicht ist mir der Kopf eines Jünglings von Pietro Liberi gewesen, dessen Sie Sich vielleicht noch erinnern[1]). — Aber noch eine andre Rücksicht macht mir die Arbeit des Künstlers beinah wichtiger für mich als die Natur selbst. Der Künstler idealisirt immer, und der gute bleibt darum doch zugleich individuell. Nun geht mein ganzes Bestreben einzig nur dahin, überall das Ideal zu finden, ohne das Individuum zu zerstören, und die Methode, dieß zu thun, ist so schwer zu finden, daß man jeden, der sich im gleichen Falle befindet, nicht genug beobachten kann. Für den Portraitmahler insbesondre entsteht hier eine schwere Aufgabe. Er soll, nicht wie der Dichter, in mehreren Situationen, erzählend und entwickelnd, sondern auf einmal den Charakter hinstellen, und die wesentliche Form, mit Wegwerfung der zufälligen und momentanen Züge zeichnen. Denn diese Art der Verschönerung scheint mir schlechterdings nothwendig, wenn das Bild einen ästhetischen Werth haben soll. Nur wenn es das wahrhaft Eigenthümliche und Originelle darstellt, hat es gleichsam ein eignes Lebensprincip in sich, nur dann zwingt es den Zuschauer sich den Charakter als eine thätige, immer im Fortrücken begriffne Kraft, nicht wie eine geschlossene, schon vollendete Größe zu denken. Und darin eben, dünkt mich, liegt die hohe Kunst der Alten. Ihre Kunstwerke sind Portraits in diesem Verstande, aber nicht einzelner Individuen, sondern der Menschheit und gerade in ihrem reinsten und vollsten Sinne. —

[1]) Pietro Liberi, genannt Libertino (1605—1687). Das Bild stellt „Alter und Jugend" dar und trägt in der Dresdener Galerie jetzt die Nummer 530. Vgl. K. Woermann, Katalog der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. Vierte Auflage. Dresden 1899. S. 185.

Diese Idee des individuellen Ideals liegt mir jetzt grade erstaunlich im Kopf. Es scheint mir so nothwendig, sie gehörig auszuführen, zu zeigen, daß die Menschenkenntniß, wenn sie vollständig und philosophisch seyn soll, nur das aufsuchen muß, was in dem Subjekt einer Vervollkommung zum Ideal fähig ist, und die Menschenbildung im Grunde nichts weiter zu thun hat, als dieß zu erhalten, zu reinigen und zu steigern, daß ich diese wenigen, aber nicht jedem leichten und geläufigen Ideen in einer eignen Abhandlung auszuführen, und auf die Erziehung anzuwenden denke. Ich hoffe daß eine solche Arbeit auch zugleich meinen übrigen besser den Eingang vorbereiten wird. Denn eigentlich ruhn sie insgesammt auf dieser Basis, und so wie man mit jenen Ideen einverstanden ist, so muß von selbst ein Bedürfniß und ein Verlangen nach einer individuelleren Charakteristik der einzelnen Menschengattungen, und einer Bestimmung des Charakters unsrer Zeit, des Charakters also, in dem wir selbst jetzt vorwärts schreiten sollen, entstehn. — Meine Reise wird mir ein herrlicher Prüfstein seyn, wie weit ich selbst in der Fertigkeit, Charaktere zu erforschen, die verschiednen Ursachen, die auf sie eingewirkt haben, auseinanderzusondern, besondre auf allgemeine zurückzubringen, und wieder allgemeine in besondre zu specificiren, fortgerückt bin. Hier bietet sich dazu nun noch keine auffallendere Gelegenheit als überall, wo ich bisher mich aufhielt, dar. Allein schon in Wien muß ich, wenn mich meine Vermuthungen nicht täuschen, auf manches stoßen, was mir neu seyn wird, und ungleich mehr freilich noch fernerhin in einem ganz fremden Clima und durchaus verschiednen Sitten. Schade nur, daß ich Italien gerade in einem Zeitpunkt der Krise betrete, wo ich die eigentliche Natur der Nation gar nicht günstig werde beobachten können. Die Italiäner stehn ganz und gar nicht auf dem Punkt, auf dem eine Revolution interessant machen kann.

Körners sind jetzt seit zwei Tagen auf ihrem Weinberg. Wenn sie in der Stadt sind, sehe ich sie täglich und gewinne ihn mit jedem Tage lieber. Auf dem Weinberg war ich noch nicht. Auch morgen kann ich sie schwerlich dort aufsuchen, weil ich morgen an Hof gehen muß. Alexander konnte es nicht vermeiden, da er mit dem Churfürst in Verhältniß gewesen ist, und es hätte sonderbar ausgesehn, wenn ich mich hätte ausschließen wollen. — Alexander grüßt Sie herzlich. Sie werden nunmehr sehr bald sein Buch erhalten [1]). Ich habe es in diesen Tagen mit großer Freude gelesen. Es herrscht ein treflicher Geist darin, ein Geist, den ich nicht richtiger als einen physiologischen nennen kann, ich meyne damit den, der nicht nur allein dazu gemacht ist, die Natur als Natur zu beobachten, sondern auch im engeren Verstande, lebendige Kräfte als lebendige anzusehn, und zu behandeln, was bisher, bei der Sucht mechanischer und mathematischer Erklärungsarten, so selten der Fall gewesen ist. Auch übrigens werden Sie in Gutem und minder Gutem gar sehr sein Individuum wiederfinden. Doch zweifle ich, daß Sie die Geduld haben werden, das Ganze zu lesen. Es enthält ein Détail, das ohne näheres Interesse für den Gegenstand

[1]) „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt". Zwei Bände. Posen und Berlin 1797.

oder den Verfasser, leicht ermüdend werden kann, soviel auch in der That geschehn ist, diesen Eindruck zu vermindern. — Leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Lolo, und recht viele herzliche an Sie beide von der Li, die recht leidlich wohl ist. Bis ich Ihnen über 8 Tage wieder schreibe, hoffe ich einen Brief von Ihnen zu haben. Ihr H.

Ihr ehemaliger Abschreiber hat noch eine Abhandlung von mir, die er mir abgeschrieben hieher schicken wollte. Verschaffen Sie mir doch auf alle Fälle in den nächsten 8 Tagen seine Abschrift oder mein Original. Ich habe ihm vorgeschossen. Darum ist er so saumselig [1]).

19. 1797 Juli 9.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 28. Juni, Kalender S. 44; am 17. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 45. Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 8. Juli, Kalender S. 45. Der Schluß des Briefes fehlt.

Dresden, den 9. Julius 97. nr. 4 [2]).

Ich fange an, meine Briefe an Sie zu numeriren, liebster Freund, und bitte Sie desgleichen zu thun. Es können auf einer Reise doch leicht Irrungen vorgehn, und man erspart sich durch dieß kleine Hülfsmittel weitläuftige Explicationen.

Ich habe jetzt Ihre Balladen [3]) recht oft gelesen, und unglaubliche Freude daran gehabt. Ich schicke sie Ihnen noch nicht zurück, weil die Li sie noch gern ein paar Tage behalten möchte, und ich nicht glaube, daß Sie diese Abschrift entbehren werden. Wünschen Sie künftig etwas schnell oder zu einem bestimmten Tage zurück zu erhalten, so schreiben Sie es mir ausdrücklich dazu.

Es hat mich unendlich interessirt zu sehen, wie Ihr Geist jeder neuen Gattung, die er behandelt, eine eigne Gestalt zu geben versteht. In dem Taucher und im Handschuh ist dieß über alles sichtbar, und auch im Polykrates wird es der Geübte nicht verkennen, ob es gleich da minder auffällt.

Nach den Ideen, die ich mir über Sie abstrahirt habe, ist die Ballade gar sehr für Sie gemacht. Zwar ist es schwer mit diesem zufälligen Namen einen recht deutlichen und fest begrenzten Begriff zu verbinden. Aber wenn man die besten Stücke dieser Gattung gegen einander hält, so muß man sich unter dieser Gattung, soviel ich absehe, epische Gedichte denken, die aber auf einen lyrischen — vielleicht auch immer schauderlich tragischen — Effect hin gearbeitet, und mehr sentimental, als naiv behandelt sind. Dem Geiste nach unterscheidet sich die Ballade am meisten vom Epischen, sie ist demselben fast

[1]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

[2]) Der dritte der von Humboldt seit seiner Abreise von Jena an Schiller geschriebenen Briefe war der verlorene, bei Schiller am 5. Juli eingetroffene Brief (Kalender S. 45). Übrigens numerierte Humboldt nur noch seine beiden folgenden Briefe aus Dresden, nr. 5 vom 16. Juli (unten Nr. 20) und nr. 6 vom 23. Juli (unten Nr. 21), und hörte, in Wien angekommen, mit Numerieren auf. Erst 1797 in Paris und dann wieder 1802 in Italien begann er erneut zu numerieren.

[3]) Das Manuskript der später im Musen-Almanach für 1798 erschienenen Balladen Schillers.

entgegengesetzt, und beinah durchaus lyrisch. Sie ist für den Gesang gemacht, das Epos für die Deklamation. Der epische Dichter legt die Gegenstände klar, breit, sonnenhell auseinander, der Balladendichter drängt sie zusammen, deutet an, entwirft, arbeitet unmittelbar aufs Gefühl hin, und immer auf eine bestimmte Empfindung. Der epische mahlt dem Auge, scheint unbekümmert über den weitern Effect, wirkt aber zugleich auf das ganze Gemüth. Man könnte, glaube ich, epische und lyrische Erzählungen recht füglich von einander unterscheiden. Den Griechen wäre nichts möglich gewesen, was nur an die Ballade von fern gränzte. Auch wirkliche Balladenstoffe, wie Hero und Leander, behandeln sie episch. Selbst Pindar sogar in der Ode wird episch, so wie er erzählt. Diese Gattung gehört ganz eigenthümlich der modernen Sentimentalität an. Aber auch hier nicht allen Nationen, nur den Nordischen. Denn die Ballade unterscheidet sich wieder von der Erzählung und ich kann Ihre Ueberschrift des Rings des Polykrates nicht billigen. Dieß Stück scheint mir schlechterdings nur Erzählung. Die Erzählung hat nemlich nur den Zweck zu erzählen, man soll eine Geschichte hören, um unterrichtet oder belustigt zu werden. Insofern ist sie eine der niedrigsten Dichtungsarten. Auch sind in der Erzählung die Nationen am glücklichsten gewesen, denen sonst weder die epische noch die lyrische Dichtung in hohem Grade gelingt, Franzosen und Italiäner, und unter den Deutschen Wieland. Wieland wäre sicherlich der schwächsten Ballade unfähig. Zwischen der Ballade und Erzählung steht noch die Romanze. Sie hat nicht den Schwung der Ballade, aber sie ist auch nicht so schlicht, als die Erzählung. Sie arbeitet auf einen einzelnen Effect hin, der aber mehr intellectuell als moralisch ist. Sie ist kurz und schnell und hinterläßt in der Seele dadurch gleichsam einen scharfen überraschenden Eindruck. Vielleicht könnte sie eine epigrammatische Erzählung heißen. Zu dieser Gattung rechne ich Ihren Handschuh, und ganz diesem Begriff (wenn man ihn nur in Absicht des Poetischen herabstimmt) entsprechen einige Bürgersche und Stollbergsche Stücke. Um indeß auf die Ballade zurückzukommen, so müssen Sie mich ja nicht so misverstehen, als meynte ich, sie sollte sich, nach der Art eigentlich lyrischer Gedichte in Reflexionen, Ausbrüchen der Empfindung u. s. f. verlieren. Die höchste Objectivität, als das allgemeine Gesetz aller erzählenden Dichtung liegt ihr mehr noch, als den übrigen Gattungen, zu beobachten ob, und dieß finde ich gerade in Ihrem Taucher so schön, daß Sie dagegen schlechterdings nicht gefehlt haben.

Was aber Ihre Ballade vorzüglich so groß macht, und dieser in der That bei uns sehr herabgesunkenen Gattung einen neuen Adel aufdrückt, ist die Art, wie Sie den der Ballade eigenthümlichen Eindruck des Großen, Schauderlichen und Tragischen hervorbringen. Sie haben alle die Ausgeburten der Phantasie, die man noch dazu bisher immer nur so brauchte, daß sie auch als Ausgeburten erschienen, durch die man gewöhnlich allein alles auszurichten glaubte, gänzlich verbannt. Sie haben ein einfaches, simples, natürliches, ich glaube sogar historisches Factum gewählt, und nur alles, was Ihnen dieses darbot, so genievoll benutzt. Aber darum gerade sagte ich, daß die Ballade so eigentlich für Sie gemacht sey, weil das Große, Erhabene,

und Tiefe, was die Ballade fodert, Ihnen so eigen ist, daß es alles bezeichnet, was von Ihnen kommt. Dadurch erscheint nun Ihr Taucher so edel und erhaben, dadurch haben Sie die Ballade auf eine so hohe Stufe gehoben, daß sie ganz den barbarischen Anstrich verliert, der mir sonst doch immer anstößt.

Ich habe oben eines Kennzeichens der Ballade nicht gedacht, und wie es mir oft geht, über dem weniger Gewissen oder Verborgneren das Offenbarere zu übersehen, gerade dasjenige, was eigentlich zuerst auffallen muß, dasjenige, meyne ich, daß die Ballade ein Volkslied seyn soll — obgleich, wie Sie gewiß auch meiner Meynung sind, diese ganze Eintheilung gar keine ästhetische Gültigkeit hat. Indeß ist es doch dieß, wodurch Bürger z. B. so gemein und niedrig geworden ist. Sie haben auch hierin den Ton vortreflich gehalten. Ihr ganzer Taucher muß durchaus die menschliche Natur in ihrem Innersten berühren, und kann also auf niemanden seines Eindrucks verfehlen. Die Versetzungen der Sprache, die Sie gebraucht haben, gehören wohl auch hieher. Sie geben etwas Alterthümliches und Abentheuerliches, dessen die Ballade nicht füglich entbehren zu können scheint.

Eine große Kunst bei Ihrem Taucher liegt dünkt mich in der Vertheilung der Handlung in ihre verschiednen Momente. Sie haben gerade nur da verweilt, wo es der Leser erwartet, und eilen da schnell, wo er selbst auf die Folge begierig ist. Eine sehr schöne Modification der Empfindung beginnt mit dem Erscheinen der Königstochter und überaus rührend ist der Schluß. Einzelne Stellen sind über allen Begriff groß. So vor allem die Beschreibung dieser untern Regionen, der Vers: „Lang lebe der König u. s. w." und dann „Unter Larven die einzige fühlende Brust u. s. w." Man fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt die Entfernung von allen Menschlichen, Sprechenden, Empfindenden Wesen. Prächtig ist auch die Schilderung des Strudels selbst, und sehr mahlerisch das Emporkommen des Jünglings. Oft haben Sie schon durch die Wahl eines passenden Beiworts einen so großen Effect hervorgebracht. So das „rosigte Licht" „mit emsigem Fleiß" „die Tochter mit weichem Gefühl" u. s. f. „die lebende Seele". Das Silbenmaaß ist vortreflich, und sehr passend behandelt. Selbst wo die Dactylen (da Sie dieß Silbenmaaß so skandiren, ob man gleich sonst es wohl richtiger als Anapästen mißt) manchmal eine zu lange Silbe unter den Kürzen haben, verstärkt es hier noch die Wirkung, wo alles mehr auf den Effect, als auf eine kalte Schönheit berechnet ist.

Da alle Schilderungen in Ihrem Taucher eine so große Wahrheit haben, so wollte ich, daß Sie die Molche und Salamander aus dem Grunde des Meers wegbrächten. Sie sind zwar Amphibien, wohnen indeß nie in der Tiefe und mehr nur in Sümpfen. Mit den Drachen kann man schon liberaler umgehn, da sie mehr ein Geschöpf der Fabel und der Phantasie sind [1]).

Dem Handschuh, der unter den Händen jedes andern Dichters nur hübsch und artig geworden seyn würde, haben Sie etwas Großes gegeben durch die

[1]) Schiller hat dieser Anregung nicht stattgegeben, sondern die „Molche und Salamander" in der Tiefe des Meeres bei den „Drachen" belassen.

prächtige Beschreibung der Thiere. Sie haben darin Ihrem Liebling, dem Löwen, ein Denkmal gestiftet. Außerdem ist das Silbenmaaß unachahmlich schön, und die Abwechslung der ganz kurzen und längern Verse thut eine vortrefliche Wirkung.

Der Ring des Polykrates ist sehr leicht und lebendig erzählt. Auch verfehlt die Nemesis, die durchaus darin waltet, ihrer Wirkung nicht. Indeß macht er doch in der Zusammenstellung mit den beiden andern Stücken einen weniger tiefen Eindruck. Ueberhaupt haben Sie ihn aber auch darauf gewiß nicht berechnet. Er scheint mir im eigentlichsten Verstande Erzählung, und in dieser Gattung sehr gut. Das rächende Schicksal würde größer erscheinen, wenn das Ganze .....

20. 1797 Juli 16.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 8. Juli, Kalender S. 45; am 22. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda. Der Schluß des Briefes fehlt, s. über dessen Inhalt Schillers Brief an Goethe vom 23. Juli, Briefe Bd. V, Nr. 1229.

Dresden, 16. Julius 97. nr. 5.

Es muß Ihnen außerordentlich glücklich mit Hirt[1]) gegangen seyn, lieber Freund, daß Sie so zufrieden mit ihm gewesen sind. Ich gestehe aufrichtig, daß ich es nicht vorherzusagen gewagt hätte. Ich habe Hirt gerade bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin mehreremale gesehen, aber ihm niemals das Mindeste abgewinnen können, und ebenso ist es auch Körnern hier gegangen. Die Süffisance und das Grimassirende nennen Sie mit Unrecht Berlinisch in ihm. Ich habe ihn zwei oder drei Tage nach seiner Ankunft dort gesehn, und um kein Haar anders gefunden. Er ist übrigens gegen mich sehr gefällig gewesen, und hat mir mehrere Adressen mitgegeben, die mir, wie ich gewiß hoffe, nützlich seyn werden.

Die Lessingschen und Winkelmannischen Behauptungen[2]) über den Ausdruck der Leidenschaft in den Antiken können einen wohl wenig irre machen, da sie nicht einmal mit sich selbst in Uebereinstimmung stehen. Winkelmann, der ewig das Gleichgewicht der Züge in den Gestalten der Götter vor Augen hat, nennt ja selbst den Ausdruck des Apollo Belvedere Freude über den Sieg mit Verachtung des Feindes gemischt, und schildert diese letztere Nüance sogar viel stärker, als es mir möglich ist, es bei der eignen Ansicht zu finden, und dieser Widersprüche trift man mehrere an, wie mich die neueste Lesung des Winkelmann, von der ich nur so eben herkomme, wieder überzeugt hat.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß diesen Behauptungen auch sehr viel durchaus richtig Gesehenes zum Grunde liegt, und es kommt, dünkt mich, nur darauf an, ob der Zuschauer leere Schönheit, oder charakteristische Wahr-

[1]) Aloys Hirt (1759—1839) lebte erst in Rom, das er 1796 verließ; seit 1797 Hofrat und seit 1810 ord. Professor in Berlin; er verwarf zuerst die Winckelmannsche Theorie des Schönen als unzureichend und führte die Betonung des Charakteristischen in seiner individuellen Erscheinung in die Ästhetik ein.

[2]) Diese Ausführung knüpft offenbar an eine solche in Schillers verlorenem Brief vom 8. Juli an. Schiller hatte bereits am vorhergehenden Tage den gleichen Gegenstand in einem Briefe an Goethe behandelt, Briefe Bd. V, Nr. 1219.

heit erwartet. Im ersten Fall wird er der Hirtischen, im letzteren der Winkelmannschen Meynung nahe kommen. Winkelmann ging, glaube ich, davon aus, daß die neuere Sculptur alle Idealität verloren hat, und daß ihr jetzt nichts übrig bleibt, als durch Wahrheit und bloße Wahrheit zu entschädigen. Um vor diesem Abwege zu warnen, gerieth er dahin, die Alten, was doch nicht der Fall ist, als das gerade Gegentheil davon aufzustellen. Jetzt fühlt man das Uebertriebene dieser Behauptung, verfällt jedoch, wie es mir scheint, abermals in das entgegengesetzte Extrem.

Ich habe schon jetzt hier an den Mengsischen Gipsabgüssen[1]) meine Studien über diese Materie angefangen. Ich bin überzeugt, daß, wer nicht gerade Kenner auch des Mechanischen in der Kunst ist, an einem vollkommen guten Abguß (sofern er nur weiß, was daran alt oder neu ist) ebensoviel sieht, als an dem Original, und das mit geringerer Störung. Auch gehört gewiß, um hierüber zu urtheilen, keine so große Mannigfaltigkeit der Statuen dazu. Kommen Sie also noch im Herbst her, so betrachten Sie nur diese Abgüsse genau, und Sie können gewiß selbst urtheilen, ohne eine Reise nach Italien zu machen. Das Einzige, was aber freilich der Italiänische Aufenthalt in hohem Grade bewirken muß, ist, daß er gewiß den Sinn mehr öfnet, und die Phantasie höher spannt.

An die Gruppe des Laokoon (von dem übrigens meine Frau behauptet, daß er wirklich und sehr stark schreie, was denn freilich alle Erklärungen des Nichtschreiens überflüssig machen würde) habe ich mich noch nicht gemacht. Sie ist mir noch zu sehr zusammengesetzt, als daß ich sie hinlänglich verstände. Desto genauer aber habe ich den Apoll, die Juno, Diana und Venus geprüft, und glaube doch der schwierigen Frage, wie die Alten Ideale hervorgebracht haben, ohne trocken und leer zu werden, näher getreten zu seyn.

Um mich Ihnen ganz deutlich zu machen lassen Sie mich einmal in jeder Statue das Ideale, was, da es Alles ausdrücken soll, jedes Einzelne ausschließt, von dem Individuellen, das immer etwas Bestimmtes angiebt, unterscheiden. Ich werde Ihnen eigentlich nur über das Letztere etwas sagen können, das Erste läßt sich nur sehn, und hervorbringen, nicht schildern.

Das Eigenthümliche der antiken Statuen nun liegt für mich darin, daß sie alle eine bestimmte Anlage eines Charakters ausdrücken, und zwar jede eine solche, die aus dem leidenschaftlichen Theile der Seele genommen ist. Dadurch werden sie so durchaus menschlich, daß der Mensch sich dicht an sie anschließen kann. Alle Götter und Heldengestalten, ich nehme nur etwa den Jupiter und dann auch den Herkules aus, von denen ich gleich nachher noch ein Wort sagen will, haben einen gewissen üppigen Uebermuth, eine eigenmächtig schaltende Willkühr, die man eigentlich moralisch misbilligen müßte, die man aber in höhern Naturen ehrt, und die man, da die Beurtheilung hier bloß ästhetisch wird, durch die Schönheit geadelt findet. In einigen Gottheiten, wie in der Juno und Minerva ist es mehr Hoheit, in Apoll und Diana mehr Üppigkeit, in der Venus ist es noch sanfter gehalten,

[1]) Diese vom Maler Anton Rafael Mengs (1728—1779) zusammengebrachte Sammlung war 1782 für Dresden angekauft worden.

und versteckt sich hinter schlauer und verführender Schmeichelei. Bei jeder einzelnen dieser Gestalten specificirt es sich wieder besonders, doch dieß übergehe ich jetzt. Jupiter und Herkules sind in der That in derselben Idee gearbeitet; zwar haben sie einen Ernst, der sie gleich auf den ersten Anblick in eine andre Klasse setzt. Aber wenn man sie weiter analysirt, und sich fragt, welche Menschen würden nun diesem Jupiter und Herkules am nächsten kommen, so würde man auch solche finden, die mehr leidenschaftlich, als rein überlegend und vernünftig sind, deren Festigkeit leicht in Heftigkeit ausbrechen kann.

Dadurch, dünkt mich, haben alle Antiken das Leben, die Bewegung, die hohe Kraft, an die ein neueres Kunstwerk nie reicht. Daher sind diese Götter wahre Phantasiewesen, Geschöpfe, über die der Mensch, wenn der Zauber der Schönheit hinwegfallen könnte, gleichsam eine Superiorität in sich fühlen würde. Daher kann die Anbetung auch bei den Alten nie zu einem drückenden Ernst geworden seyn, darum bleibt sie immer ein Spiel, und schließt z. B. gar nicht solche Vorwürfe gegen die Götter aus, als beim Euripides der junge Jon gar nicht in Zorn und Leidenschaft, sondern in einer ruhigen Ueberlegung des Rechts und Unrechts dem Apollo macht. Einen analogen, obgleich immer nur wenig passenden Fall giebt die Empfindung, die die Ungerechtigkeit einer schönen Frau manchmal hervorbringen kann.

Aber ich nehme diese Menschlichkeiten in den Göttern auch nur hier mit Fleiß von der Seite, von der sie dem Ideal zu widersprechen scheinen können. Denn an sich brauchen sie es nicht, und sie thun es gewiß niemandem, der diese Reste des Alterthums mit dem wahren Geiste, aus dem rechten Gesichtspunkt ansieht. Es sind nichts als rein menschliche Tendenzen, die an sich eigentlich, als Kraft beweisend durchaus gut sind, und nur, wenn sie in einer beschränkten Natur auf eine beschränkte Weise erscheinen, misfallen. . . . . .

Empfing Ihren vom 5. Julius [1]).

21. 1797 Juli 23.

Erst am 25. Juli abgegangen, s. im Text; am 29. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 46.

nr. 6. Dresden, den 23. Julius 97.

Ich hofte in dem Lauf dieser Woche einen Brief von Ihnen zu erhalten, liebster Freund, allein wahrscheinlich waren Sie zu beschäftigt, und vielleicht bringt mir der nächste Posttag ein Zeichen Ihrer Thätigkeit mit [2]). Wir sind jetzt unsrer Abreise von hier nahe, wir bleiben nur noch diese Woche, und haben den Tag unsres Weggehns auf den 30 sten bestimmt.

[1]) Die Nachschrift steht im linken oberen Eck der ersten Seite. Statt „5. Julius" sollte es eigentlich „8. Julius" heißen; denn nach dem Kalender (S. 45) schrieb Schiller am 8. an Humboldt; am 5. ist nur ein Brief an Cotta verzeichnet. Wahrscheinlich war der Brief vom 5., als an diesem begonnen, datiert, aber erst am 8. beendet und abgegangen.

[2]) Schillers verlorener Brief vom 21. Juli (Kalender S. 46) kreuzte sich mit dem vorliegenden.

Der Aufenthalt hier ist mir sehr wohlthätig gewesen, und Körners Umgang hat mir einen großen Genuß gegeben. Nur in meinen Arbeiten bin ich nicht fortgerückt, und dieß thut mir besonders für den Agamemnon leid, mit dem ich so gern so weit seyn möchte, daß ich ihn zur Seite legen könnte. Dagegen habe ich manches gethan, was mich der eigentlichen Benutzung meiner Reise näher bringt. Ich habe zu diesem Behufe unter andern die Römischen Classiker, und diejenigen Griechischen, die von Italien reden, noch einmal durchzulesen angefangen, und verspreche mir von dieser Vergleichung der ehemaligen und gegenwärtigen Zeit sehr viel Nutzen und Freude.

Ueberhaupt hoffe ich doch, wenn ich meine Reise in der gehörigen Ruhe vollenden kann, nicht unwichtige Resultate über das Ganze der Lage und Beschaffenheit Italiens davon zurückzubringen. Was mir noch bisher von Reisebeschreibungen und dahin einschlagenden Schriften in die Hände gefallen ist, entspricht dem Begriff dessen gar nicht, was meiner Meynung nach darüber geschehen seyn sollte. Alles ist entweder nur auf einzelne Gesichtspunkte gerichtet, oder es ist im eigentlichsten Verstande Reisejournal, also bloß eine Darstellung dessen, was der jedesmalige Reisende bei seinem Aufenthalte bemerkt hat, wodurch immer nur etwas sehr Einseitiges herauskommt.

Erreiche ich meine Absicht, so ist es mir allein darum zu thun, Resultate über das Ganze zu geben, und vorzüglich immer über das, was gerade dem Italiänischen Charakter überhaupt eigenthümlich ist. Von dieser Art läßt sich nun zwar kaum hoffen viel zusammenzubringen, aber darum würde ich mich auch gern beschränken, es nur über die Punkte zu thun, die ich nur zu erschöpfen im Stande wäre.

Das Schwierigste bei Unternehmungen dieser Art, ist immer den rechten Standpunkt zu finden, aus welchem man die Sache behandeln muß, da sich darnach nothwendig richtet, wie tief man in jedes Einzelne eingehen darf. Auch ist es gerade dieß, worin, dünkt mich, die Meisten gefehlt haben. Darum nehmen sie entweder einen eigentlich wissenschaftlichen, oder einen ganz und gar spielenden, höchstens die Neugier befriedigenden Weg. Und doch ist es möglich, sobald man nur alles, was einzelne Fächer betrift, zurück auf den Menschen bezieht, zugleich durchaus erschöpfend und tief zu seyn, und doch nirgend zu sehr an einem einzelnen Studium zu kleben. Dazu wird man schon dadurch bei weitem leichter geführt, daß man das Land und seine theils natürliche, theils durch den Menschen veränderte Beschaffenheit im eigentlichsten Verstande immer als die Wiege seiner Bewohner betrachtet, daß man die Spuren sorgfältig aufsucht, welche jede Epoche zurückgelassen hat, den Einflüssen aller Art einer jeden genau nachforscht, und so wo möglich alle Wirkungen auf die Nation und alle Rückwirkungen ihrer Thätigkeit in einen fortlaufenden Zusammenhang zu bringen versucht. Dasjenige, was eine Reise, und besonders ein Reisebeschreiber hiebei vorzüglich geben kann, ist die anschauliche Vorstellung von der Gestalt, so wie man sie jetzt sieht. Diese Anschauung ist bei manchen Gegenständen schon unmittelbar durch sich selbst unterrichtend, aber sie wirkt noch mehr dadurch, daß sie die Seele in die gehörige Stimmung versetzt. Auch dieß ist bei unsern meisten Reise-

beschreibungen bei weitem zu wenig gethan; so habe ich noch nie z. B. eine recht deutliche Beschreibung der Herkulanischen Alterthümer, so wie man sie noch liegend findet, angetroffen.

Sehr neugierig bin ich auf das, was uns Göthe über Italien liefern wird[1]). Unger in Berlin hat mir mit einer so großen Zuversicht davon, als von einem schon gewissen Verlagsartikel gesprochen, daß ich kaum zweifeln kann, Göthe muß alles beinah bereit liegen haben. Wie ich vermuthe, so ist es eine Reihe von einzelnen Schilderungen, etwa in der Art des Karnavals, und dann wird es dieser Beschreibung sicherlich nicht an Anschaulichkeit und Lebendigkeit mangeln.

Göthe hat mir vor einigen Tagen geschrieben[2]). Es würde mir noch mehr leid thun, daß er nun nicht nach Italien, sondern bloß nach der Schweiz geht, wenn ich nicht hofte, daß Sie, mein theurer Freund, ihn nun früher wiedersehen, was ich so herzlich wünsche, damit Ihre Einsamkeit nicht gar zu absolut sey. Er schreibt mir von seinen Balladen, schickt aber leider keine mit. Ich hätte sehr viel darum gegeben, sie auf der Stelle mit den Ihrigen vergleichen zu können. Er selbst giebt den Ihrigen einen sehr merklichen Vorzug, und ich bin auch sicher überzeugt, daß er lange nicht in dem Grade für diese Gattung gemacht ist, als Sie. An sein zweites episches Gedicht[3]) ist er wahrscheinlich nun gar nicht gekommen, und ich gestehe, daß ich den Verlust nicht groß achte, wenn er diesen Plan fahren läßt.

Der Herzog ist in diesen Tagen hier gewesen, und hat uns viel Beschäftigung gegeben. Wir haben anderthalb volle Tage durchaus mit ihm verleben müssen. Die Mariane Meyer[4]), die Sie wohl von Göthen nennen gehört haben, war zugleich hier, und Stein[5]), der auch gerade aus Schlesien hier eintraf, wird Ihnen allerlei lustige Dinge über diese Zusammenkunft erzählen können. Die Mariane ging nach Weimar, um Göthen zu sprechen, sie wird ihn aber nur kaum, und wenigstens nur in den letzten Tagen vor seiner Abreise gesehn haben.

Alexander ist heute (25. Julius, mein Brief ist nemlich durch einen Zufall zwei Tage unvollendet geblieben) früh abgereist, und wir hoffen nunmehr gewiß, ihm nächsten Sonntag (30 sten) zu folgen. Wir gehn über Töplitz und Prag und treffen den 8 ten August in Wien ein. Haben Sie die Güte, Ihren nächsten Brief dorthin unter der adresse:

---

[1]) Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 25. Oktober 1795 (Briefe Bd. X, Nr. 3220), in dem er von dem Plan spricht, aus seinen Kollektaneen von der italienischen Reise ein „wunderfames Werk" zusammenzustellen.

[2]) Der Brief ist nicht erhalten; nach Goethes Briefverzeichnis (in den Briefen Bd. XII, S. 465) datierte er vom 20. Juli.

[3]) Das Gedicht wird im Briefwechsel dieses Jahres zwischen Goethe und Schiller mehrfach erwähnt und sollte „Die Jagd" heißen. Goethe ließ dann aber den Plan fallen und brachte ihn erst 1827 in veränderter Form in der „Novelle" zur Ausführung.

[4]) Marianne Meyer (1770—1812), heimlich mit dem österreichischen Gesandten in Berlin Fürst Heinrich XIV. von Reuß vermählt, nach dessen Tode sie den Namen einer Frau v. Eybenberg annahm.

[5]) Friedrich Konstantin Freiherr v. Stein (1772—1844), der jüngste Sohn von Goethes Freundin Charlotte v. Stein, studierte damals in Breslau Staatsökonomie.

An Herrn Baron von Humboldt, den Aelteren, in Wien; an Herrn Schedel, bei Herrn Reichsagenten von Dietrich im Regensburger Hof in der Beckerstraße abzugeben.

gelangen zu lassen. Den: Legationsrath lassen Sie ja weg; es ist auf jeden Fall ein Mistrauen erweckender Titel. Wir schreiben uns zwar in der Regel keine Staatsgeheimnisse; doch ist es vielleicht nicht überflüssig, zu erinnern, daß in Wien so gut als alle Briefe regelmäßig geöfnet und gelesen werden. Ich schreibe Ihnen noch einmal von hier aus [1]).

Leben Sie innigst wohl, und grüßen Sie Lolo, auch von der Li. Von ganzem Herzen Ihr Humboldt.

22. 1797 September 4.

Am 15. September bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 49.

Wien, 4. 7br. 97.

Schon, liebster Freund, sind wir 4 Wochen hier in Wien, aber noch haben wir unsern Aufenthalt nur sehr wenig genossen, und leider ist zu besorgen, daß dieß auch in dem nächsten Monat nicht sehr der Fall seyn wird. Großentheils ist daran Wien selbst Schuld, das theils nicht viel sonderlich interessante Gegenstände besitzt, theils aber, und dieß bei weitem noch mehr, durch die Beschaffenheit der Stadt und die Lebensart der Menschen, die dem Besehen von Sachen, dem Besuchen schöner Gegenden, und dem Sprechen derer, die man noch allenfalls sehen möchte, so mancherlei Schwierigkeiten entgegensetzt. Die Leute sind ewig aus, die Spaziergänge, wer weiß wie weit vor der Stadt und so fort. Was uns aber besonders hier secchirt hat, ist die Witterung und die meist durch sie verursachte Kränklichkeit. Stellen Sie Sich nur vor, daß von den 13 Personen, die, mit den Kindern meinen und meines Bruders Kreis ausmachen, nach und nach alle, außer mir und der kleinen Li, krank gewesen sind, und daß kaum eine halbe Woche gewesen ist, in der nicht Einer außer Stande war auszugehen. Dafür haben wir aber auch solche plötzliche Wetterveränderungen gehabt, daß die Hitze an einem Tage am Nachmittag, verbunden mit einem förmlichen Siroccowind, auf 31° Réaumur stieg, und an demselben Abend 17° tiefer auf 14° fiel. — Mit der Li ihrer Gesundheit scheint sich hier eine Krisis ereignet zu haben, von der ich doch, da der bisherige Zustand so fatal war, mehr hoffe, als fürchte. Sie hat einmal hier einen Tag lang ein so heftiges Fieber gehabt, daß Frank [2]), der unser Arzt ist, eine hitzige Krankheit erwartete, darauf ist sie mehrere Tage fieberfrei gewesen, jetzt eben aber ist sie wieder an rheumatischen Zufällen unpäßlich. So viel von uns. Von Wien ist nicht sonderlich viel zu sagen. Wenn man, wie man freilich an so vielen Orten thun muß, einmal Verzicht thut, einen eigentlich interessanten Umgang außer seinem Hause zu haben (denn freilich war selbst das Wenige, das ich noch von dieser Art

[1]) Nach dem Kalender (S. 48) schrieb Humboldt erst wieder von Wien aus; der nicht mehr vorhandene Brief traf am 25. August bei Schiller ein.

[2]) Johann Peter Frank (1745—1821), seit 1795 in Wien, Hofrat, Direktor des Krankenhauses und Professor der praktischen Medizin.

fand, doch nur sehr beschränkt und einseitig) so ließe sich hier recht angenehm leben. Außer den mannigfaltigen Bequemlichkeiten des Lebens, an denen es in einer so großen Stadt natürlich nicht fehlen kann, sind doch eine Menge von Hülfsmitteln aller Art, die man an den meisten Orten entbehren muß, und zu denen ich vor allem die beiden öffentlichen und eine Menge Privatbibliotheken, die Gemählde gallerien, u. s. f. rechne. Auch ist es schlechterdings nicht übermäßig theuer. Aber an dem, was eine Stadt einem Reisenden, der sich länger aufhalten will, und nun einmal mit dem leidigen Besehen fertig ist, geben kann, ist Wien äußerst dürftig, und hierin habe ich es mir anders und besser gedacht. Trotz der großen Masse von Menschen ist doch eigentlich kein Leben und keine Bewegung, bloß ein unfruchtbares und uninteressantes Herumtreiben, weder im Einzelnen, noch im Ganzen stößt man auf einen Gegenstand, den man studiren möchte.

Unter den Menschen, die ich bisher sah, hat mich noch am meisten der alte Denis[1]) interessirt. Er hat das für sich, daß er, wie alle ältern Leute, außer seiner eignen Individualität eine ganze Zeit und eine ganze Classe repräsentirt. Sonst ist freilich nicht gar viel mit ihm anzufangen. Lob der frühern Deutschen Literatur, Klage daß das goldne Alter vorüber ist, seit Rabener, Gellert, Schlegel u. s. f. nicht mehr gelesen werden, und eine große, indeß doch gutmüthige Eitelkeit, die man freilich dem Alter wohl verzeiht, ist das, was ewig vorkommt. Dabei hängt er sehr an den Verbindungen, in denen er mit dem Hof gestanden hat und noch steht, und hat so das vornehme Air, das den sonstigen Französischen Dichtern, und vielleicht noch den Italiänischen eigen ist. Aber dennoch bleibt er mir immer durch große Masse mannigfaltiger Kenntnisse, seine ausgebreitete Belesenheit, und den Antheil, den er doch auch noch an fremden Dingen nimmt, interessant, so wie er durch sein Aeußres eine gewisse unläugbare Liebenswürdigkeit besitzt. — Retzer[2]) ist durchaus null. — Schreivogel[3]) sehe ich äußerst wenig. Er ist hier wie in Jena, leer und unzufrieden. — Dagegen sehe ich einen seiner Bekannten, einen gewissen Vast[4]), der ein sehr guter Grieche ist, oft, und durch ihn kann ich mir einen lebendigen Begriff von dem Cirkel der Alxingerschen Anhänger machen, so wie er bei Alxingers[5]) Leben gewesen ist. Hiernach zu urtheilen, bedaure ich nicht, ihn nicht mehr selbst zu sehen. Wenn auch hie und da Witz mit untergelaufen seyn mag, so ist alles doch ungeheuer niedrig, roh und grob gewesen. — Unstreitig wissen Sie schon, daß der arme

[1]) Johann Michael Kosmas Peter Denis, gen. Sined der Barde (1729—1800), Jesuit, später Hofrat und Kustos an der k. k. Hofbibliothek in Wien, Dichter und Bibliograph.

[2]) Johann Friedrich Freiherr v. Retzer (1755—1824), Dichter und Schriftsteller, seit 1783 Bücherzensor.

[3]) Über Schreyvogel s. oben Nr. 16 vom 1. Oktober 1796.

[4]) Friedrich Jakob Vast (1771—1811), Diplomat und Hellenist, seit 1798 Darmstädter Legationsrat in Paris, wo ihn Humboldt wiedersah.

[5]) Johann Baptist Alxinger (1755—1797), Sekretär des Hoftheaters in Wien und Dichter.

Hederich[1]) hier seinen Tod gefunden hat. Ich erfuhr es erst hier. Er ist zur Zeit des Anrückens der Franzosen Feldchirurgus hier geworden, hat ein Nervenfieber bekommen, und ist zwar davon geheilt worden, hat aber, weil er sich auf einem achtstündigen Spaziergang unmäßig erhitzt hat, einen Rückfall bekommen, an dem er gleich den folgenden Tag gestorben ist.

Als ich Ihnen das letztemal schrieb, hatte ich, glaub' ich, Ihren Brief vom 6ſten Auguſt[2]) noch nicht bekommen. Er hat mir eine herzliche Freude gemacht, und innigst bin ich Ihnen für das verbunden, was Sie mir über mich[3]) und meine Reise sagen. Wohl ist es außerordentlich wahr, Mangel an Lebendigkeit und vorzüglich an Unabhängigkeit der Phantasie ist leider nur zu sichtbar in mir. Allein im Grunde ist damit auch die Unvollkommenheit meines ganzen Wesens, und wie ich aus einer sehr tief eingehenden Erfahrung weiß, das eigentliche Unglück meiner Existenz ausgesprochen. Es ist eigentlich ein doppelter Mangel: die Einbildungskraft ist nicht unabhängig und der Verstand nicht alleinherrschend. Dieser im eigentlichsten Sinn tantalische Zustand quält mich schlechterdings unaufhörlich. Unternehme ich eine Verstandesarbeit, so bin ich im Abstrahiren nicht tief, im Analysiren nicht streng, im Raisonniren überhaupt nicht systematisch und trocken genug; wage ich an etwas Poetisches zu denken, so sind mir die Flügel gelähmt und die Sehnen wie zerschnitten. So lange ich nun bloß lebe, empfange, zurückgebe, genieße und wirke, so geht es ganz gut; vielmehr unterstützt mich diese Zwitterhaftigkeit, ich kann andern eben dadurch manchmal viel seyn, und werde immer mehr im Ganzen, und wirklich auch nicht mit Unrecht scheinen, als ich im Einzelnen bewähren kann. Allein wenn ich daran denke, etwas hervorzubringen, so sehe ich mich in einem wirklich sehr unangenehmen Gedränge. Wo ich zu diesem Endzweck beobachte verliere ich über der Genauigkeit die Anschaulichkeit und über diese jene, und ebenso geht es da, wo ich das Beobachtete hinstellen will. Zwar bin ich gewiß, daß es eine Manier für mich giebt, und daß dieß die einzige ist, durch die ich je dahin gelangen könnte, in meiner Zeit auch für eine spätere zu zählen — aber ich verzweifle diese mir eigen machen zu können. Ich müßte mein Objekt nemlich nie anders, als zugleich mit meinem Subjekt, aber doch so darstellen, daß es darin nicht verloren gienge — und darin sitzt eben der Knoten. In allem was ich noch bisher geschrieben habe, habe ich das wirklich gethan, aber so, daß selbst meine Freunde nur kaum alles sahen, und die andern weder lernten, was ich sagen

[1]) Hederich wird schon im Briefe Humboldts an Schiller vom 29. November 1795 (Leitzmann Nr. 42) als damals in Jena sich aufhaltend erwähnt und von Leitzmann, der einen Schreibfehler annahm (S. 397), irrig auf den Major und Kommandanten von Jena Franz Ludwig Albrecht v. Hendrich gedeutet. Von mehreren in der Jenaer Matrikel vorkommenden Persönlichkeiten dieses Namens ist Friedrich Lebrecht H. aus Krautheim, der seit dem Sommersemester 1789 in Jena studierte, der Zeit nach die passendste.

[2]) Der nicht mehr vorhandene Brief ist von Schiller im Kalender S. 47 unter dem 7. Auguſt eingetragen, vermutlich also an diesem Tage erst abgegangen.

[3]) Am gleichen 6. Auguſt hatte sich Schiller auch Körner gegenüber eingehend über Humboldts Geisteseigenschaften geäußert, Briefe Bd. V, Nr. 1234.

wollte, noch was ich selbst bin. So z. B. giebt es niemanden, der eine größere naturhistorische Treue, eine trocknere Wahrheit suchen kann, als ich bei Beobachtung und Schilderung des Menschen; hat das jemand bei meinen Horenaufsätzen gesehen, und hat er es auch nur sehen können? Eigentlich ist mir kein Unrecht geschehn, wenn man mich schwärmerisch, dunkel, verwirrt genannt, wenn man selbst geglaubt hat, es sey nur ein Haschen nach originell klingenden Phrasen. Die Sache ist nur die, daß ich die Dinge nicht so hinschreiben konnte, wie sie sich in meinem Kopfe gestalteten, und es doch nicht über mich gewinnen konnte, sie anders darzustellen. Auch liegt das nicht bloß im Stil, es liegt vielmehr daran, daß mir noch Grundgedanken fehlen, solche bis auf die ich in allem meinem Denken nur immer komme, die ich aber selbst noch nicht durchschaut habe. Bin ich dieser einmal Meister, oder vielmehr werde ich es je, dann, und nur dann erst kann etwas mit mir werden. Dieß ist es eigentlich, was mich tröstet. Das Talent des Stils, wenn ich auch dahin kommen sollte, manches gut zu schreiben, werde ich nie erlangen; dieß fehlt mir einmal. Ich habe keine Leichtigkeit, sobald ich schreibe, nicht einmal immer — so wenig das auch vielleicht selbst Sie bemerkten — wenn ich spreche. Schon in Geschäften habe ich das ehmals gefühlt. Immer fand ich Schwierigkeit einer Sache einen Ausdruck, eine Form zu geben, und immer am meisten, je leichter die Sache war. Läge es also recht eigentlich am Stil, so würde ich geradehin verzweiflen. Da aber der Fehler noch in den Sachen ist, so hoffe ich eher. Um auf das zurückzukommen, was Sie berühren, so ist es sehr wichtig, daß ich gerade jetzt mehr und viel zu viel auf die Seite des Begriffs neige, dem Genuß, dem Leben im Augenblick, dem Beschäftigen der Phantasie weniger ergeben bin, als sonst. Was die intellektuelle Seite davon angeht, so hat sich dieß vorzüglich bei meinem Berliner Aufenthalt entwickelt, und mehrere zum Theil zufällige Umstände sind dazu zusammengekommen. Was unter diesen die Hauptsache ausmacht, ist die dringende Begierde, und der feste Vorsatz, der vorzüglich da in mir entstand, etwas außer mir, ein eigentliches Werk, ein Werk für andre hervorzubringen, wollte ich dieß, so mußte ich entweder mich selbst außer mich selbst versetzen, mich außer mir darstellen, oder — konnte ich das nicht — simpel aus mir selbst, freilich mit Zurücklassung meines Besten, auswandern. Daß ich beinah dahin gekommen wäre dieß Letztere zu thun, machte die Entfernung von Ihnen, das Lesen einiger Englischer bloß leichter und klarer Schriftsteller, und zum Theil auch Gentz Umgang, der, so geistreich er auch sonst ist, doch für Werke der Phantasie nicht Empfänglichkeit genug besitzt. Vieles von dieser Umstimmung ist in den Abhandlungen sichtbar, die ich gerade in dieser Zeit machte, und von denen noch eine (die ich Sie auch an sich zu behalten bitte) in Ihren Händen ist. Zwar bin ich mit diesen Arbeiten, wie ich gern gestehe, noch jetzt nicht unzufrieden, was die Darstellung betrift, halte ich sie vielmehr sogar für das Beste, das ich gemacht habe, aber ich kann auch nicht läugnen, daß sie mir oft eine große Trockenheit, Weitschweifigkeit und eine gewisse leere Feierlichkeit, die das Bekannte mit Aufwand vorbringt, verrathen. Stellenweis kommt dann manchmal wieder die ältere, damit wunderbar contrastirende

Manier zurück. Jetzt bin ich nun überzeugt, daß ich schlechterdings nichts Bessers thun kann, als Ihrer Ermahnung zu folgen, das Lebendigste in Absicht der Phantasie, und das Tiefste in Absicht auf den Geist in mir rege zu machen, und wenn ich, woran ich jetzt eigentlich nicht denke, dahin komme, etwas selbst auszuarbeiten, doch schlechterdings nicht das Höhere und Bessere der bloßen Klarheit und Bestimmtheit aufzuopfern.

Schade nur ist es, daß gerade das Land, das mir in dieser Hinsicht allein vortheilhaft seyn konnte, mir jetzt verschlossen ist. Denn es ist leider! nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß wir den Plan auf Italien werden aufgeben müssen. Allen Nachrichten nach, deren man doch hier so viele und sichre haben kann, ist schon der Weg dahin, nemlich der von der Oesterreichischen Gränze bis nach Florenz oder Rom so unsicher, daß es mit einer Familie nicht zu wagen ist ihn zu machen, und noch weniger wäre an eine ruhige Existenz dort zu denken. Sie werden sagen, daß sich dieß voraussehn ließ. Dieß war indeß seit den Friedenspräliminarien doch nicht ganz der Fall, und in jeder Rücksicht ist es immer ein Gewinn, diese Gegenden so gesehn zu haben, daß es nicht nothwendig ist, dahin zurückzukommen. Was würden Sie dazu sagen, wenn wir den 1. 8br. nach Paris gingen? Ganz beschlossen ist es noch nicht, aber es geht uns sehr in Gedanken herum. Hier bleiben wir auf keinen Fall über den 1sten 8br. hinaus.

Unendlich begierig bin ich jetzt, wieder Nachricht von Ihnen zu bekommen. Ihr letzter Brief[1]) hat mich doch über Ihre Gesundheit nicht ganz ruhig gelassen. Geben Sie mir ja bald die Gewißheit, daß die damalige Unpäßlichkeit nicht von Folgen gewesen ist, und dann lassen Sie mich, ehe ich Deutschlands Gränzen verlasse, auch noch Ihr Lied[2]) vernehmen, nach dem Sie mir eine so große Erwartung erregt haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne. Es ist eine Gattung, die Ihnen unnachahmlich gelingen muß, und die ich vorzugsweise liebe.

Ich selbst habe weder in Dresden noch bisher hier etwas gemacht, das irgend von Bedeutung wäre. Nur seit ein Paar Tagen ist es mir gelungen, wieder mit Glück am Agamemnon zu arbeiten. Ihn hier zu beendigen, kann ich nicht hoffen, indeß käme ich doch sehr gern um ein gutes Stück weiter. Auch den Chor für die Horen[3]) habe ich nicht vergessen, nur bin ich bis jetzt noch immer nicht dazu gekommen.

Haben Sie das Lycäum gesehn, es soll ja ein Aufsatz über Forster von Schlegel drin seyn[4]), der mir außerordentlich gelobt wird. Einen ähnlichen soll er über Garve im Manuscript fertig haben, in dem er den armen Mann als

[1]) Vom 7. August (Kalender S. 47), verloren.

[2]) Gemeint ist sicherlich der nicht zur Ausführung gekommene Hymnus „Deutsche Größe", dessen erhaltene Skizzenblätter aus dem Frühjahr 1797 stammen; vgl. darüber die Untersuchung von Leitzmann im „Euphorion", Bd. XII (Leipzig und Wien 1905), S. 3—25.

[3]) Dieser Plan ist sonst nicht nachzuweisen.

[4]) „Georg Forster, Fragment einer Karakteristik der deutschen Klassiker", von Friedrich Schlegel, im „Lyceum der schönen Künste", Bd. I, S. 32—78. Berlin 1797.

das Muster der Mittelmäßigkeit darstellt[1]), und auf ähnliche Weise will er alle Deutsche Classiker bearbeiten. Wie glücklich ist jetzt der, den er zu diesen nicht zählt. — Diese Notizen sind mir von Berlin gekommen.

Göthe ist, wie ich aus der dritten Hand durch Gerning[2]) höre, der itzt hier ist, in Zürich und bleibt noch 4 Wochen dort. Ich werde ihm dorthin schreiben[3]). Sein Herrmann soll jetzt, wie ich höre, fertig gedruckt seyn. Ich habe erst bis zum 8ten Bogen.

Leben Sie nun wohl, lieber theurer Freund! Die Li umarmt Sie und Lolo herzlich mit mir, und mein Bruder grüßt Sie freundschaftlichst und wünscht Ihnen viel Geduld beim Durchblättern seines Buchs[4]). Von Herzen adieu! Ihr Humboldt.

23. 1797 Oktober 24.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 15. September, Kalender S. 49; am 30. Oktober bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 52.

München, 24.sten 8br. 97.

Verzeihen Sie mir ja, mein theurer Freund, daß ich Ihnen in so unendlich langer Zeit nicht geschrieben habe; allein ehe ich nicht an den Ort unsrer Bestimmung komme, darf ich nicht darauf rechnen, ordentliche Muße zum Schreiben zu finden. Solange muß ich mich schon begnügen, Ihnen nur dann und wann ein Zeichen des Lebens und einige zerstreute Nachrichten zu geben. Dieser Ort unsrer Bestimmung ist fürs Erste noch immer Paris. Es sind freilich genug Umstände, die uns die Ruhe in Paris gleichfalls verdächtig machen. Allein kein einziger, der wichtig genug schiene, den Plan darnach abändern zu müssen. In Basel werden wir im Stande seyn, gewissere Nachrichten einzuziehen, und dort wird also unser letzter Entschluß gefaßt werden. Sollten wir verhindert seyn, nach Frankreich zu gehen, so bleiben wir den Winter, aller Wahrscheinlichkeit nach in der Schweiz, vermuthlich in Zürich.

So wenig erfreulich die Nachrichten waren, die ich Ihnen über unsre Gesundheit aus Wien geben mußte, so gute kann ich Ihnen jetzt mittheilen. Die Li hat sich in den letzten Wochen unsres Wiener Aufenthalts und während unsrer vierzehntägigen Reise hieher überaus gut befunden, und ist von allen ihren gewöhnlichen Anfällen vollkommen frei gewesen, und ebenso ist es auch mit dem kleinen Jungen[5]) gegangen. Die älteren Kinder und ich sind natürlich ohne allen Anstoß geblieben.

Unsre Reise bis hierher ist mehr unterhaltend, als interessant gewesen. Wir haben in jeder beträchtlichern Stadt einen kleinen Aufenthalt gemacht,

[1]) Dieser Aufsatz ist Manuskript geblieben, da Schlegel ihn durch Schleiermachers Aufsatz im „Athenaeum", Bd. III, S. 129—139 (Berlin 1800) weit übertroffen fühlte.

[2]) Johann Isaak Freiherr v. Gerning (1767—1837), hessischer Geheimrat in Frankfurt a. M.

[3]) Humboldt schrieb schon am folgenden Tage (5. September) an Goethe (praes. Zürich 21. Sept.), Bratranek S. 41—43.

[4]) Vgl. oben im Brief Nr. 18 vom 25. Juni 1797.

[5]) Theodor, geboren am 19. Januar 1797 in Jena, gestorben am 26. Juli 1871 in Berlin, Erbherr auf Ottmachau, vermählt mit Mathilde v. Heineken.

sind hie und da um einige schöne Gegenden zu sehen von der Straße abgewichen, und von Stunde zu Stunde so beschäftigt und den Abend so ermüdet gewesen, daß Sie nur darin, mein Theurer, die Ursach meines langen Stillschweigens suchen müssen. Etwas Einzelnes, etwa ein Gemählde oder ein andres Kunstwerk ausgenommen, bei einer so schnellen Reise genau zu erforschen, gar mehr in das Weniger vor Augen liegende zu dringen, daran ist natürlich nicht zu denken. Allein es ist schon, vorzüglich für mich ein Gewinn, eine solche Menge verschiedner Gegenstände durch seine Phantasie gehen zu lassen, und oft auch Eindrücke zu empfangen, die einem bis dahin noch durchaus neu waren. So habe ich ein Paar sehr interessante Stunden in einem Salzbergwerke bei Berchtolsgaden [1]) zugebracht. Es ist dieß der bequemste Bergbau, den ein Reisender besuchen kann. Man geht trocknen und geraden Fußes in die Gänge hinein, steigt inwendig nur einige bequeme Treppen, und kann sich, wie die Li wirklich that, sogar auf einem kleinen Wagen von Bergleuten ziehen lassen. Sie würden recht gelacht haben, wenn Sie unsern unterirrdischen Zug gesehn hätten. Es sah einer unterirrdischen Cärimonie bei irgend einer griechischen Geheimnißfeier ähnlich. Wir alle mit weißen Hemden über unsrer Kleidung, jeder eine Kerze in der Hand, und die Li in gleichem Talar und auch mit einer Kerze versehn, auf ihrem rothüberzogenen Wagen, und dieß alles in den engen Gängen, deren Wände von den Krystallen des Salzes hie und da in tausend verschiednen Lichtern schimmern. Dieser Anblick des Gesteins ist in der That sehr schön. Man haut nicht bloß Gänge, sondern ganze große Hallen, von mehrern hundert Schritten im Umkreis und 15 bis 20 Fuß Höhe in den Berg, läßt dann Wasser hinein, und aus diesem sich darin mit Salz schwängernden Wasser wird dann das Salz gekocht. Der Salzstein ist mit dünnen Streifen braunen oder rothen Thons durchzogen, und so macht er mannigfaltig gekrümmte Banden und Linien, oft wie der schönste Achat. An andern Stellen schimmert er wieder mehr in kleinen körnigten Kristallen, und an andern endlich macht er dem andern schwarzen Gestein Platz, so daß der Anblick immer wechselt. Der Director des Salzwerks hatte uns einige Hallen mit Kerzen ausstecken lassen und diese unterirrdische Illumination, die die Größe der Halle, in der man stand, mehr ahnden ließ, als zeigte, that eine sehr gute Wirkung. Einzig aber war das Schauspiel für uns, das er uns dadurch gab, daß er vor unsern Augen einige Schüsse thun ließ, den Felsen zu sprengen. Es war in einer weiten Höle, wo unten die Schüsse angebracht wurden, und wir oben so saßen, daß wir den Platz wie von einem Amphitheater übersahen. Von unten zu uns hin gingen ein Paar Treppen hinauf. Schon anfangs war es sehr pittoresk das Arbeiten der Bergleute mit ihren kleinen Lampen zu sehen. Als aber die Schüsse gesetzt waren, wurden alle Lichter ausgelöscht und es war nun vollkommne Stille und Finsterniß. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mahlerisch schön es sich dann ausnahm, so oft ein Schuß losging, erst das Pulver wie eine Fontaine sprudelnd brannte, und dann der Fels mit einem schrecklichen Krachen sprang, und die einzelnen Stücke prasselnd herunterstürzten. Das Hin und Herlaufen der Bergleute,

[1]) Berchtesgaden.

ihre Erwartung und ihre Geschäftigkeit, was man alles nur momentweise sah, solange das Pulver entzündet war, belebte die Scene, und machte das Ganze ordentlich einem Schauspiel ähnlich. — In eben dieser Gegend sahen und befuhren wir auch einen überaus schönen See, den sogenannten Königssee. Er ist ganz mit Gebirgen umgeben, von denen die meisten jetzt schon tief hinunter Schnee haben, und welche dem Wasser die schönsten und mannigfaltigsten Ufer geben, die ich lange gesehn habe. Eine ähnliche gleichschöne Gegend hatten wir schon kurz vorher noch im Oesterreichischen besucht. Die Lage von Salzburg, in dessen Nachbarschaft alle diese Gegenden sind, ist überhaupt außerordentlich schön. Mein Bruder, der dort den Winter mit Haeftens[1]) zuzubringen denkt, wird dort ein prächtiges Frühjahr genießen.

Von Menschen ist mir nichts nur irgend Merkwürdiges aufgestoßen. Im Ganzen hat die Bairische Nation einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ihre starke, kraftvolle Bildung und ihre ofne, und bedeutende Physiognomie muß jeden, vorzüglich den, der eben von Wien kommt, sehr frappiren. Dazu kommt noch das schöne Ansehn des Bairischen Militairs, das äußerst gut gehalten und besser angezogen ist, als ich irgend eins je sah. Mir haben auch einige Theaterstücke, Agnes Bernauerin[2]), Otto von Wittelsbach[3]) u. s. f., die ich als Kind sehr liebte, und für die ich noch einige Schwachheit habe, eine günstige Meynung für Baiern eingeflößt, die noch immer jetzt mit im Spiele seyn mag. Alles Politische, Religiöse und selbst Moralische ist sonst freilich hier erstaunlich zurück.

Hier in München bin ich während der vier Tage meines Aufenthalts viel mit dem Kriegsminister, dem Grafen Rumford[4]), einem gebohrnen Amerikaner umgegangen, der ein merkwürdiger Mann ist, und dessen Einrichtungen, die vorzüglich in Armen und Fabrikanstalten bestehen, auch Ihre Aufmerksamkeit gereizt haben würden. Sein ganzes Bestreben geht eigentlich immer dahin irgend einen Zweck mit dem geringsten Aufwand von Mitteln zu bewirken, und hierin ist er in der That einzig. So speist er 1200 Arme täglich mit einer Suppe[5]), die, wie ich selbst kostete, sehr gut ist, und für diese ganze Anzahl Menschen, wenn man alle mögliche Kosten, Lohn der Mägde, Reparatur der Küche u. s. f. rechnet, doch täglich nicht mehr als 1 Pfund Sterling, 7 Schilling kostet. Gekocht wird diese Suppe mit 12 Kreuzer Holz täglich.

Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich Sie mit Allerlei unterhalte, wenn es anders eine Unterhaltung zu nennen ist. Aber wenn ich nicht schreibe,

[1]) Reinhard v. Haeften (der Name lautet so und nicht: Hansten) aus dem Westfälischen, Leutnant im Grävenitzschen Infanterieregiment in Bayreuth, und seine Schwester waren intim mit Alexander v. Humboldt befreundet. Vgl. K. Bruhns, „Alexander von Humboldt", Bd. I, S. 166 f. Leipzig 1872.

[2]) Vaterländisches Trauerspiel von Joseph August Graf v. Törring-Cronsfeld (1753—1826), München 1780.

[3]) Schauspiel von Joseph Marius Babo (1756—1822). München 1782.

[4]) Benjamin Thompson Graf Rumford (1753–1814), der Gründer des Englischen Gartens in München, lebte später in England und zuletzt in Frankreich.

[5]) Die berühmte sogenannte Rumfordsche Suppe.

was mir gerade zuerst in die Feder kommt, so weiß ich schon im Voraus, komme ich ganz und gar nicht dazu. Sie müssen mir also bis ich irgendwo — seys in Paris oder in der Schweiz — fixirt bin, schon verzeihen. Auf dieß Fixirt-seyn freue ich mich sehr, soviel Unterhaltung mir auch die Reise gewährt. Ich habe große Lust zu arbeiten, und mancherlei Plane. Komm ich nach Frankreich, so hoff ich besonders thätig zu seyn, meinen Aufenthalt dort für meine wissenschaftlichen Endzwecke zu benutzen.

Wie geht es Ihnen, mein lieber theurer Freund? Wie begierig bin ich das zu hören, wieviel gäbe ich darum, einmal einen Tag bei Ihnen zu seyn. Wie innig werde ich mich einmal dieser Rückkunft freuen. Schreiben Sie mir doch auf alle Fälle nach Basel, abzugeben in der Deckerschen Buchhandlung. Ich verlasse Basel schwerlich vor dem 9, 10ten 9br. und trift Ihr Brief auch später ein, so wird er mir nachgeschickt.

Von Göthe höre ich schlechterdings nichts. Ich hatte ihm von Wien aus nach Zürich geschrieben [1]), aber er hat mir nicht geantwortet. Ich habe die Hofnung, ihm noch in der Schweiz zu begegnen, beinah aufgegeben.

Leben Sie herzlich wohl! Die Li grüßt Sie und Lolo.

Ihr Humboldt.

Schicken Sie uns doch den Musenalmanach nach Basel.

24. 1797 Dezember 7.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 30. Oktober, mit dem er den Musen-Almanach für 1798 übersandt hatte, Kalender S. 52; am 11. Dezember abgegangen und am 28. Dezember bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 55.

Paris, 7. Xbr. 97. nr. 1[2]).

Endlich, mein theurer Freund, sitze ich zum erstenmale nach langem Umtreiben wieder allein in einer eignen Stube, an meinem eignen Caminfeuer und dieser erste Moment häuslicher Behaglichkeit sei Ihnen geweiht! Schon so lange sehnte ich mich, mich wieder in nähere Verbindung mit Ihnen und Göthe zu setzen, aber ich war der flüchtigen und abgebrochnen Zeilen überdrüssig, ich wollte erst dann wieder anfangen, wenn ich ruhig schreiben und sicher fortfahren könnte, nun aber können Sie auch gewiß auf ein richtiges Erscheinen meiner Briefe rechnen. Nach der Entfernung, in der wir jetzt leben, scheint mir ein Zwischenraum von vier Wochen so gerade recht zwischen zwei Briefen, und dieß ist also die längste Pause, die Sie nun erwarten dürfen. Eine längere, darauf können Sie sicher rechnen, wäre Schuld der Post, nicht die meinige.

Die Existenz, die wir hier in unsrer Wohnung gefunden haben, ist so ruhig und still, daß ich manchmal Mühe haben werde mich zu überzeugen, daß ich in Paris bin. Wenn Sie einen Plan von Paris bei der Hand haben (ich weiß, daß Sie es lieben, die Localitäten zu kennen) so suchen Sie

[1]) Am 5. September (praes. Zürich 21. Sept.), vgl. die vorletzte Note zum Brief Nr. 22.

[2]) Humboldt begann in Paris wieder seine Briefe an Schiller zu numerieren, setzte dies indes nur bis zu seiner Nummer 7 (richtiger 8) vom 12. Juli 1798 fort. Erst in Italien 1802 begann er dann wieder eine neue, dritte Nummernreihe.

Sich im faubourg St. Germain die rue de Verneuil auf, und in dieser gerade der rue St. Marie gegenüber liegt unser Haus. Es ist dieß ein ruhigeres, luftigeres und gesünderes Quartier als die entgegengesetzte Seite der Seine und doch sind wir im Grunde selbst von den besten Schauspielen nicht allzuweit (für Paris nemlich) entfernt. Unsre Wohnstuben gehen hinten auf freie Höfe hinaus, und so können wir uns vollkommen reiner Luft und hellen Lichtes erfreuen. Wir haben zugleich Gelegenheit im Hause selbst kochen zu lassen, und so sind wir beinah wie in Jena (nur freilich unendlich isolirt in der ungeheuren Stadt) eingerichtet. Ich erwähne dieser Dinge mit Fleiß, da sie auf meine Stimmung einen mächtigen Einfluß ausüben. Ich muß das Gefühl haben, fest und häuslich établirt zu seyn, wenn mir irgend eine Thätigkeit gelingen soll. Mit unsrer Gesundheit ist es auf der Reise sehr gut gegangen; seit mehreren Jahren hat sich die gute Li, die Sie beide herzlich umarmt, nicht so wohl befunden. Hier geht es weniger gut. Sie hat [sich] seit mehr als 8 Tagen schon an rheumatischen Uebeln, woran aber vielleicht nur unser erstes Absteigequartier und die Kamine Schuld waren, übel befunden. Jetzt geht es schon besser, und ich habe eine recht frohe Aussicht für den Winter. Fällt ja etwas vor, so haben wir an dem Doktor Grapengießer [1]), den Sie ja wohl einmal in Jena sahen, und der jetzt hier ist, einen eifrigen und kenntnißvollen Arzt.

Eigentlich sind wir schon sehr lange hier. Schon den 18ten 9br. kamen wir hier an. Aber diese drei Wochen verliefen so schnell mit dem Suchen des Quartiers und den ersten Einrichtungen, daß wir darin nur wenig zu uns selber kamen. Der letzte Theil unsrer Reise war nicht mehr sehr angenehm, unglücklicherweise gerade der durch die Schweitz nicht. Wir hatten meist schlechtes Wetter, und kaum gelang es uns noch einige schöne Tage zu benutzen. Diese gewährten indeß auch vorzüglich der Li, der dieser Anblick ganz neu war, ein großes Vergnügen, vor allem die schöne Alpenkette bei Zürich. Göthen trafen wir leider nicht mehr, allein die Spuren seines Andenkens erheiterten uns einen sonst sehr verdrießlichen Tag. Wir fuhren bei ganz dunklem fatalen Wetter von Rapperswyl, am Ende des Zürcher Sees, nach Zürich und aßen den Mittag in einem Dorfe am See. Ganz ohne daß wir es ahndeten entdeckte es sich da, daß der Wirth ein Onkel von Meyer sey und daß Göthe dort mehrere Wochen gewohnt habe [2]). Wir besuchten seine Stube, den Altan, von dem er eine herrliche Aussicht genossen haben muß, erkundigten uns viel nach seinem Thun und Befinden, und aus den Reden des sehr verständigen Wirthes glaubten wir schon da das Daseyn

[1]) Karl Johann Christian Grapengießer aus Mecklenburg (1773–1813), später konsultierender Arzt König Friedrich Wilhelms III., 1813 Chefarzt eines Kriegslazaretts und als solcher am Typhus gestorben. Am 8. Mai 1796 hatte Humboldt ihn, der im Begriff sei, eine Reise nach Italien, Frankreich und England zu machen, an Goethe empfohlen. Goethe-Jahrbuch Bd. VIII, S. 65. Frankfurt a. M. 1887.

[2]) Johann Heinrich Meyer (1760 - 1832), Hofrat und Direktor der Zeichenschule in Weimar; er war am 20. September auf der Rückkehr aus Italien in Zürich mit Goethe zusammengetroffen; das Dorf am See, wo sie wohnten, war Stäfa.

einer neuen Arbeit zu bemerken, die Sie uns nun im Tell verkündigen[1]). Nur um 8 Tage haben wir uns verfehlt, und hätte er mir auf meinen Brief von Wien aus[2]) geantwortet, so hätte ich mich sicherlich so einrichten können, ihn noch zu finden. — Am Rheinfall, an dem wir lange verweilten, habe auch ich gar sehr Ihres Tauchers gedacht. Wohl ist er von Punkt zu Punkt wahr, und ich habe bewundert, wie Ihnen diese Schilderung, ohne alle intuitive Kenntniß gelungen ist. — Die Reise durch Frankreich hieher war nicht weiter interessant. Der Weg von Basel bis hier berührt keinen einzigen wichtigen Ort, und keine einzige schöne Gegend; indeß ist es ein fruchtbares, sehr gut bebautes Land, und dieß und die Kultur und Humanität der Bewohner — an die man bei uns nicht gewöhnt ist — macht einem den Weg dennoch angenehm. — Bei dem hiesigen Aufenthalt ist schlechterdings auf keinen Fall etwas zu besorgen. Nicht allein, daß jetzt hier eine vollkommne Ruhe herrscht, so ist auch mit Sicherheit abzusehn, daß dieser Zustand nun daurend seyn wird, und auf jeden Fall hat der Fremde, der nicht die Unklugheit begeht, sich in Händel zu mischen, die ihn nichts angehn, auf keine Weise etwas zu besorgen. Wer, wie ich, so harmlose Dinge als alte Literatur und ästhetische Grillen treibt, kann überall ruhig seyn, vorzüglich aber jetzt hier, wo die Polizei außerordentlich gut, und doch weder durch Formalitäten, noch durch Aufsicht lästig ist, wo Fremde mit der ausgezeichnetesten Humanität behandelt werden, und wo wirklich ein lebendiges und wahres Interesse für Wissenschaft und Gelehrsamkeit herrscht.

Ich gestehe es gern, daß Paris einen unendlich vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich mir außerordentlich darin gefalle, und daß ich gewiß bei meiner Abreise ungern aus einer Welt scheiden werde, die ein so buntes Gemisch verschiedenartiger Elemente, soviel Stoff für das mannigfaltigste Interesse in sich enthält. Besonders in dem jetzigen Augenblick findet man hier vereinigt, was man sonst nirgends antrift, und für mich zählt schon bloß die Menge der Menschen, aus den verschiedensten Gegenden, die Zusammenkunft mannigfaltiger Talente in der Gesellschaft und die rege Bewegung in welcher dieß alles in und durch einander wirkt. Sollten Sie darin vielleicht ein zu einseitiges Interesse des Verstandes finden, so müßten Sie einmal auf einer der Seine Brücken oder in den Tuilerien stehen, um durch den Anblick dieser Schönheit der Stadt auf einmal auch Ihre Phantasie begeistert zu fühlen. Ich habe in der That nie einen Punkt gesehen, der soviel Größe, Pracht und Schönheit auf einmal in sich vereint. Denken Sie Sich nur den beträchtlich breiten Fluß, den das Auge auf der einen Seite, so weit es nur trägt, verfolgen kann, über den Fluß drei wirklich schöne und kühne

[1]) Am 14. Oktober 1797 hatte Goethe Schiller geschrieben, ein poetischer Stoff habe sich hervorgetan, der ihm viel Vertrauen einflöße; er sei fast überzeugt, die Fabel vom Tell werde sich episch behandeln lassen, Briefe Bd. XII, Nr. 3663. Schiller fand in seiner Antwort vom 30. Oktober die Idee sehr glücklich und verbreitete sich weiter darüber, Briefe Bd. V, Nr. 1269.

[2]) Humboldts mehrfach erwähnter Brief vom 5. September.

Brücken, an dem einen Ufer der prächtige Quais mit den weiten großen Gebäuden, den reichen Läden und Ausstellungen aller Art, auf der andern vorzüglich das Louvre in seiner Größe und Einfachheit, dann die Thuilerien mit ihrem prächtigen Eingangsplatz, den schönen Terrassen, vielen Statuen, hinter den Thuilerien der große Revolutionsplatz, hinter diesem die Elisäischen Felder und nur Wald und Garten soweit man sehn kann; denken Sie zu diesem Local die Menge der Menschen, den ewigen Wechsel der Scene; und ohne noch der Erinnerungen zu erwähnen, die sich bei diesen Orten, diesen Namen von selbst herbeidrängen, frage ich Sie ob leicht irgend eine Ansicht in einer andern Stadt die Einbildungskraft so zu begeistern im Stande ist? Vorzüglich liegt das Eigne dieses Effects und der Charakter dieser Ansicht darin, daß auf der einen Seite alles Gewühl, alles Widrige und Gehässige einer unermeßlichen Stadt, auf der andern die freie Natur ist, und daß sich die Stadt nach und nach für das Auge in die letztere verliert. Jenseits des pont neuf nach dem pont St. Michel zu sieht man nichts als schmale, schlechte, hohe Häuser mit ungeheuren Feuermauern, kleinen und vielen Fenstern, enge dichtgedrängte Gassen, gothische Bauart, nach und nach an den Quais werden die Gebäude schöner und größer, die Straßen weiter, bis am Ende das Auge, wenn es den Fluß verfolgt, auf den freien Horizont und die schönen Wälder jener großen Spaziergänge trift. Unwiderstehlich wird der Blick durch das Interesse, das eine solche Menschenmasse immer mit sich führt, in die Mitte der Stadt hingerissen, und wiederum so gern und willig rettet er sich in die freie und liebliche Natur. Ich habe oft gesagt, daß wenn mir Paris je misfallen sollte, ein Spaziergang auf den Terrassen der Tuilerien mich gewiß wieder damit aussöhnen würde.

Von Sachen habe ich hier noch nicht sehr viel gesehen; einige Schauspiele, das Museum und eine Sammlung französischer Alterthümer, wie man es nennen könnte, ausgenommen, eine Sammlung nemlich der Statuen und Denkmäler, die man in verschiednen Epochen der Revolution aus den Schlössern, Kirchen, Gewölben u. s. f. weggenommen hat, und nun zusammenstellt und chronologisch ordnet. Das Museum wird vorzüglich alle Gemählde enthalten, deren nun ein so reicher Schatz hier zusammengekommen ist. Ob die Statuen auch darin aufgestellt werden sollen? weiß ich nicht. Auf alle Fälle wäre, nicht wegen der Kleinheit des Saals (denn er ist immense) aber wegen der Menge der Sachen, nur für wenige Raum. Es ist eine ungeheuer lange Gallerie im alten Louvre, in der man jetzt beschäftigt ist, die Gemählde zu ordnen und aufzustellen. Man ist sehr eifrig damit beschäftigt und täglich wird darin gearbeitet. Dieß macht, daß man gleichsam einer neuen Schöpfung zusieht, und sehr häufig neue Dinge entdeckt, die vorher noch verborgen standen. Es sind göttliche Raphaels und vorzüglich auch Rubens da. Doch habe ich es noch zu wenig studiren können, um Ihnen etwas Ausführliches darüber zu sagen.

Auch in den Schauspielen war ich bis jetzt nur wenig. Von diesen müssen Sie Sich nur in gewisser Art viel vorstellen. Das Hervorstechendste ist hier nach Aller Geständniß der Tanz in der Oper. Es giebt vorzüglich

zwei Ballets, Psyché, und Telemach, von denen jedermann bezaubert ist[1]). Die Li sah bald nach unsrer Ankunft Psyche und war entzückt davon. Jetzt da ich in Ruhe bin, sehe ich recht bald eins oder beide und dann verspreche ich Ihnen eine detaillirte Schilderung davon. Von der Musik kann ich Ihnen nichts sagen. Soviel höre ich, daß der Gesang sehr schlecht seyn soll. Was ich bis jetzt vorzüglich sah, ist die ernsthafte Comödie, und diese ist nun im höchsten Grade — französisch, aber in dieser Gattung auf einem Theater hier sehr gut. Fast alle Stücke, die man giebt, Farcen ausgenommen, sind fortwährende Moralen in Alexandrinern; diese finden bei dem Publicum einen unbegreiflichen Beifall, und werden von den Schauspielern am besten gespielt, so gut in der That, als es nur irgend möglich ist. Wie diese trockne Art zu moralisiren, bei der kein Gedanke neu, selten nur der Ausdruck kraftvoll, und höchstens obgleich dieß fast immer der Vers gut gearbeitet und durch einen gewissen Kontrast auf Effect berechnet ist, so großen Beifall erlangen kann, ist mir immer ein Räthsel. Es bestätigt mir aber immer mehr, daß im Französischen Nationalcharakter der Verstand die Hauptrolle spielt. Dieß zeigt sich auch in den Schauspielern. Alle passionirte Stellen mislingen ihnen, wenigstens unserm Gefühl nach, dagegen declamiren sie alle raisonnirenden und vorzüglich die im Ton der strafenden Satire sehr gut. Indeß hängt dieser Geschmack des Publicums noch mit andern Seiten zusammen. Vieles davon ist Vorurtheil und alte Regel, die Komödie muß einmal moralisch seyn; dann aber scheint es mir auch wieder ein Nationalzug zu seyn, daß, wenn sie einmal aus dem Gesuchten, Conventionellen, Heroischen ins Natürliche übergehn wollen, sie ins Moralische und nicht gerade in die geistvollste Moralität verfallen. Sollte Ihnen dieß nie bei der Lectüre von Diderot aufgefallen seyn? Aus seiner Abhandlung über das Theater, die ich in Wien erst las, habe ich mir darüber merkwürdige Stellen aufgezeichnet. Freilich mag nun auch in einer Stadt wie die hiesige, oft der Fall vorkommen, daß der Zuschauer in der Erinnerung der Geschichte seines Tags bei sich oder seiner Familie, es gern sieht, daß der Dichter ihm so in den Busen greift, und so mag sein Beifall zwar ziemlich materiell, aber immer ehrlich genug seyn. — Nichts wird wahrscheinlich mich von der ganzen Französischen Bühne so sehr für sich gewinnen, als das, was mir auch ihr im höchsten Grade eigen scheint, die kleinen Stücke, die nichts als aneinandergereihte Conversationsscenen sind. Von dieser Art sah ich neulich eins, das mich unglaublich amüsirte. Hier sind Dichter, Schauspieler und Zuschauer alle durchaus an ihrem Platz, und so ist es natürlich, daß auch alles gelingt. — Das eigentliche Tragödien Theater (théatre de la rue de Louvois) ist

[1]) „Psyché. Ballet-pantomime en 3 actes". Musik von Miller, Text von Pierre Gardel. Wurde vom 14. Dezember 1790 bis zum 10. April 1829 nicht weniger als 1161 mal aufgeführt. — „Télémaque dans l'ile de Calypso. Ballet héroïque en 3 actes". Musik von Miller, Text von Gardel. Vom 23. Februar 1790 bis zum 30. August 1826 im ganzen 416 mal aufgeführt. Vgl. Th. de Lajarte, Bibliothèque musicale du théâtre de l'opéra, catalogue historique, chronologique, anecdotique. Tome I, p. 366 f. u. 369. Paris 1878.

seit dem 18. fructidor geschlossen[1]), weil die Direction auf der Bühne Aristokratische Grundsätze gezeigt hat. Dieß hat eigentlich die besten Schauspieler besessen. Diese werden gewiß anderswo wieder sich vereinigen, allein dieß kann bei der allgemeinen Eifersucht dieser Menschenklasse gegeneinander ziemlich lang noch dauern. Jetzt giebt man nur auf schlechten Theatern Tragödien. Ein neues Stück eines gewissen Le Merciers[2]) (nicht des bekannten Mercier[3]) Agamemnon hat großes Glück gemacht, doch unverdienterweise, wie man sagt. — Von Ihnen hört man hier nicht selten sprechen. Ihre Räuber sind in einen Robert, chef des brigands[4]) umgeformt, der zu einer gewissen nicht guten Zeit der Revolution viel Glück gemacht hat. Mir ist diese Misgeburt (denn dazu ist es gewiß geworden) noch nicht zu Gesichte gekommen. Haben Sie damals das Unglück gehabt wild und roh behandelt zu werden, so droht Ihnen nun eine vielleicht noch schlimmere Gefahr in eine recht eigentlich französische Tragödie in Alexandrinern und selon toutes les regles umgeschaffen zu werden. Ein junger Dichter, Jolly[5]), hat sich Ihren Karlos von einem Deutschen meiner Bekanntschaft übersetzen lassen, und ist nun daran, darnach ein Stück zu machen. Er hat den guten Vorsaz nicht eher anzufangen, als bis er mit dem Plane ganz in Richtigkeit gekommen ist, und will mir die Ehre anthun, diesen Plan meiner Prüfung zu unterwerfen. Er ist ein angenehmer Mensch im Umgang, ein guter und heitrer Kopf, und besitzt das Talent recht gute und glückliche Verse zu machen. Aber zur Tragödie fehlen ihm offenbar die Kräfte. Indeß hat er schon eine Tragödie gemacht, die ich aber noch nicht sah[6]). Bis jetzt hat er mir bloß ein Manuscript einer ziemlich matten Uebersetzung von Gesners erstem Schiffer mit-

[1]) Das von Alexandre-Théodore Brongniart erbaute Theater war am 1. Juli 1793 eröffnet worden, vgl. J. A. Dulaure, Histoire de Paris. 4. éd. Tome 9, p. 113. Bruxelles 1828. Seine von Humboldt erwähnte Schließung am 18. Fructidor (4. September 1797) war auf Grund der Verordnung des Directoire exécutif vom 25. Pluviose an IV (14. Februar 1796) erfolgt, nach welcher solche Theater geschlossen werden sollten, „sur lesquels seraient représentées des pièces tendant à dépraver l'esprit public et à réveiller la honteuse superstition de la royauté" (!), im Bulletin des lois de la république française, an IV, No. 178. Am 17. Floréal an IX (7. Mai 1801) wurde das Theater wieder geöffnet, am 12. Juni 1808 neuerlich geschlossen; zuletzt wurde das Dekorationsmagazin der Opéra dort untergebracht, nachdem schon einmal diese letztere selbst nach der Ermordung des Herzogs von Berry 1820 dort vorübergehend Unterkunft gefunden hatte.

[2]) Louis-Jean-Népomucène Le Mercier (1771—1840), Mitglied des Instituts. Die Uraufführung seines „Agamemnon" erfolgte am 24. April 1797.

[3]) Louis-Sébastien Mercier (1740—1814).

[4]) Jean-Henri-Ferdinand La Martelière, eigentlich Schwindenhammer (1761—1830), vollendete 1786 seine Bearbeitung der „Räuber", die 1792 unter dem Titel „Robert et Maurice ou les brigands" aufgeführt wurde. Im Jahre 1793 erschien das Werk im Druck unter dem Titel „Robert, chef de brigands" und im gleichen Jahre die von ihm gedichtete Fortsetzung „Le tribunal redoutable ou la suite de Robert". Im Jahre 1799 ließ er eine Übersetzung weiterer Dramen Schillers als „Théâtre de Schiller" erscheinen.

[5]) Joseph Joly (1772—1840), Schriftsteller und Übersetzer.

[6]) Eine von Joly gemeinsam mit Rattier verfaßte Komödie „Sophocle et Aristophane" wurde 1797 aufgeführt. Handschriftlich ist von ihm eine Tragödie „Elfride" vorhanden.

getheilt. — Ihr Plan zu einem Theaterkalender[1]) gefällt mir sehr wohl. Er existirt bis jetzt nicht und ist doch in jeder Rücksicht Bedürfniß. Sehr gern will ich mir Mühe geben, Ihnen hier einen tauglichen Correspondenten zu schaffen. Einen andern aber, als der bloß statistische Nachrichten liefert, werden Sie selbst wohl nicht erwarten, hier zu finden. Solange ich hier bin, und dieß sind doch sicherlich 6 Monate, vielleicht auch ein Jahr, erbiete ich mich sehr gern selbst zu diesem Geschäft. Meine Frau und ich gehn doch beide oft ins Theater und da die Li sich auf die Musik versteht, so ist zugleich dafür gesorgt. Ich könnte Ihnen eine Liste der Theater, der vorzüglichsten neuen Stücke, der berühmtesten Schauspieler schaffen; ferner, wenn Sie es wollten, mein Urtheil über die Wahl der Stücke, das Spiel und den Tanz im Ganzen und hie und da im Einzelnen, und den Geschmack des Publikums. Ich könnte dieß alles entweder selbst in einige kleine Aufsätze bringen, oder Ihnen nur fragmentarisch mittheilen, und Ihnen die Redaction überlassen. Da Sie mit 1799. anfangen wollen, könnten Sie eine solche Uebersicht des hiesigen Theaters für 1798. einrücken. Beiläufig muß ich Ihnen aber hiebei erinnern, daß es nicht leicht eine theurere Schriftstellerei als die über das hiesige Theater geben kann. In die guten ist es nicht möglich unter 1 Laubthaler zu gehn, eine kleine damit verbundene Abgabe für die Armen und den Wagen noch nicht gerechnet. Sie sind wohl so gütig mir, wenn Sie dieß genehmigen, Ihre Gedanken über die Punkte, die Sie eigentlich in Ihrem Kalender abhandeln wollten, ausführlicher mitzutheilen.

Für den Almanach[2]) danke ich Ihnen herzlich. Er hat uns, seitdem wir ihn besitzen, schon manche frohe Stunde gemacht. Ich hatte in meiner Ungeduld, ihn zu sehen, zugleich ihn mir von Cotta verschrieben und so fand ich in Basel zwei Exemplare. — Unter Ihren Beiträgen kann ich nicht läugnen, daß der Taucher und der Handschuh für mich immer den Preis behalten. Aber Körners Urtheil über den Ibycus kann ich schlechterdings nicht unterschreiben[3]). Trocken könnte ich dieß Stück in keinem Verstande und in keinem noch so kleinen Grade nennen. Mir ist es gleich nach jenen bei weitem das Liebste, und so oft ich es auch jetzt schon gelesen habe, so kehre ich doch immer noch dazu zurück. Es liegt eine Größe und Erhabenheit darin, die Ihnen wiederum ganz eigen ist. Vorzüglich von der Erwähnung des Theaters an, ist die Schilderung göttlich. Das Gemählde des Amphitheaters und der Versammlung ist so lebendig, groß, und klar, schon die Namen der Völker versetzen in jene

[1]) In dem Brief vom 22. Dezember an Johann Friedrich Unger (Briefe Bd. V, Nr. 1286) verbreitet sich Schiller näher über den Plan. Vgl. auch seinen Brief vom 30. April 1798 an Friedrich Cotta (ebenda Nr. 1338). Körner äußerte sich am 12. Februar 1798 beifällig über das „Plänchen", Briefwechsel Bd. IV, S. 70.

[2]) Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1798.

[3]) In Körners Brief an Schiller vom 27. September, Briefwechsel Bd. IV, S. 51—53. Vgl. zu Körners Urteil die Äußerungen Schillers in seinen Briefen an Körner vom 2. Oktober, Briefe Bd. V, Nr. 1259, und vom 27. April 1798, ebenda Nr. 1336; letzterem zufolge teilte aber auch Goethe Körners Urteil, das Schiller selbst „für gar nicht ungegründet" hielt, in keiner Weise. Körner äußerte sich nochmals ausführlicher zur Sache in seinen Bemerkungen zum Musen-Almanach für 1798, aus seinem Nachlasse abgedruckt in Briefwechsel Bd. IV, S. 96—113 (vgl. dort S. 109 u. 110).

glückliche Zeit, daß ich kaum etwas Prächtigeres für die Phantasie kenne. Und nun der Chor der Eumeniden, wie er in seiner furchtbaren Größe auftritt, des Theaters Rund umwandelt, und endlich, selbst dann noch schauerlich verschwindet. Hier ist die Sprache zugleich Ihnen so individuell und der Sache so angemessen, daß ich mir nicht läugnen kann, bei diesem Chor eigentlich noch mehr und noch etwas Höheres gefühlt zu haben, als bei dem Griechischen des Aeschylus, so nah Sie auch diesem geblieben sind. Schon diese Sprache, diese Versart, selbst der Reim macht, daß sich das, was sonst nur modernen Werken eigen ist, mit dem Antiken gattet. Die Erhabenheit für Phantasie und Herz, die dem Griechischen Ausdruck so eigen ist, gewinnt jetzt noch, dünkt mich, einen Zuwachs mehr für den Geist. Es wäre schwer im Einzelnen zu zeigen, worin dieß liegt. Aber es muß doch in einer kleinen Nüance sentimentaler Behandlung versteckt seyn. So sind z. B. die schönen Zeilen: „und wo die Haare lieblich flattern, Um Menschenstirnen freundlich wehn" von dieser Art. Diese Erinnerung an den Contrast dieser Ungeheuer mit der Lieblichkeit der Menschennatur, diese Reflexion die den Dichter in sich zurück führt, hätte der alte Dichter nicht gemacht. Der Reim mag hier auf eine sonderbare Weise zugleich mitwirken. Man kann nicht läugnen, daß der Aeschylus überhaupt, besonders aber seine Eumeniden, etwas Steifes, Hartes und Grelles haben. Der Reim mischt nun, wenn Sie mir es verzeihen wollen zu sagen, gleichsam etwas Gothisches hinzu, und so wird bei einer glücklichen Behandlung das Fremde, Sonderbare und Schauderliche vermehrt. Vielleicht aber bringt auch nur diese völlige Uebertragung des Antiken in eine uns ganz eigenthümliche und uns angebohrne Manier, uns den Gegenstand näher, stimmt nur uns besser, und vermehrt nur dadurch subjectiv den Effect. Ich kenne nichts Dankbareres für die Kenntniß und Ausbildung der Eigenthümlichkeiten verschiedener Zeiten und Nationen, als eine solche Manier, die fremde Ansicht, den fremden Ausdruck so ganz in ein uns eigenthümliches Gewand zu hüllen. Bei allem andern und eigentlichen Uebersetzen geht man immer mehr aus seinem eignen Charakter heraus, als man das Fremde in denselben hinüberzieht, es ist daher immer mehr oder weniger bloß eine gelehrte Arbeit, und hilft unmittelbar vorzüglich nur der Sprache, weniger dem Charakter. Für mein Gefühl wenigstens ist mir das sehr deutlich. Jede bloße Uebersetzung läßt mich kalt, da so eine eigentliche Umwandlung des Fremden in die eigne Natur bis in das Innerste der Seele eingreift. Ihnen aber vorzüglich gelingt es, Griechische Stoffe in diesem Kostüme zu behandeln; in den Göttern Griechenlands und Ihrer Uebersetzung der Iphigenie sind Stellen, die gerade eben dieses Verdienst besitzen und eben diese Empfindung hervorbringen. Dieß Stück im Ibycus ist daher, dünkt mich, meisterhaft und läßt dem strengsten Tadel nichts übrig. Sollte ich hingegen an diesem Gedicht etwas tadeln, so wäre es der Anfang. Die Erzählung des Mords des Dichters scheint mir nicht gedrängt genug und stellenweis zu matt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir ists, als wären Sie anfangs nicht gleich in der energischsten Stimmung gewesen, oder als hätten Sie Sich die Arbeit da zu leicht gemacht. Zu den matten Stellen rechne ich S. 269. „So muß ich hier — — erscheint" und auf derselben Seite: „Erkennt — — — die Züge,

die ihm theuer sind". Mit dem Polykrates kann ich den Ibykus schlechterdings nicht in Eine Klasse setzen; beide sind für mein Gefühl wesentlich verschieden. Am Polykrates, den ich sehr liebe, tadle ich eigentlich nichts; ich sagte nur damals, und das finde ich auch noch, daß er mir zu sehr bloße Erzählung ist, daß er nicht genug auf eine bestimmte Wirkung ausgeht, und darum auch eine zu schwache macht, die Phantasie sehr angenehm umspielt, aber das Herz ziemlich kalt und den Geist unbeschäftigt läßt. Der Mangel, den ich ihm finde, liegt also im Inhalt. Der Ibycus hat dagegen einen außerordentlichen Gehalt; er ergreift tief; er erschüttert; er reißt hin und man muß immer wieder zu ihm zurückkehren. Auf der andern Seite aber scheint es mir, daß das Détail vielleicht hätte sorgfältiger gearbeitet seyn können; da der Polykrates hingegen gerade dadurch, durch seine rasche, bilderreiche, lebendige Diction in hohem Grade glänzt. Indeß scheinen auch Sie mir beide Stücke zu Einer Gattung zu zählen und sie, da Sie sie angegriffen glauben, gemeinschaftlich zu vertheidigen, und dem Taucher und dem Handschuh scheinen Sie weniger Werth beizulegen. Ich wünschte hierüber wohl mich näher mit Ihnen zu verständigen. Ueberraschend schön sind noch im Ibycus die Uebergänge, und die schwierige Erzählung der Entwicklung ist Ihnen sehr gut gelungen. — Von Ihren beiden übrigen Romanzen ist mir der Ritter Toggenburg die liebste. Schilderung und Ton sind charakteristisch und machen dadurch Effect. – Der Eisenhammer ist mir zu sehr Ballade. Ich weiß ihm nicht gerade einen Tadel, aber es ist nicht die Gattung, die ich liebe. — Sehr sanft und schön ist das Geheimniß, und von Ihnen erinnere ich mich bisher nichts Aehnliches gesehn zu haben. Es ist auch äußerst hübsch versificirt. — Die Worte des Glaubens liebe ich vorzüglich. Sie sind so kräftig von Gehalt, und gehen auch so rüstig in Ton und Vers einher. — Der Obelisk u. s. f. sind hübsche Einfälle; besonders spaßhaft ist die Brücke und wird viele sehr intrigiren, die sich nicht werden überzeugen können, daß Sie sie verstanden haben. — Von Göthens Beiträgen schreibe ich ihm selbst einmal ausführlicher. Der Gott und die Bajadere trägt auch bei mir den Preis davon. Doch liebe ich auch die Braut von Korinth sehr. Sie kleidet die Nordische Gespensterwelt so schön in Griechische Anmuth. An Mignon ist treflich, so wie auch der neue Amor, den ich schon durch Jacobi kannte[1]). Die Li hat ein besondres Gefallen am Zauberlehrling und es ist wahr daß der alte Besen charmant ist. — Schlegels Zueignung ist, wie Sie ganz richtig sagen, über alles, was er bisher geliefert hat. Es spricht wahre Empfindung darin, und doch ist das Ganze so sehr in seinem ihm eignen Ton, daß man es nicht verkennen könnte. Der letzte Vers[2]) hat mich aber doch lachen machen. Wirklich scheinen Sie Sich vorgenommen zu haben, allen Taufzeugnissen und Chronologien zuwider ewig der Liebe Jugend zu feiern, und wenn man 40 weibliche Jahre so artig und jugendlich zu behandeln weiß, als er und sie, so darf niemand daran zweiflen, daß sie diese

[1]) Dies Gedicht war im Dezember 1792 in Münster im Hause der Fürstin Gallitzin entstanden, durch die es Jacobi zugekommen sein wird.

[2]) „Wir werden stets der Liebe Jugend feyern."

Kunst verstehn. Psychologisch merkwürdig bleibt es mir indeß immer, daß ein Mensch, wie es doch bei Schlegel sicherlich ehrlich der Fall ist, von dieser Liebe leben kann. Es wäre unerklärlich, wenn er nicht seine Eitelkeit so fest zugleich damit verwebt hätte. — Die entführten Götter sind ein wenig lang, aber doch sonst recht gut. — Den Prometheus kann man, einzelner gut gesagter Stellen ungeachtet, wirklich nur aus Pflicht lesen[1]), und Arion ist unausstehlich kalt und trocken. — In der Liebe auf dem Lande[2]) ist wirklich ein tiefer Sinn und ein eigner Geist, und es gehörte nicht wenig dazu, diesen so in ein so sonderbares und groteskes Gewand zu kleiden, ob er gleich darin eigentlich nun doppelt hervorsticht. — Dem Schmid[3]) kann ich keinen rechten Geschmack abgewinnen; mehr gefällt mir der Keller[4]). Doch ist er so fürchterlich inkorrekt. Solche Hexameter sollte am wenigsten ein junger Dichter sich erlauben. Auch ist das Ganze doch zu sehr Nachahmung der Götheschen Elegien. — Die Imhof[5]) hat einige recht hübsche Sachen, die ich noch nicht kannte. Doch thut es mir eigentlich um ein Talent in diesem Maaße immer leid. Es kann eigentlich nur eine kleine Zeit gehen. Es hat seinen Kreis zu schnell vollendet und muß sich dann nur selbst wiederholen. Sie sollte sich auf das Uebersetzen und wo möglich größerer Stücke legen. — Sind die beiden „Louise . . ." unterzeichneten vielleicht von der Frau? Guidos Aurora gefällt mir darunter vorzüglich[6]).

Soviel über den Almanach. Von mir und meinen Beschäftigungen kann ich Ihnen noch wenig sagen. Ich glaube, daß ich Ihnen von Wien aus schrieb[7]), daß ich dort meinen Agamemnon um eine Scene wenigstens weiter brachte. Ich denke ihn nun hier, und wenn es gut geht, bis Ende Januars etwa zu vollenden. Außerdem aber werde ich schwerlich etwas hier arbeiten, es müßten denn kleine Aufsätze über hiesige Gegenstände oder Recensionen über neue französische Produkte seyn. Zwar liegen mir meine philosophischen Ideen sehr am Herzen, und für sie soll mir der hiesige Aufenthalt gewiß nicht unnütz verstreichen. Allein zum eigentlichen Schreiben dürfte ich doch schwerlich kommen. Ich muß hier die Gegenwart benutzen. Dieß ist offenbar wichtiger und es ist hinlänglich, wenn ich auch nur mit bereicherter Erfahrung, allenfalls mit Materialien für künftige Arbeiten zurückkomme. Ein sonderbares und trauriges Gefühl giebt mir die Einsamkeit, in der ich mich mitten in Paris und seitdem ich Dresden verließ, trotz aller mannigfaltigen Bekanntschaften befinde. Ueber gewisse und gerade die angelegensten Ideen nicht nur mit niemand reden zu können, sondern auch so gewiß zu seyn, daß

[1]) Auch Goethe hatte schon am 25. September 1797 über A. W. v. Schlegels „Prometheus" an Schiller geschrieben: „Den Prometheus hat Meyer nicht auslesen können, welches denn doch ein übles Zeichen ist." Briefe Bd. XII, Nr. 3658.

[2]) Von Goethes Jugendfreund Lenz.

[3]) Siegfried Schmidt in Friedberg (1774—1825).

[4]) Heinrich Keller (Schriftstellernamen: H. J. Burke, F. H. Thelo, Heinrich v. Itzenloe), 1771—1832, Dichter und Bildhauer.

[5]) Anna Amalie v. Imhof, später verehelichte v. Helvig (1776—1831).

[6]) Verfasserin ist nicht Karoline v. Wolzogen, die „Frau", sondern Luise Brachmann, eine Weißenfelser Dichterin (1778—1822).

[7]) Brief vom 4. September 1797, oben Nr. 22.

niemand weit und breit ist, der nur irgend Sinn, nur irgend Lust oder Fähigkeit hätte sie zu verstehen! Fände ich hier wirklich nur Einen in dieser Rücksicht interessanten Menschen, d. h. nur Einen selbstthätig philosophischen Kopf, so würde es mir ein großer Genuß seyn, unsre Ideen an einer so fremden Eigenthümlichkeit zu prüfen. Aber daran verzweifle ich ganz, wenigstens bis jetzt stieß mir auch nur von fern nichts von der Art auf. Besonders aber fehlt es an einem gewissen Eifer und einer Betriebsamkeit, auch das Fremde sich zu eigen zu machen, an der Ahndung, daß es leicht besser seyn könnte, als das Eigne. — Dennoch glaube ich, würde ich den Mangel dieses geistigen Genusses nur wenig fühlen, der Reichthum an Stoff zu Reflexionen würde mich leicht vergessen lassen, daß es an Mitteln, die gemachten mitzutheilen fehlt, wenn sich nicht bei mir mit diesem Gefühl zugleich das Entbehren der Freundschaft verbände. Allein wie sehr ich Sie vermisse, lieber theurer Freund, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Ich denke unendlich oft an die Zeiten, die wir mit einander verlebten, jeder gehaltvollere Gedanke in mir erinnert mich so lebhaft daran; aber fast noch öfter fühle ich die Freude vorher, die ich empfinden werde, wenn ich zum erstenmal wieder zu Ihnen zurückkomme, und wir uns nach einer langen Trennung wieder vereinigt sehen. Schreiben Sie mir bis dahin ja recht oft, schreiben Sie mir ganz wie sonst von Ihren Arbeiten, Ihren Ideen. Ich erschrecke noch ordentlich, als Sie einmal anstanden, mir das Manuscript vom Wallenstein nach Italien nachzuschicken. Sie müssen es, dächte ich, fühlen, wie willkommen mir gerade vorzugsweise das seyn muß, wovon es rund um mich her auch nicht die mindeste Ahndung giebt. In der That rechne ich es zu den Vorzügen meines hiesigen Aufenthalts, daß mir die Deutsche Natur in ihrem Adel und ihrer Vortreflichkeit erst hier recht klar werden wird. — Ich werde meine Briefe sorgfältig numeriren und drunter immer genau den Tag des Abgangs bemerken. Thun Sie das Gleiche. Die Briefe gehn sehr sicher. Nur geschieht es meistentheils, daß die abgehenden und ankommenden Briefe auf der Post eröfnet werden — eine Vorsicht, die man der Regierung in jetziger Zeit nicht verdenken kann. Auch ist keine Heimlichkeit dabei. Denn man empfängt die ankommenden fast gewöhnlich offen. Wenigstens war es vor einer oder zwei Wochen so. Mir ist es sehr einerlei, ob meine Briefe gelesen werden, und Ihnen ist es unstreitig ebenso. Verspäten thut es das Abgeben nicht. Die Adresse, die ich Ihnen neulich durch Körners schickte, ist etwas weitläuftig. Versuchen Sie einmal folgende unmittelbare: au Citoyen Humboldt, à Paris, rue de Verneuil, faubourg St. Germain, vis à vis la rue St. Marie, nr. 824. — Theilen Sie diesen Brief, wenn Sie wollen, Göthen[1]) und Körnern[2]) mit. Ich schreibe beiden selbst recht bald. — Wir umarmen beide recht herzlich Sie und die gute Lolo. Adieu! — Schreiben Sie mir doch ob die Horen fortgehn?

Ich kann nicht frankiren; thun Sie es auch nicht.

Abgeschickt 11. Xbr. 97.

[1]) Schiller an Goethe am 29. Dezember, Briefe Bd. V, Nr. 1293.

[2]) Schiller an Körner am 24. Januar 1798, Briefe Bd. V, Nr. 1304.

Stille Gedanken einer Frühvollendeten.

Aus den nachgelassenen Papieren
von
Olga von Gerstfeldt.[1])

Zum Geleit.

„Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Goethes „Wahlverwandtschaften" haben dieses Wort bekannt gemacht. Aber es ist dort eine Lesefrucht, und zum ersten Male ist es ausgesprochen worden in der Renaissance, die durch die Entdeckung dieser Wahrheit auf allen Gebieten des Lebens und der Kultur charakterisiert ist. Ein starker Individualismus gründete sich darauf. Was dem Menschen das Wertvollste war, das schien das absolut Wertvolle zu sein: der Mensch. Wenn heute diese Stimmung einer mehr sozial oder kosmopolitisch orientierten gewichen ist, und die Schranken der Individualität stärker empfunden werden als ihre Kräfte, so liegt sie doch ausgeprägten Persönlichkeiten immer wieder nahe, und ist, einmal bewußt geworden, überhaupt wohl ein dauerndes Spannungselement unseres Lebens geblieben. Es war konstitutiv für sie, die uns mit ihren „Stillen Gedanken" zum letzten Male grüßt. Sie hat das volle Glück der Höhenluft, die aus solchem Bewußtsein quillt, sie hat die tiefste Erfahrung der Einsamkeit, in die es uns bannen kann, gekannt. Im Sommer des Lebens ist sie dahingegangen, unvollendet, aber ungealtert; mehr noch im Streben als schon im Bescheiden. Hat doch das Alter nicht nur vieles gelernt, sondern auch manches vergessen. — Ein Lebensgang mit nicht alltäglichen Schwierigkeiten und Härten, der Besitz hochbedeutender Geistesgaben, wie er ein starkes Vertrauen zu ihnen erwecken muß, eine künstlerische Natur, die Schönheit und Anmut überall suchte und gab, in Gesang und Sprache bisweilen Vollendetes leistete, eine durchgreifende Energie des Willens, der ein soldatisches Draufgehen nahe und freiwillige Resignation fern lag, ein scharfer Wahrheitssinn, der auch um des Friedens willen mit keiner Halbheit paktieren konnte, ein Schicksal, dessen äußere Führung ihr nach manchen Wanderzügen nicht zufällig Italien als Heimat und Grab sowie als Gegenstand hingebendsten, arbeitsfrohesten Studiums zuwies, eine tiefglühende Leidenschaft von unberührtester weiblicher Reinheit — alles das mußte zusammenwirken, um ihre Persönlichkeit, so wie sie war, zu

[1]) Unsere Zeitschrift veröffentlicht nur eine Auswahl aus den „Stillen Gedanken", um die heimgegangene Mitarbeiterin zu ehren; ein vollständiger Druck derselben wird den Freunden der Verstorbenen in memoriam zugehen.

formen. In jüngeren Jahren hat sie diese ausgeströmt in Gedichten „Aus Sturm und Stille", deren persönliche, intime Aussprache ihr Reiz und auch ihre Grenze ist; unbefangener, abgeklärter, wie von der Ahnung frühen Scheidens ausgereift, künden sie uns die „Stillen Gedanken". Und auch ihre Schriften: „Hochzeitsfeste der Renaissance", „Umbrische Städte", weit zerstreute Novellen und Aufsätze, von denen einige soeben in den ihrem Gedächtnis gewidmeten „Pilgerfahrten in Italien" mit Arbeiten ihres Gatten Ernst Steinmann verbunden sind, andere noch der Sammlung oder auch der Drucklegung harren —, haben von ihrer Persönlichkeit Wärme und Farbe. Wer sie im Leben gekannt hat, trug Gewinn davon. Sie gehörte zu den Menschen, die idealbildend wirken, weil sie die eine oder andere Eigenschaft in idealer Vollkommenheit besitzen . . .

Es lohnt dem Wanderer, an einem Grab am Wege einen Augenblick zu ruhen und dem Geist, der es umschwebt, zu lauschen. So hat sie versucht, des Lebens Sinn zu deuten, seine Rätsel zu lösen, seine Aufgaben zu erkennen, so Rom und Italien verstanden, so gelebt und geliebt. Und ich? Und du?

Hans von Soden.

Leben und Schicksal.

„Wir sind hier, um zu werden, — nicht um zu sein!" Das ist kein übler Spruch! Denn „Werden" bedeutet eine aufwärtsstrebende, emporwachsende Bewegung, „Sein" einen Stillstand. Und stillestehen dürfen wir nimmermehr. Stillstand ist der Tod der Seele. Und wir sollen nicht nur wachsen, sondern wir sollen uns dieses Wachstums auch bewußt werden. Weiter und weiter soll der Horizont unseres Denkens sich dehnen; schärfer soll das Auge in die Weite spähen, gespannter das Ohr auf die inneren Stimmen lauschen lernen. Und haben wir abermals eine Stufe unserer Entwicklung erklommen, dann blicken wir umher, halten Umschau und freuen wir uns des neuen Besitzes. Gleich dem Bergsteiger, der den gefahrvollen Gipfel erklommen hat, und im Bewußtsein seiner Kraft hochatmend mit stolzem Blick herniedersieht auf die Landschaft zu seinen Füßen, so dürfen auch wir uns glücklich wähnen den steilen Pfad zurückgelegt zu haben und ein neues, weites Lebensbild von hoher Warte zu überschauen.

Wer sich vielen hingibt, vieles will und vieles sucht, dem geht eine der schönsten Gaben des Lebens rettungslos verloren. Das ist die stille Einkehr der Seele in ihre eigenen Tiefen, wo es so geräuschlos sein soll wie in verträumten Burgruinen, in denen die Sonne ihre Strahlen einspinnt, oder wie in friedlichen Klostergängen, wo nur schweigsame Gestalten auf leisen Sohlen lautlos vorübergleiten. Also huschen auch die Gedanken durch die Stille dahin, warm wie Sonnenstrahlen. Wer kein solches Heiligtum der schweigenden Sammlung im Herzen trägt, der hat auch keine Zuflucht inmitten der Unrast des lärmenden Lebens, wohin er aus dem Alltagsstaube sich retten kann zu stiller, erquickender Einkehr.

Das Glück liegt nicht in dem, was wir im Leben erreichen oder besitzen — vielmehr in dem, worauf wir willig verzichten lernten. Nicht am Verlangen soll das Glück gemessen werden, sondern am Entbehren. Je besser wir zu entbehren gelernt haben, desto glücklicher sind wir. Deshalb sehen wir so oft stille Zufriedenheit aus den Augen derer leuchten, denen nur ein enges, dunkles Plätzchen in der Welt zuerteilt ist, — und dagegen die mürrische Miene steten Mißvergnügens bei solchen Menschen, die alle Gaben des Glückes zu besitzen scheinen. Entsagung ist der Schlüssel dieses Geheimnisses.

Wenn man friedlich und einsam, fern dem großen Getriebe der Weltstädte, auf stiller Scholle lebt, wenn die Zeit unhörbar dahinschleicht, und man vergebens auf ihre Taktschwingungen lauscht, — dann verliert auch der, welcher sonst stets die Endlichkeit des kurzen Daseins empfindet, leicht die Wahrnehmung der schwindenden Tage. Nur die Arbeit ist dann zugleich Maßstab und Ergebnis.

Wir können auf Menschen nur durch Ruhe wirken, nie durch Unrast. Wer andere beeinflussen will, sei vor allem mit sich selber fertig.

Wer den tiefen Segen ernster Arbeit kennt, der kann nicht verzweifeln; und wer die Würde des Unglücks erfaßt hat, den kann kein Sturm völlig zu Boden werfen. Wie die griechische Karyatide leicht und sicher jedes Gewicht zu stützen scheint, so wird bei einem solchen Menschen die tragende Kraft stets der niederdrückenden Last entsprechen. Gebeugten Hauptes, aber aufrecht wird er am großen Gebäude der menschlichen Genossenschaft ein stützender Pfeiler sein; denn wer im kleinen seine Pflicht erfüllt, ist auch für die Gesamtheit tätig.

Wer kennt nicht die Melancholie des Lebens? Diese nagende, zersetzende Traurigkeit, die alles Licht auslöscht und das ganze Dasein wie in graue Dämmerung hüllt. Mit ungestümen und törichten Fragen bestürmt der Mensch in solchen Stunden den Himmel, der in eherner Gelassenheit, kalt und stumm, ihm jegliche Antwort verweigert. Als einzige Rettung erscheint so manchem dann der Tod, weil mit ihm das Fragen aufhört, und all das Suchen und all die wunde Müdigkeit. Aber der Tod ist keine Lösung im Sinne einer Antwort; er ist wiederum ein Problem, denn wir wissen nicht, wohin er führt und was er bedeutet.

Auch das heiterste Leben spielt sich vor einem dunklen Hintergrunde ab.

Wie zaghaft ist das menschliche Herz, wie fahnenflüchtig! Breitet der Schmerz seine dunkeln Wolken beschattend über unseren Weg, so versuchen

wir sofort uns feige in die Verachtung des Lebens zu retten und möchten verzweifelt das Leben von uns werfen. So sei es nicht mit uns! Mit offener Stirn blicke der Mensch dem Leid ins düstere Angesicht und spreche zu ihm: „Hier bin ich — dein Gegner!"

Aber es gibt in diesem Leben auch Schmerzen, die niemals ganz überwunden werden können, und es gibt menschliche Treue, die nicht aufhören wird, ein zerstörtes Lebensglück zu betrauern. Für den, welcher so leidet, gibt es noch einen letzten Trost, eine letzte Hoffnung. Wer mit gesenktem Blick und dunklen Gedanken durch das Leben schreitet, wer auf Menschen und Dinge nur noch durch den Schleier der Tränen zu blicken vermag, der kann dem Tode still und vertrauensvoll und ohne Furcht ins rätselhafte Antlitz sehen. Ihm ist er ein Freund, ein Helfer, ein Erlöser. Sein Kommen bedeutet nicht Schrecken, sondern Befreiung. Er wird die Fesseln lösen, die so bitter schmerzten, die Brust stille werden lassen, die heißen Schläfen kühlen und dem müden Fuß die Rast des erreichten Zieles gewähren.

Wohl dem, der das Leben abzulegen vermag wie ein Gewand, das ihn nur schlecht vor Sturm und Kälte geschützt hat, und der eingehen kann in den ewigen Schlaf wie ein Kind, dem von selbst die müden Augen zufallen!

Eigene Wege sind immer Dornenwege, und wer auf ihnen durchs Leben schreitet, ist ein Märtyrer.

Unsere Zeit.

O Genügsamkeit, freundlichste aller Tugenden, Mutter der Zufriedenheit wie selten bist du geworden! Umsonst sucht man dich heute in den Herzen der Menschen, umsonst am stillen Herde der Familie, den du einst so lieblich schmücktest! Die Unzufriedenheit ist das Kainsmal, das unsere Zeit an der Stirne trägt; sie hat alle ergriffen, hoch und niedrig, arm und reich. Keiner will sich mehr mit dem Los begnügen, das ihm beschieden ist. Jeder strebt über die ihm gezogenen Grenzen hinaus; er will mehr, er will anderes. Und aus der Bitterkeit dieses Zwiespalts wird eine Summe von Schmerzen für unser Geschlecht geboren, die unseren Vorfahren erspart geblieben sind. Erst die Zukunft kann und wird die Lösung der sozialen Probleme bringen, die aus dieser unseligen Gärung hervorgegangen sind.

Religion.

Die Worte, die einst Christus gesprochen hat, sind nicht allein durch ihre lautere Wahrheit und Weisheit verehrungswürdig, sondern schon dadurch, daß sie durch zwanzig Jahrhunderte der Trost zahlloser Menschen gewesen sind, der lebenden wie der sterbenden. Es spricht aus ihnen eine so weitsichtige Erkenntnis der Bedürfnisse des einzelnen wie der Gesamtheit, daß sie oft noch auf unsere komplizierten Daseinsbedingungen passen, die doch so völlig

anderen Voraussetzungen entspringen als die einfachen Verhältnisse des jüdischen Volkes vor zweitausend Jahren.

Vergänglichkeit.

Gibt es überhaupt Worte, um die Vergänglichkeit des Lebens in ihrer unsäglichen Tragik zu schildern? Dieses lautlose Dahingleiten, das wir in völliger Ohnmacht mit ansehen, ohne es auch nur eine einzige Stunde zurückhalten zu können; dieses unerbittliche Schreiten, immer vorwärts, immer weiter ins Dunkel hinein, in die Ungewißheit der Zukunft, in die Gewißheit des Todes! Mit zitternden Händen klammern wir uns an den Augenblick und flehen: „Verweile doch, du bist so schön!" Aber die Zeit ist wie Wasser, das wir mit den Händen schöpfen, und das durch unsere Finger rinnt, unhaltbar. Und die Zeit ist wie eine Handvoll Sand, die uns entgleitet, ob wir gleich mit gekrampften Muskeln sie greifen. Und die Zeit ist wie ein wildes Pferd, das kein Zaum zu hemmen vermag, und das in rasendem Lauf uns hinträgt, bis uns der Atem vergeht und die Sinne schwinden. Und die Zeit ist ein gewaltiger Sturmwind, der uns erfaßt, als wären wir vergilbte Blätter, die im Herbste vom Baume herabgeflattert sind, und die im Kreise auf und ab und hin und her gewirbelt werden, bis sie im großen Abgrund verschwunden sind. Und die Zeit ist ein breiter Strom mit lautlosen, raschen Fluten, der uns dahinträgt auf eilenden Wellen an den wechselnden Ufern des Lebens vorüber, ohne Rast, ohne Verweilen, bis wir einmünden in das uferlose Meer der Vergessenheit. Grausame Zeit, Gebieterin über alle menschlichen Lose, unerbittliche, unaufhaltsame! Da wir uns fügen müssen unter dein hartes Gesetz, so gib uns die Kraft, es willig zu tun! Mögest du nicht uns an Ketten weiter zerren wie Sklaven und den Widerstrebenden Gewalt antun; nein, wir folgen dir, wir halten Schritt, und aufrecht gehen wir den Weg, der uns gewiesen ist, als Überwinder, nicht als deine Knechte.

Ich ging einen Weg, den ich zuletzt gegangen war, als mein Herz sechzehn Jahre geschlagen hatte und erfüllt war vom Licht des Morgenrots am Himmel des Lebens. Nun ging ich den Weg zum zweiten Male, und die Birkenstämme standen wie silberne Säulen vor der fernen Bläue der weiten Moorlandschaft. Im Nebel des bewölkten Westhimmels sank langsam die übergroße, glutrote Sonne herab und schwand im grauen Dunst des Abends. Und das „Einst" und „Jetzt" stand klar und scharf vor meiner Seele, und mir wurde deutlicher noch als sonst bewußt, wie wesenlos unsere Zeitbegriffe sind! Wenn der Mensch die Zeit erfassen und begreifen will, ist es nicht so, als wollte er sich erkühnen, mit der kleinen Spanne seiner Hand das Himmelsgewölbe zu messen? In dem uferlosen Zeitenmeer ist unser Leben eine kleine Welle! Sie rauscht, sie schwillt, sie bäumt sich auf in drängender Ohnmacht, und dann bricht sie sich am Ufer, am vereisten Gestade des Todes . . .

Also gehen wir dahin.

Es ist gut und heilsam, wenn wir uns die Vergänglichkeit unseres Lebens und die Kürze unserer Tage stets gegenwärtig vor Augen halten. Und nirgends ist das leichter als an den Stätten, wo wir früher einmal glückliche Stunden verlebt haben, und zu denen wir erinnerungsvoll und doch als Fremde wiederkehren. Nichts kann uns greifbarer das Gefühl geben, daß wir ohne Spur dahingehen, als wenn wir die alten Plätze aufsuchen, die einmal unser Glück oder unser Leid beherbergt haben, und wenn wir dort jener gedenken, die damals Gedanken und Empfindungen mit uns teilten und jetzt uns ferne sind, oder längst vielleicht hinüberglitten in die dunklen Tiefen, wo wir ihnen nicht folgen können mit unserer Liebe. Und doch ist alles noch ganz so wie es damals war: — die Berge sind noch so blau im Morgenduft, die Gletscher noch so silberweiß im Sonnenlicht; das Meer rauscht fort und fort die alten Weisen in den gleichen großen Rhythmen; der Fluß eilt dahin in einförmigen raschen Wellen, heute wie vor Jahren, und auf den grünen Wiesen weidet das Vieh; durch die dämmernden Hallen des Domes gleiten schattenhaft die Menschen — doch unsere Stätte kennt uns nicht mehr. Noch kehren wir zurück, einmal, zweimal vielleicht, — dann sind auch wir den dunklen Weg gegangen, und die Welt, die wir gekannt und geliebt haben, an der wir teil hatten, wie wenn sie unser Eigentum wäre, — — sie gibt anderen, was sie uns gegeben, bis auch sie, im ewigen Kreislauf der Zeit, sich zu uns gesellen an das Gestade der Vergessenheit.

Glück.

Wie viele von den Menschen, auch von den besten, klagen über ein „verfehltes Leben" und sehen den Schiffbruch ihres Glückes darin, daß ihnen versagt blieb, was ihren Wünschen einst als das ersehnte Ziel ihrer Existenz erschienen war. Ihnen allen möchte ich helfen, indem ich ihnen sage: der Charakter ist das Schicksal. Wir selbst gestalten unser Leben; wir selbst machen es wert oder unwert, gelebt zu werden; wir selbst können es bereichern und vertiefen, auch wenn es scheinen sollte, als sei es „verfehlt". In diesem Sinne ist jeder seines Glückes Schmied. Wohl sind die Schicksalsschläge hart, denen unsere menschliche Ohnmacht preisgegeben ist; unbegreiflich erscheinen oft die Prüfungen, unnütz die Qualen, die wir erdulden müssen. Denn wie oft, ja wie oft sind es gerade die besten unter den Menschen, die am schwersten leiden müssen. Wohl heißt es, daß wir nur im Kampfe erprobt werden können, daß wir uns nur dann bewähren, wenn wir das Leid durch Geduld und Stärke überwinden. Gewiß: der ethische Wert der Trübsal ist nicht zu leugnen. Allein der ethische Wert des Glückes wird viel zu wenig anerkannt. Wie würden gute Menschen sich entwickeln, wenn sie in den warmen Sonnenstrahlen des Glückes ihre schmerzversenkten Seelen öffnen könnten, wie sich dem Licht die Blume öffnet. Und trotzdem bleibt das Wort bestehen: Der Charakter ist das Schicksal. Wer sich am Abend nach des Tages Hast und Hitze sagen kann: ich habe gut zu leben versucht, die Pflichten erfüllt, den Menschen genützt — den wird ein tiefer Friede mit seinen

Segnungen erfüllen. Und wer an jedem Abend dieses Friedens teilhaftig, dem muß aus dem Wachsen dieser stillen Freudigkeit bald eine seltsam sichere Stimmung werden: das Bewußtsein, über dem Schicksal zu stehen und ein Glück zu besitzen, das unantastbar ist.

Italien.

Nirgends kann das Herz gesunden wie in Rom, nirgends den Wunden Heilung werden wie an jenem unversiegbaren Born der Schönheit. Denn dort lernen wir die Kleinheit unserer inneren und äußeren Welt an der Größe ewig waltender Schicksalsmächte messen. Indem wir uns verlieren, erstehen wir zu neuer Lebensfreiheit.

Ich kenne keine Landschaft, die gleich der umbrischen das Gemüt beseligt und erbaut. Hier muß man fromm und mitleidig werden und mit dem heiligen Franziskus alle Dinge — Sonne und Wind und Blumen — seine Brüder und Schwestern nennen. Ja, man könnte wie er dem Tode vertraulich die Hand entgegenstrecken.

Schluß.

Ich frage mich zuweilen, ob diese Blätter wohl einmal hinausfliegen werden in die weite Welt, um den Herzen der Menschen die Botschaft meiner stillen Gedanken zu bringen. Ich habe wenig und vielleicht auch viel zu sagen, je nachdem meine Worte von mir seelennahen oder seelenfernen Menschen gelesen werden. Manchen, so meine ich, könnte ich freudig die Hände entgegenstrecken und ihnen, den Suchenden, zeigen, welche Wege ich gewandelt bin aus Einsamkeit und Finsternis zum kraftvollen Erkennen unserer Ziele und eines persönlich erreichbaren Glückes. Keine strengen Worte der Ermahnung habe ich denen entgegen zu halten, die an der Oberfläche des Lebens heiter und sorglos dahinflattern. Keinen himmelanstürmenden Flug verwegener Hoffnungen, wie sie Idealisten eigen, kann ich über die Welt dahinsenden, keine begeisterten Hymnen anstimmen, um mit den Optimisten alles gut zu heißen, was uns zuteil wird: „dans le meilleur des mondes possibles“. Die schwere Last der dunklen Tage liegt auf meinen Schultern, und die kurze Endlichkeit unseres Daseins wirft wie ein Schatten, der unzertrennlich neben mir wandelt, über jede Stunde den Schleier der Wehmut. Ich habe schwer an der Not des Lebens getragen und trage weiter an der Not der Menschen. Doch wer alles begreift — der kann alles verzeihen, und darum wäre mir vielleicht die Gabe verliehen, die innere Kraft der Erkenntnis, die nach so bitterem Kampf mein eigen wurde, auch anderen mitzuteilen. Aber wie? Aber wann?

Schloß Crossen an der Elster.

Von

Otto Eduard Schmidt.

Ungefähr in der Mitte zwischen den betriebsamen Fabrikstädten Zeitz und Gera, genau an dem Punkte, wo von der Hauptlinie der Eisenbahn ein Schienenstrang westwärts nach Eisenberg abzweigt, liegt der behäbige Marktflecken Crossen und darüber am Rande des die Elster begleitenden Höhenzuges das ansehnliche Schloß Crossen. Liebliche Gartenanlagen ziehen sich von der nach Osten schauenden Terrasse ins Tal und endigen unten in einem kleinen, durch verträumte Gewässer und uralten Baumwuchs anziehenden Parke. Außerhalb dieses Bezirks führt eine Fahrstraße zum Schlosse empor auf einen geräumigen Vorplatz, der mit Kavalierhäusern und Stallgebäuden umgeben ist. Daran schließt sich der im Rechteck geschlossene zweistöckige Schloßbau in einfachen barocken Formen, dessen vier Flügel einen länglichen Hof umgeben. Das stattliche steinerne Wappen über dem Südportale: der gekrönte Wolf mit dem Feldmarschallstab und dem Posthorn, erklärt das Schloß zum Eigentum der Grafen Flemming, die es in der Tat fast zwei Jahrhunderte besessen haben. Ein uralter kreisrunder Turm, der Überrest einer früheren Burganlage, scheint unseren Schritt zu hemmen; denn er steht gerade vor der inneren Mitte des Südflügels. Aber mitten durch ihn hindurch ist wenigstens für den Fußgänger ein gewölbter Gang gebrochen. Er führt uns ins Innere des Hofes, in dessen Mitte, malerisch und verwittert, der Gipsabguß einer jener Herkulanerinnen steht, die einst (1736) aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen von Savoyen von Wien nach Dresden kamen und dort den Grundstock der Dresdner Antikensammlung bildeten. Wir gehen vorüber auf den schmalen Nordflügel zu, der in drei Stockwerke gegliedert und, von einem Giebel gekrönt, allein einen bildnerischen Schmuck der Fassade zeigt: eine anspruchslose klassizistische Dekoration naturalistischer Girlanden und anderer Zieraten in Stuck. Das Ganze atmet die vornehme Ruhe eines abgeklärten Geistes und macht uns gespannt auf die Daseinsspuren, die sich hinter den hohen Flügeltüren im Innern finden müssen. Doch bevor wir eintreten, ein kurzes Wort über die ältere und älteste Geschichte der merkwürdigen Scholle, auf der wir stehen, und des sie schmückenden Schlosses.

Crossen ist ein sehr alter Ort. Es liegt da, wo schon in der Zeit der deutschen Eroberung der von Weida und Gera auf dem linken Elsterufer sich hinschlängelnde Heerweg aufs rechte Ufer des Flusses übergeht, um über Cosweda und Haynsburg oder über Nickelsdorf und Breitenbach die alte Bischofstadt Zeitz zu erreichen. Crossen war also in den erbitterten Kämpfen zwischen Slawen und Deutschen, die sich im 10. und 11. Jahrhundert hier abspielten, eine der wichtigsten südlichen Vormauern des Zeitzer Bistums, und die schon genannte Haynsburg und die „Kempe" bei Breitenbach — ein geschlossenes System gewaltiger Erdwälle mit darin aufgeführten Steinbauten — bezeichnen die befestigten Stationen der von Zeitz nach Crossen führenden Heerstraße. Als im Jahre 995 König Otto III. den Gau Ponzowe mit Crozna (castrum Crozsena) dem Bischof Hugo II. von Zeitz schenkte, war wohl auch in Crossen nur eine solche doppelte Ringwallanlage vorhanden, wie sie für die ältesten germanischen Volksburgen der Elstergegend typisch ist. Aber im 12. Jahrhundert, als Martinus de Crossen et Volcwinus frater eius (1140) und Martinus de Croszen et filii eius (1157) und Ludovicus de Croszne (1166—1191) in den Urkunden des Bischofs von Zeitz als dessen Ministerialen erscheinen, war der aus Erde und rohen Feldsteinen zusammengeworfene Burgwall schon durch einen kunstvollen steinernen Burgbau ersetzt, von dem noch heute der oben erwähnte gewaltige Bergfrit übrig ist. Seine Maße sind etwas bescheidener als die des in seiner ganzen Höhe und ursprünglichen Gestalt erhaltenen Haynsburger Bergfrits (8,90 m Durchmesser gegen 12,40, 21 m Höhe gegen 33 m); auch trägt der Crossener Bergfrit oben nicht mehr den mächtigen kegelförmigen Steinhelm wie der Haynsburger Bruder. Aber dort wie hier finden wir dasselbe festgefugte, fast fensterlose Sandsteinquaderwerk, das im letzten Grunde durch viele Vermittlungsglieder hindurch auf die Regeln des Vitruv und auf römische Vorbilder zurückgeht, die das Zeitalter der Ottonischen Renaissance zu neuem Leben zu wecken verstand. Der Crossener Steinturm war das feste Bollwerk der ganzen Burganlage, der Zufluchtsort der Burgleute in allen den Kämpfen mit den vom Süden her andringenden Sorben des Vogtlandes und der oberen Maingegenden, mit Czechen und Polen, er war es aber auch in den inneren Fehden des Reiches und seiner Fürsten. Die anderen Gebäude: Zwinger, Kemenate und Pallas waren von leichterer Art, teilweise wohl nur aus Fachwerk errichtet, wie die entsprechenden Teile der Wartburg. In dieser Verfassung blieb Crossen, wenn es auch gelegentlich einmal verpfändet war, das ganze Mittelalter hindurch eine stiftische Burg des Zeitz-Naumburger Bistums. Als aber die lange Reihe dieser Bischöfe nach Einführung der Reformation 1564 mit Julius v. Pflugk erlosch, kam auch für Crossen eine neue Zeit. Kurfürst August von Sachsen verlieh es im Jahre 1585 für zwanzigjährige treue Dienste an Wolf Ernst v. Wolframsdorf auf Lebenszeit, und sein Sohn Kurfürst Christian I. machte das Lehen 1587 erblich. Der neue Besitzer riß die zuletzt unter stiftischer Herrschaft verwahrlosten alten Wohn- und Wirtschaftsgebäude nieder, nur den Bergfrit ließ er unangetastet, und baute auf rechteckigem Grundriß ein neues Schloß im Geschmacke der deutschen

Renaissance mit runden Portalen und Steinsitzen, mit hohen Schneckengiebeln, geräumigen Sälen und Zimmern, die auf soliden, im Kreuzbogen eingewölbten Kellern ruhten. Diese Kellergewölbe finden sich noch heute unter dem ganzen Schloß; auch die gewölbte Galerie an der Nordostecke des Erdgeschosses, ferner die kleine Wendeltreppe in der Nähe des Bergfrits und das gewölbte Kaminzimmer im Oberstock sind vom Wolframsdorffschen Bau übrig. Aber das Vermögen der Wolframsdorf litt im Dreißigjährigen Kriege; 1662 kam Crossen durch Versteigerung zuerst an die Famile Stange, dann im Jahre 1700 durch Kauf an den Geheimen Rat Naumburgischen Kammerdirektor und Amtshauptmann zu Tautenburg Freiherrn David v. Fletcher. Dieser, der Abkömmling einer schottischen Familie, war ein reicher und neumodischer Herr. Er brach also das Wolframsdorfische Schloß bis auf die obengenannten Teile ab und führte auf seinen Fundamenten den heute noch stehenden, behaglich vornehmen Barockbau auf. Den alten Bergfrit hätte er wohl am liebsten beseitigt, der aber stemmte allen Einreißegelüsten seine wohlgefügten Steinquadern trotzig und erfolgreich entgegen. So wurde nur der oberste Teil des Turmes, der Steinhelm, abgebrochen und durch einen als Uhrturm gedachten achteckigen, zierlichen Aufbau ersetzt; unten aber wurde durch das Verließ der noch jetzt vorhandene Zugang zum Schloßhof gebrochen. Dem Westflügel wurde eine geräumige Kirche, dem Ostflügel ein durch zwei Stockwerke aufsteigender Festsaal eingebaut. Das Werk wurde laut einer lateinischen Inschrift des Festsaals unter Kaiser Leopold I. begonnen, unter Joseph I. fortgesetzt und erst unter Karl VI. vollendet, der Bau erstreckte sich also mindestens über die Jahre 1701—1711. Kirche und Festsaal wurden durch zwei italienische Meister Giovanni Carovera und Bartolomeo Quadro in überaus charakteristischer Weise ausgeschmückt. Die Wände der Kirche sind durch weiße jonische Pilaster gegliedert, die Decke zeigt in kräftig bunter architektonischer Malerei den Blick in eine nur gemalte Kuppel, durch deren geöffnete Fenster der blaue Himmel, belebt durch etwas derbe biblische Gestalten, zu uns herabgrüßt. Viel bedeutender ist die Dekoration des Festsaales. Sie ist in ihrer Art ein Meisterstück, das den Beschauer noch heute durch die Kraft der Komposition und durch virtuose Behandlung der Perspektive entzückt. An den Wänden ist eine großartige Säulendekoration gemalt — die an den Säulen aufgehängten, etwas plumpen Götterbilder sind wohl spätere Zutat —, die mit einem sehr plastisch wirkenden Zahnschnittsims abschließt; darüber wölbt sich eine von Fenstern durchbrochene, oben offene Kuppel und der von den Göttern des Olymps bevölkerte Himmel. An den beiden Schmalseiten des Saales blickt man durch einen breiten freien Raum zwischen den Säulen hinaus in eine römisch-barocke Halle, in der einzelne Statuen stehen. Unwillkürlich denkt man an die Peterskirche in Rom und an ihre Kolonnaden. Überhaupt ist das Ganze, geboren aus dem Geiste Berninis und seiner Nachfolger, eines der vollkommensten Beispiele von römischer Prospektenmalerei auf sächsischem Boden. Natürlich muß der Beschauer seinen Standpunkt in der Mitte des Saales nehmen; tritt er zur

Seite, so verschiebt sich der ganze trügerische Aufbau, und die Säulen und Kuppeln kommen ins Wanken.

Der im ganzen vorzüglich erhaltene Festsaal — die Malerei ist nur hier und da von dem Zeitzer Maler Lönitz leicht ausgebessert worden — erweckt den Eindruck, als ob er für einen fürstlichen Haushalt bestimmt gewesen sei. Fürstliche Gäste aus der nahen Zeitzer Moritzburg, der Residenz der Herzogslinie Sachsen-Zeitz, etwa der zwischen Katholizismus und Protestantismus hin und her schwankende Herzog Moritz Wilhelm († 1718), werden wohl auch um diese Zeit in Crossen eingekehrt sein; vielleicht sind sogar die italienischen Künstler, die das Crossener Schloß mit ihren Bildern schmückten, aus Zeitz herbeigekommen. Sie sollen auch die Kirche im nahen Städtchen Eisenberg ausgemalt haben.

Nach Fletchers Tode wurde Crossen von den Erben verkauft. So kam das Schloß 1724 in die Hände des gewandtesten und selbstbewußtesten aller Kavaliere Augusts des Starken, des Feldmarschalls und Ministers Grafen Jakob Heinrich Flemming. Er war fast in allen Stücken das Ebenbild seines königlichen Herrn: Klug und weltmännisch, nur etwas tiefer gebildet als der König, ruhelos in seinen Plänen, arbeitsam Tag und Nacht, kunstsinnig und geschmackvoll, wie seine Bauten zeigen, skrupellos und keck. Er war es, der seinem Herrn durch seine guten polnischen Verbindungen — seine Cousine war die Kron-Groß-Schatzmeisterin Przebendowska, eine geborene Flemming — und durch seine Bestechungen, die allerdings Millionen von Talern verschlangen, die polnische Krone verschafft hatte. So stieg er am sächsisch-polnischen Hofe zum leitenden Minister auf und blieb es trotz aller Intrigen, die man gegen ihn spann, und trotz aller Fallstricke, die ihm gelegt wurden, bis an sein Ende. Einmal war der ihm vom König erteilte Abschied schon ausgefertigt. Da erschien er mit Extrapost in Dresden, erzwang sich den Eintritt in das Kabinett des Königs und sprach mit der ihm eigenen zwingenden Logik und sieghaft ruhigen Beredsamkeit so lange auf ihn ein, bis er sich von neuem in seiner Gunst befestigt hatte; dann eilte er in die Kanzlei und zerriß dort vor den Augen der verblüfften Beamten das schon an ihn ausgefertigte Schreiben, das ihn verabschieden sollte. Dieser anspruchsvollste und zuversichtlichste aller Staatsmänner Augusts des Starken war aber auch ein ausgezeichneter Beobachter der Menschen: die beste Charakterschilderung seines Souveräns, die wir besitzen, ist aus seiner Feder (vgl. meine Kursächsischen Streifzüge, Bd. II., S. 135 f.). In Crossen habe ich keine Spur seines Wirkens finden können; er hatte so viele Güter und war so beschäftigt, daß er nicht oft auf das verhältnismäßig entlegene Schloß an der Elster gekommen sein wird. Im Jahre 1728 starb er in Wien, 61 Jahre alt, mitten im Dienst, als er eben im Begriffe war, die neu angekommenen Briefe und Depeschen durchzusehen. Es wird der von ihm gestürzten Mätresse des Königs, der Gräfin Cosel, die damals bereits auf dem Schlosse Stolpen interniert war, ein Hochgenuß der Rache gewesen sein, als sein von der geizigen Witwe nur oberflächlich einbalsamierter Leichnam, in einen großen Koffer geklemmt, im nahen Schlosse Putzkau (Oberlausitz) ankam und dort beigesetzt wurde.

Crossen blieb, wenn auch nicht im Besitz der Kinder des Feldmarschalls — sie starben ganz jung —, so doch im Besitz der Familie der Grafen Flemming. Ehen mit hochgeborenen polnischen Damen blieben noch lange in dieser Familie üblich und bestimmten zum Teil ihr Wesen. So war der Feldmarschall in erster Ehe mit der Prinzessin Constantia Sapieha, in zweiter mit der Prinzessin Thekla Radziwill vermählt; der sächsische Kabinettsminister und Nachfolger des Grafen Brühl in der Leitung des Auswärtigen, Graf Karl Georg Friedrich Flemming († 1767), hatte eine Fürstin Lubomirska zur Frau. Der Sohn dieses Paares, Graf Johann Heinrich Joseph Georg Flemming, Kron-Groß-Schwertträger von Polen (geb. 1752, gest. 1830), übernahm 1777 das Schloß Crossen in ziemlich verwahrlostem Zustande. Er hat allenthalben den alten Glanz erneuert und dem Schloß die heutige Gestalt gegeben. Kirche und Festsaal wurden nicht angetastet. Aber der Nordbau erhielt von ihm die oben beschriebene klassizistische Dekoration. Ebenso rühren die Deckenmalereien der meisten oberen Zimmer, die blauweißen Supraporten, das meiste alte Mobiliar des Schlosses aus seiner Zeit her. Jetzt ist Crossen im Besitz der Urenkelin des Groß-Kron-Schwertträgers, der Gräfin Elisabeth Flemming, einer Tochter des Grafen Albert Flemming, der am 14. Juli 1861 als preußischer Gesandter in Karlsruhe bei dem Attentat auf König Wilhelm in Baden-Baden zugegen war und zuerst den Mörder packte. Vermählt ist die Schloßherrin in zweiter Ehe mit Baron Heyking, der bis kurz vor dem Boxeraufstand deutscher Gesandter in China war, später das Deutsche Reich in Mexiko vertrat und zuletzt Gesandter in Hamburg war, einem Staatsmann aus der Schule Bismarcks. Die Baronin Heyking ist die Verfasserin des so eng mit der Zeitgeschichte verflochtenen, in 90 Auflagen verbreiteten Romans „Briefe, die ihn nicht erreichten". Nach langen diplomatischen Wanderjahren hat das Heykingsche Paar im alten Schlosse an der Elster seine Rast gefunden, die hoffentlich beiden Parteien, den Menschen und dem Schlosse, zugute kommt. Neue Gaben der Muse darf man hier von der begabten Dichterin erwarten, und neues Leben füllt nun die Räume und Gärten des Schlosses, das vorher lange wie in einem Dornröschenschlafe lag. Zwar ist nichts umgebaut worden, sondern mit sorgfältigster Schonung haben die neuen Besitzer nur dem Rost des Alters und dem Zahn der Zeit Einhalt getan, so daß noch immer der alte Bergfrit aus der slawisch-germanischen Kampfzeit den Eingang bewacht, noch immer die Kreuzgewölbe der Galerie und einzelne Zimmer die Traulichkeit des 16. Jahrhunderts, die hallenden Korridore, Kirche und Festsaal das römische Barock des Fletcherschen Baus, die Herkulanerin im Hofe und der Schmuck der oberen Zimmer den beginnenden Klassizismus der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts widerstrahlen. Aber über und auf diesen in ruhigem Nebeneinander bestehenden Resten älterer Kulturen und älterer Geschmacksrichtungen ist eine Einrichtung ausgebreitet, die lauter und deutlicher als jede Erzählung die Weltbefahrenheit der heutigen Insassen verkündet. Große japanische Tiergestalten aus Bronze halten auf den Korridoren und Treppenaufgängen die Wacht, birmesische getriebene Silber-

arbeiten zieren das Speisezimmer, kunstvoll geschnitzte chinesische Schränke geben der langen gewölbten Galerie des Erdgeschosses eine warme Stimmung, besonders wenn in der Dämmerstunde das Buchenscheit im Kamine knistert und der orientalische Tee des Samowar seinen feinen Duft verbreitet; mexikanische Landschaften, von der Schloßherrin gemalt, und Erzeugnisse spanisch-mexikanischer Kunst schimmern von den Wänden. So wird es auch in Crossen offenbar, daß Deutschland, das zur Zeit der Erbauung des Bergfrits eben hier an der Elster sein östliches Ende hatte, jetzt nicht nur Europa, sondern die Welt mit wachsendem Einfluß und wachsender Macht umspannt. Aber das Heimatliche bleibt doch immer das Beste. Drum kehrt man von der ausländischen Herrlichkeit am liebsten in die Räume zurück, aus denen der Geist des Hauses und die alte Überlieferung der Familie zu uns spricht. Das ist im Obergeschoß das Arbeitszimmer der Hausfrau und im Erdgeschoß der Salon. In dem ersteren hängen lebensgroße Ölbilder des sächsisch-brandenburgischen Feldmarschalls Grafen Heino Heinrich Flemming, des Helden von 1683, der beim Entsatze Wiens den Kahlenberg eroberte und mit sächsischen Truppen zuerst ins türkische Lager eindrang, und des oben besprochenen sächsischen Ministers und Feldmarschalls Grafen Jakob Heinrich Flemming. Jakob Heinrichs Bild ist in der Manier des Louis Silvestre gemalt, vielleicht ein Werk dieses Meisters; es zeigt den Grafen in fast königlicher Pose, den Feldherrnstab in der ausgestreckten Rechten, mit dem er auf die in der Tiefe kämpfenden Kriegerscharen zeigt. Der schöngeformte Kopf mit dem auffallend kleinen Mund, einem Familienzug der Flemmings, verrät Tatkraft und sprühendes geistiges Leben. Einen besonderen Anziehungspunkt besitzt der Salon in dem lebensgroßen Pastellbilde der Bettina von Arnim, das von Professor Arnold in Weimar gemalt, sie als Greisin darstellt, wie sie gedankenvoll am offenen Klavier sitzend alte Briefe liest. Eine wehmütige und doch im Grunde glückselige Stimmung ist über das Ganze gebreitet. Man könnte Goethes Verse aus der Zueignung zum „Faust" darunter setzen:

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, von mir hinweggeschwunden.

Bettina hat ihre Dichtungsgabe auf die Nachkommen vererbt; ihre jüngere Tochter Gisela von Arnim wurde die Frau Herman Grimms und ist als dramatische Schriftstellerin bekannt; Bettinas Enkelin aber ist die Schloßherrin von Crossen; zu ihrer hervorragenden Beobachtungsgabe und schönen Erzählerkunst scheinen sich die Eigenschaften der väterlichen Ahnherren und der Großmutter verbunden zu haben.

General J. von Verdy du Vernois.

Seinem Andenken.

Die Vereinigung literarischer Begabung mit den hervorragenden Eigenschaften des Soldaten ist in der preußischen Armee nichts Seltenes: sie hat in den stilistisch vollendeten Schriften des Generalfeldmarschalls Moltke — um nur diesen einen erlauchten Namen zu nennen — ihren bleibenden Ausdruck gefunden. Auf beiden Gebieten der würdige Schüler eines solchen Meisters gewesen zu sein, darf dem Manne nachgerühmt werden, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind. Es ist kaum nötig, hier an die glänzende Laufbahn zu erinnern, die den jungen Leutnant des Jahres 1850 von der untersten Staffel zur höchsten des Staats- und Kriegsministers 1889 emporführte. Noch auch dürfen wir uns unterfangen, von seinen Fachschriften, den Studien über Truppenführung, über den Felddienst, den Krieg usw. mehr zu sagen, als daß die heimischen Militärkreise sie für mustergültig erklärt haben und das Ausland sie durch Übersetzungen ehrte. Was aber der Persönlichkeit v. Verdys das eigenartige Gepräge gab, das war ein gewisser temperamentvoller Zug, der seine normanno-französische Abstammung immer noch erkennen ließ, und namentlich in einer starken poetischen Anlage zutage trat. Seine Freunde wissen, wie leicht es ihm ward, bei geselligen oder festlichen Anlässen in Versen zu sprechen. Sein Trauerspiel „Ularich, König der Westgoten", hat die Probe der Aufführung glücklich bestanden. Der Orden Pour le mérite, der seine Brust schmückte, gehörte der Friedensklasse „für Künste und Wissenschaften" an, und honoris causa ist ihm der Doktortitel verliehen worden.

Die „Deutsche Rundschau" darf stolz darauf sein, den General v. Verdy du Vernois zu ihren ältesten Mitarbeitern haben zählen zu dürfen: im ersten Hefte des ersten Bandes vom Oktober 1874 erscheint als Vierter sein Name nach denen von Berthold Auerbach, Heinrich v. Sybel und Anastasius Grün. Durch mehr als dreißig Jahre hat er dieser Zeitschrift, in der sein letzter Beitrag 1905 erschien, das Interesse bewahrt, mit dem er sie bei ihrem Beginn begrüßte:

„Die Gründung eines Journals wie das von Ihnen beabsichtigte" (schrieb er dem Herausgeber), „ist gewiß im hohen Grade wünschenswert; es fehlte uns in dieser Richtung etwas, was ebenbürtig den Erscheinungen ausländischer Journalistik zur Seite steht . . . Gerne bin ich bereit, Ihnen dabei nützlich zu sein, nur müssen wir uns noch etwas über den Gegenstand einigen, der Ihnen am angemessensten erscheint. Die ‚Studien über Truppenführung', welche ich seit einigen Jahren bearbeite, bilden ein zusammenhängendes Ganze; es müßten also andere Studien auf dem militärischen Gebiete sein, die auch einen Nichtmilitär anregen, z. B. ‚Studien über die Schlacht', die vorzugsweise darauf basieren würden, wie denn eine Schlacht so eigentlich aussieht resp. wie es in derselben hergeht . . . Oder ist Ihnen ein historisches Thema lieber. So z. B. nach meinen Tagebüchern die Episode von Sedan. Allerdings müßte ich mir erst die Erlaubnis von Moltke erbitten, diesen Stoff zu veröffentlichen."

Nicht nur hat der Generalfeldmarschall diese Erlaubnis erteilt, er hat den Aufsatz v. Verdys auch durch höchst wertvolle Randbemerkungen bereichert, und also ist „Der Zug nach Sedan" im Eröffnungsheft erschienen und hat — es ist nicht zu viel gesagt — zum unmittelbaren Erfolge des Unternehmens ganz wesentlich beigetragen.

Mit wie reger Teilnahme v. Verdy der Weiterentwicklung unserer Zeitschrift folgte, zeigt ein Plan, der erst sehr viel später zur Ausführung kam, immer aber wieder auftauchte. „In Überlegung dessen," schrieb er im November 1874, damals Oberst und Generalstabschef des I. Armeekorps, „was wohl meinerseits für das Unternehmen am förderlichsten geschehen könnte, bin ich zum Resultat gekommen, daß es vielleicht günstig wäre, etwas über meine persönlichen Erlebnisse in Polen zu bringen, wo ich während der drei Jahre des letzten Aufstandes (Januar 1863 bis Dezember 1865) als Militärattaché dem Großfürsten Konstantin und später dem Grafen Berg zugeteilt war. Allerdings kann ich aus der Politik jener Zeit, eben wegen meiner offiziellen damaligen Stellung, nichts bringen, immerhin aber bleibt noch genug des Interessanten übrig."

In der Tat sollte dieser Beitrag, der als einer der ersten gedacht war, einer der letzten werden: er erschien nach fast zwanzig Jahren, 1904. „Der Aufsatz über Polen," schrieb v. Verdy im Januar 1875, „stieß bei seiner Durchführung auf Schwierigkeiten — und zwar politischer Natur — die nicht zu überwinden waren, und um Ihnen wenigstens etwas zu bringen, mußte ich auf das zuerst von Ihnen gewünschte Thema, ‚Die Schlacht', zurückgreifen . . . Ich gehe dabei von der Ansicht aus, daß ein jeder durch die Erzählung seiner aus dem Kriege zurückgekehrten Verwandten und Freunde sehr wohl weiß, wie es dem einzelnen in einer Schlacht ergeht und wie er von seinem Standpunkt aus sie ansieht, daß aber die meisten gerne auch eine Idee davon haben möchten, wie denn eine Schlacht vom Standpunkte der obersten Führung sich ausnimmt. So wird der Inhalt teils populär belehrend, teils aber auch in Schilderungen landschaftlicher Umgebung und Seelenstimmungen sich ergehen."

In diesen Sätzen ist gleichsam das Programm enthalten, das für alle Beiträge von Verdys, die nacheinander in der „Rundschau" erschienen sind, maßgebend blieb: zugleich belehrend, hielten sie sich doch völlig frei von trockener Lehrhaftigkeit, wußten vielmehr durch ihren warmen, echt humanen, zum Herzen sprechenden Ton den Leser zu fesseln, ihm zu zeigen, was selbst in den Schrecken des Krieges der Mensch bedeutet. Es ist eben die Persönlichkeit v. Verdys, der man hier überall begegnet; und mehr noch: in ihrem Zusammenhange geben diese „persönlichen Erinnerungen" — wie er sie selbst bezeichnet hat — ein vollständiges Bild von den Höhepunkten seines militärischen Lebens, die zusammenfallen mit denen unserer nationalen Geschicke: des Krieges von 1866, den er als Major im Generalstabe des Oberkommandos der II. (schlesischen) Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm, und des Krieges von 1870/71, den er als Abteilungschef im Generalstab des großen Hauptquartieres König Wilhelms unter Moltke mitmachte.

Es sollte freilich bis zur Ausführung dieses Vorhabens eine geraume Zeit vergehen: zwischen jenem ersten Beitrag (1874) und den folgenden liegen die Jahre, in denen v. Verdy als Generalmajor und Brigadekommandeur (1876), als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements (1879), als Kommandeur der 1. Division (1883) und als Gouverneur von Straßburg (1887) dienstlich zu sehr in Anspruch genommen war, um sich, außer in etwaigen Fachschriften, literarisch zu betätigen. Erst nachdem er (1890) als Kriegsminister auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt und zum Chef des Infanterieregiments Graf Schwerin (3. pomm.) Nr. 14 ernannt worden war, begann für ihn das otium cum dignitate, und nunmehr ergriff er auch wieder die Feder, um jene Reihe von „Erinnerungen" zu schreiben, die nacheinander in der „Rundschau" erschienen sind und zu dem Wertvollsten gehören, was sie ihren Lesern zu bieten vermochte.

Vor allem erregten die „Persönlichen Erinnerungen an den Krieg von 1870/71" (Deutsche Rundschau, 1895, Bd. 83 u. 84) die allgemeine Aufmerksamkeit. „Sehr amüsiert hat mich", schrieb v. Verdy im August 1895, „ein Artikel über die von mir bezüglich einer Beschießung von Paris ausgesprochenen Ansichten in den ‚Berliner Neuesten Nachrichten' vom 30. Juli. Dieser stammt unstreitig aus dem Bismarckschen Lager, denn es sind genau die mir seit lange bekannten Meinungen des Fürsten in ihm wiedergegeben. Er betont den Konflikt der Ansichten zwischen militärischer und politischer Leitung. ‚Letztere,' so sagt er, ‚hatte notgedrungen das Interesse, die Dauer des Krieges tunlichst abzukürzen.' Als ob wir danach gestrebt hätten, den Krieg zu verlängern! Wir waren froh genug, den schweren Kampf so bald als möglich zu beenden; mit seiner Verlängerung setzten wir aufs Spiel, was wir bis dahin alles glücklich erreicht hatten. Aber des Pudels Kern umgeht der Artikel. Nämlich, wie wir es hätten anders machen sollen. Mit dem Schießen hätten wir vielleicht früher anfangen können, aber erreicht hätten wir dadurch nichts, im Gegenteil: wir setzten uns der Wahrscheinlichkeit aus, in diesem speziellen Kampfe zu unterliegen, indem wir uns gleichzeitig mit unseren Kräften vor Paris festbanden."

Erfreulicher war, was von anderer Seite, von Theodor Fontane, kam. Das vom 12. August 1895 datierte, an den Herausgeber dieser Zeitschrift gerichtete Schreiben ist zwar in der Sammlung seiner Briefe jüngst schon abgedruckt worden[1]); allein es ist, in echt Fontaneschem Lapidarstil, so charakteristisch und so schön, daß wir es mit gütiger Genehmigung des Herrn Friedrich Fontane hier nochmals wiedergeben:

Berlin, den 12. August 1895.

„In der Regel verläuft es so, daß, wenn man ins Coupé tritt, die letzte Zeile noch nicht trocken ist[2]). Diesmal aber hab ich mich nach der entgegengesetzten Seite hin verrechnet, und so blieben mir himmlische acht Tage, die ich zu allerhand Nettem verwandt habe, darunter (in erster Reihe) die Erinnerungen von Verdy in Ihrer Rundschau Heft 9, 10 und 11, die ich hintereinander gelesen habe. Da ich an Verdy selbst nicht gut schreiben kann, so will ich Ihnen wenigstens aussprechen, wie sehr mich das alles entzückt hat, speziell auch in der von einem ledernen Schulstandpunkt aus anfechtbaren Form, in der sich diese Erinnerungen geben. Die ganze Superiorität unserer Leute, d. h. unserer derartigen Leute, spricht sich darin aus. Klar, einfach, fast nüchtern (von der „Beherrschung" der ganzen Affaire zu sprechen, wäre meinerseits Anmaßung). Keine Spur von Tamtam, keine Spur von Ueberhebung, weder allgemeiner noch beruflicher noch persönlicher. Eine im Bummelton vorgetragene, kolossal ernste Predigt, gegen die sechs Domprediger nicht ankämen. Mit unserer Macht und unserer Weisheit ist nichts gethan. Wie groß die eine und die andere sein möge, irgend eine Allmacht hält die Fäden in der Hand und entscheidet über Sieg und Niederlage. Wir waren in jedem Anbetracht die Stärkeren, und doch wird man, mit fast alleiniger Ausnahme der Schlacht bei Sedan, das Gefühl nicht los, daß es, all' unserer Ueberlegenheit zum Trotz, auch ganz schief gehen konnte. Immer hing es am Haar. Und auch nur eine einzige Niederlage zu ertragen, waren wir kaum imstande.

„Ich habe von der Lektüre einen großen Genuß gehabt (welch wundervolle Schilderung diese Schlacht bei Gravelotte) und mich in meinen Anschauungen über vieles gefestigt. Aber inmitten dieses Genusses — diesen Genuß im gewissen Sinne

---

[1]) „Briefe Theodor Fontanes". Zweite Sammlung. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther. Zweiter Band, S. 355. Berlin, F. Fontane & Co.

[2]) Bezieht sich laut eines früheren Briefes (vom 27. Juni) darauf, daß Fontane nach Karlsbad reisen und nach der Rückkehr das erste, bereits fertig gestellte Kapitel der in der „Deutschen Rundschau" später erschienenen Aufsätze „Der Tunnel über der Spree" senden wollte.

steigernd — bin ich die Frage nicht los geworden: Wie stellt sich nun der Berliner Bildungsphilister zu so was Apartem, das die Weltüberlegenheit Preußens inmitten aller loyalen Freudigkeit doch keineswegs als etwas Unumstößliches ansieht und den Muth hat, den ganzen Generalstab im Nachthemde und Moltke im perückenlosen Zustand auftreten zu lassen? Wie ich meine Landsleute zu kennen meine, die von ‚Kunst' keinen Schimmer haben, werden sie sagen: das Historische kannten wir schon (aus irgend einem patriotischen Schmöker), und das persönlich Hinzugetragene ist anfechtbarer Ulk. Daß es eine Sache giebt, die drüber stehendes Menschenthum heißt, geht dem Bildungsphilister schwer ein."

Auf dieses Schreiben, das dem General mitgeteilt worden war, äußerte sich dieser wie folgt:

„Der Brief des Herrn Th. Fontane hat mir viele Freude gemacht, ich finde in ihm eine reiche Belohnung meiner Arbeit, die für die Menge ja allerdings nur Feuilleton sein sollte, jedoch sicherlich auch den Zweck verfolgte, dem in die Sache Eindringenden mehr zu geben. Nur schade, daß ich das Interessanteste verschweigen mußte! Immerhin möge es aber eine ernste Mahnung sein, über den blendenden Schein äußerer, fast unerhörter Erfolge uns nicht zu überheben und in zu großem Vertrauen auf die eigene Kraft uns der Vorbereitung für noch schwerere Aufgaben, die uns bevorstehen könnten, nicht zu verschließen."

An einer anderen Stelle desselben Briefes heißt es:

„Auch die Revue bleue hat mich sehr interessiert. Es ist schon immer ein markantes Zeichen, wenn ein Franzose einer derartigen Arbeit größere Aufmerksamkeit zuwendet. Daß er dabei Franzose bleibt, liegt im Blut und geradezu erstaunlich ist, was er aus verschiedenem von mir Gegebenen herausliest oder herauslesen will, um seiner Nation zu genügen."

Der Zeit nach kamen die „Erinnerungen an 1866" erst einige Jahre später: „Wird diese Arbeit", schrieb der General am 31. Dezember 1897, „auch nur ein paar Druckbogen umfassen, so wird sie doch zeitraubend, da ich hier vornehmlich dem edlen Kronprinzen einen bescheidenen Denkstein setzen möchte, und dies als die Hauptaufgabe dabei betrachte." Aber noch sollte das ganze nächste Jahr und ein Teil des folgenden darüber hingehen, ehe der Plan zur Ausführung kam. Da nahte der Monat, in dem diese Zeitschrift auf ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblicken konnte, und nun schrieb, am 19. März 1899, der General: „So sehr ich auch mit einer größeren, Jahre erfordernden Arbeit beschäftigt bin, so ist der 25jährige Stiftungstag der Rundschau doch ein so wichtiges Ereignis, daß ich mein Interesse daran gerne durch einen Beitrag betätigen will. Zwar kann es nicht das ganze Erinnerungsheft von 1866 sein, das ich bis dahin fertigzustellen vermöchte, wohl aber eine Episode aus jenem Feldzuge, wie sie mir in diesem Augenblicke vorschwebt, als ein Aufsatz: ‚Der Kronprinz bei Königgrätz'". Nicht lange darauf sandte zur vorläufigen Einsicht der Verfasser den Anfang des „noch in keinem Satze stylistisch durchgearbeiteten Manuskriptes", das sich in der Tat zu einer Darstellung des ganzen Krieges erweiterte, wie sie in dem einhundertunderstenBande der „Rundschau" (Oktober 1899) begonnen worden ist. „Sie werden daraus ersehen, daß ich die Arbeit etwas umfangreicher angelegt habe, da meine Absicht, den Kronprinzen mehr in den Vordergrund treten zu lassen, bei der bloßen Erzählung der Schlacht von Königgrätz nicht genug zum Ausdruck kam . . . . Durcharbeiten will ich es erst, nachdem der Generalstab es mir zurückgeschickt hat, stoßen Sie sich nicht an den Härten und Inkorrektheiten."

Es verdient an dieser Stelle nochmals hervorgehoben zu werden, welches Gewicht v. Verdy auf einen reinen und klaren Stil legte, wie natürlich und doch frei von jedem Gemeinplatz seine Diktion war, wie sorgfältig und unermüdlich er strich und feilte: und wenn von irgend einem preußischen Offizier, so konnte von ihm gesagt werden, daß er mit der Feder nicht verdarb, was er mit dem Schwerte gewonnen hatte. —

Indessen waren es nicht ausschließlich Erinnerungsblätter dieser Art, welche die „Rundschau" ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter verdankt. Zwar die Anregung, über Friedjungs eben erschienene epochemachende Publikation „Benedeks nachgelassene Papiere" sich zu äußern, lehnte er ab, aus Gründen, die man versteht, wenn man den Aufsatz über den „Feldzeugmeister Benedek" im vorliegenden Hefte gelesen haben wird. „Für einen preußischen General, der noch dazu", schrieb v. Verdy (April 1901) „wie ich der aktiven Armee angehört, ist es unmöglich, sich öffentlich darüber auszulassen. Da ich zu viel von dem Hergange auf sekreten Wegen erfahren habe, würde es mir unmöglich sein, darüber hinwegzusehen." Um so bereitwilliger ging v. Verdy auf den Vorschlag ein, auf Grund der vom Großen Generalstab (1902) herausgegebenen militärischen Korrespondenz Moltkes den Laien einen Blick in die geistige Werkstatt des großen Schlachtendenkers tun zu lassen. „Die ‚Korrespondenz 1859' bietet so viel des Interessanten", schrieb er (Dezember 1902), „daß, wenn man alles Betreffende auch nur in kurzen Zügen berühren wollte, man von jeder eingehenden Erläuterung absehen müßte. Und auf dieses ‚Eingehende' — denke ich — kommt es den Lesern der ‚Deutschen Rundschau' doch an, da im allgemeinen wohl angenommen werden darf, daß ihnen der Inhalt der Korrespondenz als ein fremdes Gebiet erscheint . . . . So habe ich denn die erste, in der Korrespondenz 1859 befindliche Denkschrift zur Grundlage benutzt, um zu erklären, was für eine Bewandtnis es mit dem Inhalt eines Operationsplanes hat, und so ein abgeschlossenes Ganzes in diesem Gebiet gegeben."

Mehr Schwierigkeiten als die Arbeit selbst scheint dem General die Wahl des Titels gemacht zu haben; auf einem beiliegenden Blatt ist er in drei Varianten angegeben, von denen schließlich der angenommen ward, unter welchem der Aufsatz (1903, im 114. Bande) abgedruckt worden ist: „Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859." —

Wir deuteten bereits an, daß aus dieser langen Reihe von Aufsätzen sich wohl ein Bild ihres Verfassers gewinnen ließe; und da hat es nun etwas Rührendes, und — wenn man will — etwas Symptomatisches, daß wie der erste seiner Beiträge „Der Zug nach Sedan", so der letzte „Der Zug nach Bronzell" war (Band 125, Oktober und November 1905). Hier kehrt der Dreiundsiebzigjährige zu den Erinnerungen seiner Jugend zurück und erzählt nach Briefen, die er als Achtzehnjähriger an seine Eltern geschrieben hat, die Tragikomödie jenes für die preußischen Waffen nicht eben rühmlichen Tages, der aber dennoch das Präludium jenes anderen glorreichen werden sollte, der den Sturz des französischen Kaiserreiches und den Beginn des deutschen brachte.

Von solchen Erfolgen gekrönt, war das Leben des Generals v. Verdy du Vernois ein ungewöhnlich reiches, und wir dürfen hinzusetzen: glückliches. Ihm war beschieden, in voller Rüstigkeit und Frische und unter allgemeinster Teilnahme den siebzigsten Geburtstag (Juli 1902), und drei Jahre später die goldene Hochzeit zu feiern, und vielleicht der erste tiefe Schmerz war der um den Verlust der Gemahlin, die er mit chevalereske Höflichkeit in seinen Briefen oft „meine Gebieterin" nannte. Sie war eine distinguierte Dame, dabei von großer Einfachheit und Herzensgüte, klug und auch in literarischen Dingen ihrem Gemahl eine einsichtsvolle Beraterin. Beider höchstes Glück war, den einzigen Sohn heranwachsen und nach vollendeter Studien- und anfänglich militärischer Dienstzeit in der diplomatischen Karriere rasch aufsteigen zu sehen. Er blieb der Trost des vereinsamten Vaters, dem er, als dieser zu Besuch bei ihm in Stockholm weilte, die letzte Liebe erweisen durfte. Am 30. September 1910 ist General v. Verdy du Vernois in der Fremde gestorben, aber er ruht in vaterländischem Boden, und sein Name wird für immer auf einem der ruhmvollsten Blätter einer großen Zeit verzeichnet stehen.

J. R.

Literarische Rundschau.

Ernst von Wildenbruch als Journalist.

Blätter vom Lebensbaum. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1910.

In Ernst von Wildenbruch lebte und strebte nicht nur ein dramatischer Dichter des großen historischen Stils, sondern auch ein leidenschaftlicher, kampfesfroher Journalist. Man kann nicht in der Beurteilung des Menschen und des Schriftstellers an dieser Seite seines Talentes und seiner Tätigkeit vorübergehen, und man ist es zu seiner Freude und Befriedigung auch nicht bei seinen Lebzeiten. An seinen Dramen nörgelte, teils mit Recht, teils mit Unrecht, auch die Kritik, die ihm wohlwollte und von den Anfängen seines Schaffens bis zum Ende ihm treu blieb. Viele seiner journalistischen Leistungen dagegen begleitete das Publikum der deutschen Hauptstadt, für die sie zunächst bestimmt waren, mit einem einstimmigen, lang noch anhaltenden Echo. Den Nachrufen für Hedwig von Olfers und den Großherzog Carl Alexander von Weimar, den Artikeln über den geplanten Abbruch des Opernhauses — „Vandalen 9. Oktober 1904" — und die Versetzung oder Beseitigung des Luisensteins — „Zum 10. März 1903" — rief ganz Berlin sein „Plaudite!" zu. In solchen Tagen war Wildenbruch wirklich die Stimme seines Volkes, kein Einzelner mehr, sondern das Allgemeingewissen. Freilich war diese Wirkung an das Ereignis gebunden und konnte nicht wie die Dichtungen in die Ferne und die Zukunft dringen, aber jeder, der jetzt nach so manchem Jahre in dem stattlichen Bande der Abhandlungen und Aufsätze Wildenbruchs, den uns seine Witwe, Frau Maria von Wildenbruch und Berthold Litzmann, beschert haben, diese wundervollen Seiten wieder liest, wird einen Hauch des Eindrucks spüren, der in ihnen leuchtete und lohte, rührte und erzürnte, als sie noch unmittelbare Gegenwart waren, Flamme und Klang. Wohl war Wildenbruch nur ein Sonntagsjournalist: er bedurfte einer starken Veranlassung zum Schreiben, die ihn innerlich aufregte und ihm zugleich die Gewißheit gab, daß seine Stimme im Publikum gehört werden würde. Sein Instinkt drückte ihm in solchen Momenten die Feder in die Hand, mit der unbewußten frohen Zuversicht des Sieges.

Der Band umfaßt fünfunddreißig Aufsätze, der erste, „Vier Dramen", ist im April 1878 in den von den Brüdern Heinrich und Julius Hart herausgegebenen „Deutschen Monatsheften" erschienen — sie waren damals Kampforgan der Jugend, mit ähnlichen Tendenzen, wenn auch nicht demselben stürmischen Temperament wie 1890 die „Freie Bühne" — und bringen eine Besprechung der beiden Schauspiele von Adolf Wilbrandt „Natalie" und „Auf den Brettern", der Komödie von Paul Lindau „Johannistrieb" und dem Schauspiel von Hugo Bürger „Gabriele"; der letzte „Landgraf, werde hart!" ist am 5. Januar 1908 in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht worden, eine Mahnung an die Deutschen, sich aus ihrer Bedientennatur gegenüber dem Auslande zum nationalen Selbstbewußtsein zu

erheben. Sie bezeichnen charakteristisch die beiden Gegenstände, die den Journalisten Wildenbruch wie den Dichter unablässig beschäftigten: das Theater und das Vaterland. Diese Einheit der Persönlichkeit machte die Wirkung ihrer literarischen Leistungen aus, in jeder, ob Drama oder Gedicht, ob Erzählung oder Abhandlung, immer sprach der ganze Mensch zu uns. Immer, im großen wie im kleinen, mit seinen Vorzügen weitausschauender Auffassung, edler Gesinnung, kraftvollen Heldentums und mächtiger Phantasie, und seinen Schwächen der Übertreibung, Heftigkeit und Einseitigkeit. Auch der Journalist will und kann dem Alfreskostil des Dramatikers nicht entsagen: er malt alles in das Gigantische. Der Herausgeber des Bandes, der so feinfühlige und auf Wildenbruchs Eigenart so wohl gestimmte Berthold Litzmann fühlt sich gedrungen, in Wildenbruchs Abhandlung: „Das deutsche Drama. Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand 1898" darauf hinzuweisen. Eine amerikanische Zeitschrift „The Forum" hatte Wildenbruch zu dem Bericht aufgefordert. Jedem, der die Abhandlung liest, fällt nicht nur auf, wie Litzmann hervorhebt, daß Kleist, Grillparzer und Hebbel nicht darin genannt werden, sondern noch mehr das vollständige Übergehen des Lustspiels und des bürgerlichen Schauspieles, der Gattungen der deutschen Bühnendichtung, die ihr Wesen und ihre Wirkung in die Ferne ausmachen. Schon Kotzebues „Menschenhaß und Reue" hat seinerzeit auf den Theatern von Paris und London über Schillers Dichtungen den „schändlichen Triumph davongetragen". Wenn Wildenbruch von dem Theater sprach, hatte er nur seine Festtage im Sinne: „Faust"-Aufführungen in Weimar, die „Nibelungen" in Bayreuth und den Siegeszug der Meininger; daß die Woche auch für die Bühne sechs Alltage und nur einen Sonntag hat, daran dachte er nicht. Der Hinblick auf das aus dem nationalen Bewußtsein und der nationalen Religion entstandene altgriechische Theater, die Hoffnung, daß etwas dem Ähnliches auch in Deutschland sich entwickeln könne, hypnotisierte ihn. Dabei war er zu sehr der Dichter des historischen Dramas, zu erfüllt von der Bedeutung dieser Dichtung für die moralische und nationale Erziehung des Volkes und die Hebung der Bühne, um dem bürgerlichen Schauspiel und dem Lustspiel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es kam hinzu, daß seine eigenen Versuche auf diesem Gebiete, mit der einzigen Ausnahme des Schauspiels „Die Haubenlerche", das im Berliner Rahmen den Gegensatz zwischen den kleinen Leuten und der gebildeten Gesellschaft vortrefflich in einer bewegten, aber nicht unwahrscheinlichen Handlung und in charakteristischen Figuren durchführt, keinen Erfolg hatten. Diese Einseitigkeit war eben die Natur seines Wesens und seines Talents, sie macht sich in seinen dramaturgischen Arbeiten bei der Betrachtung unserer Theaterzustände und in der Beurteilung der Stücke geltend, sie ist sein Leitmotiv in dem Kampf gegen den Naturalismus und die Herrschaft Ibsens auf unserer Bühne. Der Dichter Ibsen erschien ihm in seinen Schauspielen: „Die Kronprätendenten" und „Kaiser und Galiläer", in „Brand" und „Peer Gynt" unvergleichlich größer als in den bürgerlichen Schauspielen seiner letzten Periode, die ihm seinen Weltruhm erworben haben. Aber Wildenbruch, mit dem ich in diesem Punkt übereinstimme, empfand den prickelnden Reiz, den zugleich sinnlichen und mystischen dieser Stücke, für die Zuschauer und Leser nicht, weil ihm der Sinn für die grausame Zergliederung der Frauenseele und die Schwächlingsart der Ibsenschen Männer, die beständig zwischen zwei Frauen hin und her schwanken und niemals wissen, zu welcher sie gehören, bei seinem heroischen Temperament abgingen. Auf der anderen Seite erklärt es sich aus dem Zug Wildenbruchs zum Pathetischen und zur Bühne als einer moralischen Anstalt, daß ihm die „Scheindramatik", das „flache und glatte Lustspiel" schlimmer erscheint „als der brüllendste Naturalismus". Der Gedanke, daß der Durchschnitt des Publikums im Theater Unterhaltung und Zerstreuung, nicht Erbauung und Gedankentiefe sucht, ist ihm peinlich, und jede sich ihm darbietende Aussicht, die Bühne wieder ihren großen Zwecken zuzuführen, willkommen. Darum begrüßt er die geplante Einrichtung der Schülervorstellungen, womöglich in jedem Sommer,

auf dem Theater in Weimar durch den Schiller-Bund, mit enthusiastischer Freude im Mai 1908. Wie grausam war es von dem Schicksal, daß es ihm die erste so wohlgelungene Verwirklichung des Gedankens im Juli 1909 nicht mehr erleben ließ!

Neben dem Dramaturgen kommt mit stärkstem Nachdruck der Patriot in Wildenbruchs Abhandlungen zu Erscheinung. „In ästhetischen wie in politischen Fragen war in ihm," wie Berthold Litzmann verständnisvoll und treffend in seinem Vorwort schreibt, „das deutsche Gewissen verkörpert." Und die Leidenschaft des Vortrages verstärkte die Eindringlichkeit seiner Mahnung. Denn da er niemals in Alltagsangelegenheiten das Wort ergriff, sondern nur in Dingen und bei Entscheidungen, die unseres Volkstums Eigenart und Zukunft betrafen, war der wuchtige Ton und die Übertreibung, wie beim Kampfe die schwere Rüstung eines gepanzerten Mannes, durchaus am Platz. Wie oft und redlich er auch, wenn wir Freunde über die leidige Politik mit ihm stritten, sich bemühte, sachlich zu debattieren, immer riß ihn das Temperament mit sich fort. Er war der geborene Führer und Leiter der Massen. Sturm- und Drang-Artikeln wie „Furor teutonicus", „Ein Wort an die Deutschen", „Landgraf, werde hart!" gegenüber sagt man unwillkürlich, im Zwiespalt zwischen der Bewunderung für den Schriftsteller und der nüchternen politischen Erfahrung: „est deus in nobis, agitante calescimus illo". Jedes Volk, zu allen Zeiten, bedarf eines solchen getreuen Eckart, der ihm, noch mehr im Glück als in Nöten, den ernsten steilen Weg der Pflicht und Selbstzucht weist und es unter den tausend Ablenkungen und flüchtigen sinnbetörenden Erscheinungen des Tages an seine dauernden Aufgaben erinnert. „Mehr als einmal klang seit Wildenbruchs Tode schon leise und laut die Frage und die Klage: Ist kein Wildenbruch da?" heißt es in Litzmanns Vorwort, und wer stimmte ihr nicht zu?

Für die Leser dieses gehaltvollen und schönen Buches wird sich vor allem bei der Lektüre das Angedenken an den Rufer im Streit, an den deutschen Dichter und Helden erneuern, dem Kunst und Vaterland zu einem Ideal sich verschmolzen hatten. Dieser patriotische Akkord ist so stark, daß er alle anderen Töne überflutet und die innigeren und heimlicheren Melodien in sich ausklingen läßt. Diejenigen jedoch, die Wildenbruch im Leben näher standen, und die wenigen, die auch den tieferen Offenbarungen einer fremden Seele fromm und gerührt lauschen, finden noch einen köstlicheren Duft in diesem Buche. Ein Herz der Herzen öffnet sich ihnen in diesen Blättern. Die Nachrufe an Hedwig von Olfers und Marie Seebach, an den Großherzog Carl Alexander und den Musiker Heinrich von Herzogenberg — „Das tote Haus am Bodensee. Eine Reiseerinnerung", die zuerst im Oktober 1902 in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht wurde — sind Zeugnisse rührendster Freundschaft und Perlen der Darstellung. Alles, was in Wildenbruchs keusch und verschämt verschlossener Seele von hohen Gefühlen und stillen, großen Gedanken, von edler Menschlichkeit und sinnender Melancholie lebte, enthüllt sich hier: ein Mensch, der in der Gesamtheit seines Wesens zu den Auserlesenen gehörte. Sein Stil gewinnt in diesen Aufsätzen eine Weiche und Fülle, einen Glanz und Schimmer, die gegen seine sonstige Schärfe und Schwere, Sturmklang und Rauheit sich vorteilhaft abheben, und hat den feinen Duft und Wohllaut eines Gedichtes. Ganz in das Reich der Dichtung fällt, schon dem Titel nach: „Auf den Trümmern von Akragas. Eine Mär", dem Märzheft 1903 der „Deutschen Rundschau" entnommen. Das Märchen, Heidnisches und Christliches, älteste Vergangenheit und Gegenwart Siziliens sinnvoll verknüpfend, schließt sich Wildenbruchs novellistischen Schilderungen aus dem klassischen Altertum: „Der Meister von Tanagra", „Claudias Garten", „Der Zauberer Cyprianus" in Inhalt und Form harmonisch an. So sei das Buch, das so viel des Schönen und Ergreifenden, des Anregenden und Begeisternden bietet, ein getreues Bild des Menschen und des Schriftstellers Wildenbruch, der dauernden Teilnahme und Erinnerung des deutschen Volkes empfohlen.

Karl Frenzel.

Das Alte Testament.

Die Schriften des Alten Testaments. In Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. Lic. Dr. Hugo Greßmann-Berlin, Prof. D. Hermann Gunkel-Gießen, Privatdozent Pfarrer Lic. M. Haller-Bern, Privatdozent Pastor Lic. Hans Schmidt-Breslau, Prof. D. W. Stärk-Jena und Prof. Lic. P. Volz-Tübingen. — Fertig liegt vor: Erster Band: Die älteste Geschichtschreibung und Prophetie Israels (von Samuel bis Amos und Hosea). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen von Hugo Greßmann, Prof. der Theologie an der Universität Berlin. Mit Namen- und Sachregister. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1910.

Das Alte Testament ist durch viele sehr lebhafte Debatten in der letzten Zeit in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses der gebildeten Welt gerückt. Der Bibel-Babel-Streit, Jensens Gilgamesch-Hypothese, Artur Drews Christusmythe rührten alle an sein Gebiet; die intensiv betriebene religionsgeschichtliche Forschung unserer Tage zwingt auch sonst immer aufs neue zur Beschäftigung mit ihm. Aber auch vom Standpunkt des Christentums aus gilt seinem rechten Verständnis immer regere Teilnahme. Man weiß, daß die altüberkommene Inspirationsauffassung gefallen ist; mit der Schwierigkeit, eine neue, gut fundierte Stellung zum Alten Testament als Bibelteil zu gewinnen, ringen viele. Gerade hier legen sich den meisten Fragenden sprachliche, literarische, geschichtliche Schwierigkeiten von schier unübersteiglicher Höhe in den Weg. Es ist unabweisbare Pflicht der theologischen Wissenschaft, sie soweit als irgend möglich überwinden zu helfen. Die gründlich und sorgsam gearbeitete, in der letzten Auflage auch mit manchen erklärenden Bemerkungen versehene Übersetzung von Emil Kautzsch und seinen Mitarbeitern hat zu diesem Zweck schon längere Zeit vielen gute Dienste geleistet. Überholt wird sie an Brauchbarkeit gerade für den Nichttheologen durch das obengenannte, eben im Erscheinen begriffene Erklärungswerk. In ihm ist alles auf das Bedürfnis des Nichtgelehrten eingestellt. Eine Auswahl aus dem gewaltigen Stoff wird erklärt; nur in Übersichten wird besprochen, was von geringerem Interesse ist; dafür ist in ganz anderem Umfang als bei Kautzsch für das Verständnis vorgesorgt.

Die Methode trockener Einzelerklärung von Vers zu Vers ist völlig vermieden; jedes Stück wird in zusammenfassender Darstellung nach einer Reihe wichtiger Gesichtspunkte beleuchtet, wobei alles, was wirklich der Erläuterung bedarf, sie auch findet. Dazu treten ausführliche Einleitungen zu den großen, sachlich gegliederten Abschnitten; so im vorliegenden ersten Band zur ältesten Geschichtschreibung, ältesten Gesetzgebung und über Propheten und die prophetischen Gattungen. Der notwendigen Orientierung über den Text und der Erklärung einzelner besonderer Schwierigkeiten dienen kurze Anmerkungen und ganz wenige Zeilen Textkritik, letztere wirklich das einzige, was den „Laien" nicht angeht. Die altherkömmliche Ordnung des Alten Testaments ist dabei nun allerdings zugunsten sachlicher Zusammenfassung aufgegeben; in großen Gruppen treten die nach literarischen Gattungen zusammengehörigen Bücher oder Bücherteile geschlossen in die Erscheinung. Für den aber, der bestimmte Stellen sucht, sind Register vorgesehen, den Weg zu weisen. Kurz: wir haben ein völlig neues Unternehmen vor uns, eine eminent großzügige Gestaltung des äußerst spröden Materials. Dennoch ist das nicht der höchste Vorzug des Buches. Schwerer noch wiegt die Art der

sachlichen Darstellung. „Religionsgeschichtlich" orientiert ist sie; aber man fürchte nicht, mit tausend zusammengesuchten Einzelheiten aus dieser oder jener Religion behelligt zu werden; das Alte Testament selbst wird als geschichtliches Religionsdokument zum Leben erweckt, zu wirklichem, frischem Leben. Text- und Literarkritik, in denen einst die alttestamentliche Arbeit zu einem guten Teil aufging, sind hier nur notwendige Voraussetzungen; die Verfasser machen das Volk Israel selber vor unseren Augen lebendig: sein religiöses Empfinden, seine Sitten und Bräuche, sein inneres Werden und Sein. Wie im ersten Band die Gestalten der ältesten Zeit unter Greßmanns Hand Leben gewinnen, das ist geradezu wundervoll. Aber auch sonst beleuchtet das Werk die alttestamentlichen Erzählungen in ganz neuartiger Weise, namentlich nach der ästhetischen und nach der literaturgeschichtlichen Seite hin. Es sind höchst fruchtbare Gesichtspunkte, die hier erstmalig in so umfassender Weise zur Geltung kommen: die Gesichtspunkte der „religionsgeschichtlichen Schule", wie namentlich der Mitherausgeber Hermann Gunkel, dessen Spuren die Mitarbeiter bei aller Selbständigkeit doch im wesentlichen folgen, sie bahnbrechend herausgearbeitet hat.

Die Lieferungsausgabe ist schon weiter vorgeschritten als die Bandausgabe. Aber auch diese letztere bietet in Greßmanns Arbeit einen ausgezeichneten Anfang. Welches neue Licht fällt auf die uns aus der „Biblischen Geschichte" der Schulzeit wohlbekannten Erzählungen über Samuel, Saul, David, Absalom, Salomo! Welche plastische Gestalt gewinnen die ältesten Gesetze! Prächtig klar ist die Ausführung über die verschiedenen Formen des Zehngebots. Elias und Elisa werden mit Meisterhand gezeichnet, Amos und Hosea in der Tiefe erfaßt und gedeutet. Eine Fülle illustrierender Einzelheiten ist geboten, aber sie alle fügen sich dem Gesamtbild so ein, daß der Beschauer durch sie größere Klarheit empfängt, ohne daß seine Aufmerksamkeit je durch sie zerstreut würde. Hier ist nicht bloß das Programm vorzüglich, sondern auch die Ausführung. Um ein einzelnes Stück zu erwähnen: die Geschichte von David und Goliath ist, so schwierig ihre Behandlung aus textkritischen und anderen Gründen sein mag, doch so klar und auch für Nichttheologen einleuchtend besprochen, daß die Lesung des betreffenden Abschnitts für jeden Interessierten geradezu einen Genuß bedeuten muß.

Selbstverständlich kann das große Werk auf veraltete dogmatische Vorurteile, die sich wirklich geschichtlicher Behandlung des Alten Testaments in den Weg stellen, nicht Rücksicht nehmen. Aber gerade seine Art wird am besten geeignet sein, der wissenschaftlichen Betrachtungsweise den hohen Ruhm zu sichern, daß sie jene Vorurteile sachlich überwindet. Denn es zerstört nicht nur alte Theorien, es zeigt vielmehr die ganze Schönheit, Tiefe und Kraft des altisraelitischen Schrifttums. Es setzt seinen Gegenstand nicht herab, sondern herauf. Möchte es vielen Lesern diesen Dienst leisten!

M. S.

Die Oden Salomos.

Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert. (The odes ... of Salomon, now first published from the syriac version. By J. Reudel Harris. 1909.) Aus dem Syrischen übersetzt von Johannes Flemming. Bearbeitet und herausgegeben von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1910.

Dem englischen Gelehrten Reudel Harris verdanken wir einen Fund, der nicht nur die Theologen, sondern in gleichem Grade alle Freunde religiöser Poesie angeht: Harris entdeckte auf einer 3—400 Jahre alten syrischen Papierhandschrift, die dem Tigrisland entstammte, vierzig bisher unbekannte Psalmen und wies überzeugend nach, daß sie mit jenem Psalmbuch identisch seien, das unter dem Namen die „Oden Salomos" in den ersten christlichen Jahrhunderten als vollgültiger oder doch apokrypher Bestandteil dem Alten Testament mancherorts einverleibt gewesen ist und uns nur aus kargen Resten und Zitaten bekannt war. Dem syrischen Text, der übrigens nicht unmittelbar nach der hebräischen Vorlage, sondern erst nach einer griechischen Übersetzung derselben verfertigt wurde, fügte er die Übertragung in eine moderne Sprache bei nebst einer Reihe textkritischer und historischer Untersuchungen.

Nunmehr erhalten wir in der vorliegenden Ausgabe eine deutsche Übersetzung, die, durchaus selbständig, sich dem Wortlaut des Originals eng anschmiegt, wie es der wissenschaftliche Zweck erfordert, ohne dabei poetische Rücksichten auszuschalten. Harris war der Meinung, daß die „Oden" aus judenchristlichen Kreisen stammten; Harnack hat dagegen durch sorgfältige Sichtung des Stoffes, Analyse des Textes und durch seine unerreichte Kenntnis der altchristlichen Literatur festzustellen vermocht, daß die Dichtung von einem Juden in den Jahren zwischen 50 vor und 67 nach Christi verfaßt sein muß und um das Jahr 100 durch christliche Bearbeiter Änderungen und Zusätze erfahren hat. In scharfsichtigem Überblick hat Harnack die verschiedenen Möglichkeiten für die Erklärung des Problems, das die Oden stellen, abgewogen; man spürt neben der Schärfe, mit der er die Konsequenzen aus seinen Ergebnissen zieht, die kühle Witterung des Gelehrten, der sich strenge Zurückhaltung auferlegt, sobald er auf den unsicheren Boden der Hypothese gedrängt wird.

Durch diese historische Fixierung erhält der Fund aber erst seine weittragende Bedeutung: die Oden führen uns tiefer, als es uns bisher möglich war, in den Prozeß der Loslösung des Christentums vom Judentum; sie machen uns mit einem Seitenarm der religiösen Bewegung zur Zeit Christi bekannt; dem Hellenismus wahlverwandt, doch kaum von ihm direkt beeinflußt, erscheint hier ein Kreis von Mystikern, die, unbekümmert um Mosis' Gesetz und den offiziellen Kultus, sogar frei vom Messianismus, sich ganz der Pflege persönlichen Lebens widmeten. Harnack erkennt in ihnen die Strömung, die, stärker anschwellend, in der Persönlichkeit des Johannes, des Verfassers des vierten Evangeliums, ihren gewaltigsten Repräsentanten gefunden hat. Nicht zu Jesus kann der jüdische Sänger in Zusammenhang gebracht werden: sein spirituelles Erfassen der religiösen Erfahrung trennt ihn von der ethischen Persönlichkeit des Heilands.

Das Erfülltsein vom Wesen Gottes ist die Quelle aller seiner Empfindungen, er kennt nur den erhöhten Zustand seiner Seele. Gott hat ihn vom Weg des Irrtums zur Wahrheit geleitet, ihn mit dem Kleid des Geistes bedeckt, ihn erlöst,

Ein Gefühl der tiefsten Ruhe, Gottergebenheit, „gelâzenheit“, wie es die deutsche Mystik nannte, durchzieht die Oden. Ihm war, wie den anderen „Heiligen“, schon früher, vor seiner Geburt, ein Sein bei Gott beschieden; er ist zu ihm erhoben aus dem Geschlecht der Menschen, die ihn darum verfolgen und ihm gram sind, aber durch ihre Feindschaft dieses aristokratische Bewußtsein völliger Überlegenheit und Isolierung nur aufs höchste spannen. Es gab den christlichen Bearbeitern die Möglichkeit, seine Worte auf Christus zu übertragen.

Von inneren Kämpfen, Schuld und Buße, von dem heftigen Aufschrei einer leidenden Seele, wie ihn die Psalmen Davids kennen, fehlt jede Spur. Unser Dichter steht in strengstem Gegensatz zu der sittlich-religiösen Erneuerung, die sich damals auf dem Boden der alten Traditionen vollzog und von dem Täufer Johannes die stärksten Impulse empfing. Predigte der Asket im härenen Gewande Gesetz, Gericht, Buße, die Unterwerfung, der der Lohn folgt, so hat der Dichter mit dem populären Didaktiker nichts gemein: nicht im Leiden, nicht in der praktischen Erfahrung, sondern in Gnade, Gottseligkeit ist er groß geworden; nicht in der Gerechtigkeit, sondern in der Erkenntnis und Wahrheit zeigt sich ihm sein Gott.

Die Scheidung zwischen dem Urtext und den Bearbeitungen kann nicht mehr überall sicher vollzogen werden. Übertragungen auf den „Sohn Gottes“, symbolische Züge, wie die für unseren Geschmack widerliche Deutung der Trinität, ungeschickte Umbiegung und Fortführung von Allegorien neben einigen prächtigen Stücken wie die Schilderung der Höllenfahrt Christi, müssen wir späteren Funden zuschreiben. Zwar hat auch der jüdische Sänger in Allegorien, apokalyptischen Bildern, Darstellungen des Gerichts seiner Zeit den schuldigen Tribut gezahlt. Aber er hält sich frei von kirchlicher Tendenz und Lehrhaftigkeit. Er meistert den Parallelismus membrorum und läßt seine Hymnen bald in eindringlichem Pathos ertönen, bald uns mit zuströmender Bilderfülle Herz und Sinn umschmeicheln: „Wie der Sturmlauf des Zornes gegen die Ungerechtigkeit, so ist der stürmische Lauf der Freude zu dem Geliebten hin ... Meine Freude ist der Herr und mein Lauf ist zu ihm hin“ (7, 1). Volkstümlich mutet uns der Anfang der vierzigsten Ode an: „Wie der Honig träufelt aus der Wabe der Bienen, und die Milch fließt aus dem Weibe, das ihre Kinder liebt, so ist auch meine Hoffnung auf dich, mein Gott.“ In süßem Erschauern spürt er die Gottesnähe: „Wie die Hand über die Zither gleitet und die Saiten ertönen, so redet in meinen Gliedern der Geist des Herrn“ (6, 1). Und schlichte Innigkeit adelt das Bekenntnis des Dichters: „Eine Stunde des Glaubens an dich ist mehr wert als alle Tage und Stunden“ (4, 6). „Es gibt keinen rauhen Weg, da wo ein einfaches Herz ist; auch keine Wunde bei geraden Gedanken, auch keinen Sturmwind in der Tiefe eines erleuchteten Gemüts.“

Bruno Hake.

nβ. **Der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund.** Von Erich Brandenburg. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Die vorliegende Schrift ist die erweiterte Neubearbeitung eines Beitrags aus der zum sechzigsten Geburtstag von Max Lenz von Freunden und Schülern kürzlich gewidmeten Festschrift. Mehr untersuchend als erzählend gibt der bekannte Leipziger Historiker eine Darstellung der Verhandlungen, die im September 1870 in München begonnen, im folgenden November in Versailles und Berlin zum Abschluß der Verträge über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund führten. Gründlich und sorgfältig werden dabei besonders die verschiedenen Wendepunkte der Unterhandlung und die Motive der einzelnen Staatsmänner, namentlich der Bayern und der Württemberger, erörtert, wobei vielleicht der hartgesottene Partikularist Bray etwas zu günstig beurteilt wird. In wirklich staatsmännischer Größe erscheint auch nach dieser vorsichtigen und kühlen Untersuchung nur Bismarck, der mit seinem wunderbaren Augenmaß das allein mögliche Ziel von vornherein sicher erkennt und auf oft verschlungenen Pfaden schließlich zu erreichen weiß. Anerkennenswert ist die kritische Besonnenheit des Verfassers, der zwar bei der Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials Vermutungen und Wahrscheinlichkeitsschlüsse nicht ganz vermeiden kann, aber wilde Phantasien, wie sie v. Ruville in seiner Schrift über „Bayern und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches" (1909) niedergelegt hat, mit Recht nachdrücklich zurückweist. Gar zu enthaltsam scheint uns dagegen der Verfasser in der Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen und militärischen Ereignisse; bei der Darstellung der diplomatischen Verhandlungen vernimmt man auch nicht das leiseste Echo des Kanonendonners um Paris. Sollte er wirklich ganz ohne Einfluß auf den Gang der Verhandlungen gewesen sein?

nμ. **Arndt.** Von P. Meinhold. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1910.

Zu lange haben wir über Carlyle Arndt vergessen, wie wir noch immer über Ruskin Hillebrand vergessen. Meinholds Buch schlägt den einzig richtigen Weg ein, in die Kenntnis dieses prachtvollen Menschen und seines trotz allen Leids beneidenswerten Lebens einzuführen: es gibt gute Analysen der Hauptschriften, mit Proben untermischt, die hoffentlich zu weiterem Lesen anlocken. Daneben sticht der farblose biographische Bericht ab, der auch allzu lieblos behandelt ist; so ist Arndt glücklich (das erste Mal) verheiratet, und wir wissen nicht mit wem. Auch die Charakteristiken sind nicht einwandsfrei: Arndt ist mindestens so sehr „Romantiker" wie Kosegarten; Luther ist unserem Helden doch zu stark angeglichen. Dagegen erfreut die Unbefangenheit, die den „Dichter" Arndt fast völlig preisgibt.

nς. **Gedanken über Gott, die Welt und das Ich.** Ein Vermächtnis von Rudolf Hildebrand. Herausgegeben von Georg Berlit. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Rudolf Hildebrand, der Leipziger Professor, ausgezeichnet als Mensch und Gelehrter, der als Schüler Jacob Grimms am Deutschen Wörterbuch begonnen und sich zum Meister im Jacob Grimmschen Sinne emporgehoben hatte, steht noch heute, nachdem sich längst seine müden Augen geschlossen, unvergessen in dem Gedächtnis einer Schar nun auch schon alternder Männer da, die einst unmittelbar von ihm seine liebe- und geistvolle Lehre empfangen durften. Er war Zeit seines Lebens ein einsamer Grübler und sinnvoller Deuter tiefverborgener Gefühle, Regungen und Vorkommnisse. Das Wissen galt ihm nichts, das nicht einem höheren, allgemeinen Zwecke diente und befreiend für die Menschheit wirkte. Seit dem Jahre 1878 bis kurz vor seinem Tod 1894 hat er still für sich in Hefte eingetragen, was ihm an Gedanken, Einfällen und inneren Gewinnen zukam. Und aus diesen Heften hat nun Berlit die umfassende Veröffentlichung des vorgezeichneten Bandes pietätvoll hergestellt. Der unerschöpfliche Stoff breitet sich über fast 500 Seiten in elf Büchern vor dem Leser aus, in einer Mannigfaltigkeit sondergleichen, die aber auf dem einfachen Grunde: Gott, Vaterland, Volk, Mensch beruht, aus diesem Urborn ihre Nahrung zieht und alles Irdische im Lichte der Ewigkeit bespiegelt. Es ist ein Buch, das man niemals auslesen kann, zu dem man vielmehr immer wieder aus den verschiedensten Anlässen zurückkehren wird, um sich innerlich zu erheben und zu stärken für den Kampf dieses Lebens.

γ. **Jesus von Nazareth. Mythus oder Geschichte?** Von Johannes Weiß, Professor der Theologie in Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1910.

Auch diese Schrift ist eine Auseinandersetzung mit den Ansichten von Kalthoff, Drews und Jensen, welche in verschiedener Weise die Geschichtlichkeit Jesu leugnen und ihn als Dichtung der Gemeinde oder Spiegelbild altorientalischer Götteranffassung darstellen. Am schärfsten wird, und mit Recht, Drews abgetan, „der von Dingen redet, über die er nicht nachgedacht hat, und die Quellen, über die er so munter urteilt, nicht wirklich kennt". Die Geschichtlichkeit Jesu erhellt nach Weiß mehr noch als aus den schriftlichen Zeugnissen der Alten, die doch vorhanden sind, und als aus Paulus, gerade aus dem Selbstzeugnis, das in den Evangelien vorliegt; Paradoxien wie „selig sind, die da Leid tragen," „wer da hat, dem wird gegeben," „wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren," findet man nicht auf der Straße; sie entstehen in einer

glühenden Seele, welche die Welt überwunden hat, und heroische Ausschließlichkeiten wie „niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon," „wer nicht hasset Vater und Mutter," sind nicht nach dem Geschmack der Vielen, so wenig als das absolute Verbot des Zorns, des Schwurs, der Ehescheidung. Aus all dem redet eine stark empfindende, aber klare, feurige und zarte Persönlichkeit mit entschiedenstem Willen; niemand hat diese Worte erfunden; sie sind von dieser Persönlichkeit in die Welt geschleudert worden, und diese Persönlichkeit kann mit niemandem sonst gleichgestellt werden, ist ganz eigener Art und selbständig. Weiß' Schrift ist überaus gedankenreich und führt in alle Seiten des Problems ein, so wie sie in den letzten Jahren verhandelt worden sind. Doch schadet die Form unausgesetzter Polemik, die ja sehr begreiflich ist, einigermaßen der Klarheit des Ganzen; eine positivere Form der Entwicklung hinterließe einen klareren und befriedigenderen Eindruck.

βλ. **La Politique de Pié X.** (1906—1910). Par Maurice Pernot. Paris, Alcan 1910.

Von der „Bibliothêque d'Histoire contemporaine" sind die Berichte des Korrespondenten des „Journal des Débats" in Rom zu einem Band vereinigt worden, der einer der besten Beiträge zur religiösen Zeitgeschichte genannt zu werden verdient. Monsieur Pernot ist maßvoll, unparteiisch und gerecht. Er schildert Verhältnisse und Personen, auch die deutschen, mit einer Sachkenntnis, die unter anderem in seiner Beurteilung der Haltung des Kardinals Kopp sich bewährt, und überschreitet nie die Grenze, die gerechtfertigte Unabhängigkeit des Urteils von gehässigen Angriffen trennt. Die Tatsachen sprechen für sich. Es ist weder seine Neigung noch seine Schuld, wenn er die Wirkungen einer Strategie nachzuweisen hat, die auf den Tiefstand gelangt ist, ihre Erfolge von einem organisierten System der Denunziationen zu erwarten, das vor allem den Episkopat selbst und durch ihn alle Lebensäußerungen im Katholizismus terrorisiert. Man lese den Abschnitt, den letzten des Buchs, über Frankreich und die „Correspondance de Rome". Kommentare sind überflüssig. Den Menschen, die sich solcher und ähnlicher Mittel bedienen, ist der Begriff des Glaubens verloren gegangen; nicht von ihnen, fürwahr, ist Rettung aus der Krisis zu hoffen, deren Vorhandensein das Pontifikat Pius X. verdüstert. Aber ihnen und ihrer harten und kurzsichtigen Taktik ist es vor allem zuzuschreiben, daß diejenigen nicht mehr gehört werden, die über die tiefsten Ursachen der vorhandenen Übel, die kein Katholik bestreitet, noch über die wahre Stimmung bei Klerus und Volk der katholischen Christenheit Rechenschaft geben würden.

πβ. **Les commencements de l'indépendance bulgare et le prince Alexandre.** Souvenirs d'un Français de Sofia. Par E. Queillé. Préface de M. E. Lamy, de l'Académie française. Paris, Bloud & Cie. 1910.

E. Queillé, ein Franzose, der bald nach der Gründung des Fürstentums Bulgarien als Finanzrat nach Sofia berufen wurde, hat dort in den Jahren 1883 und 1884 ein Tagebuch geführt, das, zuerst im „Correspondant" erschienen, jetzt in Buchform veröffentlicht vorliegt. Vorausgeschickt ist eine ebenfalls von Queillé verfaßte, ziemlich ausführliche Geschichte Bulgariens seit dem Berliner Vertrage bis zu dem Augenblick, wo das Tagebuch anhebt (11. Oktober 1883), dessen Blätter freilich den bei weitem anziehenderen Teil dieses Buches ausmachen. Queillé kam durch sein Amt und durch seine liebenswürdige und geistreiche Persönlichkeit mit dem Fürsten Alexander wie mit den bulgarischen Staatsmännern und den Vertretern der fremden Mächte in nahe und oft selbst intime Beziehungen, er war ein scharfer Beobachter, der Gesehenes und Gehörtes, die Gestalten russischer Diplomaten und bulgarischer Parteiführer in knappen Strichen anschaulich und lebendig zu vergegenwärtigen weiß. Aus den bald ernsten und bald heiteren Schilderungen, denen man die erlebte Wirklichkeit immer anmerkt, erheben sich als bedeutsame historische Zeugnisse die Aufzeichnungen Queillés über seine Unterredungen mit dem Fürsten Alexander, der den Franzosen oft zum Vertrauten seiner schweren Kämpfe und bitteren Leiden gemacht hat. Man braucht den Battenberger nicht, wie der Akademiker Lamy in seinem Vorwort will, als einen „gefangenen Riesen" zu bewundern und zu bedauern; aber gewiß wird bei den Erzählungen Queillés niemand ohne Sympathie bleiben können für diesen jungen, frischen Sprossen vom alten Hessenstamme, der in Sofia der beste, vielleicht der einzige wirkliche bulgarische Patriot wurde, ein Held auf dem Schlachtfelde — aber freilich kein Staatsmann. Gelang es ihm auch, wenigstens zeitweise, der inneren Parteizerklüftungen Herr zu werden — die russischen Wühlereien, Feindseligkeiten, Gewalttätigkeiten wußte er nicht zu überwinden. Der Kampf gegen die Unversöhnlichkeit Kaiser Alexanders III. hat ihn schließlich aufgerieben. Neben den Mitteilungen über Fürst Alexander bildet die kräftige Schilderung der russischen Umtriebe in ihrer Hinterlist und Brutalität den wertvollsten Inhalt dieses Tagebuches, doppelt wertvoll und beachtenswert, da sie aus einer französischen Feder stammen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15 Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Im Grenzdienst. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1910.

Albin. — Les grands traités politiques. Recueil des principaux textes diplomatiques depuis 1815 jusqu'à nos jours. Avec des commentaires et des notes. Par Pierre Albin. Préface de M. Maurice Herbette. Paris, Félix Alcan. 1911.

Altniederländische Malerei. 200 Nachbildungen. Mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Andersen. — Lobgesang aus der Tiefe. Erzählungen Von M. Andersen-Nexö. Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

d'Anthouard. — Le Progrès Brésilien. La participation de la France. Par le Baron d'Anthouard. Préface de M. Hanotaux, de l'Académie française. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911.

Apelt. — Platons Dialog Theätet. Übersetzt und erläutert von Dr. Otto Apelt. Zweite, der neuen Übersetzung erste Auflage. Philosophische Bibliothek Band 82. Leipzig, Dürr. 1911.

Arminius. — „Der Mammon, die Liebe" — und peitschende Wellen. Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiel. Von Ernst Arminius. Leipzig, B. Volger. 1910.

Balzac. — Tante Lisbeth. Von Honoré de Balzac. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Bartels. — Der Literaturhistoriker und die Gegenwart. Von Adolf Bartels. Leipzig, Ed. Avenarius. 1910

Bayreuth. — Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag 1910.

Bernhart. — Ars Sacra. Blätter heiliger Kunst mit begleitenden Worten von Jos. Bernhart. Der Rosenkranz. 3. Serie. Kempten und München, Jos. Kösel. O. J.

Bernus. — Clemens Brentano und Eduard von Steinle Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von Alexander von Bernus und Alfons M. von Steinle. Kempten und München, Josef Kösel. O. J.

Bertaux. — Donatello. Par E. Bertaux. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910.

Bethge. — Lieder und Gesänge des Hafis. Von Hans Bethge. — Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Von Hans Bethge. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Bettelheim. — Beaumarchais. Eine Biographie von Anton Bettelheim Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. München, C. H. Beck. 1911.

Bettelheim. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. XIII. Band, vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908. Mit dem Bildnis von Wilhelm Busch in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1910.

Birt. — Aus der Provence. Reiseskizzen von Theodor Birt. Nr. 112/113 der „Deutschen Bücherei". Berlin, Otto Koobs. O. J.

Boehme. — Clef ou explication des divers points et termes principaux, employés par Jacob Boehme, dans ses ouvrages. Traduite de l'Allemand sur l'édition des Œuvres complètes imprimées en 1715. Paris, Dorbon l'Aîné. 1911.

Bourget. — Œuvres complètes de Paul Bourget de l'Académie Française. Romans VII. L'Étape. — Un Divorce. Paris, Plon-Nourrit. 1911.

Boveri. — Gedächtnisrede auf Anton Dohrn. Von Theodor Boveri. Mit einem Bildnis Dohrns nach dem Bronzerelief von Adolf Hildebrand. Leipzig, S. Hirzel. 1910.

Bristau. — Der Offizier. Ernste Beobachtungen im Lichte der Wahrheit von Alfred Bristau. Straßburg, Josef Singer 1910.

Britting. — Einsame Feste. Gedichte von Walter Britting. Berlin, E. Fleischel & Co. 1910.

Buber. — Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Buchner. — Der Riese Mum. Ein Kinderbuch von Eberhard Buchner. Mit Bildern von Heinrich Kley. München, Albert Langen. 1910.

Büchners Leitfaden der Kunstgeschichte. — Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht neu bearbeitet von G. Howe. Mit 365 Abbildungen und zwei mehrfarbigen Bildern. Zwölfte Auflage. Essen, G. D. Baedeker. 1911.

Cabanis. — Goldene Fädchen. Ein Buch für Mutter und Kind. Reime von G. P. S. Cabanis. Bilder von Klara Hensel. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Capelle. — Gneisenau. Eine Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Capelle. Mit 16 Bildertafeln. Band VIII der „Deutschen Charakterköpfe". Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1911.

Cauzons. — La magie et la sorcellerie en France. Les sorciers d'autrefois. — Le sabbat. — La guerre aux sorciers. — Les sorciers de nos jours. Par Th. de Cauzons. I. Origine de la sorcellerie. Ce qu'on racontait des sorcières. Opinions diverses à leur sujet. II. Poursuite et châtiment de la Magie jusqu'à la Réforme Protestante. Les Procès des Templiers. Mission et procès de Jeanne d'Arc. Paris, Dorbon-Aîné 1911.

Chateaubriand. — Pages Choisies: La Correspondance. — Les premiers essais. — Les chefs-d'œuvres. — Les Mémoires d'outre-tombe. Avec une introduction, des notices et des notes par Victor Giraud. Paris, Hachette et Cie. 1911.

Collin. — Henrik Ibsen. Sein Werk — seine Weltanschauung — sein Leben. Von J. Collin. Heidelberg, Carl Winter. 1910.

Coloma. — Boy. Roman von Luis Coloma. Freiburg, Herder. 1910.

Conz. — Wer kommt? Ein Buch für Kinder von 3 bis 7 Jahren mit Bildern von Julie Conz und Reimen von Julie Neunhöffer. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Cornicelius. — Claude Tillier. Von Max Cornicelius. Halle, Niemeyer. 1910.

Christen. — Rodolphe Christen. The story of an artist's life. By his wife. With illustrations. London, Longmans, Green and Co. 1910.

Davis. — The influence of wealth in Imperial Rome. By William Stearns Davis. New York, the Macmillan Company. 1910.

Dauthendey. — Spielereien einer Kaiserin. Drama in vier Akten, einem Vorspiel und einem Epilog. Von Max Dauthendey. München, Albert Langen. 1910.

Dauthendey. — Die gefügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere. Von Max Dauthendey München, Albert Langen. 1910

Der Diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71. Gesammelte Urkunden, herausgegeben vom französischen Ministerium des Auswärtigen. Zweiter Band. Vom 22. Februar 1864 bis zum 9. Mai 1864. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst. 1910.

Dickens. — Die Pickwickier Von Charles Dickens. Deutsch von Gustav Meyrink. Zwei Bände. Der ausgewählten Romane und Geschichten neunter und zehnter Band. München, Albert Langen. 1910.

Drems. — Von Draußen und Daheim. Gedichte von Drems. Leipzig, B. Volger. 1910

Dreßler. — Süddeutsche Städtemärchen. Von Hermann Dreßler. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Dunau. — Les Deux Idéalismes. Par Charles Dunau. Paris, Félix Alcan. 1911.

Duoderich. — Der deutsche Michel. Eine Denkschrift in Versen über Michel Östermeier und Michel Reichsmeier von R. Duoderich. Mit Bildern von Walther Sigbart. Leipzig, Teutonia-Verlag, Karl R. Vogelsberg. 1910.

Eggert. — Der letzte Prophet. Dichtung von Eduard Eggert. Zweite Auflage. Ravensburg, F. Alber. 1911.

Eckardt. — Lebenserinnerungen. Von Julius v. Eckardt Zwei Bände. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, S. Hirzel. 1910.

L'École des Hautes Études Sociales 1900—1910. Paris, Félix Alcan. 1911.

Elster. — Alkohol und Kunst. — Frauentum und Trinksitten. Von W. Alexander Elster. Hamburg, Verlag von Deutschlands Großloge. O. J.

Engel. — Die Leute von Moorluke. Novellen von Georg Engel. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Eomund. — Gesundheit? Lyrische Erzählung von Eomund. Dresden, E. Pierson. 1911.

Falke. — Der Spanier. Novelle von Gustav Falke. Berlin, G. Grote. 1910.

Farinelli. — Il Romanticismo in Germania. Par Arturo Farinelli. Lezioni Introduttive. Con centri bibliografici sul corso calero. Bari, Gius. Lateza & Figli. 1911.

Festenberg. — Aus König Heinrichs Jugendtagen. Erzählendes Gedicht von Hermann von Festenberg. Leipzig, B. Volger. 1910.

Fischer. — Systematische Anleitung zur Willens- und Charakterbildung. Ein Buch speziell für Philosophen, Pädagogen, Geistliche, Lehrer und Selbstkultur. Von Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1910.

Fischer. — Ritu Sanhara. Die Jahreszeiten. Indische Gedichte nach dem Englischen des Satyam Jayati übertragen und eingeleitet von Otto Fischer. München, Max Moerike. O. J.

Foerster. — Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Vornehmlich auf Grund des schriftlichen Nachlasses des Prinzen bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Foerster, Hauptmann im Großen Generalstabe. Zweiter Band: 1866—1885. Mit vier Bildnissen, einem Faksimile eines eigenhändigen Briefes des Prinzen und zwölf Kartenskizzen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Fontane. — Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. Von Theodor Fontane. Illustrierte Ausgabe. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Forschneritsch. — Neue Märchen. Von A. E. Forschneritsch. Bilder von Josef Strejz. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Fränkel. — Wandlungen des Prometheus. Antrittsvorlesung, gehalten am 6. November 1909 von Dr. Jonas Fränkel. 2. Heft der Berner Universitätsschriften. Bern, Max Drechsel. 1910.

Fumian. — „Bruder Straubinger." Ein Bilderbuch für Jung und Alt. Text von Jos. Fumian. Siebzehn Vierfarbendruckbilder, gezeichnet von Lothar Meggendorfer. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Ganghofer. Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Jugend von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Gebauer. — Ein freier Geist. Trauerspiel in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson. 1909.

Gernot. — Die große Frage. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Fritz Gernot. Berlin-Friedenau, Bureau Fischer. O. J.

Gleichen-Rußwurm. — Das Galante Europa. Geselligkeit der Grossen Welt 1600—1789. Von A. v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1911.

Gloël. — Goethes Wetzlarer Zeit. Bilder aus der Reichskammergerichts- und Wertherstadt. Von Heinrich Gloël. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Grazie. — Vor dem Sturm. Roman von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1910.

Guenther. — Tiergarten fürs Haus in Bild und Wort. Herausgegeben von Konrad Guenther. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Guerre Russo-Japonaise 1904—1905. Historique, rédigé à l'État-Major Général de l'Armée Russe. Tome I. Événements d'Extrême-Orient avant la Guerre et préparation à la guerre. Paris, R. Chapelot et Cie. 1910.

Hagen. — Gottesstreiter. Ein Sang vom Staffelsee. Von Otfried Hagen. Wolfenbüttel, Heckner. O. J.

Hamelin. — Le système de Descartes. Par O. Hamelin. Publié par L. Robin. Préface de M. Émile Durkheim. Paris, Félix Alcan. 1911.

Hauptmann. — Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1910.

Hauser. — Alt-Wien. Roman von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1911.

Hedin. — Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan, Belutschistan. Von Sven Hedin. Mit 308 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 2 Karten. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1910.

Heine-Reliquien. Neue Briefe und Aufsätze Heinrich Heines. Herausgegeben von Maximilian Freiherrn von Heine-Geldern und Gustav Karpeles. Mit 5 Bildnissen und 5 Faksimiles. Berlin, Karl Curtius. 1911.

Hennig. Elisa Radziwill. Ein Leben in Liebe und Leid. Unveröffentlichte Briefe der Jahre 1820—1834. Herausgegeben von Dr. Bruno Hennig. Mit acht Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Hertling. — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn v. Hertling. Vierte und fünfte Auflage. Freiburg, Herder. 1910.

Hertramph. Das christliche Dogma im Lichte der ewigen Liebe. Ketzerische Gedanken einer Frau. Von Ottilie Hertramph. Leipzig, B. Volger. O. J.

Herzfeld. — Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen der Geschichte der italienischen Kultur. Herausgegeben von Marie Herzfeld. I. Serie, Band I. Francesco Matarazzo, Chronik von Perugia 1492—1503. Übersetzt von Marie Herzfeld. — Band II. Francesco Petrarca. Brief an die Nachwelt. Gespräche über die Weltverachtung. Von seiner und vieler Leute Unwissenheit. Übersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Hirschfeld. — Die Nixe vom Güldensee. Ein Märchen der Gegenwart von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Schottländer. 1910.

Holzamer. — Der Entgleiste. Roman in zwei Bänden von Wilhelm Holzamer. Berlin, E. Fleischel & Co. 1910.

Hüffer. — Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Dritte Ausgabe bearbeitet von Hermann Cardanus. Mit fünf bildlichen Beilagen und 2 Schriftproben. Gotha, F. A. Perthes. 1911.

Hyckel. — Mein Heimatland! Märchen und Sagen aus Schlesien. Erzählt von Georg Hyckel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Breslau, Franz Garlich. O. J.

Ibañez. — Die Arena. Roman von Blasco Ibañez. München, Süddeutsche Monatshefte. 1910.

Istel. — Das Kunstwerk Richard Wagners. Von E. Istel. 330. Bändchen: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Jaloux. — Le boudoir de Proserpine. Par Edmond Jaloux. Paris, Dorbon-Ainé. 1911.

Jansen. — Soestensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Von S. Jansen. Dritte Auflage. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Janson. — Die Insel. Erzählungen und Skizzen von den Stockholmer Schären. Von Gustav Janson. Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

Jörgensen. — Vom Vesuv nach Skagen. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. Freiburg, Herder. 1910.

Jouve. — Les Muses Romaines et Florentines. Par Pierre Jean Jouve. Paris, Léon Vanier. 1910.

Keyserling. — Prolegomena zur Naturphilosophie. Von Hermann Graf Keyserling. München, J. F. Lehmann. 1910.

Klein. — Ist Jesus eine historische Persönlichkeit? Von Prof. Dr. Gottlieb Klein, Rabbiner in Stockholm. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Köckert. — Vom Menschen der Sehnsucht. Von Gustav Köckert. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Köhler. — Otto von Wedell und Clementine von der Goltz. Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und 1800. Herausgegeben mit biographischer Einleitung und zeitgeschichtlichen Erläuterungen von Dr. Arthur Köhler. Leipzig, Röder & Schunke. 1911.

Korewo. — Vortrag über die finnländische Frage. Von N. Korewo. Berlin, E. Ebering. 1910.

Krumm. — Klaus Groths Briefe an seine Braut Doris Finke. Herausgegeben von Professor Hermann Krumm. Mit einem Bildnis und dem Faksimile eines Gedichtes. Braunschweig, George Westermann. 1910.

Kügelgen. — Erlebtes und Erstrebtes. Gedichte von Const. Wilh. von Kügelgen. Leipzig, Röder & Schunke. 1911.

Kühn. Die Frauen um Goethe. Von Paul Kühn. Band I: Die Frauen. Ehe. Seelenfreundschaft. Liebe. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1911.

Kurland. — Lieder aus Niedersachsen. Ausgewählt von Gotthard Kurland. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1910.

Lavisse. — Histoire de France. Depuis les origines jusqu'à la révolution. Par Ernest Lavisse. Tome

neuvième I. Le règne de Louis XVI. (1774—1789). Par H. Carré, P. Sagnac, E. Lavisse. Paris, Hachette et Cie. 1910.

Lenz. — Kleine Historische Schriften. Von Max Lenz. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1910.

Lessing. — Weib — Frau — Dame. Ein Essay von Dr. Theodor Lessing. München, Ärztliche Rundschau, Otto Gmelin. 1910.

Leu. — Stiefmütterlein. Von Elisabeth Leu. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Liliencron. — Detlev von Liliencrons Briefe an Hermann Friedrichs aus den Jahren 1885 1889. Mit Anmerkungen von H. Friedrichs. Vollständige Ausgabe. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Lowenfeld. — Die Kunst der Kapitalsanlage. Von Henry Lowenfeld. Berlin, S. Schottländer. 1910.

Lucerna. — Das Mährchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Deutungsarbeit von Camilla Lucerna. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Mann. — Das Herz. Novellen von Heinrich Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Manskopf. — Der Mann Gottes in der bildenden Kunst. Von Johannes Manskopf. Mit 15 Bildertafeln und 8 Abbildungen im Text. Tübingen, J. C B. Mohr. 1910.

Marcks. — Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Sechste und siebente Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1910.

Maurenbrecher. Gründung des Deutschen Reiches 1859 1871. Von Wilhelm Maurenbrecher. Vierte durchgesehene Auflage. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1910.

Meerwarth. — Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Stoffel. Lieferung 37–56. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Meyer. — Briefe des westfälischen Stabsoffiziers Friedrich Wilhelm von Loßberg vom russischen Feldzuge des Jahres 1812. Neu herausgegeben von Christian Meyer. Berlin, R. Eisenschmidt. 1910.

Michaëlis. — Das gefährliche Alter. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Karin Michaëlis, Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Michels. — Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Von Robert Michels. Band XXI der Philosophisch-soziologischen Bücherei. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1910.

Moebius. — Constantin Brunners Lehre, das Evangelium für die Gemeinschaft der geistig Lebendigen. Eine Studie von A. Moebius. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Mohr. — Schwedische Streifzüge eines deutschen Journalisten. Von Martin Mohr. München, C. H. Beck. 1911.

Neck. — 1870—71 illustré. Par Léon van Neck. Préface par Paul Adam. Paris, Dorbon-Aîné. 1911.

Neugebauer. — Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen von Ladislaus v Neugebauer. Mit dem Bildnisse des Dichters. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Ausgabe der Petöfi-Gesellschaft. Leipzig, Max Hesse. 1910.

Neuwirth. — Illustrierte Kunst-Geschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 2. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Neue Polterabend- und Hochzeitsgedichte für Erwachsene und Kinder. Bischofswerda, E. H. Petzold. O. J.

Nylander. — Die Jungen auf Metsola. Ein Landleben. Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

Olden. — Der Strom des Lebens. Novellen und Extrakte von Balder Olden. München, Etzold & Co. O. J.

Paulhan. — La logique de la contradiction. Par Fr. Paulhan. Paris, Félix Alcan. 1911.

Pederzani-Weber. — Gisco vom Neste. Eine Erzählung aus Breslaus großer Vergangenheit. Der reiferen Jugend gewidmet von Jul. Pederzani-Weber. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Peladan. — Das allmächtige Gold. Roman von Peladan. Verdeutscht von Emil Schering. Mit einem Vorwort von Strindberg und einem Porträt Peladans. München, Georg Müller. 1911

Peter. — Der Märchenkessel. Märchen und Allerlei von Juliane Richarda Peter nebst drei Märchen von Aurélié Obermayer-Wallner. Bilder von L. Fahrentrog. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Pfingsten-Heuer. — Die Wildmaid. Ein Epos. — Ein Weihnachtsabend aus dem Leben eines Offiziers. Ein Epos. — Ein Weihnachtsfestspiel für Bühne und Haus in einem Aufzuge. Von Clara Pfingsten-Heuer. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Photiadès. — George Meredith. Sa vie — son imagination — son art — sa doctrine. Par Constantin Photiadès. Avec deux Phototypies hors texte. Paris, Armand Colin. 1910.

Pierson. — Preußische Geschichte. Von William Pierson. Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. John Pierson. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1910.

Pöhlmann. — Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von Robert von Pöhlmann. Zweite umgestaltete und verbesserte Auflage. München, C. H. Beck. 1911.

Poppenberg. — Das lebendige Kleid. Von Felix Poppenberg. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Quervain. — Durch Grönlands Eiswüste Reise der Deutsch-Schweizerischen Grönlanderexpedition 1909 auf das Inlandeis. Von Dr. A. de Quervain und Dr. A. Stolberg. Mit 8 Bildern in Lichtdruck, 26 Textbildern und einer Karte. Straßburg, Josef Singer. 1911.

Rauch. — Gedichte und Gedanken. Von Amélie v. Rauch, geb. v. Bülow. Schwerin, Fr. Bahn. O. J.

Rehmke. — Die Lehre vom Gemüt. Von Professor Dr. J. Rehmke. Leipzig, Dürr. 1911.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. — Herausgegeben von Michael Schiele. I. Reihe 7. Heft. Welche Religion hatten die Juden als Jesus auftrat? Von Pfarrer Lic. Dr. G. Hollmann. 2. Auflage. — I. Reihe 21. Heft. Das fünfte Evangelium (Das heilige Land). Von Lic. Dr. Martin Brückner. — IV. Reihe 14 Heft. Das moderne Gemeinschaftschristentum. Von Hermann Bense. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Ricci. — Geschichte der Kunst in Nord-Italien. Von Corrado Ricci. Mit 770 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1911.

Rohleder. — Die Zeugung beim Menschen. Eine sexualphysiologische Studie aus der Praxis von Dr. med. Hermann Rohleder. Mit Anhang: die künstliche Zeugung (Befruchtung) beim Menschen. Leipzig, Georg Thieme. 1911.

Der Russisch-Japanische Krieg. — Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. Deutsche vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe. Von Freiherr von Tettau. Band II. Erster Teil: Vom Gefecht bei Taschitschao b.s zum Rückzuge der Mandschurei-Armee auf Liaoyan, am 26. August 1904. Berlin, E. S. Mittler. 1911.

Hans Sachsens Ausgewählte Werke. — Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Salomon. — Unter italienischem Himmel. Novellen von Ludwig Salomon. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schaeffer. — Lenaus Werke. Herausgegeben von Karl Schaeffer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Schibas. — Sünde. Eine Priestertragödie in fünf Aufzügen. Von Franz Schibas. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Schleswig-Holstein. — Gedichte von Feodora Prinzessin zu Schleswig-Holstein (F. Hugin). Aus dem Nachlaß herausgegeben Berlin, G. Grote. 1910.

Schlösser. — August Graf v. Platen. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens. Von Rudolf Schlösser. Erster Band, 1796—1826. München, R. Piper & Co. 1910.

Schnabel. — Die Tragödien des Sophokles. Deutsch von Heinrich Schnabel. Zwei Bände. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1910.

Schubin. — Wenn's nur schon Winter wär'! Roman von Ossip Schubin. Zwei Bände. Zweite Auflage Berlin, Gebrüder Paetel 1910.

Schuster. — Ein wahres Glück. Roman von Paul Schüler. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Schulz. — Friedrich Christian Herzog zu Schleswig-Holstein. Ein Lebenslauf. Von Hans Schulz. Mit einem Bildnis des Herzogs. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Schulz. — Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen. Herausgegeben von Hans Schulz. Leipzig, S. Hirzel. 1910.

Seeber. — Der ewige Jude. Episches Gedicht von Joseph Seeber. Zehnte und elfte Auflage. Freiburg, Herder. 1911.

Seeholzer. — Die letzten Tage des Ministeriums Emil Ollivier, Juli bis August 1870. Von Heinrich Seeholzer. Zürich, Orell Füßli. Paris, Fischbacher. 1910.

Seeliger. — Top. Sechs heitere Seegeschichten. Von Ewald Gerhard Seeliger. Zweite Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. 1910.

Seemann. — Hänn'n. Ein föft Band plattdütsche Gedichte von August Seemann. Berlin, W. Röwer. 1910.

Seidel. — Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Mit einer Lebensskizze von F. Eggers und Gedichtproben. Herausgegeben von H. Wolfgang Seidel. Berlin, K. Curtius. 1911.

Seillière. — Introduction à la Philosophie de l'Impérialisme. Impérialisme — Mysticisme — Romantisme — Socialisme Par Ernest Seillière. Paris, Félix Alcan. 1910.

Simmel. — Hauptprobleme der Philosophie. Von Georg Simmel. Leipzig, G. J. Göschen. 1910.

Speidel. — Heilige Hirten. Weihnachtsblätter von Ludwig Speidel. Dritter Band von Ludwig Speidels Schriften. Berlin, Meyer & Jessen. 1911.

Stach. — Die Sendlinge von Boghera. — Roman von Ilse von Stach. Kempten und München, Jos. Kösel. 1910.

Stätten der Kultur. Herausgegeben von Dr. Georg Biermann. Band 25: Mailand. Von Felix Lorenz — Band 27: Braunschweig. Von P. J. Meier. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. O. J.

Staudinger. — Der deutsche Soldat mit Waffe und Werkzeug Armee-Bilderbuch. Bilder von Anton Hoffmann, Text von Karl Staudinger, K. B. Generalmajor z. D. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Steinmann. — Pilgerfahrten in Italien. Von Olga v. Gerstfeldt und Ernst Steinmann. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1910.

Stengel. — Briefe der Brüder Grimm an Paul Wigand. Veröffentlicht und erläutert von E. Stengel. Band III von: Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Marburg, N. G. Elwert. 1910.

Storck. — Musik und Musiker in Karikatur und Satire. Eine Kulturgeschichte der Musik aus dem Zerrspiegel. Von Dr. Karl Storck. In 16 Lieferungen. Lieferung 1 und 2. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. O. J.

Stratz. — Liebestrank. Roman von Rudolph Stratz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Supper. — Holunderduft. Von August Supper. München, Süddeutsche Monatshefte 1910.

Sykes. — The glory of the Shia World. The tale of a pilgrimage. Translated and edited from a Persian Manuscript by Major P. M. Sykes, C. M. G. Assisted by Khan Bahadur Ahmad Din Khan. With many illustrations in the text and four coloured reproductions from Persian paintings. London, Macmillan & Co. 1910.

Tagantseff. — Das Allerhöchste Manifest vom 1./13. Dezember 1840 und das finnländische Strafgesetzbuch. Von N. S. Tagantseff. Übersetzung aus der Zeitschrift „Juriditscheskaja Ljetopissj", Jahrgang 1891, Band I, Seite 97—146. Berlin, E. Ebering. 1910.

Thäter. — Meine Feldzugserinnerungen 1870/71. Nach 40 Jahren aufgezeichnet von Gottlieb von Thäter, kgl. bayr. Generalmajor z. D. München, C. H. Beck 1911.

Theuermeister. — Von Steinbeil und Urne. Geschichten aus der Urzeit. Für die 8—12jährigen Kinder erzählt von R. Theuermeister. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1911.

Thurnwald. — Die eingeborenen Arbeitskräfte im Südseeschutzgebiet. Von Dr. R. Thurnwald. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1910.

Tolstoï. — La Loi de l'Amour et la Loi de la Violence. Par Léon Tolstoi. Traduit d'après le manuscrit et publié en français avant l'original russe par E Halpérine-Kaminsky. Paris, Dorbon-Aîné. 1911.

Tolstoj. — Die Kreutzersonate. Erzählung von Leo Tolstoj. Deutsch von Theo Kern. Leipzig, Schulze & Co. 1910.

Tornius. — Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Von Valerian Tornius. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Traumann. — Goethe, der Straßburger Student. Von Ernst Traumann. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1910.

Troeger. — Lebenserinnerungen des Generalleutnants Karl von Wedel. Herausgegeben von Kurt Troeger. Erster Teil 1783—1810. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1911.

Trotha. — Gegen Kirri und Büchse in Deutsch-Südwestafrika. Von Wilhelm von Trotha. Sechsundzwanzigster Band der Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungs-Bibliothek. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Tucker. — Life in the Roman World of Nero and St. Paul. By T. G. Tucker. London, Macmillan and Co. 1910.

Turgenjeff. — Gedichte in Prosa. Von Turgenjeff. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Urban. — Die drei Dollarjäger aus Berlin. Eine heitere New-Yorker Geschichte von Henry F. Urban. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Vay. — Gross-Britannien jenseits des Ozeans Von Mgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod, Abt von St. Martin, Apostolischer Protonotar, G. K. I. C. Erster Teil: Kanada und Indien. Mit einem Porträt und zehn Farbendruckbildern aus Indien (nach Original-Aquarellen des Verfassers). Berlin, Gebrüder Paetel. 1910.

Viebig. — Die vor den Toren. Roman von Clara Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Voß. — Der Weg zum Glück. Von Elisabeth Voß. Straßburg, Josef Singer. 1910.

Wachsmuth. — Fatum Poloniae II. Johann Sobieski, der Kronfeldherr. Roman aus der Geschichte Polens. Von H. Wachsmuth. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1910.

Waegner. — Die Liga der Kontorfräuleins. München, Süddeutsche Monatshefte. 1910.

Wagener. — Das Recht auf ein Heim. Schauspiel in drei Akten. Von Adolf J. Wagener. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Wallsee. — Aus der Mappe eines Journalisten. Von H. E. Wallsee. Hamburg, Otto Meißner. 1910.

Walther. — Orlog! Novellen von der Pad. Von Hans Walther. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Weale. — The conflict of colour. Being a Detailed Examination of Racial Problems throughout the World with Special Reference to the English-speaking Peoples. By B. L Putnam Weale. London, Macmillan & Co. 1910.

Weber. — Auf der Streife. Gedichte von Ernst Weber. München, D. W. Callwey. O. J.

Weber. — Sonne und Wind. Gedichte für Kinder von Emil Weber Bilder von César Klein. Leipzig, Alfred Hahn. O. J.

Weese. — Ferdinand Hodler. Von Artur Weese. Mit einem Vierfarbendruck und 13 Autotypien nach unveröffentlichten Originalen. Bern, A. Francke. 1910.

Wegener. — Wir wollen leben! Von Hans Wegener. Hagen i. W., Otto Rippel. 1910.

Wegner. — Gedichte in Prosa. Von Wegner. Ein Skizzenbuch aus Heimat und Wanderschaft. Berlin, E. Fleischel & Co. 1910.

Wehrmann. — Aus dem Leben des Wirklichen Geheimen Rats Otto Wehrmann Blätter der Erinnerung an das Werden des Deutschen Reiches. Mit einem Bildnisse Wehrmanns und vier Brief-Faksimiles. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. 1910.

Weigle. — Emanuel Geibels Jugendlyrik. Von Dr. Johannes Weigle. Mit einem Bildnis Geibels aus dem Jahre 1839 nach der Originalzeichnung von Franz Kugler. Marburg, B. G. Elwert. 1910.

Weiß. — Luftschlösser. Skizzen von August Weiß. Straßburg und Leipzig, J. Singer. 1910.

Wendt. — Die Temperenzler. Humoristisch-satyrische Komödie von Hans Wendt. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

In der Wüste.

Roman

von

Grazia Deledda.

III.

Anfang August kam die kleine Familie nach Rom zurück, und in den ersten Tagen hatte Lia genug zu tun, um die Ordnung im Hause wieder herzustellen und die Kinder, die einigermaßen verwildert waren, im Zaum zu halten, damit sie Herrn Guidi nicht störten.

Er war immer etwas gereizt, litt an Schlaflosigkeit, litt von der Hitze, und oft klingelte er schon bei Tagesanbruch, und da die Aufwärterin zu so früher Stunde noch nicht zur Stelle war, mußte Lia selbst in sein Zimmer treten und ihm aufwarten. Bald herrschte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen, durchaus keine herzliche, vielmehr gehemmt durch gegenseitiges Mißtrauen.

Lia gefiel Guidi. Aber wenn sie ihm am Meeresstrande in poetischer Gestalt erschienen war, hier im Hause war sie wieder eine arme, herabgekommene, ehrbare junge Witwe geworden, der man immerhin nicht blindlings trauen durfte. Er hatte jede Art von Zimmervermieterinnen kennen gelernt: von der heruntergekommenen Dame, Mutter gefälliger Töchter, an bis zur ehemaligen Magd, die ihre Mieter von gewandten dreizehnjährigen Mädchen bedienen ließ. Er hatte jeden Grund, mißtrauisch zu sein, trotzdem Lias Verhalten stets tadellos und kühl blieb. Gerade dies Verhalten flößte ihm Angst ein. Er fürchtete, daß seine Hauswirtin ihm eines Tages zu gut gefallen könnte. Und Lia ihrerseits mißtraute ihm, weil sie sein Mißtrauen bemerkte und es ihr schien, daß er sich mit einem gewissen Geheimnis umgab.

In der Tat brachte die Magd eines Tages eine Neuigkeit, die sie zufällig von einer Bekannten, einer Freundin der Portiersfrau des Hauses, erfahren, in dem Guidi früher gewohnt hatte.

„Wissen Sie, daß der Cavaliere eine Frau hat? Er ist aber von ihr getrennt, und sie lebt in Mailand."

Nach der ersten Überraschung und als die Bemerkungen, die sich daran knüpften, erschöpft waren, kümmerte sich Lia um die Privatverhältnisse ihres

Mieters nicht weiter. Aber immer, wenn sie sein Zimmer aufräumte, sah sie sich die Damenphotographien an, die überall zwischen Büchern und Kunstgegenständen, mit denen er sich gern umgab, zerstreut lagen, und fragte sich, ob darunter das Bild der Frau sei und die Mitteilung der Magd auf Wahrheit beruhe.

Eines Morgens, Anfang November, kam Lia mit dem Kaffee in Guidis Zimmer, und nachdem sie ihm die Tasse gereicht hatte, ging sie ans Fenster und öffnete die Läden. Die Scheiben waren angelaufen, wie bedeckt mit einem perlartigen Schleier, durch welchen man den Hintergrund eines klaren, kalten Himmels unterschied, und die Gestalt Lias mit dem schönen, dunklen Haar, dem blassen Profil, dem schlanken Wuchs in dem enganschließenden schwarzen Kleide erschien Guidi ebenso schön und begehrenswert wie damals am Strande.

„Es ist schon kalt," sagte sie, indem sie wieder an das Bett trat, um die Tasse fortzunehmen, und als sie die Hand danach ausstreckte, ergriff er sie und flüsterte:

„Welch ein kaltes Händchen!"

Aber Lia runzelte die Stirne und sah ihn so zornig an, daß er abließ. Doch als sie hinausgehen wollte, rief er sie zurück und sagte:

„Denken Sie daran, daß wir die Frage der Heizung zu erledigen haben. Sie haben, glaube ich, einen Kamin in Ihrem Wohnzimmer; man müßte einen ähnlichen auch in das meinige stellen; mich friert leicht, und hier scheint es sehr kalt zu werden."

„Weder in diesem noch in dem Wohnzimmer ist eine Wärmeleitung vorhanden," erwiderte sie, ohne sich umzuwenden. „Wir wollen sehen, was man tun kann."

„Vielleicht könnte man einen Kohlenofen hinsetzen, wenn der Hauswirt die Erlaubnis gibt, das Rohr zum Fenster hinaus zu ziehen."

Der Hauswirt erteilte aber die Erlaubnis nicht, und tagelang gab es zwischen Lia und Guidi beständige Erörterungen; die Wände wurden untersucht, Pläne gemacht, und er sah sich überall verdrießlich um, wie einer, der müde ist, gegen die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens anzukämpfen.

Lia dachte an die langen Winter in der sardinischen Hütte, mit dem Kohlenbecken, niedrig und offen, gleich einem prähistorischen Herd, und wie sie in der Dämmerung träge und schläfrig um jenes Messinggefäß herumgesessen hatten, dessen Ränder wie ein goldener Reif glänzten. Und da fiel ihr ein, daß in der Hinterlassenschaft von Onkel Asquer sich solch ein Kohlenbecken befand; sie suchte es heraus und stellte es mitten in Guidis Wohnzimmer. Als dieser aber später mit einem jungen Maler, der ihn öfter besuchte, nach Hause kam, rief er sie herein und bat sie, das Becken wieder wegzubringen. Lia gehorchte gekränkt und beleidigt, und während sie, vor dem Becken knieend, die Glut mit Asche zudeckte, ehe sie es forttrug, mußten die beiden Männer, in die Betrachtung ihrer ernsten, schwermutsvollen Gestalt vertieft, an die Frauen anderer Zeiten und anderer Länder denken — an eine Tochter aus

den Zelten Jacobs oder eine Orientalin, die vor einem Räucherbecken mit Wohlgerüchen kauert.

Aber freilich — die Poesie kann für den Augenblick erheben, doch zum täglichen Leben gehören Annehmlichkeiten anderer Art, um den modernen Menschen zu befriedigen.

Mittlerweile kamen wirklich die kalten Tage; der Nordwind fuhr gegen die Fenster der kleinen Wohnung, und Lia litt unter der Kälte mehr als in den vergangenen Jahren, aus lauter Angst, daß ihr Mieter darunter leide. Ohne daß er es wußte, heizte sie das Kohlenbecken und stellte es für einige Stunden in seine beiden Zimmer. Sie setzte sich daneben mit einer Näharbeit, die ihr die Magd von einer Weißwarenhandlung verschafft hatte. Der Verdienst war gering, aber immerhin etwas. Die Einförmigkeit der Arbeit mit den stets gleichmäßigen Stichen auf dem ewig weißen Grunde ließ sie in einen Trübsinn versinken, als ob sie darunter erstarren müsse. Zuweilen nur schreckte ein Geräusch an der Tür sie auf. Sie zitterte, daß es der Mieter sein könne; der kam aber nur zu den gewohnten Stunden.

Eines Morgens jedoch rief er Lia, und halb froh, halb ärgerlich sagte er:

„Wissen Sie, daß ich abreisen muß? Man schickt mich amtlich nach Sizilien, und ich werde wohl zwei bis drei Monate, vielleicht noch länger dort bleiben."

Sie sah ihn argwöhnisch an, in der Meinung, daß die amtliche Sendung ein Vorwand sei, um die Wohnung aufzugeben. Er fügte aber gleich hinzu:

„Hören Sie, Frau Lia, ich behalte Ihre Zimmer, und nur wenn die Mission sich sehr weit hinausziehen sollte, werde ich es Ihnen rechtzeitig mitteilen, damit Sie sich nach einem anderen Mieter umsehen."

Tagelang bis zum Vorabend seiner Abreise sprach er von nichts anderem als von Sizilien, erkundigte sich bei Lia nach den Sitten und Gebräuchen in Sardinien, wie wenn die beiden Inseln einander gleich wären; er sprach von dem milden Winter in der kleinen Stadt, wo er das schlecht eingerichtete Registeramt neu zu ordnen hatte. Er ging ungern fort, nur söhnte ihn die Hoffnung aus, daß die paar Wochen Ruhe seiner Gesundheit nützen, seine gereizten Nerven beruhigen würden. Er wiederholte immer, daß er so bald wie möglich zurückkommen und das gewohnte Leben wieder aufnehmen wolle.

Lia hörte schweigend zu, seiner Befehle gewärtig, wie eine Magd, und dankbar für das Vertrauen, das er ihr zeigte.

Den Tag vor der Abreise sagte er ihr:

„Es tut mir wirklich leid, Ihr Haus zu verlassen. Vielleicht finde ich nie mehr ein besseres. Ich habe mich wie in der Familie gefühlt, und Sie sind eine ideale Hauswirtin. Ich danke Ihnen für all Ihre Güte, für all Ihre Bemühungen und bitte um Verzeihung, wenn ich Sie zuweilen geplagt habe. Sie wissen, daß ich nervös bin," fuhr er fort, indem er sich mit der Hand über die Stirne strich, „es ist immer etwas außerhalb unseres Willens, das uns zwingt, unfreundlich zu sein."

„Sie sind es aber nie gewesen! Was fällt Ihnen ein? Ich bin es, die Ihnen zu danken hat, und wenn bei Hausfrau und Mieter von Idealen die Rede sein kann, so ist dies ganz auf Ihrer Seite."

„Gut, so sind wir beide Ideale," sagte er lächelnd. „Übrigens hoffe ich, daß wir wieder zu einander kommen."

„Ich hoffe es auch."

Im Hinausgehen begriffen, ward sie von ihm zurückgerufen; er war nachdenklich, fast verlegen.

„Hören Sie," sagte er, seine Nägel betrachtend, „erinnern Sie sich noch an das, was Sie mir eines Tages am Strande sagten? Sie möchten Arbeit finden? . . ."

Ihre Augen funkelten.

„Ach, wie gerne!"

„Haben Sie je welche gesucht?"

„Ja, ich habe mich schon darum bemüht, aber es ist schwierig, in Rom etwas Lohnendes zu finden. Im Augenblick arbeite ich für ein Wäschegeschäft."

„Sie könnten in einem Bureau tätig sein. Aber die Kinder dann?"

„Das ist es! ich hätte nur die Stunden frei, wenn sie in der Schule sind. Ich kann, ich darf sie nicht den ganzen Tag verlassen . . ."

„Hören Sie, Frau Lia, Sie erinnern sich noch, daß ich neulich abends mit einem jungen Maler nach Hause kam. Er ist reich, ein Mann, der Herz und Talent hat. Der arabische Typus Ihrer Erscheinung fiel ihm auf und er bat mich, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Er möchte ein Bild großen Maßstabs, glaube ich, malen, in dessen Vordergrund eine Gestalt, wie die Ihre, heraustreten sollte. Wollen Sie ihn besuchen? Ich gebe Ihnen seine Adresse."

Sie starrte ihn mißtrauisch und überrascht an.

„Mit einem Wort, ich soll Modell stehen."

„Der Maler ist ein braver Junge, etwas eigentümlich, aber klug, ernst, menschenscheu. Er ist, wie ich Ihnen schon sagte, reich, treibt die Kunst um der Kunst willen und würde Sie anständig bezahlen."

Sie brach in Lachen aus, um den Widerwillen zu verbergen, den der Vorschlag in ihr hervorrief. „Es wird doch nicht Evas Bildnis sein," sagte sie, „das der Maler machen will?"

Er sah sie mit einem milden und zugleich maliziösen Blick an, indem er erwiderte:

„Eva war blond, Frau Lia! und Sie sind dunkel wie die Königin von Saba."

IV.

Eines Morgens im Februar, nachdem sie Salvador zur Schule und Nino nach dem Kindergarten gebracht hatte, ging Lia in das Atelier des Malers.

Es war ein heller, milder, fast frühlingsartiger Morgen. Über den Gärten und Villen der Via Boncompagni zogen weiße und rosige Wolken,

wie flatternde Fahnen, und deutsche und englische Damen kamen eilenden Schrittes daher mit großen Blumensträußen in den Händen.

Lia hatte ein wenig das Aussehen einer Fremden. Wenn aber ihr Jackett, dank der natürlichen Eleganz ihrer Gestalt, das einer Engländerin schien, so erinnerte ihr Hut an die kühnen Kopfbedeckungen der Deutschen. Weder ihr Gesicht noch ihr Haar jedoch glich dem einer Ausländerin, und daß beides nicht häßlich sei, sagte ihr ein alter Herr, der ihr begegnete, als sie die Straße hinabschritt. Sie regte sich über das Kompliment des Unbekannten nicht weiter auf und setzte ohne sich umzusehen rasch und behende ihren Weg fort wie ein Schulmädchen, dem die Mutter empfohlen hat, sich auf der Straße nicht aufzuhalten.

So kam sie bis an die Via Margutta, ohne daß die Schaufenster der Via Due Maccelli mit den Kleidern und Hüten, die Blumen der Piazza di Spagna oder die Schaustellung des „unnützen Tands", der sie immer an den guten Onkel Asquer erinnerte, ihre Blicke angezogen hätten.

Sobald sie aber die Via Margutta erreicht hatte, sah sie sich um. Das Pflaster war naß und glänzte im Widerschein des blauen Himmels und des Silbers der Wolken, die regungslos über den stillen Häusern und den malerischen Höfen schwebten. Der Friede einer kleinen Stadt herrschte in der menschenleeren Straße; schweigsame Handwerker in langen gelblichen Kitteln arbeiteten im Innern der Werkstätten zwischen Bruchstücken von Marmor, Gips und Ton und sahen aus, als seien sie selbst aus dem Material, das sie bearbeiteten.

Lia trat in einen alten Torweg am Ende der Straße, durchschritt einen Hausflur, den ein ferner Hintergrund von Blau und Grün erhellte, und blieb stehen. Zur Rechten des Flurs erblickte sie, von einer roten Flamme erleuchtet, eine Art Grotte, in der die schwarze Gestalt eines sehnigen Mannes mit beiden Händen einen glühenden Hammer hob, den er auf den funkensprühenden Ambos schlug. Dann stieg sie eine kleine Treppe hinauf, kam in einen hängenden Garten, der von Stufen, Türen und Terrassen umgeben war, und klopfte an eine von innen mit einer gelben Gardine verhängte Glastür.

Der Maler öffnete selbst, und Lia mußte an Salvador denken, dem der Jüngling in dem dunklen Wams, mit dem über der Stirn hoch aufgestrichenen hellen Haar, dem durchsichtig blassen Gesicht und den großen braunen Augen auffallend ähnelte.

„Guten Morgen," sagte sie einfach; er erwiderte „Guten Morgen", und sie lächelten einander an wie alte Freunde, trotzdem sie sich kaum einmal gesehen hatten.

Sie trat ins Atelier; es war geräumig und hell, aber kalt und öde wie das eines armen Malers. Gleich fielen ihre Blicke auf die hier und dort zerstreut stehenden bescheidenen Möbel; auf die eiserne, mit rotem Seidenstoff bedeckte Ottomane, auf einen Tisch mit frugalem Frühstück. Sie hatte durchaus nicht den Eindruck eines reichen Künstlers, überzeugte sich aber bald, als sie ihn reden hörte, daß die Umgebung für ihn so gut wie nicht da war, daß für ihn nur seine Kunst und sonst nichts auf der Welt existiere.

Er fragte sie auch nicht, wer sie sei, noch was sie tue, noch ob sie Angehörige habe. Er bat sie nur, sich in den Hintergrund des Ateliers zu stellen, dann in die Mitte, drehte sie um und um, ging vor ihr auf und ab, sah sie an wie eine schon gemalte Figur, wurde nach und nach lebendiger, je mehr er sie so fand wie er sie geträumt hatte, und brach endlich in einen Jubelruf aus. Sie mußte den Hut abnehmen, er zerzauste ihr das Haar, hüllte sie in weißen Stoff, dann in schwarzen, ließ sie ein arabisches Gewand anlegen, gab ihr einen Schleier, nahm ihn wieder fort und teilte ihr endlich mit, daß das große Bild, das zu malen er die Absicht habe, eine Araberin vorstellen solle auf dem Hintergrunde einer Wüste. Sie lächelte traurig; er bemerkte dies Lächeln und bat sie, es zu wiederholen. Er zeigte ihr seine Studien, fast alle Figurenbilder, finster, fahl und hart, und sprach mit ihr darüber, wie mit einer Sachverständigen. Zuletzt wendete er eine Leinwand um, legte sie ihr mit geheimnisvollem Zögern vor, wie eine Arbeit, die man mit religiöser Andacht betrachten müsse. Es war ein Akt, eine Frau von bläulicher Farbe am Ufer des Meeres. Ohne den Ausdruck des Gesichts, dem Leben und Natürlichkeit nicht fehlten, hätte es das Bild einer Ertrunkenen sein können.

Lia ging fort mit einer Empfindung des Schauders, beständig von diesen düsteren Bildern, dieser nackten, blauunterlaufenen Frauengestalt verfolgt; aber die Einfachheit und Harmlosigkeit des jungen Malers zerstreuten die Bedenken, die sie so lange im Zweifel gelassen hatten, ob sie den Vorschlag, ihm zu sitzen, annehmen oder ablehnen solle. Nur eines beunruhigte sie noch: weder sie noch der Maler hatten über den Preis gesprochen.

Da ist sie nun wirklich Modell geworden! Als Araberin angezogen, vielleicht nicht ganz treu, aber mit einem Anzug, der an den der Frauen aus der Gallura erinnert, steht sie im Profil vor einem mächtigen, rötlichgelben Karton, der den Hintergrund der Wüste darstellen soll.

Während bei der anstrengenden Pose eine einschläfernde Müdigkeit sie zu überwältigen droht, ist der junge Maler rüstig bei der Arbeit, nähert sich seiner Leinwand, entfernt sich wieder, schaut nach rechts, nach links und scheint mit seinem Werk zufrieden. Er geht mit den Farben so verschwenderisch um, daß sein Gemälde fast ein Relief wird, und er sagt Lia, daß er sich einen armen Maler nicht vorstellen könne, der die Farben sparen müsse. Er ist aber reich und gesteht es ein; ohne Anmaßung, ohne Eitelkeit, jedoch mit Genugtuung darüber, daß sein Vermögen ihm gestattet, ganz und allein der Kunst zu leben.

„Ich habe meine Kunst," rief er aus, „und kann alles andere entbehren, das ist mein Stolz; kann über alles hinwegfliegen, wie der Adler, der in die Sonne sieht und sein Nest in den Wolken hat. Ja, ich bin glücklich; brauche niemanden und kann doch hinaufblicken. Wenn ich ausstellen will und sie weisen mich ab, werde ich nicht klagen; stelle ich aus und haben meine Bilder keinen Erfolg oder fällt die Kritik darüber her, so werde ich nicht unglücklich sein, glauben Sie mir. Als Kind verbrachte ich Stunden und Stunden am Strande des Meeres, blinkende Steinchen auflesend, die ich für Edelsteine

hielt. Wenn ich nun an den Erfolg, an den Ruhm dächte, in der Hoffnung, dadurch glücklich zu werden, würde ich mich wieder in jene Zeit zurückversetzt glauben und derselben Täuschung hingeben. Ruhm, Erfolg und selbst materieller Gewinn, der einen vor allem in der Achtung der Mitmenschen hebt, alles ist gut, sichert aber nicht die wahre Künstlerfreude. Es gibt nur eine, und die heißt: schaffen!"

Er deutete mit dem Pinsel auf sein Bild, und Lia mußte lächeln; obwohl sie kein blindes Vertrauen zu den Schöpfungen des Malers hatte, beneidete sie ihn doch um seine kindliche Heiterkeit und dachte an ihre Knaben. O, könnte sie ihnen das Gemüt dieses jungen Künstlers geben!

Eines Morgens jedoch traf sie ihn düster und traurig vor seiner Staffelei, das Radiermesser in der Hand, wie einen Verbrecher, der zum Verbrechen ausholt.

Es regnete, und in dem öden Atelier war es kalt und feucht, und so erhaben auch der Maler sich über die Nöte des Lebens dünkte, gegen die Schwankungen der Temperatur war er nicht unempfindlich. Auch den Adler friert es zuweilen in seinem Wolkennest.

„Es tut mir leid," sagte er mit heiserer Stimme, „daß Sie bei dem abscheulichen Wetter gekommen sind; ich habe heute gar keine Lust zum Arbeiten."

„Nur Mut, nehmen Sie Ihre Palette und gehen Sie ans Werk," redete ihm Lia mütterlich zu; aber auch ihr war unbehaglich in den feuchten Kleidern.

„Aber sehen Sie denn nicht ein," rief er, „daß es lächerlich ist, eine Wüste, eine Unendlichkeit malen zu wollen in einer solchen Höhle? Nein, nein, ich zerstöre alles und gehe wahrhaftig nach Ägypten . . ."

Da sie nicht zu antworten wagte, fuhr er mit einem Ausdruck des Hasses fort: „Die Gestalt ist übrigens hölzern, häßlich, ein Monstrum. Sie leugnen es? Sie verstehen es nicht, oder Sie lügen, um mich zu beruhigen. Alles im Leben ist häßlich, ist Lüge, und wir belügen uns selbst."

Sie blieben eine Weile vor dem Bilde stehen, beide trostlos — Lia voller Mitleid für den unglücklichen Künstler, er in Klagen ausbrechend, daß er einen Weg verfolgt habe, der nicht der seinige sei. Traurig begab sie sich nach Hause, und ein Brief, den ihr der Portier mit einem zweideutigen Lächeln überreichte, machte sie noch trauriger.

Es war ein Brief von Piero Guidi, und nicht der erste, vielmehr der fünfte oder sechste, den er seit seiner Abreise an sie gerichtet hatte. Er schrieb ihr wie an eine verständige Frau, an eine gute Freundin, die für seine Mitteilungen Zeit übrig hat. In den ersten Briefen hatte er ihr den trostlosen Ort geschildert, wohin er verschlagen worden war; es gab da nur einen einzigen Vereinigungspunkt, ein kleines Kaffeehaus, in dem nur Männer verkehrten. Die Familien empfingen Fremde nicht; die adligen und die bürgerlichen Frauen führten ein Leben fast wie die Orientalinnen. In den folgenden Briefen erzählte er ihr von seinen einsamen Spaziergängen, lobte die Schönheit der Landschaft und die Milde des Klimas; ging dann weiter,

indem er sagte, daß seine Gedanken oft zu ihr flögen, daß er häufig ihre Gesellschaft wünsche, und forderte sie zuletzt auf, ihm zu schreiben.

Lia war über diese Briefe erstaunt. Warum wendete er sich an sie? Kannte er keine anderen? Und warum sprach er davon, ihr wieder zu begegnen; gab er der Hoffnung Ausdruck, einander näher zu kommen? Zwischen ihnen konnte es keine anderen Beziehungen geben, als die früheren.

Sie lebte in dem Andenken an ihren Toten, und sie hatte immer noch das Gefühl, daß er lebe und wiederkommen müsse, und je mehr die Zeit hinging, desto mehr idealisierte sie sein Bild und machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht so geliebt, wie er verdient habe. An einen anderen Mann zu denken, wäre ihr wie ein Verrat erschienen; und überdies breiteten die Armut und die Einsamkeit, in der sie lebte, sich wie eine Art Nebel um sie aus, in dem diejenigen, die sich ihr näherten, eine beängstigende Gestalt annahmen.

Und doch zwang sie an diesem trüben, kalten Morgen ein seltsam unbestimmtes Gefühl, den letzten Brief Guidis immer wieder zu lesen; sie dünkte sich weniger allein und elend, weil einer an sie gedacht hatte, und andere, viele andere, die Freunde hatten und reich waren, dennoch litten und über ihr Schicksal klagten.

Es goß in Strömen; sie saß mit ihrer Handarbeit am Fenster, der Stunde harrend, da sie die Kinder aus der Schule holen sollte. Draußen war alles schmutzig und düster, und die im Bau begriffenen Villen auf dem Gelände zwischen der Via Sallustiana und Boncompagni sahen aus wie verfallene Häuser. Da dachte sie an jene hellen Junimorgen, bald nachdem sie zu Onkel Asquer gekommen war, und sah Salvadors Köpfchen an demselben Fenster wieder, das jetzt das schwermütige Antlitz einer armen, jungen Witwe einrahmte. Wie in ihrem Leben, war auch auf der Straße alles anders geworden. Wer hätte ihr damals gesagt, da sie mit Erröten die gütige Gestalt Justos von ferne erblickte, daß sie einem mittelmäßigen, launenhaften Künstler als Modell dienen würde?

Alle Sorgen ihres Lebens kamen wieder über sie, und Tränen, den Tropfen gleich, die gegen die Scheiben schlugen, flossen ihr über die Wangen und benetzten das Leinen, an dem sie unablässig stichelte.

Mit einem Male erhob sie sich, trocknete sich die Augen und sah auf die Uhr. Es war erst halb eins; in dem grauen, kalten Wohnstübchen war der Tisch schon gedeckt und das bescheidene Mittagsmahl bereit. Sie zog ihre Jacke an, holte den Schirm herbei, aber in Erwartung der Stunde des Schulschlusses um dreiviertel zwei begann sie an Guidi zu schreiben. Wenn Justo den Brief hätte lesen können, er wäre nicht eifersüchtig geworden; sie schrieb von dem drückenden Bedürfnis gedrängt, ihren Kummer gegen jemanden auszusprechen, und fühlte auch, daß dies das beste Mittel sei, um den zu trösten, der sich unglücklich nannte, weil er Langeweile hatte. Angesichts ihres wahren Schmerzes würde er vielleicht über seine Unzufriedenheit erröten.

Und er antwortete:

„Ihr Brief, Frau Lia, ist für mich die Bestätigung dessen, was ich schon geahnt hatte. Ihre Seele hat so viel Licht und Tiefe, daß ein Strahl daraus genügt, um eine so trübe, gequälte Seele wie die meinige zu erhellen.

„Sie sind gewiß nicht glücklich, Frau Lia, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie das große Glück haben, sich selbst zu genügen, den Stürmen des Lebens zu widerstehen, wie der Stengel, der sich im Winde beugt und wieder hebt, sobald ein Sonnenstrahl ihn trifft, während der einmal entwurzelte Baum sich nicht mehr aufrichtet. Ich bin dieser Baum, Frau Lia, ich bin ein Besiegter; ich bin ein Stamm, dem der Wind sachte, sachte das schon vertrocknete Laub fortnimmt."

Er gab den Grund seines Kummers nicht an; aber Lia erinnerte sich an das Gerede der Magd, und ohne es zu wollen, empfand sie eine gewisse Unruhe bei seinen Andeutungen, und aufs neue überkam sie das Gefühl der Angst und des Mißtrauens.

In einer Nachschrift seines Briefes sagte er, daß seine Sendung sich um einige Monate verlängern werde, bat jedoch Lia, die Zimmer zu seiner Verfügung zu halten. Lia wünschte sich nichts besseres, wiewohl der Gedanke, daß er sich aus Barmherzigkeit so generös zeige, etwas Demütigendes für sie hatte.

Sie erwiderte diesen Brief nicht, begann aber mit dem Maler, der seine Heiterkeit wiedergewonnen hatte, von Guidi zu sprechen. Der junge Künstler arbeitete mit erneutem Eifer an dem Bilde, kümmerte sich nicht um fremde Angelegenheiten, und nur auf Lias Drängen erinnerte er sich, daß die Frau eines römischen Malers ihm erzählt, daß Guidi eine irrsinnige Schwester habe.

Nachdenklich legte sie ihren Heimweg zurück.

Von der Frau getrennt, eine irrsinnige Schwester, dachte sie . . . wenn diese schrecklichen Dinge wahr sind, hat er sicher ein Recht zu klagen . . .

Unterdessen war das Bild beinahe vollendet und noch immer von Zahlung nicht die Rede gewesen. Doch Lia zweifelte nicht an der Anständigkeit des Künstlers, der das Geld ausgab, ohne es zu zählen.

Eines Morgens, als sie sich eben anschickte, zu gehen, trat ins Atelier ein großer dicker Mann mit blauen Augen und das Gesicht von einem vollen, rötlichen Bart umrahmt. Er blickte Lia scharf an, sah dann auf das Bild und sprach einige Worte des Lobes. Ungeachtet seiner Erhabenheit regte sich der junge Maler bei den Lobsprüchen wie ein Kind auf, er ließ die Arbeit ruhen, um sich lebhaft mit dem Besucher zu unterhalten, und Lia, die sich hinter dem Bilde, das zugleich als spanische Wand diente, umkleidete, hörte, wie sie von Technik, Farbe, Zeichnung, Luft sprachen, vor allem aber von der Gestalt, die das Bild beherrschte. Der Besucher hätte vorgezogen, sie in einer orientalischen Pose am Boden kauernd zu sehen, und plötzlich rief er: „Komm einmal her, Schätzchen, laß sehn . . ."

Als Lia sich duzen und in dem Tone anreden hörte, antwortete sie nicht, kam aber hervor und ging geradeaus zur Tür, indem sie sich die armseligen, vielfach von ihr gestopften Handschuhe zuknöpfte. Der Mann lief ihr jedoch nach, faßte sie bei den Schultern und zwang sie, sich umzudrehen.

„Lassen Sie mich," schrie sie, „ich bin kein Modell."

„Das hindert nicht, daß man Sie ansehen darf," sagte er, indem er sie wieder anfaßte und mit sichtlichem Wohlgefallen ihr die Arme betastete.

Der junge Maler begann zu lachen, Lia geriet darüber in Wut, befreite sich aus den Händen des Riesen, entfernte sich ohne zu grüßen, fest entschlossen, nicht mehr das Atelier zu betreten, wenn der Maler sie nicht wieder rufen und um Entschuldigung bitten würde.

Und wieder, während sie nach Hause ging, dachte sie an Piero Guidi, ihm in ihrem Herzen vorwerfend, daß er sie dazu verleitet, daß er sie Demütigungen ausgesetzt, wie die eben erlittene. Ach, das war nicht die Arbeit, die sie begehrte; jede andere, aber nicht eine solche!

Nach einigen Tagen indessen, da der Maler kein Lebenszeichen gab, legte sich ihr Zorn, und sie meinte, es sei töricht von ihr, die Empfindliche und Hochmütige zu spielen, während jede Unterstützung ihr willkommen war. Sie ging wieder ins Atelier, wo der Maler sie fröhlich empfing und ihr sagte, er hätte geglaubt, sie sei krank. Sie legte wieder ihr Gewand an, nahm ihren Platz, ihre Pose ein, während er abermals von seiner Reise nach Ägypten sprach und, wie wenn er alles vor Augen habe, die Unendlichkeit der Wüste, des weiten, von den Pyramiden bewachten und vom aufgewirbelten Sand rötlich verschleierten Horizontes schilderte.

„Kommen Sie mit," sagte er ganz ernst und harmlos. „Die modernen Araberinnen haben nicht mehr wie Sie den reinen, von der Tradition uns überlieferten Typus der Orientalin. Nur der Hintergrund, der zu Ihrer Gestalt paßt, fehlt. Kommen Sie, wir werden das Bild noch einmal machen . . ."

„Und die Kinder?" fragte sie scherzend.

„Die bringen Sie in eine Erziehungsanstalt, oder wir nehmen sie mit. In Kairo mangelt es nicht an Schulen."

„Reisen wir also," rief sie lachend aus, und er, den phantastischen Plan verfolgend, malte ihn weiter aus, sprach Tag für Tag von nichts anderem und sagte immer: „Wir werden gehen, wir werden das tun," als ob Lia schon seine Reisegefährtin sei.

Eines Tages zeigte er ihr ein Album mit großen Photographien von arabischen und ägyptischen Figuren und Landschaften. Die Pyramiden, die von den Reisenden wie Felsengebirge erstiegen wurden, die Menschen, die Frauen mit verschleiertem Antlitz, andere mit entblößtem Busen, die Bazare, die Landschaften, der Rand der Wüste, die Kamele, die Beduinen, alles zog an Lias schwermutsvollem Auge vorüber, und manches erinnerte sie an Gestalten und Gegenden ihrer Heimatsinsel.

Sie saß in der Ecke des Sofas, der Maler neben ihr; er sprach mit einer inneren Erregung, indem er Blatt nach Blatt umwandte, als ob diese visionären Bilder ein fieberhaftes Heimweh, ein wahnsinniges Verlangen nach jenen leuchtenden, glühenden Stätten in ihm wachriefen. Lia scherzte, da sie ihn so aufgeregt sah; sie hielt ihn für leichtfertig, beinahe für einfältig; mit einem Male aber, ehe sie sich klar machen konnte, was geschah, fühlte sie sich von einem nervigen Arm umfaßt, eine Hand wie von Stahl sich auf ihren

Hals legen, und zwei dünne, zitternde Lippen sich mit brennender Begierde auf die ihrigen pressen. Sie rang, um sich zu befreien, während er ihr Worte der Liebe zuflüsterte und sie festzuhalten suchte.

„Sie sind ja verrückt, verrückt!" schrie sie, vor Angst und Ekel außer sich. „Wen glauben Sie denn vor sich zu haben? Lassen Sie mich, oder ich gebe Ihnen ein paar Ohrfeigen."

Unempfindlich gegen ihre Beschimpfungen, wiederholte er beständig: „Liebe, liebe", und schien entschlossen, sie nicht entfliehen zu lassen; in seinen sonst kindlich-sanften Augen glühte der wilde Blick des Mannes, der an einem einsamen Ort plötzlich einer Frau begegnet und sich an ihr entflammt.

Lia war gewandt und größer als er; er aber hatte in dem Moment eine ungewöhnliche Kraft, und sie war von einer Angst erfüllt, als ob nicht ein Mann, sondern ein wildes Tier sie überfallen hätte und erwürgen wollte.

„Nein, du wirst nicht fortgehen," sagte er ihr, indem er fortfuhr, ihre Handgelenke zu drücken, die sie ihm zu entwinden suchte. Er wollte sie nach der Ottomane zurückdrängen, aber sie blieb fest an der Tür stehen. „Ich liebe dich, ich will und werde dich besitzen. Hast du denn nicht versprochen, mit mir zu kommen? . . . Dann hast du ja gelogen."

„Dummkopf, Dummkopf," sagte sie mit zusammengepreßten Zähnen, und gleichzeitig wiederholte er zärtlich und drohend: „Hast du also gelogen? Das kann nicht sein . . . Deine Augen logen nicht vorhin, als du dich zu mir setztest . . . Ich liebe dich und werde alles tun, was du von mir verlangst, aber du . . . du . . . jetzt . . ."

„Lassen Sie mich, oder ich rufe um Hilfe!"

Er sprach kein Wort mehr, fuhr aber fort zu ringen, bis vom Hofe her sich eine Männer- und dann eine Frauenstimme vernehmen ließ.

Jetzt gelang es Lia, sich von ihm loszumachen, und schluchzend wie ein Kind warf er sich auf die Ottomane.

Lia riß die Glastür auf, lief nach ihrem Hut und setzte ihn erst auf, als sie draußen war. Sie bebte vor Wut. Der Hof mit seinen hängenden Gärten und malerischen Stufenreihen, der Hausflur, die einsame Straße, diese ganze stille, heitere Welt, deren Luft ihr noch vor kurzem von einem Hauch idealen Lebens und reiner Poesie erfüllt schien, blieb ihr in der Erinnerung eingeprägt als ein Ort des Schreckens, der Gefahren und Nachstellungen.

Als Lia die Via Boncompagni wieder erreicht hatte und über ihr der blaue Himmel mit den Silberwölkchen, die der Märzwind weiter trieb, sich wölbte, atmete sie freier auf, und ehe sie um die Ecke bog, sah sie mit einem Blick voll Wonne und Sorge in die Straße hinein, wo die Schule der Kinder war.

Wenn sie eines Tages das wüßten! Wenn sie eines Tages so würden wie dieser Jüngling! Nein, nein! Sie würde es nicht erlaubt haben. Nein, sie würde betteln, sie würde zu der Hütte zurückgehen, von der sie gekommen, sie würde sie gelehrt haben, das Feld zu bebauen, aber nie würde sie zugeben, daß sie einst schwache, krankhafte Menschen würden.

V.

Piero Guidi blieb fast ein Jahr lang fort. Jeden Monat schrieb er an Lia und schickte ihr das Geld für die Miete, das sie nur mit der bangen Frage entgegennahm, welche Empfindung er wohl für sie nähren möge.

Nach dem Abenteuer mit dem Maler fürchtete sie sich vor jedem Mann, dem sie begegnete; sie fürchtete sich, einen anderen Mieter aufzunehmen, fürchtete sich, Arbeit außer dem Hause zu suchen, fürchtete sich vor Guidis Rückkehr. Dennoch dachte sie aus Gewohnheit an ihn, es war ihr ein Bedürfnis geworden, und wenn er sich mit dem Schreiben verspätete, beschlich sie eine leise Unruhe.

Mit dem nahenden Sommer erneute sich auch die Sorge um die Kinder, besonders wenn sie Salvador betrachtete, die Falte bemerkte, die sein Jäckchen auf seine schon etwas vorgebeugten Schultern schlug, die bläulichen Ringe, die wie ein dunkler Schein seine großen Augen umschatteten. Der Arzt drang darauf, daß sie die Kinder so bald als möglich wieder an die See bringe, und erwähnte abermals, wie das Jahr zuvor, daß Frau Bianchi oft von ihr spreche.

Und wie das Jahr zuvor fuhr Lia bei Nennung dieses Namens zusammen und dachte tagelang beharrlich an die reiche Dame, die den Armen half, die Trauernden tröstete, unter den Glücklichen und Mächtigen der Erde lächelte, die die Kinder ihres toten Freundes nicht vergaß und immer noch von der geringen Frau sprach, die einst an ihrem Tisch gesessen und jetzt ein Schatten war, noch schattenhafter, als der Mann, der ihr damals zur Seite gestanden . . .

Warum sprach Frau Bianchi noch von ihr? Kannte sie ihre Not? Noch immer ließ sie jeden Donnerstag die Kinder holen, gab aber kein Lebenszeichen Lia selbst gegenüber, die ihrerseits sich still verhielt und ihr für die scheinbare Achtlosigkeit dankbar war.

Der Gedanke, daß die barmherzige Dame die Sorgen ihres Witwenlebens ahnte und nur auf ein Wort von ihr warte, um ihr zu helfen, überwog bei Lia immer mehr; aber was konnte sie von ihr verlangen? Arbeit! Aber welche Arbeit konnte die gütige Dame ihr verschaffen? Eine Anstellung? Sie war fest entschlossen, sich nur während der Schulstunden von den Kindern zu trennen. Arbeit im Hause? die hatte sie schon, so wenig sie auch einbrachte.

Dennoch verließ sie der Gedanke, zur Frau Bianchi zu gehen, nicht mehr; es war ihr, als ob sie einer Suggestion folgen müsse, als ob die wohltätige Dame sie erwarte, sie rufe, nach ihr verlange. An einem Donnerstag beauftragte sie Salvador, sich bei der Dame, wie gewöhnlich, zu bedanken, wenn er sie sähe, und sie zu fragen, wann die Mutter sie einmal besuchen dürfe. Salvador brachte am Abend die Antwort zurück: Frau Bianchi werde die Mutter den folgenden Tag um fünf Uhr erwarten.

„Hast du sie gesehen?“ fragte Lia.

„Nein, ich habe es der Bonne gesagt; Frau Bianchi war nicht wohl und darum in ihrem Zimmer geblieben.“

„Sie ist leidend und empfängt mich dennoch," dachte Lia; „das bedeutet, daß sie mir freundlich gesinnt ist und vielleicht den Zweck meines Besuchs ahnt."

Empfindungen, die einander widersprachen, Angst und Hoffnung, Stolz und Demut hielten sie in beständiger Aufregung bis zur Stunde des Besuchs. Und als diese gekommen, stieg sie zitternd die weiße, lichterfüllte Treppe hinan, über die sie so oft in besseren Zeiten mit heiterem Antlitz geschritten war. Der Diener, der ihr die Tür öffnete, war erst seit kurzem im Hause, und da er Lia, die zaghaft nach Frau Bianchi fragte, nie gesehen hatte, betrachtete er sie mit einem mißtrauischen Blick und murmelte: „Die gnädige Frau empfängt nicht." Als aber Lia mit etwas mehr Sicherheit hinzufügte: „Sie erwartet mich," ließ er sie ohne Erwiderung eintreten und führte sie durch eine Reihe von Sälen bis zur Tür eines kleinen Zimmers, bis zu welchem Lia nie zuvor gedrungen war. Es war ganz in Grau und Silber gehalten, und die zierliche Erscheinung der Hausfrau, die einst blond gewesen und jetzt trotz ihres jugendlich beweglichen Gesichts grau war, verlor sich fast in der Verschmelzung mit diesem nebelhaften Raum.

Rasch und behende kam sie Lia entgegen, streckte ihr beide Hände entgegen und rief:

„Liebste Frau! wie lange haben wir uns nicht gesehen."

„Verzeihen Sie mir," sagte Lia, und sprach noch manche Worte, nur nicht die, auf die sie sich vorbereitet hatte. Denn die kleine Frau war unermüdlich im Reden, sie sprach von allem Möglichen: von den Kindern, namentlich von Salvador, für den ihr Bubi eine absonderliche Liebe, ja hohe Bewunderung hege, sprach von ihren Wohltätigkeitswerken, von ihren Gästen, ihren Anstalten, ihren Schulen, kurz von allem, nur nicht von dem, woran der Besucherin am meisten gelegen war. Lia hörte zu und dachte nicht einmal daran, um den Beistand zu bitten, den sie als einen freiwilligen erhofft hatte. Sie fragte sich, warum diese mildtätige Dame, die so viel fernes Elend sah, nicht das bemerkte, das unmittelbar vor ihr stand.

Die Unterhaltung endete von Seiten der Frau Bianchi mit dem Vorsatz, sich im nächsten Herbst öfters zu sehen, häufiger zusammen zu kommen, wie es die Kinder taten. Aber Lia brach auf und durchschritt die leeren Säle, wie man durch einen ungastlichen Raum geht, mit dem alten Gefühl der Einsamkeit und Trostlosigkeit im Herzen.

An einem Abend im Herbst kam Piero Guidi zurück. Lia hatte die Zimmer mit Sorgfalt bereit gehalten und die Kinder schon zu Bett gebracht, die über die Rückkehr „jenes Herrn" ganz aufgeregt waren. Sie wartete am Fenster und konnte eine gewisse Unruhe nicht bemeistern. Es war ein milder, klarer Oktoberabend, die welkenden Gärten, die Baumreihe vor dem Hause, die im Bau begriffenen Villen, die abgebrochenen Mauern, die Holz- und Steinhaufen, alles das sah im Lichte des Mondes ruinenhaft aus. Der Geruch von Gras, von feuchtem Holz und trockenen Blättern durchtränkte die Luft. Zwei Liebende hielten sich, im Schatten der Mauer gegenüber, um-

schlungen und redeten mit einander, als ob niemand sie sehen, niemand sie hören könne. Das Schauspiel einer Liebesszene ist immer suggestiv. Lia ärgerte sich über die beiden, konnte aber doch ein Gefühl der Teilnahme und Sehnsucht nicht unterdrücken, das mit den Wohlgerüchen der Nacht vereint die Luft durchzitterte.

Andere Paare kamen vorüber, lautlos im stillen Abend: gute Bürgersleute, die nach ihrer bescheidenen Abendmahlzeit spazieren gingen, in den mondhellen Straßen aber alle den Anschein von Liebespaaren oder jungen verliebten Eheleuten hatten.

Und Lia fühlte sich allein, allein in jenem Zimmer, das sie nicht mehr als ihr eigenes betrachtete, allein, trotz der Nähe der schlafenden Kinder, die weit von ihr weg waren, im Lande der Träume.

Wie sollte sie nicht an den Mann denken, dessen Ankunft bevorstand, der vielleicht an sie dachte, einsam auch er inmitten der Menge, wie er ihr mehr als einmal geschrieben hatte! Und er mußte es wirklich sein, wenn er sich an sie wandte, von ihr Hilfe erwartete, von ihr, der Armen, Gedemütigten, in der Welt Verirrten!

Sie glaubte, er werde mit dem Zug aus Neapel um ein viertel auf neun kommen; aber es wurde halb neun, neun, halb zehn und er kam nicht. Da zog sie sich vom Fenster zurück; der nächste Zug, der Expreß, war der um elf Uhr vierzig, und um die Zeit totzuschlagen, nahm sie ihre Arbeit auf. Seit einigen Monaten hatte sie sich eine Schreibmaschine angeschafft und verdiente damit zwei bis drei Lire täglich. Durch die offenen Fenster vernahm man Stimmen und Geräusche, die nach und nach aufhörten, bis auf das ferne Rollen der Wagen und das leise Plätschern des Brunnens im Hofe, und in dem kleinen Zimmer, wo Lias Schatten bis zur Decke reichte, ließ sich nur das Klappern der Schreibmaschine hören.

Lia schrieb die Übersetzung eines französischen Romans ab, eine Geschichte voll heißer, leichtfertiger Leidenschaft, romantisch und naturalistisch zugleich. Die Sünde der Liebe war darin das Hauptmotiv, ein in durchsichtige Schleier gehülltes Phantom, das die Helden zum Handeln trieb, indem es ihnen die glühendsten und kindischsten Worte in den Mund legte. Lia fand das Werk nicht sehr tiefsinnig, schrieb es aber mit einem gewissen Vergnügen ab, und die Worte „Liebe", „Wonne", „Freude" und die Sätze, die von den Küssen und Liebkosungen der Helden erzählten, die ihre Umgebung, den Duft, die Stoffe, die Blumen schilderten, glitten ihr durch die Finger so sanft, als ob sie Samt berührte.

Aber die Zeit verging, und Müdigkeit und Schlaf begannen sie zu überwältigen; das einförmige Geräusch der Maschine beförderte noch diese Traumstimmung, und ihre Phantasie, durch das lange Harren, die Einsamkeit, die Monotonie der Beschäftigung und den Eindruck der Erzählung lebhaft erregt, arbeitete ihrerseits, da der gelähmte Wille sie nicht mehr zu hemmen vermochte, zügellos weiter. Wenn Piero jetzt hereingetreten wäre und ihr die Hände gedrückt, sie so angesehen hätte wie damals am Seestrand? Er erschien ihr jetzt unter einem anderen Lichte; sie glaubte ihn besser zu kennen,

in das Geheimnis jener Augen zu dringen, deren Blick der eines Selbstsüchtigen schien und vielleicht nur der eines Leidenden war. Der moralische wie der physische Schmerz erzeugt diesen Blick, und sie fragte sich, wie es doch komme, daß ein schöner junger Mann, der die Liebe so vieler anderer Frauen haben könne, sie, die arme bekümmerte Witwe, beachte.

Plötzlich hörte sie auf zu arbeiten, fuhr zusammen, wie aus einem Traum erwachend. Glaubte sie sich denn geliebt? Gab es also noch ein Leben für sie? Hatten die Träume Gewalt über sie, wie über ein Kind oder ein müßiges Weib? Sie schämte sich ihrer Phantastereien, stand auf und sah nach der Uhr. Es fehlten noch fünfundzwanzig Minuten, und sie war müde zu arbeiten und zu warten.

Auf den Fußspitzen trat sie wieder in sein Wohnzimmer und dann zu den Kindern. Sie schliefen, beide schön, von jener fast unirdischen Schönheit der Engel, wie man sie in den Werken der Maler und Bildhauer sieht. Nino rosig, pausbäckig, mit dem Krauskopf quer in seinem Bettchen liegend, die geballten Fäuste auf dem Kissen, schien müde nach einem Kampf gegen einen eingebildeten Feind; Salvador hingegen blaß und zart, mit glattem, kurzem Haar über der weißen, durchsichtigen Stirn, bewahrte auch im Schlaf seine ruhige Haltung und sah fast aus wie ein Jüngling. Eines seiner mageren Händchen stützte Wange und Kinn, der kleine Mund war offen, und die andere Hand lag auf dem Bettuch, das er vor dem Einschlafen sorgfältig von allen Seiten zurechtgezogen hatte. Er schlief mit halbgeschlossenen Augen, und seine großen gesenkten Augenlider machten den Eindruck von zwei blau geäderten Muscheln.

Als Lia sich dem Bettchen näherte, öffnete er die Augen und schloß sie wieder halb. Sie beugte sich zu ihm nieder und sah seine großen Augen wie in einem Traumnebel schwimmend fest auf sie gerichtet, wie aus einer fernen Welt. Sie küßte ihn auf die Wange, und eine ungestüme Zärtlichkeit, das Bewußtsein, das schöne schwache Kind schützen zu müssen, das an ihr hing, wie die Glockenblume am Haferstengel, ergriff sie und verscheuchte alles, was sie beunruhigt hatte.

Der Zug kam mit Verspätung, und erst gegen ein Uhr vernahm Lia, die das Fenster wieder geöffnet hatte, einen Schritt, der vor der Haustür Halt machte, und eine wohlbekannte Stimme rief: „Frau Lia!"

„Hier!" sprach sie, trat ans Fenster und warf den Hausschlüssel, in ein Tuch gewickelt, hinunter.

Dann zündete sie die Lampe an, ging damit nach der Treppe und leuchtete von oben herab, während Piero rasch heraufkam, eine Reisetasche in der Hand und den Überzieher auf der Schulter. Als nur noch wenige Stufen ihn von ihr trennten, hob er den Kopf und grüßte, ohne zu lächeln und ohne sie anders anzusehen als sonst; er sagte nur:

„Arme Frau Lia! Ich habe Sie warten lassen; wie geht es Ihnen?"

„Gut, und Ihnen?"

„So so! Ich bin etwas müde."

Sie ging ihm stillschweigend voran, und er folgte ihr leise, um die Kinder nicht zu stören. Dann, nachdem er Reisetasche und Überzieher abgelegt hatte, fragte er:

„Nichts Neues, Frau Lia?"

„Nichts!"

„Sind Sie immer wohl gewesen? Sie scheinen mir etwas angegriffen und blaß . . ."

„O, es ist nur die Müdigkeit, es geht mir gut," erwiderte sie, sich zurückziehend. „Wünschen Sie noch etwas?"

„Ich danke, nein; begeben Sie sich nur zur Ruhe; auch ich bedarf ihrer."

Und Lia begab sich zur Ruhe mit dem Gefühl, daß er für sie derselbe sei, der er immer gewesen: ein Fremder.

Mit Tagesanbruch war sie auf, hatte den Kaffee bereit und wartete auf sein Klingeln.

Nichts hatte sich verändert: weder in seinem Zimmer noch in seinem Aussehen, seinem Blick oder seiner Haltung. Warum trat sie also gesenkten Blickes ein, befangen wie ein junges Mädchen?

„Nun, Frau Lia," sagte er, indem er die Tasse entgegennahm, „was erzählen Sie mir Neues?"

„Nichts, wie gesagt. Und Sie, wie ist es Ihnen ergangen?"

„Ich? Sprechen Sie nicht davon, oder besser, ich erzähle es Ihnen später. Aber sagen Sie, womit beschäftigen Sie sich jetzt? Sie schrieben mir, daß Sie Arbeit gefunden haben."

„Ja, ich habe eine Schreibmaschine."

„Wer hat es Sie gelehrt?"

„O, es ist ganz leicht; der Verkäufer selbst."

„Haben Sie genügend Arbeit?"

„Jawohl."

„Und was schreiben Sie?"

„Schriften jeder Art, vom Zirkular bis zum Roman."

„Wer verschafft es Ihnen?"

„Ich habe eine Anzeige in die Zeitungen rücken lassen."

„Verdienen Sie genug?" fragte er noch einmal.

„Ja."

„Aber Sie müssen wohl sehr fleißig sein?"

„Des Morgens, wenn die Kinder in der Schule sind, und . . . bei Nacht."

„Das schadet Ihnen."

„Mein Gott, bin ich denn so zart?" erwiderte sie mit Selbstironie, wurde aber gleich wieder ernst, da sie seinen Blick fühlte, der ihre ganze Gestalt zu umfangen schien.

„Und wie ist es mit dem Bild geworden? Sie haben mir nichts mehr darüber geschrieben."

„Es ist fertig geworden, aber in der Ausstellung war es nicht. Es muß zurückgewiesen worden sein: es war abscheulich."

„Und der Maler?"

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen."

Sie sagte nicht, daß sie niemals eine Zahlung erhalten hatte, noch erwähnte sie den Auftritt im Atelier; aber die Erinnerung daran brannte in ihrem Innern um so heftiger, als eben jetzt Guidis Blick immer verlangender und zärtlicher auf ihr ruhte. Er hatte in der Einsamkeit des fernen südlichen Städtchens viel an Lia gedacht. Und da stand sie nun vor ihm, schön und fein, stolz, in sich verschlossen wie in ihrem ewigen Trauerkleid. Vielleicht brauchte er nur die Arme auszustrecken, um sie zu trösten, aber etwas hielt ihn zurück: ein unantastbarer Schleier gleichsam breitete sich zwischen ihr und ihm aus — ein Schleier, den er, das fühlte er, nicht gewaltsam mit einem Male zerreißen konnte.

Er fuhr fort, noch einige Fragen an sie zu richten, schlürfte langsam den letzten Rest seines Kaffees, und als er ihr die Tasse zurückgab, merkte sie, daß seine Hände zitterten. Sie entfernte sich in größerer Bestürzung, als wenn er ihr von Liebe gesprochen hätte. Aber hinter der Tür traf sie die Kinder, die auf die Spielsachen warteten, die der fremde Herr ihnen versprochen, und das brachte sie wieder zu sich. Die großen Augen Salvadors waren fest auf sie gerichtet, ernst und neugierig, und sie war seltsam davon berührt. Es schien ihr, daß er instinktiv ihre Empfindungen erriete, zwar ohne sie zu verstehen, aber doch mit Argwohn und Eifersucht oder vielmehr ängstlich, daß jemand ihm einen Teil ihrer Liebe rauben könne.

Piero Guidi, als er die Kinder draußen hörte, rief sie herein, und zum ersten Male, seit er im Hause wohnte, ließ er sie in sein Zimmer kommen. Auch dies nahm Lia für ein Zeichen, daß er das Gefühl beherrsche, das sie ihm einflößte, während es seinerseits vielleicht ein Mittel war, sie zu gewinnen.

Die Kinder kamen herein; zurückhaltend dem Fremden gegenüber, aber streitsüchtig untereinander, Salvador immer bei der Hand, Nino seine Irrtümer vorzuhalten, und dieser sicher auf Nachsicht und die schöneren Geschenke rechnend. Lia hatte übrigens nicht den Mut, ihnen zu folgen. Sie stand immer noch unter dem Bann von Salvadors klarem und doch mißtrauischem Blick.

Sie war überzeugt, daß Nino, selbst wenn er erwachsen und ebenso empfindlich wie der ältere Bruder gewesen wäre, sich nicht um ihre Beziehungen zu einem Fremden gesorgt hätte. Ein unzerreißbares Band vereint Mutter und Kind, und dieses ist stets der Mutterliebe sicher; aber Salvador war nicht ihr Kind, und während sie wußte, daß sie ihn ebenso liebte, wie Nino, fühlte sie, daß der Knabe ihr mißtraute. Als sie jedoch das Lachen und Plaudern Pieros und der Kinder vernahm, ward sie ruhiger und sagte sich, daß sie träume, daß vielmehr sie es war, die vor Salvador Angst habe, da er an Stelle des Mannes stand, den sie geliebt und dessen Andenken ihr heilig war. Vielleicht lebte ein gewisser Atavismus in ihr; sie war noch die morgenländische Witwe, die dem Manne, der sie besessen, ins Schattenreich folgen soll.

Die Kinder weilten indessen immer noch in Guidis Zimmer. Obwohl Salvador es ihm verboten hatte, war Nino aufs Bett geklettert und fragte, sich überall umsehend:

„Wo ist der Koffer?"

„Du, der du so geschickt bist, solltest eines tun," sagte Piero zu Salvador, der ihn schweigend betrachtete. „Geh ins Wohnzimmer und hole mir den Handkoffer; kannst du das?"

Der Knabe lächelte verächtlich, wie um zu bedeuten, daß er noch ganz andere Dinge vollbringen könne. Er brachte den Koffer, und als Guidi fragte: „Was wird wohl darin sein?" stellte er sich unwissend, während Nino offen herausplatzte:

„Vielleicht eine Eisenbahn mit zwei Lokomotiven für mich."

„Wenn es aber statt dessen ein Buch wäre?"

„Ach, Bücher mag ich nicht."

„Und du, Salvador?"

„Ich? Mir sind Bücher lieber als Spielsachen, denn sie belehren mich über alles, was in der Welt ist."

„Gut," wiederholte Guidi, der sich aufs Bett gesetzt hatte und aus dem kleinen Koffer langsam und mit übertriebener Vorsicht eine Schachtel nahm. Er öffnete sie und sie jubelten:

„Eine Eisenbahn! Ein Panzerschiff!"

„Das gehört mir!" rief Nino, gleich nach der Eisenbahn greifend, und Salvador blickte auf das Panzerschiff mit dem Gefühl, das glücklichste Kind auf Erden zu sein. Wie lange träumte er schon davon, und jetzt, auf dem blauen Sockel, der das Meer darstellen sollte, sah er es vor sich mit seinen leuchtenden Flanken, Kanonen, Zinkmatrosen und dreifarbiger Fahne.

„Wie prachtvoll ist es," sprach er, und das genügte, damit Nino mißvergnügt seine Eisenbahn betrachtete und sagte:

„Tauschen wir!"

„Nein, nein, es gehört mir."

Nino fing an zu weinen, und Piero sprach:

„Sei brav, Salvador, tue ihm den Willen; du bist jetzt ein großer Junge und darfst dein Brüderchen nicht weinen lassen. Gib ihm für eine Weile das Schiff, und dann könnt ihr wieder tauschen." Salvador widersprach nicht, nahm die Eisenbahn, fühlte aber, daß Piero eine Ungerechtigkeit beging, und trug es ihm nach.

VI.

Der Winter verging, ohne daß sich irgend etwas in der kleinen Wohnung der Via Sallustiana ereignet hätte. Des Morgens brachte Lia die Kinder zur Schule, machte ihre Besorgungen, und wenn sie heimkehrte, war ihr Mieter schon aus, und die Aufwärterin räumte die Zimmer auf. Während des übrigen Tages sahen sie sich fast nie, und sah er sie einmal, so vermochte er ihre Gedanken nicht zu erraten — schweigsam und äußerlich ruhig, immer tätig, schien sie sich ausschließlich um ihre Verrichtungen und die Kinder zu

kümmern, unempfindlich für seine Blicke wie eine Alte, die schon lange auf Liebesabenteuer verzichtet hat. Er wartete; und wenn er jetzt auch Lia gründlich zu kennen meinte, von ihrer Uneigennützigkeit, Überlegenheit und Klugheit überzeugt war, so schreckte er doch vor einem Band zurück, das ihn mehr fesseln würde, als ihm wünschenswert war.

Aber oft war er traurig und überreizt. Sein Leben floß noch eintöniger und einförmiger dahin als das Lias. Immer dieselbe Beschäftigung, dieselbe Arbeit, dieselben Verantwortlichkeiten, dieselben Intrigen, dieselben kleinen Verdrießlichkeiten im Amt. Und immer dieselben Erregungen, dasselbe Leben ohne Seele und ohne Leidenschaft.

Auch Lia ihrerseits fühlte eine Traurigkeit, die weniger verzweifelt war, als in den beiden letzten Jahren, vielleicht aber um so tiefer. Sie meinte, ungenutzt zu altern; und ihr Leben voller Entbehrungen, Schweigen und Sorgen schien ihr eine gerechte Strafe für ihre Unfähigkeit, sich über sich selbst zu erheben und ihren Kindern ein besseres Dasein zu verschaffen. Sie dachte beständig mit Schrecken an die Zukunft, wenn die Kinder und die Bedürfnisse größer sein würden und die Not fühlbarer. Sie beneidete die Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die ihr ihre Arbeiten, Übersetzungen und Theaterstücke zum Abschreiben gaben; sie glaubte, daß diese Leute viel verdienen müßten, und bildete sich ein, daß auch sie, wenn sie nur wollte, eines Tages anfangen könnte, zu schreiben, ein einfaches und wahres Kunstwerk zu schaffen, das ihr Geld einbringen würde.

Warum, warum ewig dieses Unvermögen der ernsten, fruchtbringenden Arbeit gegenüber? Und sie sah nicht ein, daß ihre Arbeit fruchtbringender und vielleicht auch ernster sei als die der Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sie beneidete.

An einem Tage, gegen Ende März, saß sie noch in der Dämmerung am Fenster ihres Schlafzimmers bei ihrer Schreibmaschine und wartete auf die Rückkehr der Kinder aus dem Hause der Frau Bianchi.

Es war ein heller, klarer Abend, und der Himmel, wie reingefegt durch den Nordwind, hatte die Durchsichtigkeit von grünlichem Kristall; manch ein Fenster war schon erleuchtet, und die geschlossenen Equipagen der Damen, die von den Empfängen heimkehrten, fuhren um die Ecke der Villa Buoncompagni, blinkend wie große Blechschachteln.

Lia hob von Zeit zu Zeit die Augen, um zu sehen, ob einer der heranfahrenden Wagen ihr die Kinder wiederbringe. Plötzlich vernahm man in der Stille der kleinen, von dem hellen Dämmerschein erhellten Wohnung einen Schritt. Lia erbebte in der Erinnerung an die weit zurückliegenden Abende, da ihr armer Justo nach Hause kam und sich neben dem Feuer hinsetzte, um zu arbeiten.

Piero Guidi pflegte niemals um diese Stunde zu kommen; am Morgen aber hatte er über starke Kopfschmerzen geklagt, und beunruhigt stand Lia daher auf. Da sie ihn aber in seinen beiden Zimmern hin und her gehen hörte und er nicht nach ihr rief, zögerte sie, an seine Tür zu pochen. Bald hörten die Schritte auf, und sie dachte, er sei zur Ruhe gegangen.

Vielleicht aber, daß er dennoch ihres Beistandes bedürfe. „Er ist allein, allein und leidend!“ dachte sie mitleidsvoll und klopfte schüchtern an. Er antwortete aus dem Wohnzimmer, und sie trat ein.

Er lag ausgestreckt auf dem kleinen Divan, das Gesicht tief in das Kissen gegraben, und Lia meinte mit heftiger Erschütterung wahrzunehmen, daß er weine.

„Was fehlt Ihnen, Herr Piero? Kann ich irgend etwas für Sie tun?“

Gegen sein Übel aber gab es kein Mittel.

Er hob den Kopf, sah sie mit irrem Blick an, wie sie am Fenster stand auf dem Hintergrund der Dämmerung, bleich und schön, wie er sie am Strande des Meeres gesehen, und vergrub das Gesicht abermals in das Kissen.

„Mein Gott, mein Gott, was ist Ihnen denn?“ rief sie gebrochen und wagte weder näher zu treten noch hinauszugehen.

Er antwortete nicht; plötzlich aber sprang er auf, und mit den Ellbogen auf den Knien, dem Gesicht zwischen den Händen dasitzend, rief er:

„Ich habe Ihnen ein schönes Schauspiel geboten! Nicht wahr, Sie würden es nicht glauben, Sie würden es nicht für möglich halten, daß ein Mann sich so gebärden könne . . .“

Lia erwiderte nichts. Er richtete sich wieder auf.

„Sind die Kinder da?“ fragte er.

„Nein, sie sind noch nicht von Frau Bianchi zurück.“

Zwei- oder dreimal bewegte er die Lippen, um zu sprechen, aber etwas, was stärker als sein Wille war, schien ihn daran zu hindern. Endlich, als er bemerkte, daß Lia verlegen von der Tür zum Schreibtisch und von diesem zum Fenster ging, sagte er leise, wie für sich:

„Wissen Sie, wer hier in Rom ist?“

Lia blickte durch die Scheiben, sie blieb unbeweglich und wandte sich nicht um, aber sie wurde bleich, als ob er ihr etwas Verhängnisvolles gesagt habe. Ach, jetzt fühlte sie, daß sie immer gehofft hatte, er sei frei!

„Sie ist in Rom, Lia, sie ist in Rom!“ wiederholte er, und als er Lia zum ersten Male bei diesem Namen nannte, füllten ihre Augen sich mit Tränen.

„Wissen Sie, von wem ich rede?“

„Von Ihrer Frau.“

„Wußten Sie denn?“

„Ja.“

„Wieso wußten Sie es? Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Alle sagen es.“

„Alle? Aber ich habe es doch niemandem hier gesagt!“

„Gewisse Dinge weiß man immer.“

„Man weiß sie, ja!“ gab er zu, indem er das Gesicht wieder verbarg und sich tiefer bückte wie unter der Last eines beschämenden Schmerzes. „Alle wissen es! Auch Sie, und Sie schwiegen!“

„Warum schwiegen Sie?“

„Ich schwieg, weil ich Ihnen gleichgültig bin."

Sie wandte sich ab, mehr gekränkt als erregt.

„O, das dürfen Sie nicht sagen."

„Tut es Ihnen also leid?"

„Sicher tut es mir leid, daß Sie unglücklich sind."

„Nicht das allein."

„Was denn noch?" fragte sie nach kurzem Schweigen. Ihre Stimme klang traurig, aber ruhig; und er richtete sich auf, wie zur Wirklichkeit zurückgerufen.

„Daß ich an eine Frau gekettet bin, an eine unwürdige, böse, verlogene . . ."

Sie unterbrach ihn: „Sprechen Sie nicht so; eines Tages werden Sie sich versöhnen, und Sie könnten Ihre Worte bereuen."

„Ich bereue weder meine Worte noch meine Handlungen, Lia," sagte er. „Hören Sie, kommen Sie näher, erlauben Sie, daß ich zu Ihnen spreche wie zu einer Schwester: fürchten Sie nichts, ich muß es mir von der Seele herunterreden."

Lia, vollkommen Herrin ihrer selbst, kam näher und lächelte:

„Wenn es Ihnen wohl tut."

„Setzen Sie sich dorthin."

Er deutete auf die andere Ecke des Sofas, und sie setzte sich in angemessener Entfernung, nicht zu nah, nicht zu weit von ihm. Ein frostiger Abendschein füllte den Raum, die Scheiben klirrten bei jedem Windstoß, bei jedem Wagengerassel, und sie hatte die Empfindung von Kälte und Einsamkeit trotz der Nähe des jungen Mannes, der sie vielleicht liebte, mit ihr aber von einer anderen Frau, einer anderen Liebe reden wollte, der sie Schwester genannt hatte, für sie jedoch ein Fremder, beinahe ein Feind war, der sie aufsuchte, weil er unglücklich war, im Glück sich aber gewiß um sie nicht gekümmert hätte.

„Hören Sie, Lia," sagte er, „wenn ich Sie eher gekannt hätte, würde ich vielleicht nicht in Ihr Haus gezogen sein; und auch Sie, wenn Sie mich gekannt, würden mich nicht aufgenommen haben, nicht so freundlich und rücksichtsvoll gegen mich gewesen sein. Nicht daß ich kein Ehrenmann wäre — grade deswegen . . . deswegen . . . weil . . . Sie verstehen wohl, ohne daß ich es Ihnen erkläre . . . Aber jetzt ist es zu spät, wir können nicht mehr zurück . . . vielleicht ist es auch besser so . . . am Ende ist nicht alles schlimm, was schlimm scheint."

Lia schwieg betroffen, stellte sich aber, als verstehe sie seine etwas wirren Worte nicht. Hatte er denn ihre Empfindungen erraten? Es würde ihr peinlich gewesen sein.

Er fuhr fort, indem er den Ton seiner Stimme änderte:

„Genug! Man lernt einander nie kennen, niemals! Auch wenn man sich derjenigen, die man liebt, ganz offenbaren wollte, auch wenn man Jahre und Jahre mit ihr lebte — niemals, niemals! — Gewiß werden auch Sie schon die Erfahrung gemacht haben, daß zwischen uns und der geliebten

Person sich ein Schleier senkt, ein leichter Schleier, durch den man sich wohl sieht, aber nicht zueinander kommen kann. Und das geschieht bei Liebenden, bei Freunden, bei Verwandten . . ."

Lia dachte an Onkel Asquer.

„Ja," sagte sie, schwermütig lächelnd, „es heißt, daß wir uns nicht einmal selber kennen."

„Das ist nicht wahr, Lia, nein! Ob wir uns kennen! Wir wissen wohl nicht, was wir morgen sein werden, aber was wir heute sind, das wissen wir! Ich hatte nicht vorausgesehen, daß ich Ihnen beichten würde, Lia, aber heute bin ich mir dessen bewußt, und ich sehe mich, wie einen Schatten vielleicht, aber ich sehe mich," sagte er, indem er die Hände spreizte und zu Boden blickte, als wenn er seinen eigenen Schatten vor sich sähe. „Ich sehe mich, Lia, mit allen meinen Fehlern, meinen Irrtümern, den Flecken, die mich bedecken, den Flammen, die mich verzehren. Ich weiß nicht, was morgen sein wird," wiederholte er, das Gesicht wieder in den Händen verbergend, „aber ich weiß, daß, wenn ich schlecht, gemein und ungerecht werde, es nur eine Folge davon sein wird, daß die anderen so gegen mich sind, nicht aber aus freiem Willen. Und ich weiß, daß, wenn ich heute nicht bin, was ich sein sollte: ein heiterer, zufriedener und glücklicher Mensch, es nur daher kommt, daß die anderen schlecht gegen mich gewesen sind, und mehr als das, treulos und falsch. Denn, Lia, ich entschuldige selbst die Schlechtigkeit, wenn sie offen und ungescheut hervortritt, aber ich entschuldige nicht die gemeine, feige, tägliche Lüge, die Verstellung, den Verrat, der sich in Wohlwollen hüllt, das langsame Gift, das einem tropfenweise eingegeben wird, das nicht den Tod herbeiführt, aber das Lebensbild trübt und die Quellen des Daseins besudelt. So war diese Frau: heuchlerisch, eine Dirne, verderbt bis ins innerste Mark. Und nicht unbewußt, sie wußte genau, was sie tat, und je unbefriedigter sie war, je größer ihre Reue, desto größer ward ihre Treulosigkeit. Sie werden mir entgegnen: Kannten Sie sie nicht, ehe Sie sie heirateten? Nein, Lia, ich kannte sie nicht, und es mußten Jahre und Jahre hingehen, bis ich sie kannte!"

„Sie haben vielleicht zu jung geheiratet . . ." sagte Lia, die regungslos neben ihm saß.

„Zu jung, ja, ich war sechsundzwanzig Jahre alt und sie um zwei Jahre älter."

Lia dachte: „Sie ist jetzt also viel älter als ich" — und empfand einen traurigen Trost dabei. Er fuhr fort:

„Wir sind zuerst fünf Jahre zusammengeblieben. Nach einer freundschaftlichen Trennung bot meine Familie und namentlich meine Schwester, die sehr erregbar war und darunter litt, weil sie mich leiden sah, alles auf, um uns wieder zu vereinigen. Und wir vereinigten uns wieder. Wir machten einen neuen Vertrag miteinander, schlossen eine Art neuer Ehe, und ein Bischof mischte sich hinein und segnete sie. Unter anderen Bedingungen war die, daß jeder von uns bis zu einem gewissen Punkte seine Freiheit behalten solle; aber während ich, in der Täuschung, ihr dadurch Achtung abzugewinnen, die

Grenze streng innehielt, begann sie vom ersten Tage an sie zu überschreiten. Sie ging selbst bei Nacht mit gewissen zweideutigen Freundinnen aus, und unser Haus war stets voll widerwärtiger Menschen, unheimlicher Gesichter, minderwertiger Individuen. Ich habe nie begriffen, warum sie, die klug war, sich mit solchen Leuten umgab — vielleicht, um mich zu ärgern. Ihre Sympathien dauerten übrigens nicht lange, waren aber stets die gleichen und galten mittelmäßigen und anormalen Menschen."

„Vielleicht ist auch sie eine anormale, eine unglückliche Frau," sagte Lia leise.

„Normal ist sie gewiß nicht; aber warum ist sie gut, freundlich, teilnehmend gegen ihre Familie, warum war sie auch gut gegen die meinige, und besonders gegen meine Schwester, auf die sie eine Art Zauber ausübte; warum war sie großherzig gegen die Armen, liebenswürdig gegen alle, während sie sich gegen mich stets boshaft zeigte, und zwar von einer beständigen, abgefeimten, unerbittlichen Bosheit? Nie hat ein gemeiner Auftritt zwischen ihr und mir stattgefunden, aber es genügte, daß ich einen Gedanken aussprach, damit sie das Entgegengesetzte sagte. Sie tat alles, was meinen Wünschen zuwider war, das Zusammenleben mit ihr war eine Hölle; sie haßte mich, und schließlich haßte ich auch sie —, ich hatte Furcht, ein Verbrechen zu begehen. Wir trennten uns wieder, oder besser, sie ging auf und davon, wie ich es im Grunde wünschte. Sie ging zu ihrer Familie zurück und spielte so gut das Opfer, daß auch meine Verwandten mich für den Schuldigen hielten. Meine Schwester erkrankte vor Schmerz. Auch aus der Ferne noch übt die unglückselige Frau ihren bösen Einfluß auf mich aus. Wenn ich an sie denke, habe ich ein Gefühl des Widerwillens, des physischen Ekels, der tiefsten Angst. Vielleicht war das Unrecht nicht ganz auf ihrer Seite, aber während ich sie mit Nachsicht behandelte, hatte sie nicht ein Fünkchen Mitleid oder Großmut für mich. Sie haßte mich, haßte mich," wiederholte er, „und nie, nie gestand sie mir den Grund. Wenn ich wenigstens nur gewußt hätte, warum! Nein, sie sagte mir nichts; sie richtete sich vor mir auf wie eine Mauer, gegen die ich jeden Augenblick mit der Stirn schlug. Ich war wie wahnsinnig geworden; ich sah nicht mehr, ich dachte nicht mehr. Seit drei Jahren sind wir getrennt; die Zeit vergeht, und ich kann nicht vergessen. Ich kann, ich kann nicht! Voriges Jahr teilte mir jemand mit, daß sie nach Rom zurückgekehrt sei und hier bleiben werde. Sie ist reich und kann es. Da floh ich, ja ich habe selbst die Sendung nach Sizilien beantragt, so sehr graute mir davor, sie zu sehen, wenn auch nur auf der Straße. Und jetzt ist sie wirklich hier! Sie ist hier!" wiederholte er und drückte mit solch sichtbarer Verzweiflung das Gesicht in die Hände, daß Lia nicht wagte, Worte der Beruhigung und des Trostes auszusprechen.

„Haben Sie sie gesehen?" fragte sie.

Er verneinte, und sie fuhr fort:

„Rom ist groß. Und dann mag sie nur für einige Monate hergekommen sein und wird wieder gehen . . ."

„Ich hasse die Luft, in der sie atmet! Und dann, wenn sie hier ist, so ist es nur, um mich zu quälen und zu verfolgen. Ich weiß es, ich weiß es! Ich wundere mich sogar, daß sie so lange ruhig geblieben ist; sie hat Zeit, Geld und Gesundheit, und ich bin für sie eine Art Spielzeug gewesen, mit dem sie sich grausam unterhalten hat. Sie will mich wieder haben, das weiß ich, um ihr Spiel wieder aufzunehmen. Sie wird mich nicht mehr in Ruhe lassen, Sie sollen es sehen, Lia, Sie sollen es sehen."

„Nein, nein," entgegnete Lia in fast beschützendem Tone, „Sie übertreiben. Beruhigen Sie sich, es wird alles vorübergehen. Und dann, was haben Sie zu fürchten? Was kann sie Ihnen tun? Und wenn Sie einander begegnen, wird es vielleicht nicht um so besser sein? Wenn Ihre Frau Sie so reden hört, wie Sie diesen Abend zu mir gesprochen haben, wird sie gewiß nicht auf dem Verlangen einer unmöglichen Wiedervereinigung beharren."

„Es ist ja aber nicht die Wiedervereinigung, die sie verlangt; sie verlangt nur, mich zu quälen."

„Wie kann sie das," fragte Lia harmlos, „wenn Sie einander nicht sehen werden und keine Veranlassung haben, einander zu begegnen?"

Er erhob sich plötzlich, ohne zu antworten, und näherte sich dem Fenster, das immer mehr leuchtete wie vom rötlichen Widerschein eines fernen Feuers, das im Verlöschen ist. Nun dachte Lia an die Kinder, die noch immer nicht kamen, und stand ebenfalls auf, beunruhigt durch die Verspätung, beunruhigt durch das, was sie eben gehört, vor allem aber geängstigt durch Guidis Aussehen. Er erschien niedergedrückt, unversehens gealtert; sein Anzug war in Unordnung geraten, wie der eines Menschen, der mit einem Angreifer gekämpft hat, und sein Antlitz war das eines Besiegten.

Lia ging nun auch zum Fenster, blickte auf die weiße, frostige Straße, in der die Laternen schon brannten.

„Und die Kinder kommen noch immer nicht," murmelte sie wie für sich. Plötzlich fühlte sie sich beim Arme erfaßt und fuhr zusammen. Sie erinnerte sich des Vorgangs im Atelier und bekam Angst vor sich selbst, vor ihrer Schwäche, vor dem Erbarmen, das ihr der Mann einflößte; er zog sie aber nur etwas heran und sprach, indem er in die Ferne blickte:

„Wie sie mich quälen kann? Sie haben also nicht begriffen? Diese Frau hat mich nie geliebt, ist aber immer eifersüchtig gewesen. Sie weiß, daß ich jetzt im Hause einer Frau lebe, die weit über ihr steht, die gut, freundlich und klug ist, und sie meint, daß ich und Sie, und Sie —" er preßte ihren Arm heftig — „uns lieben, und sie wird alles aufbieten, um uns zu trennen. Darum ist sie nach Rom gekommen."

Entsetzt sperrte Lia die Augen auf, beherrschte sich jedoch gleich.

„Nun, ein Mittel ist leicht gefunden. Nehmen Sie eine andere Wohnung."

„Nein, das nicht! Wozu, wenn es nicht wahr ist?"

„Und wenn es nicht wahr ist, warum diese Angst?" rief sie mit einem Anflug von Stolz. „Was kann Ihre Frau veranlassen, etwas Unwahres zu vermuten? Sie hat kein Recht dazu, und außerdem glaube ich nicht, daß

sie sich erdreisten könnte, törichter Weise, nur aus Niederträchtigkeit, an eine solche Schändlichkeit zu denken . . . Ich werde . . . ich . . ."

Sie war erregt; jetzt war es Piero, der sie zu beruhigen suchte.

„Es ist wahr, Sie haben Recht, verzeihen Sie mir."

Und nach einem Augenblick des Schweigens hub er wieder an:

„Sie verdächtigt alle; hat eine verderbte Phantasie, sieht das Schlechte und Entartete in den reinsten Dingen. Ihr Verdacht wird für sie Wirklichkeit, wie sie ihre Lügen schließlich für Wahrheit hält. Sie weiß, daß ich hier wohne, weiß, daß wir während meiner Abwesenheit immer in Beziehung geblieben sind, weiß, daß ich für Sie eine echte Freundschaft hege. Sie wird darum ihr Mögliches tun, um uns auseinander zu bringen, Lia; das allein fürchte ich, nichts anderes . . ."

Er versuchte von neuem, sie an sich heranzuziehen, aber in diesem Augenblick sah Lia den Wagen der Frau Bianchi die Straße heraufahren, und sie schien alles zu vergessen, um den Kindern entgegen zu eilen.

Sie kamen, wie immer, erhitzt, mit roten Gesichtern, aufgeregt, beladen mit Päckchen und Spielsachen unter den Armen.

Die kleine Wohnung war erfüllt von ihrem Lachen und Lärmen, und Piero Guidi empfand einen dumpfen Zorn gegen sie, die in dem Moment gekommen waren, in dem ihm Lia am nötigsten gewesen wäre. Er verließ das Haus und irrte lange in den erleuchteten, menschenleeren Straßen umher, vom Sturm seiner Gedanken getrieben.

Mehrere Tage lang lebte Lia in einer seltsamen Erwartung. Sie meinte, daß von einem Augenblick zum anderen Frau Guidi an ihrer Türe klingeln, eintreten und eine Unterredung verlangen werde. Aber niemand kam, und auch Piero schien sie zu meiden.

Der Gedanke an ihn und ihr Gespräch verließ sie keinen Augenblick; sie war entschlossen, ihn nochmals zu bitten, daß er wegziehen möge. Eine fixe Idee beherrschte fortwährend, hartnäckig ihr Sinnen: daß er sie ernstlich liebe. Sie gedachte des Tages, an dem er zuerst versucht hatte, ihr die Hand zu drücken, und jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen kam ihr mit einer bestimmten Deutung wieder in die Erinnerung. Und auch sein gegenwärtiges Verhalten bestätigte ihre Mutmaßung. Er mied sie, weil er sie wahrhaft liebte, und weil die Verführung einer armen, alleinstehenden Frau, wie sie, welche die einzige Stütze verwaister Kinder war, ein Verbrechen gewesen sein würde. Er liebte sie, war aber ein Ehrenmann.

Sie machte ihn größer in ihrer Einbildung, wie sie es einst mit dem armen Justo getan, und jetzt noch tat — sie machte fast ein Ideal aus ihm. Und trotzdem mißtraute sie ihm noch; aber ohne daß sie es merkte, nahm dieses Mißtrauen sozusagen eine andere Farbe, etwas Leuchtendes an, wie eine Wolke, die bei Sonnenaufgang sich golden färbt. Nicht er war es mehr, dem sie mißtraute, sie mißtraute sich selber.

Und so geriet sie Tag für Tag, Stunde für Stunde, ohne sich dessen bewußt zu werden, in die Leidenschaft hinein, und das Leben, die Jugend machten mit einem Mal in ihr all ihre Rechte geltend. Mit Verwunderung

fand sie jetzt alles leichter und minder traurig als früher; Sorge, Furcht, selbst das Gefühl der Demütigung verschwanden; sie fühlte sich jung, stark, gesund, bereit, wenn es sein mußte, Magddienste zu verrichten zum besten ihrer Kinder.

In jenen Tagen tat sie Wunder der Sparsamkeit und fand Gefallen daran, als ob, wenn der unmögliche Fall eintreten sollte, daß sie reich würde, ihr ein Lebenszweck: die Arbeit, und eine Befriedigung: mit wenig auskommen zu können, verloren gehen werde.

Sie fing wieder an, sich um ihr Äußeres zu kümmern, blühte auf, ihre Lippen röteten sich, die Augen leuchteten vom inneren Feuer, das ihr Wärme und Leben gab. Sie ging auf der Straße rasch wie ein sechzehnjähriges Mädchen, sie fühlte sich leicht, wie getragen von dem Frühlingswind, der die Stadt mit Staub und Duft erfüllte, und wenn sie an ihren armen Justo dachte, so sagte sie sich, daß er sich freuen werde, könnte er sie so sehen. Sein Geist verlangte sicher nicht, daß sie unglücklich sei; er bat gewiß zum lieben Gott, daß der sie heiter und zufrieden machen möge, wenn auch nicht glücklich. Vollkommenes Glück ist nicht von dieser Welt, das wußte sie, und nur Kinder und Phantasten träumen es. Und sie war weder ein Kind mehr noch eine romantische Frau, die eine neue Ehe mit einem schönen, reichen jungen Mann wie Piero Guidi träumen konnte; schon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, wenn er frei gewesen wäre, überfiel sie ein Schwindel. Es war schon viel, daß er sie liebte. Diese Vorstellung erweckte in ihr dieselbe freudige Empfindung, die sie bei den ersten Zeichen von Justos Liebe gehabt. In jenen klaren Apriltagen, wenn am Morgen die Kinder in der Schule und die Zimmer geordnet waren, saß sie mit ihrer Arbeit am Fenster und lauschte den Geräuschen der Stadt, die sich wie zu einer einzigen, eintönigen Melodie vereinigten; sie atmete die dufterfüllte Luft, und wenn sie die Augen hob, betrachtete sie mit Entzücken die rosigen Wolken, die an dem azurnen Himmel dahinzogen. So bleibt vielleicht der Wanderer in der Wüste stehen, um die ferne Fata Morgana zu betrachten.

Es waren glückliche Tage für Lia, und an einem solchen Nachmittag ging sie mit den Kindern nach der Villa Borghese; die Nachtigallen sangen auf den Eichbäumen und die Wiesen wimmelten von Kindern, von hellgekleideten Frauen, von roten und violetten Geistlichen. Eine buntfarbige Menge bewegte sich auf dem Hintergrunde der Baumgänge wie auf einer wundersamen Bühne, und es schien, als ob hier sich ein Fest, eine phantastische Vorstellung abspiele. Lia hatte die gleiche freudige Empfindung wie bei ihrer Ankunft in Rom. Eine neue Welt ging vor ihr auf, ein freier Raum, in dem alles Licht und Durchsichtigkeit war. Sie liebte, liebte zum ersten Mal mit wahrer Liebe; mit der Liebe, die Selbstzweck ist, die kein anderes Ziel kennt, keine andere Hoffnung, kein anderes Begehren. Sie fühlte es, sie freute sich, nicht weil sie sich wieder geliebt wußte, aber weil ihre Liebe ihr bewies, daß sie noch jung, gesund, lebendig war, während sie noch kurz zuvor sich alt, krank, tot geglaubt hatte.

In ihrer frohen Stimmung blickte sie auf die Kinder, die auf dem Rasen spielten, Salvador beweglich und aufgeregt, Nino träge und gleichgiltig, und es schien ihr, daß auf dem Grunde ihres Freudenrausches das Feuer ihrer Mutterliebe fortleuchtete, denn wenn sie glücklich war, sich jung und lebendig zu fühlen, so war es für die Kinder, war es, um besser für sie arbeiten und sie mit mehr Kraft zum Leben und Lieben anhalten zu können.

Mit der Arbeit hielt sie es an diesem Abend nicht so lange aus wie an anderen Abenden. Ihr war immer zu Mute, als sei heut Feiertag und man dürfe nicht arbeiten. Es war eine milde Mondnacht, wie die, an der Piero heimgekehrt war, sie ging auch ans Fenster und sah denselben blauen Samthimmel, dieselbe Häuserreihe, das Halbdunkel der Straße und der Gärten, die roten Lichter zwischen den halbfertigen Gebäuden, die wie Ruinen aussahen.

Der Duft der Glycinen erfüllte die Luft, und ihr war, als ob große verzauberte Gärten rings um die Stadt lägen und daß von da unten, aus jenem Traumland, von einem Augenblick zum andern ein Ruf, eine Einladung an alle kommen müsse, die müde, traurig, erregt waren, die den langen Frühlingstag hindurch gearbeitet, wenig Brot, öde Gedanken und gar keine Liebe gehabt hatten, dort hinabzusteigen für eine Stunde des Vergessens und des Friedens.

Und auch sie sehnte sich hinaus, um in der hellen, dufterfüllten Nacht nach jenem holden Aufenthalt zu pilgern, als sie plötzlich Piero über die Straße kommen sah und eine Empfindung hatte, als ob er den ganzen Zauber der Frühlingsnacht mit sich in das schweigsame Haus bringe.

Er hatte sie am Fenster bemerkt und klopfte leise an die Türe, um sie zu rufen; das Geräusch genügte, sie aus ihren Träumen zu wecken. Sie warf einen Blick auf die Kinder, öffnete und begrüßte ihn kühl.

„Kommen Sie," sagte er ins Wohnzimmer tretend.

Sie folgte ihm und er nahm das Gespräch des Abends seiner Beichte wieder auf. Er zeigte ihr einige Briefe seiner Frau, und sie bemerkte sogleich das elegante Papier, auf dem sie geschrieben waren, die vergoldeten Siegel der durchsichtigen Umschläge mit dem Aufdruck eines vornehmen Hotels. Das gab ihr die Vorstellung eines luxuriösen Heims, einer Dame, die an einem kleinen Schreibtisch saß, in einem glitzernden Anzug, mit einem Blumenstrauß an der Brust, die kaum durch Flor verhüllt war . . .

Von der alten Traurigkeit ergriffen, fühlte Lia sich arm und gering und es schien ihr, daß sie nichts zu tun haben könnte mit dem Manne, der solche Briefe erhielt. Dennoch überflog sie sie mit Aufmerksamkeit, sah, daß die Unbekannte gut schrieb, mit sauberer, fester, fast männlicher Hand, und des zweideutigen Bildes gedenkend, das Piero ihr von seiner Frau entworfen, las sie mit Verwunderung die höflichen und verständigen Worte, mit denen sie ihren Mann bat, zu ihr zu kommen, um die Frage der gesetzlichen Trennung zu erledigen.

Er war bei ihr gewesen. Sie schrieb ihm wieder, um ihm zu danken, von ihren Besuchen beim Anwalt zu berichten, ihm Ratschläge zu erteilen

und ihn zu bitten, sich noch einmal zu ihr zu verfügen, um die letzten Vereinbarungen zu treffen.

Lia gab die Briefe zurück, ohne ein Wort zu sagen; er nahm die unterbrochene Erzählung wieder auf.

Seine Frau hatte sich einer Scheidung immer widersetzt, auch weil die beiderseitigen Familien auf eine Versöhnung hofften. Plötzlich, während er fürchtete, daß sie nach Rom gekommen sei, um ihn zu quälen, kam von ihrer Seite der Antrag, sich gesetzlich zu trennen.

„Sie ist eine Andere, wie vertauscht, sie ist vernünftig, beinahe gutmütig . . ."

„Dann — —" fragte Lia mit gesenktem Haupte, „wäre nicht eine Aussöhnung am Platze?"

„Nein, niemals! Sie ist gut geworden, weil sie einen anderen Mann liebt. Die Liebe ist es, die gut macht, Lia. Aber," fügte er leise hinzu, „er liebt sie gewiß nicht so, wie ich sie geliebt habe."

„Und Sie sind eifersüchtig?" fragte Lia zögernd.

„Eifersüchtig? Nein, nein, gewiß nicht, ich denke aber an die Widersprüche der menschlichen Natur, an die Launen des Schicksals. Wir glauben an nichts mehr, weder an Gott noch eine Bestimmung. Und doch ist unser Leben so unlogisch, daß man zuweilen an eine geheime Gewalt denken muß, die uns gegen unsern Willen treibt, und Gefallen daran findet, uns zu quälen, nur um uns zu beweisen, daß wir nicht die Herren über uns selbst sind. — Das wissen auch Sie, Lia, auch Sie . . ."

„Das ist wahr!" sagte sie.

Da sah er sie an. Mit gesenktem Haupte weinte sie aus Liebe und Eifersucht, und ein Wort von ihm hätte genügt, damit sie ihm ihre gegenwärtige Qual, ihre früheren Schmerzen, den ewigen Kampf gegen die geheime Gewalt anvertraut hätte, von der er sprach. Aber er verstand ihre Tränen nur halb, und glaubte, daß sie allein an die Vergangenheit denke. Warum sollte er also nicht von der Vergangenheit reden? In diesem Augenblick ging er ganz darin auf und ließ nicht ab, von ihr zu erzählen, wie von einem Toten, den wir achten, wenn er uns auch Schmerzen bereitet hat.

Lia ihrerseits dachte: „Er liebt seine Frau noch immer und lebt in der Erinnerung," und sie fühlte sich neben ihm allein, wiederum allein, wie wenn sie sich niemals gesehen hätten.

Sie sagte sich:

„Diese Frau muß vorgegeben haben, auf die Trennung eingehen zu wollen, nur um mit Piero zusammen zu kommen und ihn wieder an sich zu fesseln. Es ist nicht möglich, daß sie ihn nicht liebe . . . wie könnte man auf einen Mann, wie er, verzichten? Jede Frau würde sich glücklich schätzen, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden." — —

Die Maitage gingen dahin, trübselig durch zuviel Licht und zuviel Hitze. Es war wie Sommer, und nach den Erregungen der jüngsten Zeit fühlte Lia sich jetzt der Erschöpfung nahe. Die Sorgen um die Zukunft gewannen wieder die Oberhand. Sie schlief des Nachts nicht, tausend

Befürchtungen ängstigten sie, unbestimmt und wechselnd wie Wolken an einem stürmischen Tage. Die geringste Klage der Kinder machte sie zittern; sie brachte sie früh nachmittags nach Hause, um bis zum Abend mit der Schreibmaschine zu arbeiten, und sagte zu Salvador, der sich beklagte:

„Man muß Geld zurücklegen, um ins Bad reisen zu können."

Eines Tages, Anfang Juni, begegnete sie mit den Kindern dem Doktor Fontana. Er kam von dem Besuch eines reichen, kranken Kindes und war auf dem Wege zu anderen, hatte es aber nicht eilig, und sein ruhiges, zerstreutes Wesen war das eines Mannes, der in seiner eigenen Welt lebt.

Salvador, welcher der Mutter und Nino voranging, erkannte ihn von weitem zuerst: „Da ist er! Da ist er!" rief er.

Lia dachte an einen anderen, und in der Meinung, ihm zu begegnen, fuhr sie zusammen. Als sie statt dessen die blaue Brille, das zerstreute Gesicht, den halb traurigen, halb spöttischen Mund des Doktors sah, überkam sie ein Gefühl der Scham. Sie wußte, daß sie eine andere geworden, und fürchtete, daß er ihre Leidenschaft ihr vom Gesicht ablesen würde.

„Wie geht es, wie geht es?" rief er, da er sie erkannte, während die Kinder scheu und ehrerbietig zu ihm aufsahen.

„Ziemlich gut mit den Kindern," sagte Lia.

„Und Sie?"

„Ich . . ."

Sie errötete. Er sah sie an, und durch die blauen Gläser der Brille machten seine Augen auf Lia den Eindruck, als ob sie durch ein scharfes Glas sie beobachteten, um das Übel ihrer Seele zu erforschen.

„. . . Ich fühle mich etwas müde!"

„Was tun Sie?" fragte er kurz.

„Nichts Besonderes; aber es ist schon so heiß. Jetzt werden wir übrigens ein wenig fortgehen . . . nach der See . . ."

„Schön, schön. Säumen Sie nicht zu lange. Haben Sie schon eine Wohnung?"

Die Kinder lachten vor Wonne, sahen einander an, und Nino konnte nicht länger an sich halten.

„Ich werde aus Sand ein Dorf und einen Berg und die ganze Welt bauen."

„Schön, schön! Das Haus ist doch nahe dem Strande. Ist es groß?"

Salvador wollte nun auch zu Worte kommen und rief ungestüm und spöttisch: „Es ist ein großes Landhaus mit zwei ganz, ganz kleinen Zimmern . . ."

Lia fügte etwas beschämt hinzu: „Es ist ein kleines Haus mit Erdgeschoß, aber in guter Lage und luftig . . ."

„Ist nichts anderes zu haben? Würde es Ihnen nicht besser passen, eine kleine Wohnung auf der Höhe zu nehmen?"

„Es ist schwer, etwas zu finden; lauter Villen, die für uns zu teuer sind . . ."

„Suchen Sie, suchen Sie, vielleicht finden Sie doch eine, die für Sie geeignet ist. Ebenerdige Zimmer sind niemals gesund," sagte er, mit der Hand Salvador auf den Nacken schlagend. „Luft, Luft, und machen Sie, daß Sie fortkommen."

Tagelang bildeten die Begegnung mit dem Doktor, das kleine Haus und die andere Wohnung den Unterhaltungsstoff zwischen Lia und den Kindern und zwischen Salvador und Piero, der den Knaben ins Vertrauen gezogen hatte.

„Die Mutter will nicht," sprach er in traurigem Tone.

„Rufe sie, geh, sag ihr, daß ich sie zu sprechen wünsche."

„Sie werden ihr doch nicht sagen, daß ich weiß . . ."

„Nein, nein, im Gegenteil. Geh, mein Junge!"

Kaum war Lia eingetreten, als er ihr hastig, mit einer gewissen Befangenheit sagte: „Hören Sie, Lia, schelten Sie mich nicht. Ich habe das Glyzinenhaus in Ihrem Namen gemietet. Sie müssen mit den Kindern hingehen, und zwar bald. Ich werde nicht kommen, wenn Sie's nicht wünschen, aber Sie . . . Sie müssen hin."

Sie zog die Stirn in Falten, aber ein Freudenstrahl leuchtete ihr aus den Augen. Er dachte also an sie? Und warum sagte er: Ich werde nicht kommen, wenn Sie's nicht wünschen? Glaubte er denn, daß sie sich vor ihm fürchtete?

„Das ist nicht recht," sagte sie kühl, während ihr Herz vor Freude schlug, „das ist nicht recht, ich bin nicht in der Lage, das Haus zu mieten . . ."

„Nicht Sie haben es gemietet, sondern ich."

„Ja, aber ich . . ."

„Denken Sie nicht daran, sagen Sie mir nur, daß Sie nicht ablehnen. Darf ich denn Ihren Kindern nicht etwas schenken?"

Sie antwortete nicht.

„Sagen Sie mir, daß Sie annehmen, Lia . . ."

„Es ist nicht möglich."

„Aber warum nicht? Der Doktor hat gesagt, daß das ebenerdige Haus nicht gesund sei, nicht geeignet für Sie und die Kinder. Es ist gut für Jäger, aber nicht für Sie! Seien Sie nicht unvernünftig, Lia, tun Sie es für die Kinder . . ."

„Und nächstes Jahr?"

„Für das nächste Jahr wird Gott sorgen, sorgen wir indessen für dieses."

Ein Schatten verdüsterte ihr den Blick. Die Zukunft . . . die Gegenwart . . . was würde die Zukunft bringen?

„Die Zukunft ist dunkel . . ." murmelte sie und bereute sogleich die Worte; aber es war zu spät. Piero sprach mit bewegter Stimme: „Warum ist sie dunkel, Lia? Sie könnte so hell sein, wenn Sie nur wollten! Aber Sie wollen nicht, Sie sind grausam gegen sich, gegen mich, gegen die Kinder; Sie sind stets so finster, so verschlossen. Sie sind es, die das Dunkel in sich erzeugen und sich langsam töten. Merken Sie nicht, daß Sie sich töten?

Dürfen Sie das, sagen Sie, dürfen Sie's? Kommen Sie hierher, lassen Sie mich reden, oder haben Sie Angst vor mir?"

Nachdem sie bei seinen ersten Worten zur Tür gegangen war, näherte sie sich wieder, als ob ein Zauber sie gegen ihren Willen zöge. Sie war leichenblaß geworden und zitterte, dennoch lächelte sie.

„Warum sollte ich Angst haben? Sie sind gut!"

„Es ist nicht wahr, daß ich gut bin. Wenn ich es wäre, würden Sie mich lieb haben, oder es würde mir wenigstens gelingen, daß Sie mir trauten und vertrauten. Aber im Gegenteil, Sie fliehen mich, Sie richten sich vor mir auf wie eine Kirchhofsmauer. Warum? Sprechen Sie. Was habe ich Ihnen getan? Sie betrachten mich als Ihren Feind, ich weiß es: leugnen Sie es nicht. Warum? Ich frage nochmals: haben Sie Angst vor mir? Sehen Sie mich an."

Er streckte die Hand aus, aber sie reichte ihm die ihrige nicht. Sie sah ihm indessen, im äußersten Kampf mit sich selbst, ins Gesicht; aus seinen flehenden, sanften Augen war der Ausdruck von Selbstsucht verschwunden, der stets ihr Mißtrauen erweckt hatte. Diese Augen waren jetzt noch immer voll Verlangen, aber in dem Verlangen lagen nur noch Zärtlichkeit, Mitleid und echte Liebe.

Für einen Augenblick sehnte sie sich, ihren Kopf an seine Brust zu lehnen und vor Leidenschaft zu weinen; aber plötzlich lachte sie nervös auf und sagte:

„Ja, nun habe ich Sie angesehen. Sind Sie überzeugt, daß ich keine Angst habe? Sind Sie zufrieden?"

„Ich bin immer mit Ihnen zufrieden, aber Sie sind es nicht mit mir, und müssen sich entschließen, andern Sinnes zu werden."

„Ich bin es schon."

„Dann tun Sie mir den Gefallen und reisen Sie ab. Das Häuschen steht zu Ihrer Verfügung vom 15. Juni an."

„Sie bestehen darauf?"

„Ja, ich bestehe darauf."

„Aber warum? Ich bin stolz, ich leugne es nicht, und Sie wissen es; ich kann nicht annehmen, was ich nicht bezahlen kann."

„Und Sie wissen, daß es Dinge gibt, die man nicht bezahlen kann; kein Preis käme der Freude gleich, die Sie mir bereiten würden, wenn Sie annehmen."

Sie senkte den Kopf und sagte noch einmal: „Aber warum tun Sie das?"

„Weil ich Sie lieb habe . . . und die Kinder lieb habe . . . Lia, ich bin so allein! Warum wollen Sie mir den Trost versagen, jemanden lieb zu haben?"

„Sie sind nicht allein . . ."

„Sprechen Sie nicht so! Sie wissen, daß ich allein bin, vereinsamt wie in einer Wüste . . . Sie glauben . . . Sie vermuten, daß ich . . . noch immer an jene Frau denke. Sie irren sich. Ich habe sie vollständig vergessen. Ich habe keine Familie, habe niemanden mehr, niemanden, und Sie verbieten mir, Sie lieb zu haben . . ."

Lias Herz drohte vor Freude zu springen, aber ihre Lippen sprachen:

„Ich kann Ihre Zuneigung nicht annehmen!"

Da erhob er das Antlitz und faltete die Hände.

„Warum können Sie sie nicht annehmen? Sagen Sie mir's, sagen Sie mir's, ist es ein Unrecht? Kann es denn eine reine, uneigennützige, treue Neigung nicht mehr geben? Gibt es keinen Idealismus mehr? Gibt es also nichts mehr auf der Welt, nichts Gutes mehr? Nur Böses? Immer Böses? Sind denn Sie selbst, Lia, nicht ein Beispiel des Guten? Begehen Sie ein Unrecht, wenn Sie mich lieb haben? Sagen Sie's, sagen Sie's, aber sagen Sie die Wahrheit. Und kann ich nicht ebenso sein wie Sie? Darf ich Ihnen nicht gleichen? Ich bin des Bösen müde und weiß, daß Böses nur Böses gebiert. Warum soll ich nicht gut sein? Warum verbieten Sie mir's? Warum darf ich nicht lieben, um von der Liebe lediglich das Gute zu verlangen, das einzig Wahre im Leben? Antworten Sie, sagen Sie wenigstens, daß Sie mich verstehen."

„Ich verstehe Sie . . . ja . . ." flüsterte sie, und gerne hätte sie hinzugefügt: „Wir dürfen uns aber nicht auf uns verlassen, das Böse ist stärker als wir, es steht außer uns und überfällt uns oft wie ein Feind im Hinterhalt."

Sie war aber zu stolz, um das auszusprechen oder auch nur davon überzeugt zu sein. Sie ließ sich durch Pieros Täuschung besiegen und glaubte ebenfalls, daß zwischen einem jungen Mann und einer jungen Frau, die beide allein sind, eine ideale Liebe bestehen könne; und eine Seligkeit, die im Grunde in ihrem Stolz, in der Sicherheit ihrer selbst und ihrer Widerstandskraft wurzelte, trieb sie, ihm die Hand entgegenzustrecken.

Er nahm sie zwischen die seinen, drückte sie ans Herz und dann an die Lippen, und das war der einzige Kuß, der ihren Liebesbund besiegelte.

(Schluß folgt.)

Der junge Disraeli [1].

1804—1837.

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

„Suivez-moi, je suis le Dieu du jour", so sprach am 18. Brumaire mit unsicherer Stimme der dreißigjährige Sieger von Lodi, von Arcole und an den Pyramiden. Ihn umtobten mit wilden Drohungen die Jakobiner im Rat der Fünfhundert; er kam aus der Fassung und zerkratzte sich bis aufs Blut das bleiche Gesicht, als sie ihn „außer dem Gesetz" erklärten. „General Bonaparte, das ist nicht korrekt", murmelte Montrond, der Freund Talleyrands, vor sich hin, als er und die Genossen am Abend jenes Tages zusammen tafelten, nachdem Lucien Bonaparte und seine Grenadiere den Ausschlag gegeben und die letzte republikanische Versammlung gesprengt hatten.

Wie der Korse Bonaparte in Frankreich, so war der italienische Jude Disraeli ein Fremder in England. Im Jahr 1834 wußte man nichts von ihm, als daß er Flugschriften verfaßt, Romane, über deren Wert gestritten wurde, veröffentlicht und Schulden angehäuft hatte, zunächst um neben d'Orsay, dem König der Dandies, mit extravaganten Anzügen und feschem Auftreten zu bestehen. Dazu hatte er wiederholt und immer vergeblich ins Unterhaus zu dringen versucht. Mit diesem Rekord ausgestattet, wurde er dem englischen Premier, Lord Melbourne, vorgestellt. Dieser fragte verbindlich, was er für Disraeli tun könne, und spielte auf die Ernennung zum Privatsekretär an: „Und welches Ziel haben Sie sich im Leben vorgesetzt?" bemerkte er dann. „Ich will Premier-Minister werden", lautete die bekannte Antwort.

Vom Erhabenen ins Lächerliche ist nur ein Schritt. Am 18. Brumaire riskierte Napoleon seinen Kopf. Im Jahr von Disraelis Geburt war er Kaiser. Disraeli entging dem Fluch, unter Gelächter erstickt zu werden, regierte England und vergab eine Kaiserkrone.

Es lohnt sich der Mühe, die Jahre des Werdens eines solchen Menschen zu erforschen. Der Biograph, auf den er drei Jahrzehnte lang zu warten hatte, beginnt sein auf fünf Bände berechnetes Monumentalwerk des Lebens

[1] W. F. Monnypenny, The Life of Benjamin Disraeli Earl of Beaconsfield. Vol. I. 1804—1837. London, John Murray. 1910.

von Disraeli mit dessen Jugendgeschichte, zu deren Kenntnis noch andere Quellen zu Gebot stehen. Bis zum Jahr 1837, dem Datum der Thronbesteigung der Königin Viktoria und des Eintritts Disraelis ins Parlament, darf das vorhandene Material Vollständigkeit beanspruchen.

I.

Von seinen Altvätern spricht der letzte des Hauses als von einer durch die Inquisition aus Spanien vertriebenen und Ende des 15. Jahrhunderts in das Territorium der Venezianischen Republik eingewanderten hebräischen Familie. Diese Sephardim, sagt er, seien von den zu größerem Reichtum gelangten, im europäischen Norden verteilten Juden gewöhnlicher Abkunft, mit denen sie keine Gemeinschaft wollten, wohl zu unterscheiden. Ihr an den Ufern des Mittelmeeres ansässiger Stamm sei jetzt ausgestorben. Die Aussicht, unter Pelhams ihnen günstigem Ministerium Toleranz und Schutz in England zu finden, habe, mit den Disraelis, auch die ihnen Verwandten Medina und Lara um Mitte des 18. Jahrhunderts zur Übersiedlung dahin veranlaßt. Diese Darstellung wird durch die Kritik in das Gebiet der Legende verwiesen. Der Großvater, Benjamin D'Israeli, der 1748 sich in England die Heimat schuf, kam nicht aus Venedig, sondern aus Cento im Ferraresischen, wohin viele Juden vor Torquemadas Verfolgung geflohen und die schon bestehende dortige Kolonie verstärkt hatten. Mehr ist in bezug auf den ersten D'Israeli nicht erwiesen. Sein Sohn Benjamin schrieb sich zuerst und in England D'Israeli. Sein Zusammenhang mit der Synagoge war ein loser; seine Frau, „ein Dämon" nennt sie der Enkel, schämte sich ihrer Rasse und starb, zweiundachtzigjährig, anscheinend protestantisch geworden, 1825 im Hause ihres Sohnes. Benjamin D'Israeli war Kaufmann und erwarb ein beträchtliches Vermögen, aus dem er großherzig seinen Glaubensgenossen spendete. Er war sechsundachtzig Jahre alt, als er 1816, von den Seinen geliebt und betrauert, der Gattin in den Tod voranging. Ein ganz anders gearteter Mann war sein Sohn Isaak. Der Vater verzog und beschenkte den Jungen, die Mutter gab ihn verloren, als er sein erstes Gedicht verbrach. Vergebens schickte man ihn zu Lehrern und auf Reisen. Zum Kaufmann war er verdorben und blieb zeitlebens ein Bücherwurm, der sich in seiner Bibliothek vergrub und bereits als Jüngling 1791 die „Curiosities of Literature", sein populärstes Buch verfaßte. Das Bild, das ihn in vorgerückten Jahren zeigt, berührt außerordentlich sympathisch. Er scheint nicht groß gewesen zu sein; hinter der Brille blicken freundliche gute Augen träumerisch in die Ferne; über die nicht gewöhnlichen Züge ist ein Anflug von Humor gebreitet. Ganz nichtssagend, obwohl hübsch ist dagegen das Porträt der behäbigen Gemahlin, Maria Baveſi, Tochter eines italienischen Juden, die er 1802 heimführte. In seinen Denkwürdigkeiten, die der Sohn veröffentlichte, ist sie nie genannt; er selbst erwähnt der Mutter kaum. In der Familiengeschichte der Disraelis spielen Gattinnen eine untergeordnete Rolle. Die Bewunderung wandte sich dem Vater zu, der im Britischen Museum forschte und arbeitete, von der Literatur zur Geschichte überging, bezeichnenderweise die

beiden Stuarts Jakob I. und Karl I. darstellte, für letzteres Werk die akademischen Ehren in Oxford erhielt und von seinen Zeitgenossen Byron, Scott, Southey hochgehalten und gepriesen wurde. Einen Weisen nennt ihn der Sohn, der seine einfache, bescheidene Art und die Abwesenheit jeglicher Eitelkeit als charakteristische Merkmale seines sanften, zufriedenen Wesens rühmt. Politik interessierte ihn gar nicht, und er verstand auch nichts davon. Er wohnte in der City, Kings Road, unweit Grays Inn Gardens, als ihm am 21. Dezember 1804, nach Geburt der Tochter Sarah 1802, der älteste von drei Söhnen, Benjamin, geboren wurde. Über seine Kinderjahre ist nichts bekannt, als daß er seinem künftigen Verleger John Murray in Brighton begegnete und dem Vater vergnügt davon erzählte Noch kaum sechs Jahre alt, wurde er auf die erste Schule nach Islington, dann nach Blackheath geschickt. Ein Kamerad erinnerte sich später, daß „Ben" ihm Räubergeschichten erzählt und auch sonst freundlich gesinnt gewesen sei. Er galt als träge, zeichnete gern und spielte „Parlament", wobei er als Tory auftrat. Ein Rabbiner gab ihm religiösen Unterricht. Nach des Großvaters Tod jedoch ließ ihn der Vater am 31. Juli 1817 taufen, trat aber nicht selbst zum Christentum über, obwohl er eines Streites mit der Synagoge wegen aufhörte, sich zum jüdischen Glauben zu bekennen. Benjamin bezog bald darauf die dritte Schule zu Epping Forest, die unter Leitung eines Unitariers stand. Dieser war klassischer Philologe, und jetzt zum erstenmal ist von den Studien des Dreizehnjährigen die Rede. Bis zur höchsten Klasse stieg er nicht auf, aber er las Homer, Herodot, vieles von Thukidides, die Idyllen des Theokrit, Dramen von Sophokles und Euripides, Teile von Xenophon und die lateinischen Klassiker. Für die Universität nennt er sich in kurzen Aufzeichnungen vorbereitet, setzte aber, statt auf eine Hochschule zu gehen, seine Studien nach einigen zu Epping verbrachten Jahren im Elternhause fort.

Von den Lehrern, die über den geistigen Entwicklungsgang und die Eigenart des Knaben und heranwachsenden jungen Mannes Rechenschaft hätten geben können, hat keiner gesprochen. Die Spur der Lehrjahre Disraelis läßt sich einzig und allein in den Zügen seiner Ebenbilder Vivian Grey und Contarini Fleming nachweisen. Vivian Grey gedenkt seiner Schule mit freudig anerkennenden Worten: „Wenn ein Jüngling mit liebenswürdigen Charakteranlagen gesegnet ist und großes Talent besitzt, hat er keinen Grund, die Minister Englands zu beneiden." Popularität reicht weiter als gründliches Wissen; Vivian ist der Liebling seiner Kameraden, mit einer Zunge wie der Satan, gewandt, flott und edelmütig. Es trübt seine Eindrücke aus der Schulzeit nicht im geringsten, daß er eines tollen Streiches wegen ausgewiesen wurde. Zwei Jahre hindurch lebt er abgeschlossen von der Welt und vertieft sich in die griechischen Dichter und Philosophen. Aus der Treibhausatmosphäre der Denkerwelt rettet ihn des Vaters Zuspruch und die eigene Leidenschaft für Politik. Welche Laufbahn soll er ergreifen? Die Jurisprudenz? pooh! Die Armee? Für Desperadoes im Krieg, für dumme Kerls im Frieden. Die Kirche ist rationeller; man könnte einen Wolsey spielen. „Gönne dir Zeit, ein großer Mann zu werden", warnt

der Vater, „der Fluch der Gegenwart ist das Gold; sein rascher Erwerb befleckt den Charakter.“ Der Sohn antwortet: „Mankind is my great game“, die Menschen sind das Material, mit dem Vivian Grey zu arbeiten gedenkt. Er geht nicht nach Oxford, sondern in die Welt, die elegante, vornehme Welt, die einzige, die wirklich zählt: „Kein Zauber wirkt stärker auf einen jungen Menschen, als das Lächeln einer verheirateten Frau.“ Vivian Grey ist der Optimist, Contarini Fleming der sentimentale Träumer. Auf der Schule ist er unglücklich, doch erfolgreich und populär, „an allgemeinem Wissen den anderen unvergleichlich überlegen, ein Verschlinger von Büchern,“ romantisch in der Freundschaft, in der Liebe, in der Religion, ahnenstolz, wie alle Helden Disraelis, ein Gefühlsmensch, wie sein Vorbild es nicht gewesen und dennoch schnell genug geistig entwaffnet unter der sarkastischen Rüge des Vaters: „Contarini, sehr wenige Ideen sind richtig: die Menschen regiert man mit Worten.“

Die Andeutungen genügen, um das Fazit der Kenntnisse zu ziehen, die der Jüngling sich erwarb. Ein deutsches Abiturientenexamen würde er sicherlich nicht bestanden haben. Sein Wissen blieb lückenhaft. Das Griechische beherrschte er nie; lateinische Autoren hat er gut gekannt. Andererseits ist es eine unbegründete Beschuldigung, ihn beim Verlassen der Schule und in seinem sechzehnten Jahr als den weltlichen Freuden und einem bequemen Wohlleben verfallen zu schildern. Er führte vielmehr, viele Jahre hindurch, ein arbeitsames, völlig zurückgezogenes Dasein und suchte während dieser Zeit die Lücken seiner Bildung durch Selbststudium und eifrige Lektüre zu ergänzen. Auszüge aus seinem Tagebuch lassen darüber keinen Zweifel. Demosthenes und Cicero reißen ihn zur Begeisterung hin, er schwärmt für Lukrez. Als Gibbon an die Reihe kam, zitierte Disraeli Byrons „Childe Harold“:

Sapping a solemn creed with solemn sneer.

Auf die Frage, wie hast du's mit der Religion? ist die Antwort nicht zweifelhaft. Disraeli war kein Jude mehr und kein Christ geworden. Er wußte nichts vom Glauben, den er angenommen hatte. Die einzige von ihm aufbewahrte Äußerung aus der Schulzeit in bezug auf religiöse Übung klingt zynisch. Die Anglikaner unter seinen Kameraden hatten Sonntags dem Gottesdienst anzuwohnen und kamen infolgedessen regelmäßig zu spät zum Mittagstisch. Er gab ihnen den Rat, Unitarier zu werden, solange der Aufenthalt im Colleg dauerte. Über Religion hat er nicht wieder gespottet. Eine Stelle seines Tagebuches lautet: „Vorsatz. — Immer offen und aufrichtig mit Mrs. E. sein. Niemals etwas sagen, was ich nicht meine, point de moquerie, worin ich, nach ihrer Ansicht, exzelliere.“

Siebzehn Jahre alt, träumte er bereits vom Parlament, als sein Vater ihn, statt auf die Universität, zu einem befreundeten Rechtsanwalt schickte, der ihn in der Eigenschaft eines Privatsekretärs verwendete. Abends heimgekehrt, studierte er. So unsympathisch ihm die so verbrachten drei Jahre waren, hielt er sie dennoch nicht für verloren. Er schulte seinen Stil und beobachtete die Menschen. Man fand ihn geschickt und brauchbar; er selbst verfiel in eine trübe, aufgeregte Stimmung. Der Vater sprach noch einmal

von Oxford, „aber", schreibt der Sohn, „ich war unlenkbar geworden, die Stunde der Abenteuer hatte geschlagen". Das Schicksal ist unser eigener Wille, ist ein Ausspruch Contarini Flemings. Eine Frau hatte dem Rechtspraktikanten zugerufen, zu diesem Stand habe er zu viel Genie. Ein unwiderstehlicher Instinkt, die übermächtige Veranlagung verwiesen zunächst auf die literarische Laufbahn.

Im Vaterhaus verkehrte eine bürgerliche Gesellschaft, die sich um öffentliche Angelegenheiten wenig kümmerte. Lord Byron hatte jedoch auf freundschaftlichem Fuß mit Isaak D'Israeli verkehrt; sein Name blieb ein Kultus und der Verleger des Dichters, John Murray, war auch der D'Israelis. An seinem gastlichen Tisch tat der Sohn den ersten Einblick in die Welt der Schriftsteller und Poeten. Einer derselben, Thomas Moore, war soeben von einem Besuch bei Lord Byron und vom Kontinent zurückgekehrt. Byron, so berichtete er, sei stark geworden und physisch verändert. Nach England werde er schon deswegen nicht mehr kommen. Er trage einen phantastischen Anzug mit goldenen Ketten, sehr ausgesucht, aber nicht nach Art englischer Dandies. Man schrieb 1822. Disraeli der Jüngere begann jetzt, geselligen Umgang, besonders den von Frauen aufzusuchen. Er trug sich ebenfalls auffallend, in schwarzem Sammet mit Spitzenkrause und rotverzierten Socken. Ein Menschenalter später wird von Ferdinand Lassalle berichtet, er sei immer ausgeschmückt, mit ausgesuchter Eleganz, wenn auch mit Geschmack und einem Anstrich von Dekoration, „wie ein Dandy", umhergegangen. Auch die Temperamente haben Ähnlichkeit: Geistesgegenwart, Frechheit, Unerschrockenheit, Ehrgeiz, Herrschsucht, so Georg Brandes, nicht über Disraeli, sondern über Lassalle. Benjamins erstes Jugendbild mit üppigen schwarzen Locken, ernst und träumerisch blickenden Augen, scharfer Nase und schlanker Gestalt ist kaum geschmeichelt. Es verrät die Rasse, aus der er kam, viel mehr als das des schlichten, gutmütig heiter dreinschauenden Vaters. Der Sohn gleicht der Mutter. Die Vertraute war die um zwei Jahre ältere Schwester Sarah.

Im Mai 1824 erhielt John Murray das Manuskript einer bis auf den Namen verschollenen satyrischen Erzählung. Es war zu früh, sich über eine Welt lustig zu machen, die man gar nicht kannte. Der Verleger schob das kurze Machwerk ruhig beiseite, und des Autors Fahrt ins öffentliche Leben begann mit diesem kleinen Schiffbruch, dem unzählige größere folgen sollten. Ende Juli, als das sich zutrug, erhielt die Schwester „Sa" den ersten vergnügten Brief Benjamins aus Brügge. Mit seinem Vater und einem jungen Freund Meredith, der in Oxford promoviert hatte, ging die Fahrt durch Belgien nach dem Rhein.

In den Brabanter Städten fielen ihm die gute Küche und die feierliche Pracht des katholischen Gottesdienstes auf. Eine Messe mit Musik von Mozart warf ihn zu Gent auf die Kniee, Kathedralen und Leckerbissen werden im selben Atem genannt. Der Ton der Briefe ist humoristisch, sehr liebevoll für die Seinen, die Aufmerksamkeit auf schöne Landschaft und Kunstwerke gerichtet. Die Bemerkung, daß den Holländern ein Aufstand der Belgier drohe, steht vereinzelt. Menschen und Verhältnisse interessierten

ihn auf dem Kontinent augenscheinlich nicht. In Frankfurt, dessen Städtebild ihn entzückte, kaufte D'Israeli Vater einen Stich von Mark Anton, — Max Anton —, schreibt der mit allem Außerenglischen stark brouillierte, im übrigen vortreffliche Biograph. In Darmstadt dirigierte der Großherzog, in seiner großen Mittelloge stehend, mit einem großen Stock die Ouverture des „Othello". Das Endziel der Reise war Heidelberg, das Isaak Disraeli Heligoland nannte. Er reiste „wie ein Prinz", im eigenen Wagen, und kargte weder mit guten Weinen noch mit guten Diners. Deutschland blieb unbeachtet, une quantité négligeable.

In England folgte ein Abschnitt im Leben Benjamins, der näherer Beleuchtung nicht bedarf. Die Jurisprudenz wurde endgültig aufgegeben, er spielte an der Börse und verlor. Seine Schulden betrugen mehrere tausend Pfund und belasteten ihn dreißig Jahre hindurch. Er war Schatzkanzler, als es ihm endlich gelang, sich davon zu befreien. Ihn hatte die Spekulationswut verleitet, die mit Cannings Politik und der Loslösung der spanischen Kolonien Südamerikas vom Mutterland einsetzte. Disraeli und sein Partner spekulierten in Minenpapieren. Zwei Flugschriften zugunsten des Unternehmens, die er damals verfaßte, blieben nicht unbeachtet und enthielten eine deklamatorische Huldigung für Canning sowie heftige Angriffe auf Lord Eldon, den damaligen Kanzler. Der Verleger dieser Flugschriften war Murray, der bei dieser finanziellen Transaktion seinerseits Geld verlor und dennoch D'Israeli mit der Gründung einer Zeitung betraute, einem Morgenblatt, dessen Herausgeber Sir Walter Scotts Schwiegersohn Lockhart werden sollte. In dieser Angelegenheit begab sich Disraeli nach Schottland. Der Münster von York, das aristokratische Gepränge eines Meetings des reichen und mächtigen Adels der Grafschaft, die Herrlichkeiten von Edinburgh entzückten den jungen Mann. Sir Walter und sein Schwiegersohn empfingen ihn mit einer Liebenswürdigkeit, die, wie er vorschnell glaubte, in Freundschaft endigen werde. Lockhart, „der vollendete Edelmann", wie er ihn bezeichnet, und der große Dichter selbst zeigten sich dem Plan geneigt, der Politik Cannings ein mächtiges Organ in der Presse zu schaffen. Disraeli warb Korrespondenten in allen Ländern, riß Murray, der ihn „einen vortrefflichen Geschäftsmann, einen tiefen Denker und einen Jüngling von kindlich reinem Herzen" pries, zur Bewunderung hin und sah sich bereits an der Spitze einer Weltmacht wie die „Times". Dann kam der Rückschlag. Lockhart erklärte sich bereit, die Zeitschrift Murrays, „The Quarterly", nicht aber die Redaktion eines Tagblattes zu übernehmen; Sir Walter Scott fand der junge Stürmer sei a coxcomb, d. h. ein alberner Geck; John Murray wurde ängstlich und der einflußreiche Mr. Croker von der „Quarterly" offen feindselig. Dennoch erschien die neue Zeitung „The Representative" im Augenblick, da eine Panik in der City ausbrach und im Dezember 1826 der Krach der südamerikanischen Unternehmungen die Aktionäre ruinierte. Nach sechs Monaten einer Scheinexistenz verschwand „The Representative" mit einem Defizit von 26000 L. St. von der Bildfläche. Lockhart brach mit D'Israeli und scheint auch Murray gegen ihn verstimmt zu haben. Dieser hätte den pekuniären Schaden den

jungen Mann nicht entgelten lassen, für den er väterliche Gesinnungen hegte. Da erschien „Vivian Grey", und in der Figur des Marquis glaubte sich, und zwar mit Unrecht, der Verleger Lord Byrons karikiert. Alle Bitten und Vorstellungen der Familie D'Israeli blieben vergebens, beleidigende Äußerungen fielen, bittere Anklagen wurden gegen Benjamin erhoben, und mit John Murrays Freundschaft war es für lange Zeit zu Ende.

II.

Niederlagen glitten an der rastlosen, unbezwingbaren Energie des jetzt Einundzwanzigjährigen wie Schrotkörner an einem Stahlpanzer ab. Die finanzielle Lage war trostlos, die Gönnerschaft der mächtigen Stützen seiner Jugend dahin, die ersten schriftstellerischen Versuche im Papierkorb des Verlegers. Ein Narr ist, der verzweifelt! Vier Monate nach der Katastrophe hatte Disraeli den Roman vollendet, der London in Atem hielt und ihm, dem Unbekannten, nahezu Berühmtheit brachte.

Kurz zuvor hatte Plumer Ward, ein Parlamentsmitglied, mit „Tremaine", einem Roman aus der Gesellschaft, großen Erfolg geerntet. Sein Landhaus mietete für die Sommermonate Isaac Disraeli. Wards Rechtsanwalt, Austen, war mit den Disraelis bekannt; seine geistreiche, künstlerisch und literarisch gebildete, schöne Frau wurde Benjamin Disraelis Egeria, las und korrigierte das Manuskript, zu dessen Milieu „Tremaine" den Anlaß gegeben hatte. Sie fand auch den Verleger, Colburn, der die große Trommel der Reklame zu schlagen verstand und geheimnisvolle Anspielungen auf einen berühmten Verfasser mit dem Versprechen verband, dieser werde eine Galerie lebender Bilder im Roman aufstellen. Ende April 1826, in zwei Oktavbänden, erschien ohne des Verfassers Namen „Vivian Grey".

Es ist überflüssig, noch die Frage zu erörtern, ob Disraeli eine Autobiographie beabsichtigt habe. Er hatte wenig erlebt, aber alle seine Erlebnisse sind in seinem Buch verwertet, die Schuljahre, der einsame Werdegang, die Reise an den Rhein, die erste diplomatische Mission unter das Dach Sir Walter Scotts, der Bruch mit Murray. Byron wird verherrlicht, der Vater warm gepriesen, eine phantastische Aristokratie geschildert; Frauen werden eingeführt, deren karikierte Gestalten unter kaum veränderten Namen in späteren Produktionen wiederkehren werden und deren Liebesabenteuer mit Vivian seine relative Unerfahrenheit bezeugen. Raffinierte Küchenzettel unterbrechen den dünnen Faden einer im zweiten Teil gänzlich aufgegebenen Fabel. Der Humor ist aufdringlich, der Witz satirisch; die Gespräche wollen zu geistreich sein, und infolgedessen wirken sie oft ermüdend. Vivian Grey allein hebt sich in scharfen Umrissen vom Hintergrund des Sittengemäldes ab. Er ist talentvoll, zynisch und lebendig: „Er kann alles", sagte der Marquis, an dessen Staatskarosse er sich gespannt hat, um durch ihn in die politische Arena zu dringen. Denn er selbst, Vivian Grey, „ist keinen politischen Grundsätzen verpfändet, er hat keinen sozialen Rückhalt und sucht einen solchen, um durch anderer Macht selbst zur Macht zu gelangen . . . Die Frage taucht auf, warum eine bestimmte Körperschaft von Individuen, die keine Meinung ver-

tritt, sich das Recht anmaßen soll, die Regierung und Kontrolle über das Land auszuüben?" Die Antwort steht bereit: sie soll es, wenn sie das System annimmt, das Vivian Grey empfiehlt. Theorien läßt er beiseite; was nottut, ist Menschenkenntnis. Wer die Temperamente studiert und die menschlichen Schwächen ergründet hat, für den ist die Welt „die Auster, die er mit dem Schwert öffnen will". So das Motto von „Vivian Grey", der nie eine persönliche Meinung ausspricht, sich stets daran erinnert, daß der Freund von heute zum Feind von morgen und vice versa werden kann und, ganz wie sein Urbild, trotz fortwährender Niederbrüche, den Glauben an seinen Stern festhält, „denn zur ersten Stelle ist der Mann berufen, der keine Furcht kennt".

Diese kecke Lebensfreude, dieses bis zur Insolenz gesteigerte Selbstbewußtsein retteten das Buch. Als die Wahrheit sich Bahn brach und die über Gebühr gereizte Kritik das Publikum informierte, Vivian Grey sei ein unreifer Knabe von fremder Abkunft, da freilich wurde „ganz London" gewahr, daß es affektierte Pose mit künstlerischer Leistung verwechselt und in erfundenen Typen Porträtähnlichkeit erkannt hatte: „Ich war zur lächerlichen Figur geworden, es war Zeit zu sterben", läßt der Autor einen anderen seiner Helden über diesen Roman sagen, und er hat später versucht, sein Erstlingswerk zu unterdrücken. Es war umsonst; „Vivian Grey" blieb ein vielgelesenes, populäres, selbst von Goethe bewundertes Buch, der die Originalität der Erfindung rühmte und die Schilderung Deutschlands im zweiten Teil, die absurd ist, nur verfehlt nannte. Das Jugendwerk wurde in England zur Anklageschrift gegen den Zyniker, der seine Seele darin bloßgelegt haben sollte. Die Politik Disraelis ist Jahrzehnte hindurch nach dem Maßstab Vivian Greys, seiner satirischen Menschenverachtung und der jugendlichen Verkehrtheit beurteilt worden, sich als einen zu schildern, der mit zwanzig Jahren in alle Abgründe des Daseins geblickt hat. Tatsächlich war seine Kraft durch das literarische Unternehmen aufgebraucht. Das Ehepaar Austen entführte den Leidenden nach Italien, von wo der Vater und die Schwester Sarah entzückte Reiseberichte erhielten, die im zweiten Teil von „Vivian Grey" und in „Contarini Fleming" benützt, ein noch unbefangenes Schönheitsgefühl und ausgesprochenen Sinn für das Prächtige in Kunst und Natur bekunden. Weiter als Florenz kamen die Reisenden nicht. Während der Fahrt durch die Schweiz, Mittelitalien und Frankreich hatte Disraeli, zunächst aus finanziellen Gründen, seinem Roman die Fortsetzung beigefügt, die nicht von Gladstone allein, als er sie dreißig Jahre später durchblätterte, mit dem wegwerfenden Wort „trash" abgefertigt werden sollte. Das Feuerwerk an Geist und Humor, das im ersten Teil prasselnde Raketen steigen ließ, war abgebrannt, der Autor müde, verstimmt und von einem schmerzlichen Übel erfaßt, das, von der Fakultät „als chronische Entzündung der Gehirnmembranen" bezeichnet, volle drei Jahre hindurch nicht gehoben werden konnte. In den Ruhepausen, die das Leiden gönnte, erwachte schnell phantastischer Scherz wieder und erfand „Popanilla", den Reformator einer verlorenen Insel im Ozean, dem der Zufall eine Bibliothek an den Strand wirft, aus deren Weisheit er die Lehre schöpft, daß der Utilitarismus oder das größt-

mögliche Glück für die größtmögliche Zahl die Segnungen der Kultur über das naive Inselvolk ergießen wird. Vom König mit ironischen Wünschen eingeschifft, landet Popanilla im freiesten Gemeinwesen der Welt, in England natürlich. Seine Institutionen fordern den Spott des Fremdlings heraus; die Gerichtspflege findet er veraltet, die Korngesetze lächerlich, das Kolonialsystem absurd, das konservative Dogma verknöchert, die ganze gepriesene Zivilisation bis zur Unnatur verkünstelt. Zum zweitenmal wird der unbequeme Zensor an Bord eines Schiffes gebracht, wo ihm auf einer neuen Entdeckungsfahrt die Einsicht aufleuchtet, daß weder der Naturzustand noch die Doktrin Benthams das letzte Wort des Volksbeglückers sind. Einzelne verglichen den Kapitän Popanilla mit Swift und Voltaire. Das Publikum blieb kühl, und die Not klopfte an die Tür des Autors. „Ich will den Triumph des schlechten Geschmacks vollenden", schrieb er einem Freund, und „The young Duke" erschien. „Der jüngere Disraeli", wie er sich jetzt nannte, hatte mit Bulwer Lytton, dessen Roman „Pelham" einige Jahre früher glänzendem Erfolg begegnete, sich befreundet. Bulwer mißbilligte das neue Werk, für das Colburn zum zweitenmal 500 L. St. zahlte, und beschreibt die äußere Erscheinung Disraelis, in hellblauen Hosen, gelbem Gilet, Silberschnallen an den ausgeschnittenen Schuhen und geringelten Haarlocken! Die Leute stäubten auseinander, wenn er durch die Straßen ging. Murray verweigerte die erbetene Begegnung mit ihm, der eigene Vater bemerkte kopfschüttelnd: „Der junge Herzog? Was denn weiß mein Sohn von Herzögen? Er hat nie einen erblickt." Eine Frauengestalt, die mit dem Helden des Romans für die Katholiken-Emanzipation sch'värmt, ist die liebliche Vorgängerin von „Sybil"; der junge Herzog selbst trägt viele Züge Disraelis. Ist er ein Whig, oder ist er ein Tory? Diese sind so moralisch, und altertümliche Ruinen sind so interessant! Aber bei den Whigs speist man besser, und sie kleiden sich geschmackvoller. Und der politische Ehrgeiz ist ein Dämon, den man fliehen muß. Und dann, hoch über den Parteien thront England. „O meine Heimat, für dich wallt das Blut in meinen Adern, das eine südliche Rasse und die Sonne des Orients durchglühen. Ich segne meine Väter, die an der Küste landeten, deren Gesetze sie nicht entehrten. Deine Sprache ist Musik für meine Gedanken, mein Schicksal ist mit deinen höchsten Hoffnungen verknüpft. Bessere als ich arbeiten zu deinem Ruhm und für dein Wohl; wenn aber meine Stunde schlägt, dann bin ich dein mit Kopf und Herz. Wenige lieben dich mehr als ich!"

In „Vivian Grey" war bereits ein Lord Beaconsfield aufgetreten; im „Young Duke" unterscheidet eine merkwürdige Stelle zwischen den verschiedenen Arten der parlamentarischen Beredsamkeit: „Zwei ganz verschiedene Stilformen muß derjenige beherrschen, der wie ich im Lauf einer politischen Karriere seine Zuhörerschaft wechseln wird. Was dem Unterhaus gefällt, kann vor den Lords mißlingen. ‚Don Juan' ist vielleicht das Vorbild für die einen, wie für die anderen das ‚Paradise lost'."

Disraeli fand sein eigenes Buch affektiert und arrogant. Als ihm die Schwester schrieb, daß die Kritik es lobe und England und Amerika es ver-

schlängen, war er auf der Fahrt nach dem Orient. Isaac Disraeli hatte ein schönes Landhaus voll historischer Erinnerungen gemietet, wo er die letzten Lebensjahre in philosophischer Ruhe verbrachte. Von den Geldverlegenheiten des Sohnes wußte er das wenigste; die Austens stellten diesem eine Summe zur Verfügung, die ihm die lange und kostspielige Reise ermöglichte. Er sehnte sich nach Einsamkeit, nach Ruhe vor seinen Gläubigern, vor allem wohl nach neuen Eindrücken und wiederzuerlangender physischer Leistungsfähigkeit. Der Byronsche Weltschmerz, mit dem er von den Seinen schied, wich bald neuer Daseinsfreude.

Als die Briefe, die er 1830—1831 an die Seinen richtete, achtzig Jahre später im Druck erschienen[1]), fand es sich, daß der Zauber der Schilderungen drei Menschenalter überdauert hatte. Disraeli reiste mit dem Bräutigam der Schwester, Meredith, den er lieb gewonnen hatte, zuerst nach Gibraltar und Andalusien, das, zu Pferde von einer Stadt zur anderen durchzogen, noch den Reiz der Abenteuer mit künstlerischen Genüssen verband. Disraeli folgte dem Bedürfnis, den Seinen mitzuteilen, was er sah, empfand und erlebte. Der Mutter beschrieb er berückende Spanierinnen und die magische Wirkung der alles vergoldenden Sonne oder mondheller südlicher Nächte. Er scherzte und schwärmte, kritisierte nichts und sprach bewundernd vom Kirchenregimente, das dem Lande eine privilegierte Klasse von sozialem Einfluß schaffe. Er selbst kam jetzt zum ersten Mal in Berührung mit der offiziellen Welt der Botschafter und Gouverneure, die zu Gibraltar, dann in Malta, wohin er sich einschiffte, später in Athen und Konstantinopel ihm vornehme Gastfreundschaft erwiesen. Er fand aristokratische Reisegefährten und wurde von Paschas und englischen Offizieren bewirtet. Die letzteren freilich wetterten über „den verdammten Judenbuben", wenn er in andalusischer Tracht in der Messe erschien und unverfroren wie immer sich rühmte, er sei der einzige seines Standes, der wisse, was sich gehöre, und nie des Abends mit demselben Spazierstock wie des Morgens auf der Alameda der eleganten Welt sich zeige. In Albanien, wo er eine Woche zubrachte, trug er sich als Türke und überlegte den Plan, gegen die ihm verhaßten Griechen ins Feld zu ziehen. Die kriegerische Laune endigte harmlos in einem Trinkgelage, dessen Opfer der Bey von Janina wurde, und Disraeli hatte eine Art, über die eigenen Extravaganzen sich lustig zu machen, die seine Widersacher entwaffnete. Seines Aufenthalts auf klassischem Boden hat er später mit Begeisterung gedacht, und er war der letzte Besucher der Akropolis, der den Halbmond auf ihrem Giebel leuchten sah. Aber Disraelis Seele war keine Griechin. Die vier Wochen, die er in Konstantinopel verlebte, versetzten ihn in den Taumel, den er mit Märchen aus tausend und einer Nacht verglich. Der Orient machte ihn glücklich und gesund, die Stimme des Blutes sprach so laut in ihm, daß er sein Leben wagte, um zu Jerusalem in die Omar-Moschee zu dringen und die Stelle zu betreten, wo der Tempel seiner Väter gestanden hatte. Vom März bis zum Juli 1831 blieb er in Ägypten, befuhr den Nil

[1]) „Lord Beaconsfield Letters". 1887. 1 Vol.

bis Nubien und bereitete, nach Kairo zurückgekehrt, sich zur ersehnten Heimfahrt, als sein Freund Meredith von den Pocken befallen wurde und in wenigen Tagen starb. In den Briefen, die der geliebten Schwester den Tod ihres Bräutigams mitteilten, atmet die zarteste, innigste Bruderliebe. Er sei allein in der Welt, für sie wolle er künftig leben, nichts solle ihn von ihr, seinem guten Genius, trennen. Der ernst gemeinte Vorsatz wurde ausgeführt, aber nicht von ihm, sondern von Sarah Disraeli. Sie opferte sich den Ihrigen und blieb bis zu ihrem Ende die Freundin und Vertraute des Mannes, an dessen Zukunft sie mit der Vorahnung der Liebe und dem Instinkt verwandter Gaben glaubte.

III.

Über ein Jahr war Disraeli von England abwesend. Sein Briefwechsel mit den Seinen bezweckte den Eindruck, daß er sich dem dolce far niente hingegeben, schönen Frauen gehuldigt, freie Bewegung in der Natur und dann wieder vornehmen Umgang in vollen Zügen genossen und nichts getan habe. In Wahrheit brachte er zwei nahezu vollendete Romane in seiner Mappe mit zurück nach Bradenham, der Heimstätte seiner Familie, wo er so gern und viel verweilte. „Die Trilogie", wie er die Reihenfolge seiner Romane bezeichnet, war als Selbstschilderung gedacht. „Vivian Grey" spiegelte seinen Ehrgeiz wieder, „Alroy" enthielt sein Streben nach einem unerreichten Ideal. „Contarini Fleming" offenbart ihn selbst und erschien zuerst, im Mai 1832, wieder anonym. Dann sollte nicht mehr von seiner Individualität in der literarischen Produktion die Rede sein.

Contarini, der Angelsachse, ist von vornehmer Abkunft, wie alle Lieblinge Disraelis, der sich rühmte, durch die Großmutter von den Villa-Real und den Mendoza zu stammen. Auch Contarinis Mutter ist eine Südländerin, eine Venezianerin. Sie stirbt früh, er verträumt seine freudlose Jugend neben der Stiefmutter und den Geschwistern, ein frühreifer, romantischer Knabe, in dem ein Dichter schlummert. Am Konflikt zwischen dem Wollen und der mangelnden Bildung droht Contarini zugrunde zu gehen und wird durch das Erscheinen eines überlegenen Künstlers gerettet: „Sei geduldig", so mahnt dieser; „hoffe immer, grüble nicht, die Natur ist mächtiger als die Erziehung. Die Zeit entwickelt alles. Lerne dich selbst schätzen."

Wie bald nachher Tancred und der katholische Schloßkaplan in „Henrietta Temple", hat auch Contarini mystische Anwandlungen, die von den Äußerlichkeiten des römischen Kultus und seinen Heiligenlegenden befriedigt werden. Eine Geschichte Venedigs erweckt den stolzen Ehrgeiz, ein Doge wie seine Vorväter zu werden. Er flieht aus der Schule, „wo Worte, nicht Gedanken gelehrt werden". Da greift der Vater ein, der Staatsmann aus Metternichs Schule, der einen nordischen Staat regiert. „Worte regieren die Menschen", so lautet sein Rat an den Sohn. Dieser gewinnt den Preis für eine gelehrte Abhandlung an der Universität, rebelliert gegen die Disziplin, wird ausgeschlossen und stürzt sich in Abenteuer. Wieder greift der Vater ein,

macht ihn zum Unterstaatssekretär, und er feiert diplomatische Triumphe. Die Liebe entreißt ihn den egoistischen Bestrebungen der Politik. In wenigen Wochen schreibt er „Manstein“, wie „Vivian Grey“ eine Satire auf die Gesellschaft. Das Werk führt den Ruin seiner Karriere herbei, er kehrt zurück zur Poesie und geht auf Reisen. In Venedig wird die Geliebte seine Frau, stirbt nach einem Jahr im Wochenbett, und Contarini macht einen Selbstmordversuch. Von da gehen seine Wege und die Disraelis völlig auseinander. Contarini wird ein Dilettant, der für Italiens Wiedergeburt schwärmt. Diesmal befolgt er den Rat des alten Fleming: „Handle, handle ohne Unterlaß, sei immer tätig, und du wirst nicht mehr von der Eitelkeit des Lebens sprechen . . . Rede zu den Frauen, so viel du kannst. Von Frauen kritisiert zu werden verletzt nicht und ist die beste Schule für einen jungen Mann . . . Lies La Rochefoucauld, Voltaire. Französische Autoren sind die besten der Welt, sie treiben alle lächerlichen Ideen uns aus dem Kopf . . . Alles ist geheimnisvoll; wir unterschätzen heutzutage den Einfluß des individuellen Charakters. Geduld ist unentbehrlich für den Genius.“ Und Disraelis Lebensphilosophie schließt mit dem prophetischen Wort: „In mir lebt etwas, was die Schicksale und den Geist meiner Rasse bestimmen wird.“ Er hatte sich den Stil geschaffen, dessen sein Durst nach Größe, sein Ehrgeiz und seine ungezügelt enthusiastische Natur bedurften, und der sich stellenweise zu wahrer Schönheit erhebt. John Murray wurde wieder sein Verleger und änderte den Titel des Buchs, das der Autor „einen psychologischen Roman“ nennen wollte. Das Ende desselben, die eigene Reise nach dem Orient, fiel ab wie der Schluß von „Vivian Grey“. Disraeli, der diesen verurteilte, hielt Contarini für sein Meisterwerk. Heine war derselben Meinung; das Publikum urteilte anders, und „Contarini Fleming“ fand nur geringe Teilnahme.

Im März 1833 erschien „die wunderbare Geschichte von Alroy“, die ihr Verfasser der Schwester Sarah dedizierte. Nicht Murray, den der Mißerfolg Contarinis ernüchtert hatte, sondern Colburn verlegte „Alroy“. Ins zwölfte Jahrhundert versetzt, idealisiert der Roman den Abenteurer, der ihm den Namen gibt, zu einem anderen Judas Makkabäus, der Israels Herrlichkeit durch dessen Befreiung vom Joch der Seldschuken herbeiführen soll. Alroy rächt die Schande der Schwester im Blut ihres Verführers, flieht vor seinen Unterdrückern und gelangt nach schweren Drangsalen und wunderlichen Erlebnissen nach Jerusalem, an die Königsgräber seiner Stammväter aus Davids Geschlecht. Dort wird „der Fürst der Gefangenschaft“ in einer Vision zum König Israels auserkoren, und Salomo selbst reicht ihm Ring und Szepter. Seine Siegeslaufbahn beginnt, die Legende gleitet ins Märchenhafte. Der Held Israels vergißt seine Mission und wird zum Eroberer Asiens: „Die Welt ist mein; und ich sollte den Preis aus der Hand geben, um die Überlieferung eines schwärmerischen Priesters zu verwirklichen? Ist der Gott der Heerscharen so schwach, daß wir seiner Allmacht Grenzen setzen und sie zwischen Jordan und Libanon einschränken dürften? . . . Weltherrschaft kann nicht auf sektiererische Vorurteile und ausschließliches Recht sich gründen.“

Der Glaube Alroys versagt, er wird Sklave seiner Leidenschaft für die Tochter des Kalifen; Israel empört sich gegen den Abtrünnigen, er wird geschlagen, gefangen genommen und stirbt als Bekenner für den Gott seiner Väter. Ist seine Laufbahn ein Schiffbruch, sein Ideal ein leerer Traum gewesen? Die Schwester, in der Sarah Disraelis Seele lebt, spricht den Bruder frei: „Eine erhabene Niederlage ist nie zwecklos. Große Taten sind große Erbschaften, sie arbeiten mit Wucherzinsen. Durch das, was ein Mann getan hat, lernen wir, was ein Mann vermag und erkennen die Macht und Zukunft unserer Rasse."

In literarischer Beziehung war „Alroy" mit seiner bombastischen Rhetorik entschieden ein Rückschritt. Psychologisch ist das Buch unentbehrlich zur Kenntnis Disraelis. Die berühmtesten unter den Stammesgenossen empfanden ihre Abkunft wie einen Fluch: „Zwei Dinge auf der Welt sind mir vor allem verhaßt," wird der eine, der Deutsche sagen: „Journalisten und Juden; und ich bin beides." Wie die Galeerenkette eines Sträflings schleifte Heinrich Heine das Bewußtsein mit sich, verfemt im eigenen Lande zu sein. Nicht so der Adoptivsohn der britischen Erde. Er ist stolz auf sein semitisches Blut, auf sein Talent, auf die eiserne Willenskraft seines Volkes. Er verheißt ihm die Zukunft, und die Zeit ist nahe, wo er seiner religiösen Indifferenz die Losung geben wird, Christentum sei nur Judentum für die Menge, nur die Vollendung des Gesetzes durch Jesus Christus, oder das Christentum sei nichts und habe kein Recht, zu bestehen.

Ein Christ ist Disraeli nicht geworden, ein Revolutionär war er nie. Der Herrscherinstinkt, der in ihm lebte, trieb ihn zur aristokratischen Kaste, und Englands Aristokraten waren vornehmlich Whigs, die Urheber der großen Revolution von 1688, die die Stuarts gestürzt und der Krone Bedingungen gestellt hatten. Disraeli wurde kein Whig. Er hielt sich in seiner Jugend für einen Radikalen und dichtete den „Dardanischen Traum", zur Verherrlichung der goldenen Zeit, da die Drohnen aus dem Bienenkorb verbannt, die Arbeit, nicht das Gold, zu Ehren kommen und Not und Elend bekämpft werden sollten.

Die Massen vom Joch der Wenigen befreien, das wollte auch Disraeli in den Tagen, da England im Zeichen der Reformbewegung stand. Der erste Akt des Dramas, die Katholikenemanzipation, war Cannings Vermächtnis an die liberale Partei. Aus staatsmännischen Erwägungen willigte der Konservative Sir Robert Peel in den Akt der Gerechtigkeit, der zugleich die Kapitulation mit O'Connell war und den irischen Demagogen nicht versöhnte. Dann kam der zweite Akt, der populäre Ruf nach parlamentarischer Reform. Seit 1770 erwogen, dann wieder aufgegeben, führte sie zum Sturz des unbeugsamen Herzogs von Wellington, den ein Ministerium der Whigs unter Lord Grey ersetzte. Die Reformbill von 1832 machte dem unhaltbaren Zustand ein Ende, wodurch etwa fünfzehntausend Personen über die Mehrheit der Wahlen verfügten. Grey war berechtigt, seine Bill als im besten Sinne konservativ für die Verfassung zu bezeichnen. Energisch schlug hierauf die Regierung anarchische Erhebungen nieder; sie ersparte dem Souverän den Staatsstreich eines Pairs-

schubs und stellte die neue Wählerschaft auf die Basis eines Hauszinses von 10 £. Die Grafschaftswahlen blieben unter dem Einfluß der Aristokratie. Die mächtig gewordene Mittelklasse kam in den Städten zur Geltung. Die Staatskunst der Whigs triumphierte über die Demagogie, aber sie beruhte auf dem Unterhaus, wo der kleine Adel die Mehrheit behielt.

Disraeli sprach von der „Fraktion Grey", nannte sich jedoch einen Reformer und haßte die Whigs. Durch Bulwer öffneten sich ihm zuerst die hohen gesellschaftlichen Kreise, in deren Umgang er schwelgte. Dann griff er ein und veröffentlichte ein ganzes Buch gegen „Die ministerielle Gallomanie" und das Königtum Louis Philipps. Er schrieb unter dem Einflusse des intransigenten französischen Legitimisten Du Haussez und beschuldigte die Franzosen, den Orient gegen die englische Herrschaft aufzureizen. „Im radikalen Interesse, von O'Connell und anderen hujus generis empfohlen", stellte er seine Kandidatur im High Wycombe auf: „Toryismus ist aufgebraucht, ich kann mich nicht zum Whig hergeben", schrieb er nach Annahme der zweiten Reformbill. Seiner Plattformreden gedachte man noch lange; er sah aus wie ein Geck, und hinreißende Rhetorik entströmte seinen Lippen. Die Leute gerieten unter den Zauber dieser sich offenbarenden Beredsamkeit, aber sie wählten den Sohn des Ministers Lord Grey, der stotterte! Einige Monate später wurde das Parlament aufgelöst; Disraeli kandidierte abermals, als „parteiloser Freund des Volkes, konservativ zur Erhaltung des Guten, radikal zur Abstellung des Schlechten". Abermals geschlagen, bot er sich der Grafschaft an, jetzt als radikaler Tory, zog aber seine Kandidatur aus strategischen Gründen wieder zurück.

Im Unterhaus hörte er die große Rede Macaulays, „wunderbar, aber ich könnte sie alle platt drücken".

Zwei satirische Dialoge, „Ixion in Heaven" und „The infernal Marriage", nach Lucian und Voltaire, die er damals veröffentlichte, sind eine heitere Persiflage in seiner besten Manier. Im April 1833 stand er für den Londoner Distrikt Marylebone als streitbarer Demokrat, aber die Wahl fand nicht statt, weil der Vorgänger blieb. Er erklärte in einer Flugschrift, eine nationale Partei zur Rettung des Reiches müsse geschaffen werden, ein stolzer Geist werde der Nation erstehen. „Wo ist er?" fragte Isaak Disraeli den Sohn, der die Antwort schuldig blieb. Er war politisch isoliert. Einen politischen Abenteurer nannten ihn wegwerfend die Gegner.

Seine Briefe an die Schwester, in denen die Namen des englischen Hochadels defilieren, überströmen von Schilderungen der bedeutenden Männer und reizenden Frauen, denen er jetzt täglich begegnete, Napoleoniden, die Sheridans, vertreten durch die in genialer Schönheit strahlende Mrs. Norton und Lady Dufferin, die nie vergessen konnte, wie seine schwarzen Ringellocken ihm bis auf die Schultern fielen, wie er über den weißen Glacehandschuhen Ringe an allen Fingern trug und Parfüm ausströmte. Es war schrecklich und der Mann doch nicht lächerlich. „Ich empfehle Ihnen diesen Wein," bemerkte Mrs. Nortons unausstehlicher Gatte, den sie in „Stuart of Dunleath" gebrandmarkt hat: „Jedenfalls gut genug für die

Kanaille, die Sie heute versammelt haben," lautete Disraelis Antwort. Er beschreibt sich 1834 als einen Lebemann, einen Genußmenschen, und das zur Zeit, wo Mrs. Austen sein Gedicht, „A Revolutionary Epick", zur Begutachtung erhielt. Man hat ihm später vorgeworfen, den Königsmord, einer bedenklichen Verszeile wegen, darin verherrlicht zu haben. Das Gedicht blieb unvollendet und unbeachtet. Es schwankte, wie der Autor selbst, zwischen Liebe zur Tradition und Sympathie mit modernen Ideen. Die Synthese war nicht gefunden. Die Bekanntschaft mit Lady Blessington und dem Grafen d'Orsay, ihrem Schwiegersohn, entschädigte den Dichter für den Mißerfolg des Epos. D'Orsay, „der König der Dandies", wurde sein Ideal der Eleganz und sein Freund; die schöne Frau, die, selbst geschieden, dem geschiedenen Schwiegersohn nahe stand, seine Gönnerin. Sie brachte ihn in Berührung mit berühmten Ausländern und englischen Staatsmännern.

So lernte er den Premierminister und zukünftigen Mentor der jungen Königin, William Lamb Lord Melbourne und Lord Lyndhurst kennen, dessen Vertrauen und Freundschaft er schnell gewann. Lyndhurst, der Kollege Cannings und Lordkanzler in des Herzogs von Wellington Tory-Ministerium, war von ganz hervorragender Bedeutung und konnte sich als Redner mit Brougham selbst messen. Ein gewisser Mangel an Ernst und strenger Integrität machten ihn um so zugänglicher für glänzende Begabung, und seine Nerven vertrugen die Exzentrizitäten Disraelis, vor denen die Nerven von Sir Walter Scott augenscheinlich und zwar gründlich versagt hatten.

IV.

Vor Ende des Jahres 1834 hatten sich die Wandlungen vollzogen, die Männer wie Lyndhurst und die gemäßigten Tories zur Macht beriefen. Seit 1831 stand Peel an der Spitze der neuen konservativen Partei, die die Whigs unterstützte und sich aus Opportunismus aber völlig aufrichtig zur Reform bekannte. Lord Grey setzte die strengsten Maßregeln, die sogenannte Coercion-Bill, zur Unterdrückung der Anarchie in Irland, durch; er besteuerte die irische Staatskirche vorläufig zugunsten ihrer eigenen Institutionen. Die soziale Gesetzgebung, die Bankakte, die koloniale Verwaltung entsprachen dem reformatorischen Geiste des Unterhauses. Die Behandlung der Unterrichtsfrage begegnete sich mit der von Oxford ausgehenden religiösen Bewegung, die die Staatskirche aus ihrer Lethargie aufrüttelte und dem religiösen Indifferentismus die Spitze bot. Über die irischen Angelegenheiten entstand wie gewöhnlich eine Spaltung im Kabinett. Einige Mitglieder desselben schieden aus, andere intrigierten mit O'Connell zur Ermäßigung der Coercion-Bill; das Unterhaus willigte in Vorschläge O'Connells, Hand auf einen Teil der reichen Einkünfte der Staatskirche zu legen. Die Lords und Männer wie Peel verwarfen das Gesetz, in dem sie mit vollem Recht den ersten Schritt zur Entstaatlichung der Kirche erkannten.

Lord Grey, von seinen Kollegen verlassen oder in seiner Politik durchkreuzt, hatte bereits im Juli resigniert und der König nicht Peel, sondern Lord Melbourne berufen, der eine mildere Coercion-Bill und diese nur für die

Dauer eines Jahres durchsetzte. Als Brougham die Parlamentsferien benutzte, um in Schottland wie ein Diktator zu sprechen und sich rühmte, des Königs Entschlüsse zu bestimmen, nahm dieser, der Tyrannei der Whigs seit langem müde, Melbournes Entlassungsgesuch unverzüglich an und wandte sich an Wellington, der Peel mit der Bildung des konservativen Kabinetts betraute, in dem Lyndhurst wieder Lord-Kanzler wurde. Neuwahlen folgten; in seinem Manifest bekannte sich Peel zu einer Politik des konservativen Fortschritts, sowohl gegen Radikale wie gegen Ultra-Tories.

Vor Veröffentlichung dieses Manifestes trat Disraeli, von seinem Gönner Lyndhurst unterstützt, zum drittenmal vor die Wähler von Wycombe, und zwar als radikaler Tory.

Er nannte sich den Verfechter der landwirtschaftlichen Interessen und verlangte schleunige Aufhebung des Kirchenzehnten in Irland, aber ohne Schädigung des Besitzrechtes dieser Kirche auf ihre Überschüsse; Reformen in England seien nicht von den Whigs, die er aufs heftigste angriff, sondern von Männern zu erwarten, die ihre Zeit verstanden. Der Widerstand der Lords habe das Land von dem Despotismus des Unterhauses befreit, gegen dessen Mitglieder er die Pfeile seiner Satire abschoß. Er fiel zum dritten Mal durch und schied von seinen Wählern mit den stolzen Worten, „er fühle sich kein geschlagener Mann, vielleicht weil er an Niederlagen gewöhnt sei".

Dann schrieb er dem Herzog von Wellington, der ihm wohl wollte, daß er auf ihn zählen könne, obwohl er jetzt eine Null sei.

Nach Peels Manifest ließ er sich in den Carlton-Klub zur Aufnahme vormerken und verspeiste dort in Gesellschaft des jungen Parlamentsmitgliedes Mr. W. E. Gladstone einen getrüffelten Schwan. Der Carlton ist der große Klub der Tories, und Disraeli warf sein Schwert in ihr Lager. Kein Prophet toastete auf die Zukunft. Vier Monate später, im April 1835, wurde die Regierung durch O'Connells Allianz mit den „verächtlichen blutigen Whigs", wie er sie noch kurz vorher genannt hatte, und ihren radikalen Bundesgenossen in der irischen Kirchenfrage geschlagen.

Abermals war es Melbourne, der Peel ersetzte. Von Mrs. Norton ins Vertrauen gezogen, verhandelte damals Disraeli über eine Koalition Melbourne-Peel, durch die der neue Premier den Radikalen und O'Connell zu entgehen hoffte. Die Verhandlungen zerschlugen sich, ein Parlamentssitz in Taunton wurde frei, Disraeli bewarb sich und wurde zum vierten Male geschlagen. Seine Gegner wiederholten den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit gegen den Radikalen, der ein Tory geworden sei. Er sei konsequent, entgegnete er ihnen. Die Whigs habe er stets als antinational gehaßt und ihre Macht brechen wollen. Das sei jetzt ohne seine damaligen Vorschläge erreicht, und die Tories seien die wahren Demokraten. Er stehe mit ihnen zur erblichen Monarchie, zur Staatskirche und im Kampf gegen eine übermächtige Aristokratie. Die Tories hätten sich regierungsfähig und als die wahren Reformer erwiesen. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe zu Taunton O'Connell „einen Verräter und Brandstifter" genannt. In dieser Form las der irische Agitator den Passus der Rede Disraelis. Einige Tage später sprach er zu Dublin und überhäufte den Gegner mit Schmähungen. Das war selbstverständlich, aber

er erklärte zugleich, 1831 und für seine erste Kandidatur in Wycombe habe Disraeli einen Empfehlungsbrief von ihm erbeten und erhalten: er sei ein niederträchtiger Lügner, ein scheußliches Reptil, unter schlimmen Juden der schlimmste, ein Nachkomme des unbußfertigen Schächers.

Disraeli hat, allem Anschein nach mit Recht, stets behauptet, die ihm vorgeworfenen Worte nicht gesprochen zu haben. Immerhin sprach er „von der Allianz der Whigs mit einem Verräter". Es blieb der Brief an O'Connell, den nicht er, sondern Bulwer geschrieben und den O'Connell mit kurzen Empfehlungsworten für Disraelis Kandidatur erwidert hatte. Dieser schlug sich nicht mehr, seitdem er einen Antagonisten im Duell getötet hatte. Sein Sohn verweigerte Disraeli die verlangte Satisfaktion; er flüchtete jetzt in die Öffentlichkeit und erklärte, aus den logischsten Gründen sei er vom Radikalen zum Tory geworden, während O'Connell zu den Whigs, die ihn Verräter und die er unfähige Tyrannen genannt, übergegangen sei. Er, der mit dem Klingelbeutel durchs Land ginge und über ein fürstliches Einkommen verfüge, beschimpfe den ehrlichen Mann, der keine solchen Mittel aufzubieten habe. Zu Philippi, im Unterhaus, werde er denjenigen wiederfinden, dem er Gehör und Gerechtigkeit verweigere und Insulten zuschleudere. Noch schlimmer, zu schlimm, wie er es zugab, lautete sein offener Brief an den Sohn O'Connells. Dieser selbst fand keinen Anlaß zu Verdächtigungen gegen Disraelis absolute Korrektheit in Geldsachen und hat ihm später dafür Abbitte getan, daß er, durch unrichtige Informationen getäuscht, vorschnell gehandelt habe. Die beiden waren sich nur dieses einemal begegnet und sahen sich nicht wieder. Der Agitator, den eine fast unmerkliche Schranke vom Rebellen trennte, fand in Disraeli einen unversöhnlichen Gegner. Letzterer war dreißigjährig, als der Vater ihn zu seinem politischen Geburtstag beglückwünschte. „Die Verteidigung der Verfassung in einem Brief an Lord Lyndhurst" war erschienen. Disraeli mochte Peel, von dem er sich bald politisch trennen sollte, persönlich nicht, und dessen Opportunismus war ihm ebenso antipathisch als das trockene utilitarische Dogma Benthams, das er bereits in „Popanilla" verspottet hatte. Im Geist von Burke und nach der Doktrin von Montesquieu begriff er den Staat als ein historisch Gewordenes, unzertrennlich von seiner Vergangenheit. Der radikalen, aus der Revolution geborenen Theorie stellte er einen ständischen, alle Interessen vertretenden Verfassungsbegriff entgegen. In diesem Gefüge repräsentiert das Oberhaus kein Adelsprivileg, sondern das demokratische Element bürgerlicher Gleichheit: „Der König von England kann Pairs machen, er kann kein Haus der Lords machen." Die Lords haben England gemacht; sie und die Gemeinen sind nicht die Herren, sondern die Vertrauensleute, die Beauftragten der Nation. Eine Versammlung der klügsten Männer des Landes wäre kein Ersatz für diese erblichen Hüter der Freiheit. Echte Tories fürchten Demokratien nicht. Die oligarchische Reformakte ist das Werk von Whigs; sie sind antinational, denn sie sind nur auf Wahrung ihrer Sonderinteressen bedacht. Über eine solche Reform streben die Tories zugunsten der politischen Rechte des dritten Standes hinaus.

Der „Brief", ein ganzes Buch, machte ungeheure Sensation. Anonyme Angriffe gegen das Ministerium ließ Disraeli in den „Times" folgen. Noch pries er „den ritterlichen Peel" und schmähte mit maßloser Heftigkeit, nicht nur O'Connell, sondern Männer wie Lord John Russell und Palmerston. Die „Times" nahmen jetzt Disraeli ebenso ernst wie das Publikum; seine Feder ruhte nicht, er sprach auf konservativen Versammlungen und entwickelte das eigentümliche, agressive und packende, im höchsten Affekt noch klug berechnende rednerische Talent, das zum Werkzeug seiner Macht werden sollte.

Noch vor Ende des Jahres 1836 erschien Disraelis Roman „Henrietta Temple"; sechs Monate später folgte „Venetia".

„Henrietta Temple" ist eine Liebesgeschichte von ultraromantischer Färbung. Das Versprechen, nicht mehr sich selbst in seinen poetischen Gestalten zu spiegeln, wurde unvollständig gehalten. Ferdinand, der ziemlich verächtliche Held des Stückes, stürzt sich und die Eltern, die alles für seine Zukunft geopfert haben, durch leichtsinnige Schulden ins Elend. Er entgeht dem Ruin durch Verlobung mit einer reichen Cousine und verschweigt seinen Brautstand der ihm begegnenden Henrietta, die ihm eine plötzliche, unwiderstehliche Leidenschaft einflößt. Sie erfährt den wahren Sachverhalt, ist dem Tode nahe und entschließt sich im Verlauf der Zeit, einem edlen Manne, Lord Montfort, die Hand zu reichen. Dieser, Sohn eines Herzogs, ist ein anderer Sir Charles Grandison, ein fehlerloser Idealtypus seines Standes. Ferdinand, von der reichen Braut nicht verlassen, wandert dennoch in den Schuldturm, aus dem ein wahres Wettrennen der Großmut ihn befreit. Ein Freund — das Porträt von d'Orsay — spielt und gewinnt für ihn; Montfort entsagt um seinetwillen der entzückenden Henrietta und heiratet statt dessen die reiche Cousine. Wir sind in Schlaraffen-, in Fairyland. Der Stil ist affektiert und ließe sich mühelos parodieren; der nichtswürdige Ferdinand wird gleich Montfort als der wahre Typus des Gentleman gepriesen; jede psychologische Vertiefung der Charaktere fehlt. Und trotz allem ist das Buch lesbar, stellenweise fesselnd und ergreifend. Der jugendliche Glanz der Empfindung, die vergoldenden Strahlen der Schilderung einer ersten Liebe heben über die Geschmacklosigkeiten und trivialen Unwahrscheinlichkeiten der Erfindung hinweg. Irgendwo und irgendwie klingt in der Seele des Verfassers ein Erlebnis nach, die weiße, taubengleiche, von ihm vergötterte Hand der Geliebten hat in der seinigen gelegen. Aber schon hatte er sich von ihr getrennt, und er brauchte Geld wie Ferdinand: „Eine Freundin," so schließt die Geschichte einer Leidenschaft, „liebenswürdig, klug und aufopfernd, ist wertvoller als Parks und Paläste. Ohne eine solche Muse erreichen wenige Männer Erfolg, und zufrieden sind keine."

Disraeli war nicht zufrieden und suchte es zu werden. Vergebens füllte er das Faß der Danaïden mit dem Erlös seiner Schriften; die Wucherer saßen ihm auf dem Nacken, und doch konnte er sich nicht entschließen, seinen Vater um Hilfe anzurufen, obwohl dieser hätte helfen können. Die Summe war nicht unerschwinglich; er mußte endlich doch einiges Geld von Isaak Disraeli, der es willig gab, erbitten, dann hoffte er wieder auf die pekuniären

Ergebnisse von „Venetia", die er seinem mehr als je von ihm bewunderten Freund, Lord Lyndhurst, dedizierte.

Cadurcis, der Träger des Ganzen, ist kein anderer als Lord Byron. Disraeli hatte den Kultus bewahrt, Tita, sein letzter Diener, hatte in Disraelis Haus Aufnahme gefunden, Trelawny, der Freund Byrons und Shelleys, dessen Leichnam er am tuskischen Gestade verbrannt hatte, war dem Verfasser wohl bekannt. Er vertiefte sich in Shelleys ihm fernliegende Dichtung und wagte es zuerst, ihm, dem gefürchteten Rebellen gegen Kirche und Staat, in der Gestalt von Marion Herbert zu huldigen. Lady Caroline Lamb, Melbournes, des ihm politisch verhaßten Premiers, Gattin, und die mit ihrem Namen verknüpften Ärgernisse waren verwertet, kürzer, flüchtiger und taktvoller als, in späteren Tagen, von Mrs. Humphrey Ward im „Marriage of William Ashe". Die Begebenheiten sind so verteilt, daß Shelleys und Byrons Schicksale sich mischen. Shelleys Tochter Venetia ist aufs lieblichste als Kind geschildert und ihre ätherische Gestalt mit der keusch zu nennenden Zurückhaltung gezeichnet, der Disraelis Erotik nie entsagte.

Die Urteile über den Wert der beiden Romane gingen auseinander. Tennyson fand „Henrietta Temple" reizend, Bulwer, d'Orsay, Lady Blessington nannten sie sein schlechtestes Buch. In „Venetia", wo Disraeli sich das Recht des Künstlers wahrte, der revolutionären Strömung poetisch gerecht zu werden, die er politisch verwarf, vernimmt Georg Brandes das Säuseln des Freiheitshauches und produktiven Enthusiasmus.

Wir müssen es uns versagen, hier Disraelis Werk in seiner Gesamtheit zum Vergleich heranzuziehen, zu zeigen, was er als Romandichter verlor, was er gewann. Seine Jugendproduktion ist mit „Venetia" abgeschlossen. Sie fiel in eine Zeit, wo die Größten noch schwiegen. Mit Sir Walter Scotts romantischer Historie und der Eigenart seines Genius war jeder Vergleich undenkbar; die gleichaltrigen Franzosen, Balzac und George Sand, begannen kaum ihren Siegeslauf und fanden keine Beachtung von seiten Disraelis. Aber Dickens veröffentlichte bereits 1837 seine ersten Erzählungen und die „Pickwick Papers", und das Niveau hob sich. Als es die Größe der Brontës, eines Thackeray, einer George Elliot zu messen hatte, war Disraeli der Literatur entrückt, ohne ihr bis zuletzt untreu zu werden. „Lothair" und „Endymion" enthalten, wie „Coningsby" und „Sybil" die politischen und sozialen Probleme ihrer Tage; sie sind keine Kunstwerke im höchsten Sinne von „Vanity Fair" oder „Esmond", von „Adam Bede" oder „Middlemarch". Sie verkünden nicht wie diese mit künstlerischer Maestria eine ethische Botschaft und fällen keine sittlichen Urteile, aber sie sind geistreich, witzig, treffend, oft bitter sarkastisch, Dokumente zur Zeitgeschichte und zur Kenntnis dessen, der sie schuf. Er war ein Dichter, in seiner Weise, aber nur nebenbei reformierte er die Welt durch die Kunst. Sie war auch ihm teuer wie einstmals die Liebe, aber England war die größere Geliebte und um dieses warb er, unverdrossen, bis es sich ihm ergab.

Die Stunde nahte. Am 30. Juni 1837, zu nächtlicher Weile, begleitete Disraeli den Kanzler Lord Lyndhurst nach dem Kensingtonpalast. Wilhelm IV.

war tot, der Minister hatte einem achtzehnjährigen Mädchen zu ihrer Thronbesteigung zu huldigen, und die Viktorianische Ära begann mit Auflösung des Parlamentes. Zu Maidstone stellten die Konservativen einen zweiten Kandidaten, Benjamin Disraeli, auf. Seine Anrede an die Wähler war kurz, klar und bündig: Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung in Staat und Kirche zum Schutz der Freiheit, Förderung zunächst und vor allem den landwirtschaftlichen Interessen. Das neue Armengesetz, das Peel und Wellington gutgeheißen hatten, verwarf er dennoch mit den Worten, „es mache aus Armut ein Verbrechen".

Am 27. Juli war er ins Unterhaus gewählt. Am 29. Juli schrieb eine reiche Witwe, Mrs. Wyndham Lewis, einem ihrer Freunde: „Gedenken Sie meiner Prophezeiung, in sehr wenigen Jahren wird Mr. Disraeli zu den größten Männern der Nation gehören." Ihr Bruder Lewis war Disraelis Kollege für Maidstone: „Es ist sonderbar," schrieb er ihr, „unsere Namen vereint zu lesen." Er bat sie ins Vaterhaus, nach Bradenham. Sie fand Isaac Disraeli „den Typus eines Gentleman, das Haus voll Dienerschaft, mit Pferden, Hunden und einer Bibliothek der seltensten Bücher ausgestattet". Er, an den sie glaubte, war in glücklichster Stimmung, tatbereit, am vorläufigen Ziel seines Ehrgeizes; er empfand wie einer, „der den sicheren Hafen für unbekannte Meere verläßt", und der Sturm war sein Element.

Die Ehe, heißt es in „Vivian Grey", ist eine gewisse Farce, in der man seine Rolle zu spielen hat. „Wie ein Staatsmann, der mit einer schönen Frau verheiratet ist, seine Pflichten gegen die Nation erfüllen soll, dünkt mir ein Rätsel . . . Frauen sind entzückende Geschöpfe, besonders wenn sie hübsch sind, und das sind sie ja immer, aber sie schwätzen." Nach der ersten Begegnung mit Mrs. Wyndham Lewis schrieb er, sie sei eine Flirt und eher eine recht hübsche kleine Frau. Im Jahre 1839 wurde sie die seinige. Sie lebte nur für ihn, schwatzte nicht, und er blieb der geistig ganz unbedeutenden, seelisch ihm notwendigen Gattin der treueste, hingebendste Gefährte. Daß er sie überleben mußte, verwand er nicht mehr.

Auf dem Schachbrett Disraelis ist die Königin Nebenfigur, das Ewig-Weibliche besetzt keine Rolle; sein Spiel entwickelt sich auf dem Welttheater, im Kampf mit den aufgebotenen Legionen seiner Feinde. „Worauf gedenken Sie zu stehen?" so fragte unbesonnen genug ein Neugieriger das Mitglied für Maidstone bei dessen Eintritt ins Parlament: „Auf meinem Kopf", erwiderte dieser. Und die homerische Schlacht begann.

Julian der Abtrünnige.

Von
Otto Seeck.[1])

Flavius Claudius Julianus war gegen Ende des Jahres 331 als Sohn des Julius Constantius und seiner zweiten Frau Basilina zu Konstantinopel geboren. Seine Mutter war mit dem Bischof Eusebius von Nicomedia verwandt und eifrige Anhängerin seiner theologischen Richtung. Man konnte ihr später Schuld geben, daß sie die Absetzung eines orthodoxen Bischofs veranlaßt habe, wonach sie großen Einfluß auf Constantin besessen haben muß, also gewiß keine unbedeutende Frau war. Sie starb schon wenige Monate nach der Geburt ihres Sohnes; doch der christliche Geist ihres Hauses überlebte sie. So hat der spätere Apostat schon mit lallendem Kindermunde Gebete sprechen gelernt, und immer ist ihm das gläubige Empfinden, ganz von dem Willen der Gottheit abhängig zu sein, erhalten geblieben, auch als diese selbst für ihn eine andere Gestalt annahm. Er erzählt uns, wie er als Kind in frommer Sehnsucht zur strahlenden Sonne aufsah und von der Erhabenheit des Sternenhimmels so hingenommen war, daß er über seiner staunenden Betrachtung alles um sich her vergaß. Wer diese Neigung zum Schwelgen in unbestimmten Gefühlen in sich trägt, über den müssen auch religiöse Einwirkungen eine starke Macht ausüben.

Kaum war er sieben Jahre alt, so wurde durch die Schuld des Constantius sein Vater ermordet und sein Vermögen konfisziert. Ihn selbst brachte man nach Nicomedia, wo ihn sein Verwandter, der Bischof Eusebius, in seine Obhut nahm. Allerdings konnte dieser nur wenig auf die Erziehung des Kindes einwirken, weil er noch in demselben Jahre auf den Bischofsthron von Konstantinopel berufen wurde und den kurzen Rest seiner Lebenszeit meist beim Kaiser in Antiochia zubrachte. Doch bestellte er den Eunuchen Mardonius, der schon der Basilina Kinderwärter gewesen war, bei ihrem verwaisten Sohne zu dem gleichen Dienst, und dessen Einfluß auf den lenksamen Knaben sollte auch für den Mann bedeutsam bleiben. Natürlich war die Erziehung eine streng christliche; doch mußte ihn sein Lehrer auch in die Anfänge der Grammatik einführen, und dazu konnten ihm nach der Methode, die damals den ganzen Unterricht beherrschte, nur die Dichtungen des Homer und Hesiod dienen. So wurde Julian schon früh mit der schönen Fabelwelt der griechischen Mythologie bekannt, die auf das phantasievolle Kind

[1]) Aus dem noch unvollendeten vierten Bande der „Geschichte des Unterganges der antiken Welt".

einen tiefen Eindruck machte. Als er später mit dem Cäsarenpurpur bekleidet wurde, soll er einen homerischen Vers vor sich hingemurmelt haben, und Zitate aus Ilias und Odyssee begegnen uns zahlreich fast in allen seinen Schriften.

Als er zehn Jahre alt geworden war, durfte er nach Konstantinopel zurückkehren, um erst durch Nicocles den letzten grammatischen Schliff zu empfangen und dann bei Hecebolius die hergebrachten rhetorischen Übungen zu beginnen. Beide waren Christen und eben darum von Constantius zu seinen Lehrern bestimmt worden. Aber alles, was man in der Schule las und deklamierte, hing so eng mit den Überlieferungen des Heidentums zusammen, daß auch Männer, die ihnen feindlich gegenüberstanden, nicht umhin konnten, ihre Schüler damit bekannt zu machen. Und bald sollte sich ihm ein Lehrer von entschieden heidnischer Richtung darbieten. Da der prinzliche Knabe die Augen der Hauptstadt auf sich zog, hielt der vorsichtige Constantius es schon nach zwei Jahren für angemessen, ihn von dort zu entfernen und wieder nach Nicomedia zu senden, wo eben damals Libanius seine Schule der Rhetorik eröffnete. Zwar durfte Julian sie nicht besuchen, sondern mußte sich auch hier an christliche Lehrer halten. Aber da die Deklamationen des neuen Ankömmlings in der Stadt Aufsehen machten, verschaffte sich jener Abschriften davon und studierte sie mit um so größerem Eifer, als verbotene Früchte bekanntlich am besten schmecken. So wurde er in die Gedankenwelt des gebildeten Heidentums eingeführt, doch ohne zunächst seinem Christenglauben untreu zu werden; die neuen Ideen, die er in sich aufnahm, brauchten noch lange Jahre, ehe sie zur Reife gediehen.

Nach römischer Anschauung trat man mit vierzehn Jahren in das Jünglingsalter ein. Als Julian sich diesem Zeitpunkt näherte, erschien dem mißtrauischen Kaiser auch die bithynische Großstadt für ihn gefährlich; er schickte ihn 345 mit seinem neunzehnjährigen Bruder auf das kappadokische Landgut Fundus Macelli, wo beide sechs Jahre in strengster Abgeschiedenheit verlebten. Der lernbegierige Schüler mußte seinen Unterricht abbrechen, was ihm ein tiefer Schmerz war. Denn jene Ruhmsucht, die ihn später zu glänzenden Herrschertaten begeisterte, aber auch oft in kleinliche Eitelkeit überging, war die einzige Leidenschaft, die er niemals überwinden lernte, und nichts war mehr geeignet, sie zu nähren und zu befriedigen, als die rhetorischen Übungen. Beklatschte man doch nicht nur den fertigen Meister, sondern auch der Lernende, der seine Sache gut machte, durfte auf lebhafte Beifallsbezeigungen rechnen, und war er gar ein kaiserlicher Prinz, konnten sie ihm erst recht nicht fehlen. Auf diese Weise hatte sich in Julian die Meinung ausgebildet, daß er zum großen Redner und Schriftsteller berufen sei. Von jeder militärischen und politischen Beschäftigung hatte man ihn ferngehalten; ja, wie es scheint, hatte er nicht einmal das Lateinische, die Sprache der Gesetze, des Hofes und der Gerichte, gründlich erlernen dürfen. Denn so belesen er in den griechischen Schriftstellern ist, von den lateinischen weiß er nichts, und selbst seine Richtersprüche hat er, als er Kaiser war, dem Brauch entgegen griechisch gefällt. Die griechische Rhetorik schien ihm daher der einzige Weg, um zum heißersehnten Nachruhm zu gelangen. Und jetzt

sah er sich aus diesen hoffnungsreichen Studien vielleicht für immer herausgerissen, ja, wie es scheint, wurden ihm sogar die Bücher versagt, soweit sie nicht christlichen Inhalts waren. So warf er sich denn mit dem stürmischen Tätigkeitsdrange, der ihm eigen war, auf die einzige Beschäftigung, die ihm noch erlaubt blieb: er ließ sich in den Klerus aufnehmen, las der Dorfgemeinde, in deren Mitte er leben mußte, aus der Bibel vor und fügte den Texten wohl auch die üblichen Erläuterungen hinzu. Das Predigen war ja gleichfalls eine rhetorische Betätigung und konnte, wie ausdrücklich bezeugt ist, auch in der Kirche jenes Beifallsklatschen hervorrufen, dessen Lärm ihm so lieb und vertraut war. Wahrscheinlich wurde es damals sein höchster Ehrgeiz, dereinst als Bischof auf der Kanzel einer Großstadt zu glänzen; jedenfalls weist ein Kennzeichen darauf hin. Er erfreute sich nicht nur am Almosenspenden und anderen Werken christlicher Frömmigkeit, sondern ließ sich auch schon in früher Jugend taufen, was der Zeitsitte keineswegs entsprach. Denn um ihre Sünden ganz vollständig abzuwaschen und sich so für das Himmelreich zu bereiten, unterzogen sich die meisten jenem Reinigungsbade der Seele erst am Ende ihres Lebens, falls sie nicht Geistliche werden wollten. Dann mußten sie freilich schon vor dem Antritt ihrer Stellung die Weihen des christlichen Mysteriums empfangen haben, weil sie ja berufen waren, sie anderen zu spenden. Wenn also Julian sich ihnen unterzog und zugleich die Bibel so eifrig studierte, daß er sie später fast auswendig kannte, so darf man hiernach wohl vermuten, daß ihm in dem Elend seiner Verbannung ein geistlicher Beruf als einzige Zukunftshoffnung vorschwebte.

Doch es ging ihm, wie es noch heute so vielen unserer jungen Theologen geht. Indem er sich in die Bibel vertiefte und für die Schwierigkeiten, die sie darbot, Erklärungen suchte, studierte er sich aus dem Christentum heraus. Die erhaltenen Reste der Schrift, durch die er es später bekämpfte, zeigen uns deutlich, mit welchem Ernst er über jene Fragen nachgedacht hat und wie namentlich der Inhalt des Alten Testaments sowohl an sich als auch in dessen Verhältnis zum Neuen seinen Glauben erschütterte. Moses, so legt er dar, hatte die Bestimmungen über Sabbatheiligung und Beschneidung, die Verbote gewisser Speisen und viele andere Ritualvorschriften aus der eigenen Hand Gottes empfangen, und doch meinten die Christen, sich von ihnen lossagen zu dürfen und gleichwohl das Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen. Dem Urvater der Menschheit war es verboten, von dem Apfel zu essen, der ihm die Unterscheidung des Guten und Bösen gewähren konnte, und als er es dennoch tat, wurde er grausam dafür bestraft: konnte ein Gott so mißgünstig sein, seinem edelsten Geschöpf jene wertvolle Erkenntnis zu versagen? Adam wurde aus dem Paradiese vertrieben, damit er nicht auch vom Baume des Lebens esse und dadurch unsterblich werde: die Gottheit hatte ihm also neidisch das Gute nicht gegönnt. Die Juden waren das auserwählte Volk des Herrn gewesen, und doch hatte er nicht verhindert, daß sie erst die Knechte der Assyrer und Babylonier, dann der Römer wurden. Wenn diese so sehr viel mehr Beweise der göttlichen Huld und Fürsorge aufzuweisen hatten, mußte man daraus nicht schließen, daß ihre

Götter die mächtigeren waren? Und wie viel Trug und Grausamkeit berichtete nicht das Alte Testament, die der Gott Israels nicht nur ungestraft gelassen, sondern angeblich gebilligt oder sogar befohlen hatte! Ergab sich daraus nicht, entweder daß jener Gott ein böser Dämon oder daß die Erzählungen der Bibel unwahr seien? Und doch war ihre Unfehlbarkeit die Grundlage des christlichen Glaubens!

Als dem Jüngling solche Gedanken kamen, wird er anfangs selbst darüber in tiefster Seele erschrocken sein; gab es doch für das damalige Christentum, zu dem er sich noch in kindlicher Frömmigkeit bekannte, keine schwereren Sünden als Zweifel und Ketzerei. Vielleicht hätte ein kluger Theologe auf Grund der allegorischen Auslegung, die man ja seit altersher mit trefflichem Erfolge anzuwenden pflegte, manche seiner Bedenken zum Schweigen bringen können. Doch außer demütigen Kammerdienern und seinem stumpfsinnigen Bruder hatte er in seiner Verbannung keinen, mit dem er sich über religiöse Fragen hätte besprechen können. Zwar war das Bedürfnis, zu glauben und sich unter dem Schutze der Gottheit zu fühlen, immer stark in ihm und wurde damals durch seine bedrängte und selbst gefährliche Lage noch gesteigert. Aber auch der Tyrann, der ihn ohne jeden Grund seinen geliebten Studien entrissen hatte und immerfort sein Leben bedrohte, war gläubiger Christ, und der Gegensatz, in dem er sich innerlich zu Constantius fühlte, konnte leicht auch auf sein Verhältnis zu dessen Religion einwirken. Mardonius hatte ihn zu strenger Sittlichkeit erzogen und namentlich die Tugenden in ihm ausgebildet, auf welche die Lehre der Demut und Entsagung den höchsten Wert legte. Er hatte darauf gedrungen, daß der Knabe nicht, wie es seine Art war, die Augen unstet umherschweifen lasse, sondern sie fein sittsam zu Boden schlage. Von Theater, Zirkusrennen und allen unschuldigen Vergnügungen der Jugend hatte er ihn zurückgehalten und vor jeder Art des Prunkes ernstlich gewarnt. Er hatte ihn gelehrt, daß es nur darauf ankomme, die Seele zu schmücken, und auch als Julian vom Christentum abgefallen war, blieb ihm die Überzeugung, daß den Leib, ihren niederen Diener, nach Kräften zu mißhandeln, Pflicht des Weisen sei. So weigerte er sich, in Gallien bei dem härtesten Frost sein Zimmer heizen zu lassen; auch als die Kälte ganz unerträglich wurde, gestattete er es nicht, sondern ließ nur ein paar Kohlenbecken hereinbringen, deren giftige Ausdünstungen ihm fast das Leben kosteten. Er aß wenig und schlecht und entzog sich, soweit ihm dies möglich war, den Schlaf, wie die Einsiedler der Thebais. Die Keuschheit bewahrte er mit religiöser Strenge; der Liebesgenuß, auch der eheliche, schien ihm nur zum Zwecke der Kinderzeugung berechtigt. „Von der Liebe," schreibt er einmal, „löst der Hunger, und kannst du den nicht anwenden, so häng dich auf!" Immer wieder hat er in seinen Schriften gegen Schwelgerei und Üppigkeit gewettert, ja er nahm es sogar den Kranken übel, wenn sie für die Pflege ihres Leibes sorgten. Dieser asketischen Sittlichkeit, die durchaus christlich, aber auch dem Heidentum jener Zeit nicht fremd war, hatten die Cäsaren, die bisher der Kirche beigetreten waren, sehr wenig entsprochen. Constantin der Große erregte schon durch den Prunk seiner Kleidung und

Hofhaltung das lebhafteste Mißfallen Julians, und seine Liebeleien und Ehebrüche waren allbekannt; Crispus war wegen Blutschande hingerichtet worden; Constans hatte unnatürlichen Lüsten gefrönt. Von Constantin II. und Constantius sind derartige Vergehen zwar nicht überliefert; doch hatte der eine aus Herrschsucht einen Bruderkrieg entfacht, der andere fast noch mehr gemordet als gebetet. Und auch Bischöfe, wie Athanasius oder Paulus, die, um ihre Throne zu behaupten, vor dem entsetzlichen Blutvergießen immer wiederholter Straßenkämpfe nicht zurückscheuten, konnten dem sittlichen Ideal des Jünglings kaum entsprechen. So konnte er durch reiche persönliche Erfahrung auch an dem Glauben irre werden, daß das Christentum auf die Moral seiner Bekenner günstig einwirke. Und jene Verfolgungen der Heiden und Ketzer, jene Konzilien alle, von denen jedes inspiriert sein wollte und die doch untereinander im wildesten Hader lagen, konnten seinen Glauben an die segensreiche Kraft des heiligen Geistes, auf den sie sich beriefen, auch nicht verstärken. Durch solche Eindrücke mußte nicht nur seine Vernunft, sondern, was wichtiger ist, auch sein inneres Empfinden sich immer mehr gegen das Christentum sträuben. Doch warf er es nicht weg, ehe er einen Ersatz dafür fand, der ihn befriedigte; um sich mit der kahlen Negation zu begnügen, dazu war das religiöse Bedürfnis zu mächtig in ihm. So trat denn die entscheidende Wendung erst dadurch ein, daß er mit der neuplatonischen Philosophie, die ja weniger Philosophie als Religion war, genauer vertraut wurde.

Die Erhebung seines Bruders auf den Cäsarenthron befreite auch ihn im Jahre 351 aus seiner ländlichen Gefangenschaft. Der Neunzehnjährige war noch nicht zu alt, um die rhetorischen Studien, in denen er seinen wahren Beruf zu erkennen meinte, mit Erfolg wieder aufzunehmen, und jetzt gestattete man ihm auch, seine Lehrer frei zu wählen. Er entschied sich für einen Heiden, wohl nicht aus religiösen Gründen, sondern weil dieser als Redner und Schulhaupt eines hohen Rufes genoß. Nachdem Julian in Nicomedia den Gallus, als dieser vom Hoflager nach Antiochia reiste, in seiner neuen Würde begrüßt hatte, begab er sich nach Pergamum, wo damals der greise Aedesius lehrte. Dieser war ein Schüler des Jamblichus gewesen, dessen Schriften für das Evangelium der neuplatonischen Philosophie und zugleich der heidnischen Religion galten; auch Julian bewunderte ihn später so sehr, daß er ihn fast noch über Platon stellte. Aedesius selbst war damals schon zu alt und abgelebt, um den Unterricht des jungen Prinzen zu übernehmen; doch wies er diesen an seine Jünger Chrysanthius und Eusebius, die im Sinne ihres Meisters dessen Schule weiterführten. Indem Julian sich unter ihrer Leitung in der Rhetorik ausbildete, lernte er auch ihre philosophischen Anschauungen kennen, und ein Zufall hatte dafür gesorgt, daß er sehr geneigt war, auch diesen Belehrungen ein williges Ohr zu leihen.

Auch das Christentum hatte seine Propheten, die kommende Ereignisse vorauszusagen wußten; doch diese Fähigkeit war nur den größten Heiligen verliehen und wirkte selbst bei diesen nicht jederzeit, wenn man sie brauchte. Die Heiden dagegen besaßen in der Opferschau und mannigfachen Zauberriten, welche die neuplatonischen Philosophen mit Eifer studierten und erprobten,

stets bereite Mittel, um die Zukunft zu erforschen. Daß diese Art der Weissagung, die sich beliebig kommandieren ließ, ihm als Teufelsspuk untersagt war, hatte selbst Constantin als Mangel seiner neuen Religion empfunden. Er hatte daher gesetzlich angeordnet, daß bei schlimmen Himmelszeichen die Haruspices nach wie vor über deren Bedeutung zu befragen und von ihren Bescheiden ihm Meldung zu machen sei. Constantius dagegen verfolgte diese Hexenkünste mit wildem Fanatismus, und wie begreiflich, trat Julian auch hierin zu ihm in Widerspruch. Wer immerfort um sein Leben zittern muß, den treibt schon die Angst, zukünftigen Gefahren nachzuforschen. So hatte auch er noch in seinen Knabenjahren, als er zu Nicomedia die Schule besuchte, sich durch einen heidnischen Propheten wahrsagen lassen, und wie es scheint, hatten dessen Verkündigungen, als Gallus zum Cäsar erhoben wurde, sich ganz oder teilweise erfüllt. Dies konnte den Glauben in ihm erwecken, daß in den geheimnisvollen Lehren und Riten, die eine solche Kenntnis verliehen, etwas von übernatürlicher Weisheit enthalten sei, und mußte den Wunsch hervorrufen, sich tiefer in sie einweihen zu lassen.

Und wirklich konnte für einen Jüngling, der in heißem Ringen mit seinen Zweifeln unterlegen war und doch den unüberwindlichen Drang fühlte, sich glaubensvoll einer Gottheit unterzuordnen, das Heidentum, wie die Neuplatoniker es umgestaltet hatten, eine große Anziehungskraft ausüben. Sie hatten dem Aberglauben ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt und ihn so auch für die genießbar gemacht, die sich als Philosophen hoch über die ungebildete Menge erhaben fühlten. Zahlreiche Schriften, die schon dadurch viel mehr als die Bibel anzogen, daß sie dem damaligen, durchaus rhetorisch gebildeten Stilgefühl entsprachen, gaben von ihren Lehren Zeugnis, und doch besaßen sie keine Heilige Schrift, in der jedes Wort von Gott eingegeben und daher untrüglich sein sollte. So gaben sie der Auslegung und selbst dem Widerspruch freien Raum und zwangen keinem einen Glauben auf, der nicht mit seinem Denken übereinstimmte. Freilich erzählte man von den Bewohnern des Olymp noch viel schlimmere Dinge als von dem Gott Israels; aber sie waren nur durch Dichter überliefert, von denen jeder wußte, daß sie fabelten, während die Geschichten der Bibel wörtlichen Glauben beanspruchten. Die Ehebrüche des Zeus und die Entmannung des Attis konnte man allegorisch erklären, ein Mittelchen, wodurch auch das Anstößigste sich in eine Lehre tiefer Weisheit verwandeln ließ; der Sündenfall und seine Strafe dagegen oder auch die Befehle Gottes, welche den Juden ganze Völkerschaften hinzumetzeln geboten, wollten unzweifelhafte Geschichte sein. Zwar hatte sich die allegorische Auslegung auch an die Bibel herangewagt; aber wenn sie hier entschuldigen, mildern, umdeuten wollte, stemmte sich ihr sehr bald das starre Dogma entgegen. Denn darin waren ja alle Christen einig, daß man nichts glauben dürfe, als was die Tradition der Väter anerkenne. Die Worte der Schrift mußten also immer wieder ebenso erklärt werden, wie sie von altersher erklärt waren, und wer es anders machte, wurde zum Ketzer. So hatte man das Christentum zum Stillstande verurteilt und die Beseitigung neu auftauchender Bedenken in den meisten Fällen unmöglich gemacht. Das Heidentum dagegen

war so glücklich, von Dogma und Ketzerei nichts zu wissen; seine Überlieferungen konnte jeder annehmen oder verwerfen, wörtlich gelten lassen oder allegorisch deuten, wie das seinem Denken und Empfinden entsprach. Und bei dieser geistigen Arbeit unterstützte ihn sehr wirksam eine Philosophie, die schon seit Jahrhunderten darin ihre Aufgabe fand, den Volksglauben als vernünftig zu erweisen und ihm doch von seinem erbaulichen Gehalt nichts zu rauben. Von Platon ausgehend und auf den Bahnen Plutarchs weiter schreitend, hatte im dritten Jahrhundert Plotin den Götter- und Dämonenglauben zu ergreifender mystischer Vertiefung hingeführt; sein Schüler Porphyrius hatte in einer Streitschrift den Beweis geliefert, daß diese neue und in ihren Grundlagen doch uralte Lehre dem Christentum bei weitem vorzuziehen sei; Jamblichus endlich, ein Schüler des Porphyrius, dessen letzte Jahre schon an die Kindheit Julians heranreichten, hatte alle Überlieferungen des Heidentums, die rituellen, die mythologischen und die philosophischen, in ein System gebracht. Zwar war es in seiner verstiegenen Mystik dunkel und widerspruchsvoll genug; eben dies aber konnte ein Zeitalter anziehen, das gewohnt war, das Göttliche am liebsten im Geheimnisvollen und Unverständlichen zu finden. Wer am Christentum irre geworden war und, wie Julian, doch nicht auf den frommen Glauben verzichten mochte, durch die Hand der Gottheit immer und überall geleitet zu werden, dem bot sich hier etwas, was die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft und zugleich die ältesten Überlieferungen der Religion zu vereinigen und so nicht weniger den Forderungen des Verstandes als des Herzens zu genügen schien. Und diese Mystik gewährte der Eitelkeit eines Julian auch die Genugtuung, daß sie nur dem Hochgebildeten verständlich war und ihn so als Eingeweihten über die rohe Masse erhob, ohne ihn doch von deren Glauben zu lösen.

Wie wir schon gesehen haben, stimmte die Moral der Christen und der Heiden damals in der Hauptsache überein: beide erkannten an, daß man alle Menschen als Brüder behandeln müsse; beide sahen in der Abtötung des Fleisches die höchste Erfüllung der Sittlichkeit. Aber wenn das Heidentum auch Entsühnungen kannte, nahm es doch nicht an, daß sie, gleich der Taufe, von *jeder* Sünde befreiten, und betrachtete dies als moralischen Vorzug gegenüber dem Christentum. Julian selbst läßt in einer seiner Schriften Jesus sagen: „Wer Weiber verführt oder Blut vergossen hat, wer fluchbeladen und schamlos ist, der komme ungescheut; denn ich werde ihn, indem ich ihn mit diesem Wasser wasche, alsbald rein machen; und begeht er dasselbe zum zweiten Mal, so werde ich ihm gewähren, daß, wenn er nur an seine Brust schlägt, er wieder rein werde." Julian konnte also nicht nur den Anschauungen treu bleiben, die ihm von Mardonius anerzogen und seitdem in langen Jahren geistlicher Übung zur zweiten Natur geworden waren, sondern er konnte sie sogar zu noch größerer Strenge ausbilden und so das stolze Gefühl genießen, den christlichen Kaisern, die im Vertrauen auf ihre künftige Reinigung so viel gesündigt hatten und noch sündigten, auch sittlich weit überlegen zu sein. Vor allem aber zog ihn an, daß das Heidentum die Zauberei und die Formen der Weissagung, die sie geschaffen hatte, nicht als

Werke des Teufels verurteilte. Denn seit er ihre Zuverlässigkeit erprobt zu haben meinte, zog ihn zu diesem geheimnisvollen Wissen ein tiefer Drang, in dem sich Neugier, Furcht und Andacht seltsam mischten. Als er durch Eusebius und Chrysanthius hörte, daß einer ihrer Mitschüler, Maximus, der in Ephesus eine Schule eröffnet hatte, jene dunkle Seite der neuplatonischen Philosophie zum Hauptgegenstande seiner Forschungen gemacht habe und so zur ersten Autorität in der Hexerei geworden sei, da erkannte er in diesem den Lehrer, den er brauchte, verließ Pergamum und suchte den großen Zauberer auf. Erst die Lehren des Maximus waren es, die ihn seinem Kinderglauben völlig entfremdeten und ihn noch im Jahre 351 veranlaßten, sich überzeugt zum Heidentum zu bekennen.

Es war nicht die Art des Julian, was sein Herz erfüllte, voll heuchlerischer Besonnenheit in sich zu verschließen. Seinem Bruder wurde die Wandlung, die er durchgemacht hatte, sehr bald bekannt, und selbst an den Hof des Constantius scheinen Gerüchte davon hingedrungen zu sein. Um ihn zum Christentum zurückzuführen, schickte ihm Gallus seinen neuen Gewissensrat Aëtius, und Julian, der wußte, daß sein Übertritt und noch mehr seine Zauberkünste ihm die dringendste Lebensgefahr bereiteten, sah sich veranlaßt, sich zu stellen, als wenn er bekehrt sei. Damit er nicht durch fortdauernden Verkehr mit Maximus Verdacht errege, verließ er Ephesus und siedelte nach Nicomedia über, wo er sich das Haar auf mönchische Art scheren ließ und sogar seine Vorlesertätigkeit in der Kirche wieder aufnahm. Nach heidnischer Lehre verfiel man ja nicht durch Ausübung eines falschen Kultus der Hölle; sie verlangte daher von ihren Gläubigen nicht, wie das Christentum, Martyrium oder auch nur Bekennerschaft, sondern konnte ihnen unbedenklich auch eine sehr weitgehende Heuchelei gestatten. So konnte Julian, wenn er nur heimlich opferte, auch öffentlich predigen, ohne damit gegen seinen neuen Glauben zu verstoßen. Daneben führte er das Leben eines großen Herrn, wozu ihm die Erbschaft seiner mütterlichen Großmutter, die er kürzlich angetreten hatte, die Mittel gewährte. Er machte bei den Statthaltern der benachbarten Provinzen seinen Einfluß als Bruder des Cäsars zum Besten seiner Freunde geltend und war natürlich von Gunstbuhlern umdrängt. Da man seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft kannte, besuchten ihn namentlich Philosophen und Sophisten, an deren Verkehr er sich gern belehrte und ergötzte. Außerdem saß er Tag und Nacht über den Büchern und eignete sich so jene reiche Kenntnis der griechischen Literatur an, die er später in seinen Schriften durch eine Überfülle von Zitaten recht aufdringlich zur Schau gestellt hat.

Als gegen Ende 354 Gallus hingerichtet war, beschuldigte man Julian, in Konstantinopel heimlich mit dem Bruder zusammengekommen zu sein, was für ihn die Quelle schwerer Gefahren wurde. Denn weil Constantius in dem tollen Treiben seines Cäsars, obgleich es nur durch sinnlose Tyrannenlaunen bestimmt worden war, ein finsteres Komplott gegen seine Herrschaft witterte, meinte er, Julian sei in die Pläne des Hochverräters eingeweiht, und beschied ihn zur Untersuchung nach Mailand an das Hoflager. Mit besserem Grunde

wurde er wegen seines Verkehrs mit Maximus der Zauberei verdächtigt, doch gelang es ihm mit Hilfe der Kaiserin Eusebia, die ihn eifrig unterstützte, sich der Schlinge zu entziehen. Den Kaiser selbst bekam er nur einmal zu sehen, wurde aber trotzdem sieben Monate lang teils in Mailand, teils in dem benachbarten Como wie ein Gefangener gehalten, damit jener ihn aus nächster Nähe beobachten und, wenn es nottat, unschädlich machen könne. Als man ihm dann endlich im Juli 355 die Heimkehr erlaubt hatte, liefen Denunziationen neuer Verschwörungen, von denen weiter unten noch zu reden sein wird, am Hoflager ein. Obgleich nicht der leiseste Grund zu der Annahme vorlag, daß Julian irgend etwas mit ihnen zu schaffen habe, wurde doch das Mißtrauen des Constantius auch gegen ihn dadurch von neuem rege gemacht. Da jener auf der Reise nach Asien die Lager zahlreicher Truppenkörper berühren konnte und sein Verkehr mit ihnen dem Kaiser bedenklich schien, empfing Julian, als er seinen Weg eben angetreten hatte, den Befehl, sich nach dem stillen Athen zu begeben, wo er keinen Soldaten zu sehen bekam. Aber wenn dies auch nicht als Gunst gemeint war, der Jüngling begrüßte es mit Freuden; wurde ihm doch so die Gelegenheit, die Stätte der großen Erinnerungen, an denen sein Herz sich schon seit den Kinderjahren erbaut und erhoben hatte, endlich mit leiblichen Augen zu sehen und sich in die heiligen Mysterien von Eleusis, nach denen er seit seinem Religionswechsel brünstig verlangte, heimlich einweihen zu lassen.

Athen war schon zur Zeit des Augustus eine menschenleere Stadt gewesen, und wenn auch viele Kaiser, vor allen anderen Hadrian, sie um ihres alten Ruhmes willen ausgebaut, geschmückt oder beschenkt hatten und selbst noch Constantin und Constans dieser romantischen Überlieferung treu geblieben waren, hatte dies ihren weiteren Rückgang zwar vielleicht etwas aufhalten, aber doch nicht verhindern können. So hauste denn zwischen den verfallenden Prachtbauten besserer Zeiten eine dünne Bevölkerung, die sich vorzugsweise von dem Gelde, das wißbegierige Reisende oder fremde Studenten mitbrachten, dürftig ernährte. Denn die Handelsbedeutung des alten Athen war in ein Nichts zusammengeschwunden — wenn ein Kornschiff von ungewöhnlicher Größe an der Küste erschien, lief die halbe Stadt in den Piräus hinunter, um das Wunder anzustaunen —, und auch die römische Verwaltung der Provinz Achaia hatte nicht hier, sondern in Korinth ihren Sitz aufgeschlagen. Aber für eine Zeit, deren geistiges Leben sich fast ausschließlich von der Vergangenheit nährte, konnte der Ort, wo deren glänzendste Reste vereinigt waren, nicht ganz seinen Einfluß verlieren. Schon die ungeheuren Bücherschätze, die, aus den Stiftungen früherer Jahrhunderte angesammelt, in öffentlichen Bibliotheken jedermann zur Verfügung standen, mußten Lernbegierige anlocken, und noch mehr der immer noch nicht erloschene Glaube, daß Athen als Mutter der Kunst und Wissenschaften auch ihre Überlieferungen am treuesten bewahre. Freilich war der Ruf, daß man hier die echte attische Sprache schon aus dem Munde der Einwohner lernen könne, seit dem zweiten Jahrhundert erloschen; höchstens in den Dörfern des Binnenlandes, wohin das Dialektgemisch der zahlreichen Fremden nicht drang, meinte man noch

etwas von der alten schönen Aussprache zu finden, aber dort kamen die Studenten gar nicht hin. Auch waren die Professoren selbst nur ausnahmsweise Athener; aber daß sie in der Stadt des Perikles lehren durften, verlieh auch Syrern und Armeniern einen Nimbus, wie ihn die Schulhäupter nicht leicht an einem anderen Ort besaßen. Wie die Christen glaubten, in ihren apostolischen Gemeinden müsse sich die echteste Tradition erhalten haben, weil durch die ununterbrochene Folge der Bischöfe das Wissen der Apostel auch auf ihre fernsten Nachfolger übergegangen sei, so nahmen die Philosophen an, wo Platon gelehrt habe, sei auch der Platonismus am reinsten. Jener hatte die Leitung der Akademie seinem unmittelbaren Schüler übertragen, dieser dem seinen, und so spann sich der „goldene Faden", ohne jemals abzureißen, durch neun Jahrhunderte fort, bis Justinian im Jahre 529 die athenische Hochschule auflöste. Daß man dies nicht früher getan hat, obgleich die Philosophie, die sie lehrte, den fruchtbarsten Nährboden für das Heidentum schuf, ist ein merkwürdiger Beweis für die fast abergläubische Scheu, mit der auch die christlichen Kaiser die alten Überlieferungen Athens schonten.

Wenn man freilich an die unverfälschte Reinheit jener mündlichen Tradition glaubte, so täuschte man sich darin nicht weniger, als bei der Nachfolge der Apostel. Von alters her hatte für jede der herrschenden Philosophenschulen, die platonische, die aristotelische, die stoische und die epikureische, je ein Lehrstuhl in Athen bestanden, und, wie es scheint, ist die Vierzahl dieser Professuren bis auf Justinian erhalten geblieben. Doch die philosophischen Lehrgebäude, die sie vertreten sollten, waren teils untergegangen, teils in ein einziges zusammengeflossen. Das Epikureertum fand in dieser gläubigen Zeit keinen Boden mehr; wenn es überhaupt noch gelehrt wurde, kann dies nur in historischem Sinne geschehen sein. In bezug auf die drei anderen Schulen hatte man sich die Theorie des Philon angeeignet, nach der alle rechten Philosophen eigentlich dasselbe meinten, und deutete ihre Schriften so, daß diese Übereinstimmung glücklich herauskam. Da schon Poseidonios in seinem Kommentar zum Timaios den Stoizismus in die Akademie hinübergeleitet hatte, brauchte man sich nur noch mit Platon und Aristoteles zu beschäftigen und interpretierte diese natürlich in dem heidnisch-religiösen Sinne des Jamblichus. So fand Julian, als er nach Athen kam, auch hier dieselbe Philosophie als absolute Herrscherin, in die er schon durch die Schüler des Aedesius eingeweiht war.

Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, besuchten die Studenten die philosophischen Vorlesungen nur nebenher; denn hier, wie überall, konzentrierte sich das Interesse der Lernenden auf die Rhetorik. Für diese gab es drei angestellte Professoren, von denen einer durch den Kaiser, zwei durch die Stadt besoldet wurden. Der berühmteste unter ihnen, Proaeresius, war damals Christ, und dies mag dazu mitgewirkt haben, daß Constantius seinen jungen Vetter gerade nach Athen schickte. Neben den drei öffentlichen Schulen gab es noch eine ganze Anzahl privater, deren Leiter darauf warteten, daß sie bei eintretender Vakanz auf jene berufen würden, und sich unterdessen, so gut es ging, von den Honoraren ihrer Jünger ernährten. Solche flossen aber

auch den besoldeten Professoren zu — denn nur bei den Philosophen, die durch reiche Stiftungen erhalten wurden, pflegte der Unterricht unentgeltlich zu sein —, das Einkommen der Rhetoren war also von der Zahl ihrer Schüler durchaus abhängig. Da nun jene drei ganz dasselbe lehrten und ebenso die Privatdozenten, die auf ihren Tod lauerten, tobte zwischen diesen allen der rücksichtsloseste Konkurrenzkampf, in den die Horden ihrer Schüler mit um so größerer Begeisterung eingriffen, als er ihrer jugendlichen Tollheit die schönsten Vorwände bot, sich in allerhand Unfug auszutoben. Wie die christlichen Sekten für ihre Bischöfe, so schlugen sich die Studenten der verschiedenen Schulen für ihre Professoren die Köpfe blutig. Sie störten die Ruhe der Stadt oft so empfindlich, daß mitunter die Schulhäupter, die an den Prügeleien ihrer Jünger kaum je ganz unschuldig waren, aus Athen ausgewiesen wurden; selbst dem Proaeresius ist es so ergangen, ohne daß dies seinem Ansehen irgendwie Eintrag tat. Denn mit allen Mitteln von Überredung, List oder auch Gewalt für die Erweiterung seines Schülerkreises zu sorgen, betrachtete man als das gute Recht des Sophisten. Wurden Füchse erwartet, so stellte er auf allen Heerstraßen, die nach Athen führten, seine Patrouillen aus, damit sie die neuen Ankömmlinge schon vor den Toren aufgriffen und ihrem Lehrer zuführten. Kam ein Schiff an, so marschierten die Schulen in geschlossenen Kolonnen zum Hafen und lieferten sich Schlachten um jeden Studenten, der ans Land gesetzt wurde. Auf den Zusammenschluß der Gruppen wirkte die gemeinsame Herkunft in der Regel ein; wer einen Landsmann unter den Dozenten fand, trat meist in seine Schule ein und suchte dann auch die Angehörigen seiner Nachbarprovinzen zu gewinnen. So wollte der Syrer Libanius, als er zum Studium nach Athen kam, sich dem Epiphanius anschließen, weil dieser gleichfalls Syrer war. Doch wurde er schon im Piräus von dem Gefolge eines anderen Sophisten gepackt, diesem aber durch die Garde des Diophantus abgekämpft und dann gezwungen, sich eidlich dessen Schule zu geloben. Auf diese Weise kam er zu einem Lehrer, den er gar nicht gewollt hatte und niemals schätzen lernte; doch ihm den Rücken zu wenden, verbot ihm sein Schwur. Natürlich bekämpften sich auch die Sophisten, wenn einer von ihnen nicht nur vor seinen Schülern, sondern vor einem weiteren Publikum reden wollte. Selbstverständlich hatte er dann seine Claque bereit, die ihn an passenden Stellen beklatschen und bejubeln mußte; doch die Claquen seiner Konkurrenten wirkten ihr entgegen, und es kam darüber oft zu solchen Störungen, daß zeitweilig keiner öffentliche Vorträge zu halten wagte.

Diese Stürme im Wasserglase haben Julian an seiner geliebten Rhetorik nicht irre gemacht. Denn wenn auch in Konstantinopel oder Nicomedia die Studentenkriege nicht so wichtig genommen wurden wie in der kleinen Universitätsstadt, wahrscheinlich auch nicht ganz so blutdürstig waren, hatte er doch auch dort schon Ähnliches beobachten können und ließ es sich daher als etwas Gewohntes gefallen. Und die historischen Stätten, die bei jedem Schritt aus dem Hause große Erinnerungen in ihm weckten, das rege geistige Streben, das ihn umgab, vor allem das freie Sichgehenlassen als Student unter

Studenten, das ihm um so wohler tat, als er sich vorher sieben Monate lang immer unter mißtrauischer Aufsicht gefühlt hatte, haben ihm die Zeit, die er in Athen verbringen durfte, zur genußreichsten seines Lebens gemacht. Doch kaum hatte er sich dem ersten Freudenrausche hingegeben, so wurde er zu seinem bitteren Schmerz wieder an das Hoflager zurückberufen, wo neue, größere Aufgaben als Redenschreiben und Deklamieren seiner harrten.

Constantius selbst hatte die Germanen zu Einfällen in Gallien aufgefordert, um sich mit ihrer Hilfe des Magnentius zu erwehren; aber seit er diesen besiegt und sich das ganze Reich unterworfen hatte, konnte er ihr wildes Hausen nicht länger dulden. Persönlich mochte er einem Feinde nicht entgegentreten, der ihn an sein gegebenes Wort erinnern konnte; er hat daher wohl mehrere Feldzüge an der Donau oder am Bodensee angeführt, sich aber der Rheingrenze immer ferngehalten. Um sie wiederherzustellen und die Barbaren aus Gallien herauszuschlagen, hatte er den Franken Silvanus erwählt, der durch seinen Abfall von Magnentius zum Siege bei Mursa beigetragen und dadurch das vollste Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte. Dies veranlaßte neidische Rivalen, gegen den Magister Peditum — denn zu dieser hohen Würde war er erhoben — eine Intrige zu spinnen, was um so leichter gelang, als kurz vorher ein vermeintlicher Hochverrat das Mißtrauen des Kaisers, nachdem es durch den Tod des Gallus kaum zur Ruhe gekommen war, von neuem aufgestachelt hatte.

In Sirmium hatte Africanus, der Statthalter des zweiten Pannonien, ein Gastmahl gegeben, und vom Wein erhitzt, hatten einige über den Kaiser gescholten, andere von Weissagungen gesprochen, die einen baldigen Wechsel der Regierung verkündigten; ein niedriger Offizier namens Marinus scheint sogar angedeutet zu haben, daß ihm selbst die Herrschaft prophezeit worden sei. Dies wurde denunziert, und Constantius witterte alsbald ein finsteres Komplott gegen seine Person, das durch zauberische Wahrsagekünste noch gefährlicher schien. Alle Teilnehmer jenes unheilvollen Gastmahls wurden in Ketten nach Mailand geführt. Unterwegs erstach sich Marinus mit einem Küchenmesser, das er in einem unbewachten Augenblick ergriffen hatte; die anderen ließ man foltern, und als sie nur von einem leichtsinnigen Gerede Betrunkener auszusagen wußten, wurden sie gefangengehalten, um die endgültige Entscheidung des Kaisers zu erwarten.

Wie es scheint, war dieser Prozeß noch in der Schwebe, als man die Erregung, die er bei Constantius hervorgerufen hatte, benutzte, um dem Silvanus und seinen Anhängern ein Bein zu stellen. Er hatte einem gewissen Dynamius einen Empfehlungsbrief gegeben; von diesem wurde der Text abgewaschen, so daß nur die eigenhändige Unterschrift übrigblieb, und darüber auf dem jetzt leeren Blatt ein Schreiben gefälscht, in dem der Feldherr sich scheinbar dazu bekannte, nach der Krone zu streben, und einige angesehene Männer, die man als seine Freunde kannte, aufforderte, seine Usurpation zu unterstützen. Der Präfekt Lampadius, den man später für den Hauptanstifter des sauberen Planes hielt, übergab dem Kaiser den so veränderten Brief, und dieser berief in heller Angst sogleich das Konsistorium,

um ihm das Schriftstück vorzulegen. Alsbald wurde Befehl gegeben, diejenigen, welche als Mitwisser genannt waren, in Haft zu nehmen. Dadurch erfuhren auch die Offiziere der Leibgarde von der Anklage, und einer von ihnen, Malarichus, ein Franke, wie Silvanus, und mit diesem befreundet, trat, umgeben von seinen Kameraden, die sich ihm freudig angeschlossen hatten, vor den Kaiser und verbürgte sich dafür, daß sein Landsmann verleumdet sei. Er erbot sich, seine Familie als Geiseln am Hoflager zu lassen, selbst nach Gallien zu reisen und den Silvanus zur Stelle zu schaffen, damit er sich vor dem Konsistorium verteidigen könne. Aber Constantius, mißtrauisch wie immer, nahm dies nicht an, sondern schickte den Apodemius, einen Agens in Rebus, der als eins der schlimmsten Werkzeuge seiner Justizmorde berüchtigt war, um den Angeklagten zu zitieren.

Als jener seine Reise angetreten hatte, hielten es die Anstifter des Komplotts für nötig, den Malarichus, dessen kühnes und freimütiges Auftreten nicht ohne Eindruck auf den Kaiser geblieben war, dadurch unschädlich zu machen, daß sie auch ihn in den bevorstehenden Prozeß des Silvanus als Mitschuldigen verwickelten. Sie komponierten daher in beider Namen einen neuen Brief, durch den der Vorsteher des nahen Arsenals von Cremona geheimnisvoll aufgefordert wurde, alles für den bewußten Zweck bereitzuhalten. Das Schreiben wurde dem Adressaten zugestellt und sollte dann im Fortgange der Untersuchung bei ihm gefunden werden. Doch ehe dies zur Ausführung kommen konnte, schickte er selbst es an Malarichus mit der Anfrage, was dieser mit seinen dunklen Worten meine. Damit hatte man den Beweis heimtückischer Machenschaften in Händen; die Franken, die in der Leibgarde zahlreich und von großem Einfluß waren, machten Lärm, und der Kaiser berief den Hof zu einer neuen Untersuchung. Bei dieser entdeckte man auch in dem ersten Brief die verwischten Spuren der älteren Schrift unter der Fälschung. Der Präfekt wurde abgesetzt und mit denjenigen, die man für seine Mitschuldigen hielt, einem Verhör unterworfen. Doch obgleich einzelne gestanden, sprach Constantius die ganze Verleumderbande frei, ja Dynamius wurde sogar durch eine Statthalterschaft belohnt. Denn unterdessen hatte man Nachricht erhalten, daß Silvanus wirklich den Purpur genommen habe, und damit schien die Anklage gegen ihn, wenn sie sich auch auf erwiesene Fälschungen stützte, dennoch gerechtfertigt.

Jener Apodemius, den der Kaiser nach Gallien gesandt hatte, war nicht, wie sein Auftrag vorschrieb, direkt nach Köln zu Silvanus gereist, sondern hatte mit der grausamen Willkür, die den Agentes in Rebus eigen war, unterwegs einige von dessen Sklaven und Klienten aufgegriffen und von ihnen durch die Folter Aussagen gegen ihren Herrn zu erpressen gesucht. So erfuhr dieser, was ihm selbst bevorstand, und da er wußte, daß Constantius, wo es sich um Hochverrat handelte, fast niemals von der Unschuld des Angeklagten zu überzeugen war, dachte er daran, über die Rheingrenze zu seinen Stammesgenossen zu entfliehen. Daß er sie kurz vorher nicht ohne Erfolg bekämpft hatte, würde unter gewöhnlichen Umständen dem nicht im Wege gestanden haben. Aber da sie durch den Kaiser

selbst zu ihren Einfällen in Gallien aufgefordert waren, mußten sie es als Verrat betrachten, daß der Feldherr ihres vermeintlichen Bundesgenossen sie bekriegte, und waren daher gegen ihn höchst erbittert. Ihm wurde mitgeteilt, daß die Franken ihn sicher umbringen oder ausliefern würden, und er sah keine andere Rettung, als das Verbrechen, dessen man ihn fälschlich bezichtigt hatte, wirklich zu begehen. So gewann er denn seine Truppen durch das Versprechen großer Geldgeschenke und ließ sich am 11. August 355 von ihnen zum Augustus ausrufen.

Sein feiges Mißtrauen hatte Constantius in die Gefahr gebracht, das tapferste Heer und einen der besten Feldherren seines Reiches bekämpfen zu müssen; aber vorher versuchte er noch, wie dies seiner niedrigen Art entsprach, die Mittel der Hinterlist und Tücke. Das einzig mögliche Werkzeug dazu mußte er in einem Manne finden, den er durch das gleiche Mißtrauen schwer gekränkt hatte. Der Magister Militum Ursicinus war an den Hof berufen, nicht weil er nach der Krone strebte, sondern weil er möglicherweise danach hätte streben können. Man hatte ihn bisher in Mailand recht schlecht behandelt; jetzt aber wußte man keinen anderen, dem man so viel Geschick und Popularität bei den Soldaten zutraute, um die Heere Galliens zu gewinnen, ja vielleicht gar den Silvanus zur Pflicht zurückzuführen. Constantius lud ihn in ehrenvollster Weise vor das Konsistorium, begegnete ihm sehr gnädig und wußte den tapferen Krieger wirklich zu bestimmen, daß er sich der gefährlichen Aufgabe unterzog. Als Begleiter und Helfer wurden ihm zehn Tribunen und Protectores beigegeben, darunter Ammianus Marcellinus, der später als Greis eine Fortsetzung des Tacitus geschrieben und uns darin auch genaue Nachrichten über dies Unternehmen hinterlassen hat.

Constantius übergab dem Ursicinus einen Brief, der so abgefaßt war, als ob jener von dem Aufstande des Silvanus noch nichts wisse. Diesem wurde darin in den freundlichsten Formen mitgeteilt, daß der Überbringer zu seinem Nachfolger ernannt sei und aus seinen Händen den Oberbefehl an der Rheingrenze übernehmen solle. Dann durchzog die kleine Schar in fliegender Eile Gallien, damit sie früh genug in Köln ankomme, um dort glauben zu machen, sie habe das Hoflager verlassen, ehe hier die Usurpation bekannt geworden sei. Doch als sie anlangte, fand sie die Bevölkerung in freudigster Aufregung und schon eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen, die kampfesmutig darauf brannte, über die Alpen geführt zu werden. Ursicinus überzeugte sich, daß er nur durch Verstellung sein und seiner Genossen Leben retten könne. Silvanus empfing ihn mit Auszeichnung, und da auch jener von Constantius gekränkt und bedroht war, wurde ihm leicht geglaubt, daß er sich dem Usurpator anschließen wolle, und der erprobte Feldherr als willkommener Helfer begrüßt. So war es ihm möglich, ohne daß er beargwohnt wurde, mit den Soldaten zweier barbarischen Auxilien heimlich in Verbindung zu treten und sie durch große Versprechungen für seine Zwecke zu gewinnen. Im Morgengrauen des 7. September 355 brachen sie in den Palast ein, stießen die Wachen nieder und töteten den Silvanus, als er eben im Begriffe war, zur Kirche zu gehen.

Wenige Monate vorher hatte Constantius das Konzil von Mailand bestimmt, den Athanasius zu verurteilen, und damit seine Bemühungen um die Glaubenseinheit ihrem Ziel um einen wichtigen Schritt nähergebracht; noch etwas früher hatte er ein Gesetz erlassen, das die Ausübung des heidnischen Kultus mit schweren Strafen bedrohte. Als jetzt die Usurpation so schnell und leicht unterdrückt wurde, scheint er darin eine Art Bescheinigung des lieben Gottes gesehen zu haben, daß dieser mit den Leistungen des Kaisers für seine Kirche zufrieden sei, und schrieb daher den Erfolg nur seinem eigenen Glück und seiner Frömmigkeit zu. Weit entfernt, dem Ursicinus dankbar zu sein, ließ er sogar eine Untersuchung anstellen, wo die gallischen Kassen geblieben seien, deren Silvanus sich bemächtigt hatte, und bewahrte seinem Retter auch später das alte Mißtrauen. Natürlich gab es wieder eine Reihe von Hochverratsprozessen, doch in seiner religiös gehobenen Stimmung, vielleicht auch in dem Gefühl, an dem Aufstande nicht ganz ohne Mitschuld gewesen zu sein, war Constantius diesmal ungewöhnlich milde. Er schonte die Freunde des Usurpators, die an dessen Erhebung nicht unmittelbar beteiligt waren, und ließ sogar den kleinen Sohn desselben, den er als Geisel in Mailand festgehalten hatte, am Leben. Und das Hochgefühl, mit seinem Gott in Frieden zu sein, mochte auch dahin wirken, daß er den letzten Fluch, der noch auf ihm lastete, nach Möglichkeit abzuwälzen suchte. Hatte er fast den ganzen Mannesstamm des Herrscherhauses abschlachten lassen, so konnte er dies nicht besser sühnen, als indem er dem letzten, der noch davon übrig war, die höchste Wohltat erwies.

Auch die Kaiserin Eusebia scheint die Meinung ihres Gatten geteilt zu haben, daß seine Verwandtenmorde die Strafe der Unfruchtbarkeit über sie heraufbeschworen hätten, und war in der echt weiblichen Sehnsucht nach Mutterglück um so mehr bemüht, seine Übeltaten an Julian gutzumachen. Und ihre allbewunderte Schönheit verlieh ihr eine große Macht über den sinnlichen und doch christlich keuschen Mann. Nach der Hinrichtung des Gallus hatte sie dessen Bruder vor dem tödlichen Verdachte ihres Gemahls geschützt, es erwirkt, daß dieser ihm eine Audienz gewährte und ihn ungekränkt nach Athen ziehen ließ, und drängte jetzt auf seine Erhebung zum Mitregenten. Denn daß ein solcher nicht mehr zu entbehren sei, empfand auch Constantius. Der Grundsatz Diocletians, daß man keinem privaten Feldherrn Gelegenheit geben dürfe, sich den Truppen durch Kriegstaten zu empfehlen, schien in den Ereignissen der letzten Zeit eine neue Bestätigung gefunden zu haben. Der Kaiser hielt es, wenn nicht für geboten, so doch für sehr wünschenswert, daß er sich aus Italien als dem Zentrum des Reiches nicht zu weit zu entfernen brauche, und doch traten an fast allen Grenzen militärische Forderungen an ihn heran. In Persien war zwar der Großkönig selbst durch Kriege gegen entfernte Völker beschäftigt, aber seine Feldherren suchten immer wieder bald Mesopotamien, bald Armenien mit kleinen Raubzügen heim; Quaden und Sarmaten plünderten an der Donau, vor allem aber heischten die Zustände Galliens dringend Abhilfe. Die Franken, Alamannen und Sachsen sollen in

diesen Jahren am Rhein vierzig Kastelle zerstört und ihre Bewohner als Sklaven mitgeschleppt haben, und Ende 355 eroberten sie Köln, das nicht mehr durch Silvanus geschützt wurde, und verwüsteten es furchtbar. Zwar schien Julian, der sich bis dahin nur literarisch beschäftigt hatte und von den Waffenübungen geflissentlich ferngehalten war, für die schwierigen Aufgaben, die ihn dort erwartet hätten, durchaus nicht geeignet; doch um so weniger brauchte Constantius Usurpationsgelüste bei ihm zu fürchten. Es genügte, daß er den Truppen den Cäsarenpurpur zeigte; die Feldherren, die der Kaiser ihm zur Seite stellen wollte, konnten für ihn das Handeln übernehmen und doch durch seine Anwesenheit in ihren Schranken gehalten werden. Daß Julian diese bescheidene Rolle, die ihm zugedacht war, verkannte und selbst etwas leistete, ist der wichtigste Grund gewesen, warum er mit seinem Augustus so bald zerfiel.

Als diesem das vermeintliche Komplott des Africanus und Marinus bekannt geworden war und bald darauf jener gefälschte Brief ihm zugesteckt wurde, der ihn mit der Erhebung Galliens zu bedrohen schien, hatte er in seiner übertriebenen Vorsicht den Jüngling angewiesen, sich in dem ganz ungefährlichen Athen aufzuhalten. Kaum mehr als zwei Monate hatte Julian hier verweilt, als er den neuen Befehl empfing, an das Hoflager zurückzukehren. Damit war seine Ernennung zum Mitregenten noch keineswegs entschieden; immer noch vermochte Constantius das Zaudern und Besinnen, das ihm natürlich war, nicht zu lassen. Julian wurde nicht im Kaiserpalast, sondern in einer Vorstadt Mailands einquartiert, wo er zunächst noch gar nicht wußte, was man mit ihm vorhabe. Er hatte schon einen Brief an Eusebia geschrieben, in dem er sie flehentlich bat, ihm zum zweitenmal seine Entlassung zu erwirken, doch durch einen Traum gewarnt, schickte er ihn nicht ab. In seinen Befürchtungen beruhigte ihn nur die freundliche Fürsorge, die ihm die Kaiserin durch ihre Eunuchen erwies, und die tröstenden und ermunternden Botschaften, die sie ihm wiederholt übersandte. Denn sie selbst bekam er nicht zu sehen; erst als er Cäsar war, durfte sie ihm eine kurze Audienz gewähren. Doch unterdessen wirkte sie für ihn und setzte endlich ihren Willen durch. Am 6. November 355 wurde er durch Constantius den Truppen vorgestellt, mit dem Purpur bekleidet und von ihnen zum Cäsar ausgerufen. Um ihn noch enger an sich zu fesseln, vermählte ihn der Kaiser gleich darauf mit seiner Schwester Helena, bei welcher Gelegenheit ihn Eusebia, seinen Neigungen freundlich Rechnung tragend, mit einer kleinen Bibliothek beschenkte. Gegen seine Gattin, die viel älter als er selbst und natürlich eifrige Christin war, bewahrte er immer die entschiedenste Abneigung. Bei seiner offenen Natur trat dies so unverhüllt hervor, daß, als sie nach kaum fünfjähriger Ehe kinderlos starb, man ihn sogar beschuldigte, sie vergiftet zu haben. Gewiß war dieser Verdacht unbegründet; aber daß man ihn überhaupt hegen konnte, zeigt deutlich genug, wie wenig seine Ehe dazu beitrug, ihm sein neues Verhältnis zu dem Mörder seines Vaters und seiner Brüder erträglicher zu machen. So viel er auch in seinen Schriften von sich und seinen Schicksalen redet, der Helena erwähnt er darin nur ganz beiläufig, und

wenn er bis an seinen frühen Tod von der Frauenliebe sehr niedrig dachte, wird sie gewiß nicht ohne Schuld daran gewesen sein.

Während der wenigen Wochen, die er noch in Mailand blieb, wurde er wie ein Verbrecher bewacht; seine Diener wurden ihm fast alle genommen und durch andere ersetzt, die dem Kaiser vertrauenswürdiger schienen; kein Brief durfte an ihn gelangen, und jeder, der seine Gemächer betrat, wurde vorher ängstlich untersucht, ob er nicht irgendein gefährliches Zettelchen einschmuggeln wolle. Er benutzte diese schweren Tage, um eine Lobrede auf Constantius auszuarbeiten und ihm vorzutragen. Sie zeugte von guter Schulung, aber sehr schlechtem Takt. Entgegen dem selbstverständlichen Grundsatze, daß man im Hause des Gehängten nicht vom Stricke reden darf, wurde die Mutter des Gepriesenen, die ihr Gemahl wegen Blutschande hatte hinrichten lassen, mit einem nichtssagenden Lobe bedacht, von den Verdiensten geredet, die Silvanus sich um den Kaiser erworben hatte, und sogar seiner Verwandtenmorde, wenn auch in entschuldigendem Sinne, Erwähnung getan. Doch wenn man den Redner hiernach für einen Gimpel halten mußte, so paßte er nur um so besser für die Rolle, zu der er bestimmt war. Sein Machwerk wurde daher, wie es scheint, gnädig aufgenommen, und am 1. Dezember 355 durfte er, von Constantius feierlich ein Stück des Weges begleitet, seine Reise nach Gallien antreten, was ihm nach der mißtrauischen Bewachung, unter der er in Mailand gestanden hatte, als Befreiung erscheinen mußte.

Und doch ging er nicht gern und nicht mit freudigen Hoffnungen. Sein früheres Leben hatte ihn dahin geführt, in der literarischen und rednerischen Betätigung seinen eigentlichen Beruf zu erblicken, und das Streben nach ewigem Nachruhm, das ihn immer beseelt hat, schien auch auf diesem Gebiet seine volle Befriedigung finden zu können. Vom Waffenhandwerk verstand er noch nichts, und doch hatte ihn die harte und langjährige Mühe, mit der er sich zum Atticisten hatte ausbilden müssen, an den Gedanken gewöhnt, daß Erfolge sich nur durch gründliche Schulung erreichen ließen. Wenn er sich in Gallien den militärischen Übungen hingab, hörte man ihn oft von sich das römische Sprichwort brauchen: „Man hat den Ochsen zum Reitpferd gemacht" und seinen heiligen Platon anrufen. Als Themistius ihn brieflich zu seiner neuen Würde beglückwünschte und ihm im Stile des Moralphilosophen deren Pflichten darlegte, da antwortete er voll bescheidenen Zagens und zitierte dabei den Vers des Aristophanes:

Die Kunst betreibe jeder, die er gut versteht.

Und neben dem Mißtrauen in sich selbst, ob er seinen fast erdrückenden Pflichten gewachsen sein werde, stand bei ihm die Furcht vor dem Mißtrauen des Constantius und die finstere Erinnerung an den hingerichteten Bruder, dessen Schicksal ihm immer vor Augen schwebte. So meinte er denn, die Würde, die ihn jetzt schmückte, bedeute ihm nicht nur den Verlust der literarischen Muße, die nach seinem Wunsche sein Leben hätte ausfüllen sollen, sondern auch schimpfliche Niederlagen und ruhmlosen Tod. Als er nach der Zeremonie der Wahl, auch er jetzt als Purpurträger neben dem

Kaiser im Wagen sitzend, in den Palast eingezogen war, soll er den homerischen Vers vor sich hingemurmelt haben:

Da ergriff ihn der purpurne Tod und das starke Verhängnis.

Der neue Cäsar war von mittlerer Statur und erschien, da er sich durch sein vieles Lesen eine etwas gebückte Haltung angewöhnt hatte, noch kleiner, als er war; doch seine breiten Schultern und sein ebenmäßiger Körperbau erwiesen ihn als kraftvoll und zu jeder Anstrengung fähig. So konnte er sich eine unermüdliche Tätigkeit zumuten und, wenn er den Tag mit den Pflichten des Kriegers und Herrschers ausgefüllt hatte, noch die halbe Nacht über den Büchern sitzen. In seiner ganzen Erscheinung prägte sich eine nervöse Unrast aus. Sein Körper bewegte sich auf und ab, die Schultern zuckten, die Schritte waren unstet und schwankend; seine Augen blickten klug, aber etwas wild und fuhren unruhig hin und her; auch zeigten sie nicht selten den Ausdruck verletzender Überlegenheit. Denn sein lebhaftes Mienenspiel drückte seine Gedanken und Empfindungen so unverhüllt aus, daß in dieser Zeit, die einen heuchlerischen Stoizismus als hohe Tugend pries, selbst seine nächsten Freunde daran Anstoß nahmen. Seine Sprache war zerhackt und manchmal stockend; seine plötzlich hervorgestoßenen und überraschenden Fragen mochten den, an welchen sie gerichtet waren, leicht verwirren. Brachte man ihn zum Lachen, so brach er in ein überlautes Gewieher aus, wie er überhaupt in allem, was er tat, leicht taktlos übertrieb. Namentlich zeigte sich dies in Tracht und Körperpflege. Das asketische Mönchsideal, das ihm in seiner christlichen Jugend als der Gipfel der Sittlichkeit dargestellt war, behielt er auch als heidnischer Philosoph bei und gab ihm äußerlich in einer Weise Ausdruck, die vielen unköniglich oder gar lächerlich erschien. So ließ er sich später, als keine Rücksicht auf Constantius ihn noch band, den Bart nicht mehr rasieren und bekannte sich ungescheut zu den Läusen, die ihn belebten. Auch nahm er sich selten die Zeit, die Haare oder Nägel beschneiden zu lassen, und erschien oft mit schmutzigen, von Tinte geschwärzten Fingern. Da seine strenge Philosophie ihm vorschrieb, nur die Seele zu schmücken, war nichts ihm verächtlicher als Kleiderprunk. Den kaiserlichen Barbier, der ihm in Konstantinopel einmal ausnahmsweise die Haare kürzen sollte, fuhr er derb an, weil er das prächtige Hofkleid trug, das seiner Stellung zukam; als er dann noch erfuhr, daß jener ein hohes Gehalt bezog, jagte er ihn aus dem Dienst und mit ihm die Köche und die anderen Diener der allerhöchsten Tafel und Toilette.

Als Julian zur Alleinherrschaft gelangt war, führte er sie im ausgesprochensten Gegensatze zu Constantin dem Großen und hat sich auch nicht gescheut, ihn nicht nur in seinen literarischen Erzeugnissen, sondern auch in offiziellen Staatsschriften rücksichtslos anzugreifen. Und doch war kein anderes Mitglied der Dynastie dem ersten christlichen Kaiser innerlich näher verwandt als jener Abtrünnige. Schon daß sie beide ihre Religion wechselten und damit beide zu ihren Vorgängern und der herrschenden Zeitrichtung in Opposition traten, ist eine sehr bezeichnende Ähnlichkeit. Denn beide zeigten sie darin das frische Bestreben, sich nicht vom träge fließenden Strom alter

Überlieferung widerstandslos forttragen zu lassen, sondern ihren Glauben selbständig zu prüfen und frei zu wählen, eine Kühnheit des Geistes, die zu jener Zeit sehr selten war. Beide dachten freilich nicht tief und scharf genug, um sich eine eigene Weltanschauung zu bilden; sie sahen nur die Mängel derjenigen, in welcher sie erzogen waren, weil sie ihnen so am besten bekannt geworden war, und stürzten sich dann in prüfungsloser Begeisterung der entgegengesetzten in die Arme, wie sie ihnen fertig zugetragen wurde. Denn auch Julian war durchaus kein philosophischer Kopf: so klar er seine Gründe darzulegen weiß, wo er das Christentum negiert, so verworren und nebelhaft wird er in den Schriften, die sein positives Bekenntnis geben wollen. Und auf ein solches ganz zu verzichten, war er so wenig imstande, wie sein großer Ohm. Denn beide fühlten tief im Herzen den unüberwindlichen Drang zu glauben und das Bedürfnis, immer die Hand der Gottheit über ihrem Haupte zu sehen. Freilich erfüllte dies Constantin mit der kühnen Sicherheit des erklärten Götterlieblings, während Julian, wie wir eben gesehen haben, lange an seinem Glück und seinen Fähigkeiten zweifelte; doch beruhte dieser Unterschied nur auf den Schicksalen ihrer ersten Jugend. Denn jener hatte sich schon mit achtzehn Jahren zum Herrscher aufgeschwungen und dann alles, was er unternahm, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gelingen sehen. Julian dagegen hatte seit seiner frühen Kindheit unter dem Beil gelebt; was er gewünscht hatte, war ihm durch herzlose Willkür versagt, was er erhoffte, immer fehlgeschlagen; fühlte er sich an irgendeinem Orte wohl, so mußte er ihn sicher bald verlassen; den Verkehr, der ihm am meisten zusagte, konnte er fast nur heimlich pflegen; immer mußte er heucheln und sein Inneres verbergen, wenn er sein Leben erhalten wollte; der kecke Freimut, der ihm, wie Constantin, angeboren war, aber von diesem schon in früher Jugend ungehemmt entwickelt werden durfte, war für Julian eine stete Gefahr gewesen. So eingeschüchtert und verängstigt, mußte er freilich unsicher und bescheiden werden, wenn man es Bescheidenheit nennen will, daß er nur literarischen Ruhm erwartete und auf den kriegerischen verzichten zu müssen glaubte. Als ihm in Gallien die ersten Siege gelungen waren, wurde auch in ihm der Gedanke mächtig, daß seine Gottheit ihm helfend und schützend zur Seite stehe, und das um so mehr, als er so vielen Gefahren wider alles Hoffen und Erwarten entgangen war; auch er glaubte, daß sie durch seine Träume unmittelbar mit ihm verkehre, und daß er ausersehen sei, ihr Reich auf Erden zu verbreiten; auch er hielt sich daher für unbesiegbar und sein Glück für unerschütterlich. Er erwählte sich den Kaiser Marcus zum Vorbild, der Philosoph und Feldherr zugleich gewesen war; Athene und der sieghafte Sonnengott, von denen die eine die geistige, der andere die kriegerische Seite seiner Tätigkeit vertrat, wurden seine Lieblingsgötter; zeitweilig kokettierte er sogar damit, ein ungelehrter Soldat zu sein, und meinte, wie Constantin, alles zu können. Denn bekanntlich teilte dieser ja auch den literarischen Ehrgeiz Julians; auch er hörte sich gern deklamieren und ließ sich dann mit bescheiden stolzem Lächeln beklatschen, und wenn seine Leistungen auf diesem Gebiete noch viel dürftiger waren als die recht mittel-

mäßigen seines Neffen, so lag dies eben an seiner geringeren Jugendbildung. Aber mochte ihr Selbstvertrauen auch nicht immer berechtigt sein, es gab ihnen doch jene überlegen sichere Herrschaft über die Gemüter ihrer Krieger, jene kühne Zuversicht in Kampf und Gefahr, welche den Sieg an ihre Fahnen hefteten. Und beide errangen ihn nur in rastlosem Vordringen und entschlossenem Angriff, niemals in besonnen zaudernder Defensive; denn eine schnelle, oft selbst übereilte Entschlußfähigkeit gab ihren Kriegen, und nicht nur das, sondern auch ihrer ganzen Persönlichkeit, einen alles mit sich fortreißenden Schwung. Bei Julian trat diese Hurtigkeit des Denkens und Handelns auch in der literarischen Produktion hervor; so rühmt er sich, eine seiner Reden in einer Nacht aufs Papier geworfen zu haben, und das inmitten zeitraubender Staatsgeschäfte. Denn auch er hat seine Pflichten gegen das Reich immer sehr ernst genommen und sie niemals um literarischer Spielereien willen, so sehr ihm diese am Herzen lagen, aufgeschoben oder gar versäumt.

Constantin war eitel genug, sich gern zu schmücken; Julian vernachlässigte sein Äußeres bis zur Unsauberkeit; doch auch aus den Löchern seines Mantels blickte die Eitelkeit hervor. Der eine war eben von Jugend auf Offizier gewesen, der andere erst christlicher Prediger und dann Philosoph; bei jedem von ihnen trat sie also in der Form auf, welche dem Stande, den sie in ihrer Frühzeit erwählt hatten, gemäß war und innerhalb desselben am meisten bewundert wurde. Denn so stolz Julian damit prahlte, von den Meinungen der Masse unabhängig zu sein: sich loben zu lassen, war ihm doch nicht weniger Bedürfnis als Constantin. Es gibt in der Literatur aller Länder und Zeiten wohl kein zweites Beispiel, daß ein Schriftsteller seine eigenen Tugenden mit solcher Breite und Selbstgefälligkeit aufzählt, wie dies Julian in seiner Streitschrift gegen die Antiochener tut. Er selbst meinte, die Schmeichler zu hassen, und wirklich verstand er Freimut zu schätzen und ließ sich ein offenes Wort des Tadels mit guter Miene gefallen. Als ihn sein Arzt darauf aufmerksam machte, daß sich bei ihm der Zorn gar zu deutlich in Mienenspiel und Stimme verrate, antwortete er: „Du hast recht; gib acht, ob du mir das zum zweitenmal vorwerfen kannst!“ So war er immer bereit, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, und nahm jede Hilfe dazu, die ihm freundlich und achtungsvoll geboten wurde, mit Dank entgegen. Doch sich auslachen zu lassen und selbst belustigt mitzulachen, hat er nie gelernt; denn neben seiner bitteren, tief religiösen Ernsthaftigkeit war für gesunden Humor kein Raum. Zwar strebte er danach, sich auch durch Witz auszuzeichnen, und hat in diesem Sinne einmal den lustigen Spötter Lucian nachgeahmt. Doch sein Symposion, in dem er nach diesem Muster seine Vorgänger in der Weltherrschaft äußerst flach kritisiert, ist wohl das Schlechteste, was er geschrieben hat, ein ganz trockenes und ödes Machwerk. Als dann das Volk von Antiochia ihn wegen seines schmutzigen Bartes und wenig kaiserlichen Benehmens verspottet hatte, war er zwar vornehm genug, nicht mit Folter und Richtbeil dreinzufahren, aber auch würdelos genug, um auf das Gelächter des Pöbels mit einer Streitschrift zu antworten.

In dieser bemüht er sich, einen Ton überlegener Ironie festzuhalten, doch gelingt ihm dies sehr schlecht. Aus jeder Zeile merkt man den nagenden Ärger gekränkter Eitelkeit, und bis zu seinem Tode hat er der Stadt, die seine Verdienste nicht zu würdigen verstand, einen zähen Groll bewahrt.

Des Lobes bedürfen heißt von den Menschen abhängig sein, in erster Linie natürlich von denen, mit welchen man täglich zu verkehren hat. Wenn Constantin sich oft durch seine Kammerdiener bestimmen ließ, so besaß Julian wenig von der Sorte — seine Toilette machte eben sehr bescheidene Ansprüche —, aber auch an seinem Hofe gab es einen Eunuchen, den Eutherius, der notorisch großen Einfluß besaß. Noch mehr aber drängte es den Jüngling zu Freunden, die er als gleichwertig oder gar als überlegen anerkennen durfte. Wie er bis an seinen Tod die Erinnerung an seinen Kinderwärter mit rührender Dankbarkeit bewahrte, so trieb es ihn auch später zu Männern, an denen er bewundernd emporblicken konnte. So stolz er auf den gemeinen Durchschnitt der Menschheit herabblickte, das demütige Bedürfnis, sich unterzuordnen und leiten zu lassen, wie es in seinem Verhältnis zur Gottheit hervortritt, beherrschte auch seine Stellung zu denjenigen, die er als seine wirklichen Freunde betrachtete. Er hegte die Neigung, sie sich zu idealisieren, und wurde dann freilich, wenn längere Bekanntschaft ihm ihre Natur enthüllte, oft schwer enttäuscht. Vielleicht hätten solche Erfahrungen ihn zum Menschenhasser gemacht, wenn sein Leben nicht ein so gar kurzes gewesen wäre. Wir sahen schon, wie er von Männern, die er liebte und verehrte, auch ernsten Tadel dankbar hinnahm, eine seltene Tugend, nicht nur bei gekrönten Häuptern.

Ohne Zweifel wurde dies Verhalten nicht allein durch das edle Jünglingsbedürfnis, zu bewundern und zu vertrauen, sondern auch durch seinen Platon bestimmt, den er fast auswendig kannte und immer im Munde führte. Das Idealbild, das dieser von edler Männerfreundschaft gezeichnet hatte, wirkte mächtig auf ihn ein, wie er sich andererseits von demselben Meister auch die Verachtung der Frauenliebe angeeignet hat. Denn auch darin war er Idealist, daß er sich mit dem tatkräftigen Ernste der Überzeugung bestrebte, was er aus seinen philosophischen Büchern gelernt hatte, auch in die Wirklichkeit zu übertragen. Wie er den Glauben annahm, von dem er meinte, daß Homer und Platon ihn bekannt hätten, und auch seine Untertanen dazu bekehren wollte, so versuchte er auch sonst das hochverehrte Altertum in die verdorbene Neuzeit zurückzuführen, und wie auf dem religiösen, so irrte er auch auf dem staatlichen Gebiete in dem, was er für echt altertümlich hielt. Er ordnete sich den Konsuln, deren leeres Scheinamt noch an die hohe Zeit der Republik erinnerte, bescheiden unter, erschien zu Fuß in ihrem Gefolge und legte sich selbst eine hohe Geldstrafe auf, als er durch ein Versehen in ihre Ehrenrechte übergegriffen hatte; er lehnte ab, sich Dominus nennen zu lassen, wie Augustus es abgelehnt hatte, obgleich diese Bezeichnung des Kaisers schon seit Jahrhunderten allgemein üblich war; aber auf seine absolute Gewalt wollte er nicht verzichten, und wenn er es gewollt hätte, wäre es unmöglich gewesen. Weil die Kultur des Altertums auf der Blüte

der Städte beruht hatte, suchte er diese aus ihrem tiefen Verfall wieder aufzurichten, fand aber dafür kein anderes Mittel, als die Dekurionen noch strenger, als Constantin es getan hatte, an ihren Stand zu binden und ihre Zahl selbst durch widerrechtlichen Zwang zu vermehren; eben dies aber war ganz modern und hatte jenen Verfall, wenn auch nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt. Mit Platon hielt er Gerechtigkeit für die Grundlage der Staaten und suchte sie zu pflegen, indem er den Übergriffen der Mächtigen nach Kräften entgegentrat und persönlich zu Gerichte saß; aber bei dieser Tätigkeit fragte er die Parteien oft, zu welcher Religion sie sich bekannten, und wenn er seinem Glauben zuliebe auch nicht das Recht beugte, wurden die Christen doch verblüfft und eingeschüchtert. Daß er die Philosophie ehrte und förderte, mochte man preisen; aber wenn er mitten in einer Senatssitzung aufsprang und mit unschicklicher Eile dem Neuplatoniker Maximus, der eben angekommen war, entgegenlief, so fand man das mit Recht würdelos. Und so waren auch seine geschlechtliche Enthaltsamkeit, sein Hungern, Wachen und Frieren, kurz alle die Mittel, mit denen er das Fleisch zugunsten der unsterblichen Seele abzutöten suchte, zwar schöne Beweise der eisernen Energie, mit der er seine Gedanken in Taten umsetzte; aber indem er seine löbliche Verachtung des Prunkes bis zu abstoßender Schmutzigkeit steigerte und, während er leutselig sein wollte, mitunter gemein wurde, machte er sich dennoch lächerlich.

Auch Nichtachtung des Geldes und die Pflicht, seine Freunde zu beschenken, predigte die Philosophie, und auch diese Lehre hat Julian prinzipiell anerkannt. Er rühmte sich sogar, daß er ein schlechter Finanzmann sei, obgleich er in seiner Verwaltung Galliens das Gegenteil bewies. Und so sehr er sonst zu Übertreibungen geneigt war, im Geschenkegeben ist er maßvoll geblieben und hat nie die wüste Verschwendung Constantins nachgeahmt, die für das Reich so unheilvoll geworden war. Dieser war eben am Hofe aufgezogen und hatte die niedere Welt nur von fern durch den Nebel gesehen, der leider überall den Thron umgibt; Julian dagegen hatte mit den Untertanen als einer ihresgleichen gelebt, und zwar nicht als einer der reichsten. In Konstantinopel und Nicomedia hatte er das Treiben der Großstädte kennen gelernt, und auf dem stillen Fundus Macelli die Nöte des armen Bauern beobachten können. So erkannte er das Unrecht, ihm durch eine harte und leichtsinnige Finanzpolitik die sauer erworbenen Groschen aus der Tasche zu ziehen, und begann daher im Hofhalte zu sparen, die Überzahl der schmarotzenden Beamten zu vermindern, die erwerbende Bevölkerung zu begünstigen und den bedrückten Steuerzahler mitleidig zu schonen. Dies war es, was dem Reiche nottat. Trotz der vielen Torheiten, die er beging, vor allem auf dem religiösen Gebiete, hätte daher seine Regierung ein Segen für die leidende Menschheit werden können, wenn seine Finanzpolitik Zeit gehabt hätte, sich zu bewähren und einzubürgern. Aber wie um seines Glaubens willen eine Mörderhand ihn traf, so wurden bei seinem frühen Tode mit dem, was dieser Glaube Unnützes und Schädliches gewirkt hatte, auch die fruchtbaren Schöpfungen seiner Hand alle vernichtet, und das Elend der Zeit ging weiter seinen traurigen Gang.

Die Kunst der Weltanschauung.

Von
J. Reinke.

Wir alle befleißigen uns einer wichtigen Kunst: der Lebenskunst. Diese hat eine praktische und eine ideale Seite; mit der letzteren im engsten Zusammenhange steht die Weltanschauung.

Jeder über die animalen Bedürfnisse des Tages hinausstrebende Mensch hat Verlangen nach einer ihn befriedigenden Weltanschauung. Dies Sehnen nach Weltanschauung fordert Licht bis in die Tiefen des Herzens hinein. Kant hat uns gelehrt, daß wir von Meinungen zu Einsichten fortschreiten sollen. Die Einsicht soll Eigentum des ganzen Menschen sein vom Kopf bis zum Herzen. Damit wird die Weltanschauung ein persönlicher Besitz.

Wie jedes Kunstwerk ein Urteil in Symbolen ausspricht, so ist auch die Weltanschauung ein Urteil, und zwar ein künstlerisch-intuitives; oder genauer ein Bündel von Urteilen, zusammengeschnürt mit den Fäden des Temperaments, des Gefühls und der sonstigen Eigenart des Schauenden; aber immer ein künstlerisch-intuitives Urteil.

Kunst kommt von Können. Das Schauen ist eine Kunst. Wer versteht sie recht? Ihre Schwierigkeit wächst mit der Größe der Aufgabe; was aber gäbe es Größeres, Weiteres als die Welt?

Die Welt — was bedeutet sie? Eine Summe von Problemen, die sich beziehen auf die Gesamtheit von Natur, von Kunst, von Sitte, von Religion, von Wissenschaft und Technik. Diese Gesamtheit im Anschauen zu erfassen, das ist die große Kunst, die wir lernen sollen.

Ich bitte zu beachten, daß ich nicht sagte, die Welt sei der Inbegriff des Alls; denn dabei läßt sich nichts vorstellen. Nur auf Ausschnitte aus dem All habe ich hingezeigt. Die Welt umfaßt die Gebiete der Natur und der Freiheit, des Müssens, Sollens und Könnens, und sie erzeugt sich aus dem Zusammentreten des Wahrnehmbaren mit unserem Verstande und mit unserer Vernunft. Wir erschauen die Welt nicht bloß um uns her, sondern auch in uns, und wir sollen sie in beiden Fällen denkend anschauen. Dann erst gewinnen wir das Augenmaß für die ganze gesetzliche Grundlage der Welt, sie wird dann erst, um ein Wort Goethes zu gebrauchen, zur „Welt des Auges", aber nicht nur des körperlichen Auges, sondern auch des geistigen und des moralischen. Kants große Frage: *Wie* kann ich wissen, *was*

soll ich tun? ist eine Weltanschauungsfrage. Und wenn auch die Welt aus Erfahrungselementen sich aufbaut, so ist sie als Ganzes doch keine Erfahrungstatsache, sondern eine Idee.

Mit magischer Gewalt fühlen wir uns angezogen von dieser Idee, und jede Weltanschauung ist ein Ausfluß menschlicher Sehnsucht. Darum fragt der Mensch auch weit mehr, als er Antworten erhält; und lückenhafte Bilder sucht er durch Formeln zu ergänzen. Wehe ihm, wenn er den Wert solcher Formeln überschätzt, oder wenn sie zu Schlagworten entarten!

Schon Descartes stellte die Anschauung als Quelle aller Wahrheit, als Grundlage aller Erkenntnis hin. Darum verlangen wir nach Anschauung als unserem persönlichen Eigentum, nicht nur nach dem Besitz von Wissen, denn das liegt schon im Konversations-Lexikon aufgespeichert. Wohl muß die Weltanschauung Wissen voraussetzen; doch sie ist nicht gleichbedeutend mit Wissen, noch weniger mit einem Eintreten für Lehrmeinungen, von denen sie unabhängig bleiben sollte; sie ist eine Kunst, zu schauen. Indem das anschauliche Wissen nach Darstellung und Darstellungsmitteln ihres Inhalts — kurz, nach Gestaltung ringt, nimmt es seinen Platz ein an der Seite der Künste: seine Gesetze sind denen der letzteren verwandt. Wenn wir im Anschauen die Welt ergreifen, so bauen wir in der Weltanschauung eine eigene Welt auf; wir tun es dadurch, daß wir einer Idee Gestalt zu verleihen suchen. Schon in jedem Naturbilde, das unserer Anschauung vorschwebt, ist ein künstlerisches Problem zu lösen. Es gibt einen einfachen, großen Stil des Schauens wie des Denkens, der sich äußert in einem schönheitssicheren Blick, in Vornehmheit des Gefühls, in schöpferischer Kraft, in Klarheit des Aufbaues.

Darum verwechsle man auch nicht Weltanschauung und Philosophie! Die Philosophie verhält sich zur Weltanschauung etwa wie die Ästhetik zu den Werken der bildenden Kunst. Die Weltanschauung kann Objekt der Philosophie sein, ein Philosoph kann Vorträge darüber halten; doch in einem Handbuch der Geschichte der Philosophie wird man vergebens nach den Namen der größten Virtuosen der Weltanschauung, wie Shakespeare, Bismarck, Fritz Reuter suchen; und selbst Goethe ist selten darin zu finden. Dies widerspricht nicht der Tatsache, daß die Systeme einzelner Philosophen auch als Systeme einer Weltanschauung gelten dürfen. Im allgemeinen ist aber die Weltanschauung ein weiterer Begriff als die Philosophie.

Jede Weltanschauung ist abhängig von äußeren Verhältnissen, die wir als das Milieu und als den Machtbereich des Menschen bezeichnen können. Nur in der Luft der Freiheit kann eine selbständige, d. h. persönliche Weltanschauung gedeihen. Doch auch ihr Machtbereich ist ein beschränkter, ist abhängig von den verschiedensten natürlichen, geschichtlichen, sozialen Zusammenhängen. Nicht nur die Großen, auch die Kleinen wollen eine Weltanschauung haben, und sie reicht mit ihren Wurzeln bis in die Kinderstube zurück. Seit diesen Anfängen ihrer Entwicklung arbeiten innere und äußere Faktoren an der Reifung der Weltanschauung, die so zu einer Methode wird, die Einzelheiten in uns und um uns her einheitlich zu verbinden und zu unserem Ich in

Beziehung zu setzen. Alle Kräfte unseres Verstandes-, Willens- und Gemütslebens sind daran beteiligt. Sofern wir die Weltanschauung in uns erleben, ist sie individualistisch, und in dieser Hinsicht gehen Weltanschauungen weit auseinander. Wir würden ins Uferlose geraten, wollten wir die Weltanschauung dahin analysieren, ob sie pessimistisch oder optimistisch, national oder kosmopolitisch, edel, egoistisch, verbrecherisch usw. wäre; man brauchte dann auch beim Menschen nicht stehen zu bleiben, sondern könnte von einer Weltanschauung des Zeisigs, der Heuschrecke, des Regenwurms sprechen. Das sei ferne! Nur mit der Weltanschauung des verständigen, sittlich normalen Menschen wollen wir es zu tun haben, und wenn diese für den einzelnen individualistisch bleibt, so ergibt sich doch ein Chor der in den Hauptstücken Übereinstimmenden, mögen Milieu und Machtbereich noch so verschieden sein.

Indem der Mensch fast triebhaft nach Weltanschauung strebt, kämpfen Verstand und Phantasie gemeinsam um das Begreifen der Rätsel des Daseins. Die Naturbilder werden der Deutung unterworfen, die sittliche Probleme zu begründen versucht; auch die verbotenen Pfade des Lebens sind nicht außer acht zu lassen, weil ihre Bedeutung für das Drama des Lebens kaum geringer ist als die der erlaubten.

Eine so wichtige Rolle die Phantasie in der Weltanschauung spielt, darf ihr nur Spielraum gewährt werden am Zügel des empfindlichsten Wahrheitsgefühls. Nur dieser Wahrheitssinn hat den Werken der großen Naturforscher dauernden Wert verschafft, auch wenn sie zunächst von der Phantasie ihren Pfad erhellen ließen.

Gewiß soll uns Lebensglut durchströmen, wenn wir schauen und urteilen, eine blutleere Weltanschauung ziemte nur den Schatten im Hades. Doch das Temperament ist zu mäßigen, es darf nicht in Leidenschaft aufflammen, in deren Banne die Wahrheit nicht gedeiht. Nur so können wir zu einer Harmonie der Anschauung gelangen, die für den Menschen ein moralisches Bedürfnis ist. Gewiß wird solche Harmonie keine vollständige sein, und gelegentliche Dissonanzen wirken erfrischend, sonst gäbe es keine Verschiedenheit berechtigter Weltanschauungen. Die konkreten Einzelbilder der Natur und des Menschenlebens werden durch eine Art von Abstraktionsverfahren *zusammengeschaut*, wie unser Auge eine Landschaft aus der Ferne als einheitliches Gebilde erblickt, das beim Näherkommen sich auflöst in Bäume, Kräuter, Steine usw., deren Analyse wir mit dem Mikroskop noch viel weiter treiben könnten.

Die Weltanschauung ist ein wichtiges Stück der Persönlichkeit, eine wesentliche Seite unseres Kulturlebens, uns so nötig wie die Nahrung dem Körper. Ein berechtigter Wunsch des Menschen ist, seiner Weltanschauung froh zu werden, wie er Freude haben will an der Tagesarbeit, am eigenen Leben, am Vaterlande, an der Natur. Gewiß mischen sich Schatten in jedes sonnige Weltbild, doch wir können das unsrige dazu tun, daß die Schatten nicht überhand nehmen. Auch das ist eine Aufgabe für künstlerisches Geschick, und wer sie nicht lösen kann, verdient unser Mitleid.

Soweit der Mensch sich denkend um eine Weltanschauung bemüht, wird stets den eigenen Einfällen ein geringerer Einfluß zukommen als fremden, oft unbewußt eingefangenen Gedanken. Und das ist gut. Ich erinnere an Goethes Wort: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken." Aber fremde Gedanken sollen in assimilierter Form sich geltend machen; dann bleibt das Schauen ein selbständiges Können des Menschen. Er soll sich nicht abquälen um den Erwerb einer Weltanschauung mit fremden Hilfsmitteln, er bedarf einer solchen, die ihm taugt. Noch weniger darf er danach trachten, durch seine Ansichten anderen gefällig zu sein. „Vielen gefallen ist schlimm", sagt Schiller. Wohl sollen wir uns nach der Wahrheit richten, denn sie richtet sich nicht nach uns, und wir sollen uns hüten, die Weltanschauung auf Bruchstücke menschlicher Erkenntnis zu gründen, z. B. ausschließlich auf die Ergebnisse der Naturforschung; es wäre besser, keine Weltanschauung zu haben als eine so einseitige. Aber kritisch und schöpferisch zugleich müssen wir handeln, soll unser Schauen zu befriedigendem Abschluß gelangen.

Weltanschauung geht aus Erlebnissen hervor, aus Erlebnissen des einzelnen wie der Menschheit; darum sollen wir nicht nur spekulativ nach vorwärts und um uns her, sondern auch historisch nach rückwärts blicken. Alles fließt. Ein Strom des Geschehens wälzt sich aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft; ihm sind wichtige Richtlinien der Weltanschauung zu entnehmen. Man kann über Wert oder Unwert der historischen Betrachtung verschiedener Meinung sein; für Fragen der Weltanschauung lehrt die Geschichte uns wenigstens Bescheidenheit, wenn sie uns zeigt, daß zu allen Zeiten die Menschen sich mit den gleichen Problemen abgemüht haben, ohne endgültig befriedigende Antworten auf ihre Fragen zu erhalten. Gewiß ist vor Überschätzung der Tradition zu warnen. Gerade die Weltanschauung darf uns nicht durch Fremdsuggestion eingeflößt und durch eine sich daran anschließende Autosuggestion aufrecht erhalten werden. Solche Unfreiheit bekämpfe man. Allein die Vergangenheit ist ein Spiegel, dessen Gebrauch uns vor der Anmaßung des Wagner im „Faust" zu bewahren vermag.

Es liegt mir fern, hier einen geschichtlichen Abriß der Weltanschauungen bieten zu wollen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß sich drei Altersstufen im Geistesleben der Menschheit unterscheiden lassen: erstens die mythologisch-phantastische, zweitens die wissenschaftlich-spekulative und drittens die wissenschaftlich-empirische. Daß diese drei Stufen nicht scharf nach Zeitaltern zu trennen sind, braucht wohl kaum ausgesprochen zu werden.

Auf der ersten Stufe der Weltanschauung standen die prähistorischen Menschen sowie die historischen Menschen bis zu den Anfängen der altindischen und der altgriechischen Philosophie. Die zweite Stufe ist hauptsächlich durch das Geistesleben der Griechen und Römer repräsentiert, während die dritte Stufe am Ende des Mittelalters mit der Geburt der kritischen Naturforschung beginnt, an welche die kritische Geschichtsforschung sich anlehnt: es ist die Periode der Gegenwart. Daß jede Stufe das Gute und Dauerhafte, welches eine frühere Stufe herausgearbeitet hat, in sich auf-

nimmt, ist ihr Recht und ihre Pflicht. Daß es heute noch Völker gibt, die auf der ersten Stufe befangenster Weltanschauung verharren, zeigt die vergleichende Völkerkunde genugsam.

Innerhalb der zweiten Stufe entfaltet sich das Geistesleben frühzeitig in tiefen Gegensätzen. Während schon bei Thales ein Hylozoismus besteht, der alle Materie belebt vorstellt, so daß ein noch heute gelehrter Hylozoismus prinzipiell nicht über ihn hinausgekommen ist, spaltet sich die Weltanschauung der Griechen in zwei Hauptströme, deren einer auf Epikur und vielleicht auf Demokrit, deren anderer auf Sokrates, Plato und Aristoteles zurückgeht. Ich nenne Demokrit nur mit Vorbehalt, weil sein Materialismus dem berechtigten Materialismus der heutigen Naturwissenschaft entspricht, der keineswegs daneben eine idealistische Betrachtungsweise ausschließt. Während Epikur das Geistesleben als Erzeugnis der Materie auffaßt, anerkennen Plato und Aristoteles neben den physischen geistige Potenzen. Der dritte Standpunkt, daß alles Materielle bezw. Physische nur ein Ausfluß des Geistigen sei, gehört erst der Neuzeit an und wurde durch die Systeme von Berkeley und Malebranche begründet. Den gewaltigsten Einfluß übte neben der weltfreudigen Anschauung der Griechen die biblische Weltanschauung auf die geistigen Schicksale der Menschheit. In ihr tritt parallel zum Denken der Inder ein Zug der Weltflucht charakteristisch hervor, vom Salomonischen „alles ist eitel" bis zu den christlichen Anachoreten. Nicht minder bedeutsam für das Geistesleben der späteren Zeit blieb die Deutung und Wertung der Naturbilder durch die Bibel. Sie schwankt zwischen glänzenden Vorahnungen moderner Ideen wie der Entwicklungsidee durch die Genesis und der Einordnung wundersamer Legenden neben die gesetzmäßigen Vorgänge des Naturlaufes; eine Gegensätzlichkeit, die schon keinem geringeren als Kepler das kritische Wort in den Mund legte: „Es ist ein tadelnswerter Mißbrauch, wenn man in der Bibel die Beantwortung von Fragen über die Welt sucht."

Das sind einige der Grundlagen, aus denen die Weltanschauungen der Gegenwart emporgewachsen sind. Die psychologische Entwicklung einer Weltanschauung, wie in der Menschheit so im einzelnen, zeigt Bilder von hohem Interesse. Es fehlt nicht an Maßstäben, um Wesen und Gang dieser Entwicklung zu bestimmen; ein solcher Maßstab ist die Technik in ihrer schrittweisen Vervollkommnung von den prähistorischen Zeiten bis in die Gegenwart. Sie lehrt einerseits unaufhaltsamen, oft gewaltigen Fortschritt; anderseits zeigt sie, daß die Begabung der prähistorischen Zeichner, Bildschnitzer und Erfinder nicht geringer gewesen sein kann als die der Menschen unseres Jahrhunderts.

Der Mensch wird in seine Zeit hinein geboren und empfängt aus ihr, aus Familie, Heimat und Vaterland die ersten Motive einer Weltanschauung. Die meisten verharren den großen Problemen gegenüber auf einem kindlichen Standpunkte, und: „Kinder leben in Schnellurteilen," sagt Goethe. Wohl ihnen, wenn sie mit Bismarck sprechen können: „Ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute." Nur dann, wenn eine Welt-

anschauung sich über das Wirrsal der Tagesströmungen erhebt, wird sie Geltung haben, nur wenn sie in dem beständigen Kampfe des Zeitgeistes mit dem Geiste ewiger Wahrheit sich auf die Seite der letzteren stellt, wird sie Anspruch auf dauernden Wert erheben können.

Man sei vorsichtig im Preisen des modernen Geistes. Das Moderne wird häufig als der Gegensatz zum Geschichtlichen, Alten, Überlebten hingestellt, und doch ist es das Ergebnis des Geschichtlichen. Fraglich bleibt nur, ob man ein gutes oder ein falsches Fazit gezogen hat. Viel mehr Beachtung verdient der tatsächliche Gegensatz zwischen dem Modernen und dem Unvergänglichen; denn wenn auch das Moderne unsterbliche Keime in sich einschließen kann, ist das spezifisch Moderne doch überwiegend Schale solcher Keime, die nur Wert für den Augenblick hat und mit ihm zerbricht. Darum ist gerade das meiste Moderne vergänglich, und auch das historisch Überwundene war einst modern, z. B. der Jesuitenstil in der Baukunst. Darum wird das Moderne leicht zum Feinde einer vernünftigen, dauerhaften Weltanschauung. Diese muß stets den Spiegel der Geschichte zu Rate ziehen, auch wenn die Gegenwart noch so gebieterisch ihr Recht fordert. Denn die Schlacken sind vom Edelmetall zu sondern, wenn man mit letzteren etwas anfangen will.

Die Welt ist das Wirkliche um uns her und in unserem Innern; sie steht im Gegensatz zum Imaginären und zu den reinen Begriffen. Der schauende Mensch richtet seine Aufmerksamkeit auf Probleme, die ihm aus dieser Wirklichkeit entgegenstarren. Das Leben ist das Problem der Probleme. Die Wissenschaft sucht es in Bestandteile zu zerlegen, unter denen Natur und Vernunft zwei Pole bilden; sie sucht diese Bestandteile zu begreifen, ohne sie erklären zu können; und indem sie von der Anschauung übergeht zu Begriffen und zuletzt zu Ideen, hat auch sie sich vor der Gefahr zu hüten, ins Ulferlose zu geraten. Denn mit Ideen löst man keine Probleme, sondern nur durch harte Verstandesarbeit, neben der, da die Wissenschaft stets menschlich bleibt, auch die Bedürfnisse des Gemüts ihr Recht verlangen. Ihr Ziel erblickt die Wissenschaft in der Beibringung von Beweisen von objektiver Gültigkeit, d. h. solcher Beweise, die jedermann anzuerkennen gezwungen werden kann. Im Gegensatz dazu zieht die Weltanschauung nicht das Fazit eines Rechenexempels, sondern sie gestaltet Empfindungen und Gedanken und schafft Werte von beschränkterer, d. h. mehr subjektiver Geltung, die einen Zug des Unfertigen an sich haben. Eine schematisch abgeschlossene Weltanschauung gefällt nur dem Nachbeter; es wäre eine Weltanschauung der Orthodoxie, der erstarrten Form, der sich doch immer von neuem Probleme der Wirklichkeit entgegenstellen. Dennoch sind klassifizierende Richtlinien für keine Weltanschauung zu entbehren, sie muß sich an ihnen orientieren. So finden sich die Menschen in eine Umgebung hineingestellt, deren Sichtbares sie Stoff, deren Unsichtbares sie Kraft nennen, und sie konstruieren danach ihre Ideen, wie Leib, Seele, Natur, Gottheit usw.

Unsere erste Aufgabe lautet: Wir sollen suchen; dabei kennen wir unser Schicksal im voraus, daß wir ewig Suchende bleiben werden, auch wenn wir

noch soviele Perlen gefunden haben; denn auf dem Meeresgrunde bleiben zahllose Muscheln liegen, deren Öffnung uns nicht gelingt. Auf dieser Suche müssen wir die Welt hinnehmen, wie sie ist; auf die Fragen, warum sie da ist, und wozu sie da ist, fehlt jede Antwort. Weil die Suchenden verschiedene Wege gehen, kann es keine für alle Menschen gleiche Weltanschauung geben, wie für den einzelnen keine abschließende. Nicht nur Mühe und Arbeit ist des Menschen Los, sondern auch Entsagung; denn es ist ein Vorwärtsschreiten gegen das Ziel bei Unerreichbarkeit dieses Zieles. Daraus entspringt der Widerstreit der Meinungen, durch den die Menschheit gepeinigt wird. Wenn Kant lehren wollte, was man sein müsse, um ein Mensch zu sein, so hatte seine Lehre nicht nur die starken, sondern auch die schwachen Seiten des Menschen zu berücksichtigen. Über allen Irrwegen leuchtet immer wieder die Aufgabe, das Erschaute zu gestalten und für die Gestaltung einen, wenn auch persönlichen, so doch möglichst einfachen und darum großen Stil zu finden. Nur in solchem einfachen Stil vermögen wir das Wesen dieser Welt richtig aufzufassen, seinen Kern zu schauen und unsere Augen vor äußerem Schein zu schützen. Diesen Kern erblicke ich im höchsten Gesetze des Weltgeschehens, das Natur wie Geisteswelt, Menschheitsgeschichte, Wissenschaft und Kunst durchwaltet, im Gesetze des Zusammenhangs und der Ordnung.

Die mehr oder weniger gelungene Lösung eines Problems bildet wiederum den Ausgangspunkt für ein neues Problem und wird so zum Gliede in einer endlosen Reihe. Indem wir Beziehungen knüpfen zwischen uns und den Dingen dieser Welt, soll deren Inhalt ein wissenschaftlicher, deren Form eine künstlerische sein; in der Weltanschauung aber zwingt die Form den Stoff, indem sie sich gleichsam über ihn lagert. Die Weltanschauung ist nicht selbst Wissenschaft, aber sie soll auf Wissenschaft fußen. Und während es für die Wissenschaft erledigte Probleme gibt, erneuern sich die Probleme der Weltanschauung immer wieder, weil immer neue Menschen zu den Ergebnissen der Wissenschaft in Beziehung treten; nur die Methode der Anschauung bleibt die alte. Schauen wir nach außen, so erscheint uns das Leben in den Vorstellungen von Farben, Tönen, Duft, Geschmack und Druck; schauen wir nach innen, so treten Fühlen, Denken, Wollen, Ethik, Religion in den Gesichtskreis. Das sind die Gegensätze im Gefüge der Welt außer uns und in uns, und alles Geistesleben bewegte sich von jeher zwischen diesen Gegensätzen, deren Sinn die Weltanschauung begreifen will.

Wie man die Welt anschaut, darauf kommt es an. Wegen der Unvollkommenheit und Relativität jeder Weltanschauung dürfen wir keiner fremden Anschauung die Achtung versagen; bleibt doch die eigene Anschauung nur lebendig, solange sie in stetigem Wandel fortschreitet. Pflicht jeder Weltanschauung ist es, sich nach Möglichkeit freizuhalten von vergänglichen Meinungen; aus den festen, gesicherten Erkenntnissen die Grundlage zu bauen und ihnen die Richtlinien zu entnehmen. Um eine Weltanschauung zu haben, um die Dinge beurteilen zu können, muß man die Welt zunächst einmal kennen, und die Übung muß auch hierbei der Meisterschaft voraus-

gehen. Dem subjektiven Sinn und Geschmack ist ein Unterstreichen einzelner Auffassungen vor anderen anheimgestellt. Jeder Weltanschauung ist aber anzuraten, so wenig abstrakt zu sein wie möglich, so berechtigt sonst auch Platos Gebot ist, im vielen das eine zu erblicken. Es empfiehlt sich, die ideell gewonnenen Einheiten in ein dichterisch-anschauliches Gewand zu hüllen, das nur nicht in Widerspruch treten darf mit der Wahrheit.

„Das Wissen ist entweder anschaulich oder symbolisch," sagte Leibniz und bewertete damit das Schauen als Methode. Weil Sprache Symbolik der Gedanken ist, so wird die Gestaltung des Erschauten durch das Ausdrucksmittel der Sprache symbolisch ausfallen müssen. Der Mensch verfügt über verschiedene Sprachen, über Wortsprache, Gebärdensprache, mathematische und musikalische Sprache, die alle zur Beschreibung der Bilder dienen können, die vor unseren weit und hell geöffneten Augen entstehen, die wir aus uns heraus erschaffen, die ein Stück von uns selbst sind. Wir leben tatsächlich in Symbolik.

Es gibt ein Begreifen im Denken und ein Begreifen im Schauen; von letzterem ist hier die Rede. Um recht zu schauen, haben wir nicht nur die eigene Fähigkeit richtig einzuschätzen, sondern auch die Wirkung äußerer Umstände auf sie richtig zu beurteilen. Darum sollen wir uns nicht bloß mit dem Pfadfinden abmühen, sondern uns auch führen lassen, sobald ein guter Führer sich anbietet. Nur so gelingt uns die fortwährend notwendige Selbstkorrektur unserer Weltanschauung, ohne die wir bald auf Irrwegen tappen würden, weil die eigene Vernunft als Leuchte zur Erhellung des Weges nicht ausreicht. Es ist zweifellos wichtiger, r i c h t i g e Anschauungen zu haben als originelle. Um richtig zu schauen, sollen wir die Welt betrachten, wie der Naturforscher dem Bau des Schwalbennestes, dem Auskriechen des Schmetterlings, der Krümmung einer Wurzel zuschaut, d. h. aufmerksam, aber wunschlos; und tendenzlos sollen wir das Geschaute verkündigen. Darum hat die Weltanschauung den Blick frei zu halten von den Nebeln der Leidenschaft und vorurteilslos, in vornehmer Ruhe, das Erschaute zu gestalten und eventuell kundzugeben. Patriotismus und andere Stimmungen mögen sich in Begeisterung äußern; Weltanschauung darf es nicht. Gerade weil sie der Freiheit als ihrer Lebensluft benötigt ist, darf sie sich nicht von Stimmungen oder gar Leidenschaft fortreißen lassen, die sie unter ihr Joch beugen würden. Die Weltanschauung ist nur Kunst, wenn sie die Dinge ohne Vorurteil sieht und bei ihrer Beurteilung dem Drange nach Schematisierung widerstrebt. Sobald der Mensch daran geht, eine Weltanschauung auszuklügeln, möchte er Formeln, nichts als Formeln gewinnen. Besonders das Geheimnisvolle, Unerforschliche, Unbegreifliche versucht er in Formeln zu zwingen. Formeln sind aber nicht Gestaltung; sie haben ein mathematisches Wesen, kein künstlerisches. In der Beschränkung ihrer Anwendung zeigt sich auch hier der Meister.

Jede Beschränkung hat eine Selbstkritik zur Voraussetzung, eine Kritik, die den Verzicht auf weitergehende Wünsche verlangt. Die Kritik fordert den Willen zu Strenge im Urteil; durch das Eingreifen des Urteils wird die

naiv einfache Anschauung des Ich erst zu wertvollem Können erhoben. So wirken die verschiedenen Geistesfunktionen, oft mit fließenden Grenzen, zur Einheit der Persönlichkeit zusammen. Mag auch dem einzelnen die harmonische Abrundung der Weltanschauung noch so sehr Bedürfnis sein, er darf sich doch der Kritik nicht verschließen; Kritik aber weckt Zweifel. Jede Weltanschauung von Wert hat sich aus dem Zweifel emporgerungen, und wer nicht einmal gezweifelt hat, kann auch nicht überzeugt werden. Die Verschiedenheit der Weltanschauungen beruht darauf, daß man von verschiedenen Seiten her und unter verschiedenen Voraussetzungen an die Probleme der Natur und des Geistes herantritt; und wenn der einzelne den von ihm eingeschlagenen Weg für den allein richtigen hält, gelangt er zur Überschätzung des eigenen, zur Mißachtung der fremden Standpunkte. Nur durch die Kritik werden wir in den Stand gesetzt, scharfe Grenzlinien zu ziehen zwischen Erkenntnis und Deutung, zwischen Wissen, Mutmaßen, Ahnen und Wähnen.

Wenn uns große Stücke der Welt unbegreiflich bleiben, so wird eine vorurteilslose Weltanschauung den Grund dafür in der Mangelhaftigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens zu erblicken haben, und zweifellos gehört solche Mangelhaftigkeit zum Wesen des menschlichen Verstandes. Diese Einsicht hat etwas Befreiendes, Beruhigendes, und sie fördert unsere Kraft, die nicht nur eine Kraft zum Gewinnen, sondern auch eine Kraft zum Entsagen sein muß; sie bewahrt uns vor nutzloser Kraftverschwendung. Das ist ein Hauptstück von Kants großer Lehre. Er zeigte, daß unserer Wahrnehmung nur zugänglich sind Beziehungen zwischen unserem Innern und der Außenwelt, die durch Sinnesreize vermittelt werden, und die unseren Geist in Form von Bildern und Symbolen beschäftigen. Über den Dualismus von Hüben (a priori) und von Drüben (a posteriori) kommen wir nicht hinaus; das will sagen: Unser Subjekt, unser angeborenes Erkenntnisvermögen tritt in einen Gegensatz zu den außer uns befindlichen Objekten der Erkenntnis. Denn die Erkenntnis der Welt entspringt nach Kant nicht in unserem Innern, sondern hält von außen her ihren Einzug in unsere Seele. Die Betrachtung von verschiedenen Standpunkten aus muß Gegensätze zeitigen; doch diese Gegensätze brauchen nicht zu endigen in sich ausschließenden Widersprüchen, sondern sollen zu einander ergänzenden Anschauungen führen. Darum dienen Besonnenheit, Taktgefühl und Geschmack als Zügel einer von einseitig gerichteter Phantasie beflügelten Anschauung. An die Spitze jeder Weltanschauungslehre stelle man den Satz, daß unser Erkenntnisvermögen begrenzt ist. Dann entgehen wir den Gefahren der Utopie und können in Gelassenheit Goethes Rat befolgen, das Erforschliche vom Unerforschlichen zu sondern. Dann kommt auch der gesunde Menschenverstand zu seinem Rechte gegenüber den Spitzfindigkeiten der Erkenntnistheorie, die sich bis zur Tollheit des Solipsismus überspannen. Wer kennt die Lehre vom Solipsismus? Glücklicherweise wenige. Und doch wird sie bis auf den heutigen Tag von ernsthaften Männern aufrecht erhalten, die da behaupten, daß nur das einzelne Selbst mit Sicherheit existiere. Ich soll also nur wissen, daß ich

selbst in der Welt bin; wenn ich aus Erregungen meines Bewußtseins den Schluß ziehe, daß ich auch Mitmenschen besitze, die durch ihre Sprache mit mir verkehren, und die ich sehe, daß ich ferner Tiere, Häuser, Bäume usw. sehe, so wird deren Existenz lediglich hypothetisch erschlossen. Gewißheit habe ich nur von meinem eigenen Selbst. Wenn solche Theorie gläubige Jünger findet, so kann man wirklich sagen: credunt, quia absurdum est.

Vergleicht man die Widersprüche der verschiedenen Erkenntnistheorien miteinander, wie sie seit dem Altertum bis in die Gegenwart hervorgetreten sind, so ergibt sich aus ihnen eine Warnung für die Weltanschauung, sich von diesen Theorien nicht unterjochen zu lassen. Stimmen doch in diesen Theorien nicht zwei Philosophen vollständig überein. Auch hier heißt es: Ein Kind kann waten, ein Elefant muß schwimmen.

Kant dürfte der rechte Führer sein, indem er die Bedingungen festzustellen sucht, unter denen Erfahrung stattfindet und möglich ist. Unmittelbar für uns gegeben sind nur Erscheinungen, aus denen die Vernunft Ideen abzuleiten vermag. Wichtig ist Kants Unterscheidung zwischen den konstitutiven und den regulativen Beziehungen unseres Geistesinhalts. Konstitutiv nennt er die tatsächlichen Bedingungen der Möglichkeit einer Erfahrung; regulativ nennt er die Gestaltung, die wir den Erfahrungsobjekten gemäß der Organisation unseres Geistes zu geben gezwungen sind, ohne daß dazu durch den Begriff des Objekts selbst eine Nötigung gegeben wäre. Ein konstitutives Urteil lautet: Es ist. Ein regulatives Urteil: Es sieht für unseren Verstand und für unsere Vernunft so aus, als ob es wäre. Wird dieser Gegensatz im Urteil richtig gewürdigt, so gewinnt jede vorsichtige Weltanschauung daraus ein Element der Sicherheit: sie weiß dann zu unterscheiden zwischen Wahrheit an sich und Wahrheit für uns. Solche Unterscheidung nicht zu vernachlässigen ist unsere Pflicht.

Ich habe mit diesen Andeutungen in die Gefilde grauer Theorie geführt, und die darauf wuchernden Abstraktionen werden mitunter vielleicht als ermüdende Hemmnisse des anscheinend sonnig und einfach vor uns liegenden Weges empfunden worden sein. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Abstraktion eine Kunst ist: die Kunst, in der Vielheit die Einheit zu schauen. Jede Weltanschauung ist auf das Ziel gerichtet, etwas Positives und zugleich Einheitliches als persönlichen Besitz zu erwerben. Wenn wir nach solchem Erwerb trachten, kann uns Arbeit und selbst trocken dünkende Arbeit nicht erspart bleiben, so wenig wie dem Maler das Farbenmischen und die Reinigung der Pinsel. Doch nur, wenn wir der Technik Herr geworden sind, gelingt es uns, in der Kunst der Weltanschauung etwas zu leisten.

Hundert Jahre Berliner Universität.

Von
Paul Ritter.

V.

Die Männer, die mit Humboldt die Universität Berlin gegründet hatten und nun mit ihren Freunden die Lehrstühle der neuen Anstalt einnahmen, lebten in dem Bewußtsein der Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Sie machten Ernst mit dem Gedanken des wissenschaftlichen Unterrichtes und hofften ihre Pflicht gegen den Staat am besten dadurch zu erfüllen, daß sie jeden fremden Eingriff in ihre Tätigkeit zurückwiesen. In den hundert Jahren, die seitdem verflossen sind, ist dieses Bekenntnis etwas Selbstverständliches für eine deutsche Hochschule geworden, und auch ein Kultusminister unterläßt es heute selten, in hohen Worten die Ideale Humboldts und Schleiermachers zu feiern. Aber damals, als unsere Universität ins Leben trat, war die selbständige Funktion, die sie übernehmen wollte, etwas Neues, Unerhörtes, jedenfalls in diesem preußischen Staat, und ihre Gründer waren sich dessen bewußt. Sie hatten ja nur gegen den hartnäckigen Widerstand der alten Anschauungen diese Anstalt durchgesetzt, und nicht in allen Punkten war ihnen das Werk so frei und groß gelungen, wie sie es geplant hatten; wer sich nur an die Verfassung der neuen Hochschule hielt, gewahrte vielleicht gar nicht einmal einen wesentlichen Unterschied gegen das hergebrachte System. Umsomehr handelte es sich jetzt darum, in diesen Formen den Geist der Wissenschaft lebendig zu erhalten. Es kam hinzu, daß unsere Universität aus denselben Ideen entsprungen und von denselben Händen geschaffen war, die in diesen Jahren an der Umwandlung des Staates selber arbeiteten, die ihn neu fundieren wollten, auf die freie Mitwirkung seiner Bürger und den ganzen Reichtum der deutschen Kultur, damit er den heiligen Krieg unternehme, seine Macht wiederherstelle und vor allem leiste, was die Nation von ihm erwarte, für die Sicherung und Entfaltung ihres geistigen Lebens, vielleicht sogar für ihre politische Einigung. Die Universität Berlin war ein Werk des neuen preußisch-deutschen Patriotismus, und sie blieb ein Hort seiner Hoffnungen.

Diese Momente brachten die junge Hochschule von vornherein in einen Gegensatz zu den Tendenzen der Regierung. Denn inzwischen hatte die

Reaktion gegen die Gedanken der Stein, Humboldt und Scharnhorst schon auf allen Gebieten eingesetzt. Man gab die begonnene Reform nicht auf, führte sie vielmehr energisch weiter, aber in der Richtung, die durch die Geschichte dieses Staates gewiesen war. Der alte Staat hatte seinen großen Kampf mit der ständischen Gliederung der Gesellschaft nicht zum Abschluß gebracht. Er hatte diese Ordnung soweit unterdrückt, als sie sich seinem Machtwillen entgegenstellte: im übrigen hatte er sie sorgfältig konserviert, indem er auf sie seine Kriegs- und Finanzverfassung stützte. Als sich dann je länger je mehr die Unzulänglichkeit dieses Verhältnisses ergab, hatte zu einer gründlichen Änderung der Entschluß gefehlt. Jetzt mußten vor der bitteren Notwendigkeit, neue Machtmittel für den Staat zu gewinnen, alle Rücksichten schweigen, und so fielen die Schranken, die das Individuum an der freien Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kraft und infolgedessen den Staat an der gleichmäßigen, vollständigen Ausbildung des Wehr- und Steuerdienstes seiner Untertanen hinderten. Das war die große politische und zugleich humane Tat der Hardenbergschen Gesetzgebung von 1810—1812: die entschlossene Durchführung des individualistischen Staates. Sie entsprach vollkommen der Gedankenrichtung der Aufklärung. Und sie war die Leistung derselben Beamtenschaft, die das alte Preußen regiert hatte. Nachdem diese Bureaukratie den ersten verwirrenden Eindruck der Katastrophe überwunden hatte, nahm sie die Zügel wieder fest in die Hand. Die Reorganisation der Verwaltung wurde jetzt in der Absicht und mit dem Ergebnis durchgeführt, daß ein leicht und sicher arbeitender Behördenapparat geschaffen wurde, der auf allen Stufen die Herrschaft des Staatsbeamten stabilierte. Die Selbstverwaltung blieb auf die Städte beschränkt, und wenn man wiederholt „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation der Nation" in Aussicht stellen mußte, so dachte man sich dieselbe als eine gehorsame Notabelnversammlung und war es am Ende ganz zufrieden, daß sich eine solche nicht zustande bringen ließ. Da sollten denn auch die Organisationen der geistigen Kultur wieder lernen, daß sie sich in Preußen an die Aufgaben zu halten hätten, die ihnen der Staat überweise. Am wenigsten konnte ihnen ein politischer Einfluß gestattet werden. Die Autorität des Staates zu behaupten, darauf kam, wie es schien, jetzt alles an. Man wollte sich nicht zu Entschlüssen drängen lassen, die in der inneren Politik zur Zerstörung der Grundlagen des Staates, in der äußeren zu seinem Untergang führen konnten. In diesem starken Bewußtsein, die besondere preußische Staatsidee zu hüten, für ihre Bewahrung inmitten aller politischen und geistigen Revolution verantwortlich zu sein, darin und nicht in dem Besitz der äußeren Macht lag zuletzt die Überlegenheit dieser Bureaukratie über ihre Gegner. Daraus erwuchs ihr der Mut, zu unterdrücken, was sich nicht in ihre Gedankenwelt einfügen wollte. Darum überließ sich der König ganz ihrer Leitung. Darum arbeitete mit ihr auch zusammen, wer ein anderes Ideal im Herzen trug. Und alles das hat sich im wesentlichen nicht mehr geändert, solange Friedrich Wilhelm III. und seine Generation die Regierung führten. Das erste Vierteljahrhundert nach der Befreiung wurde die letzte große Zeit des preußischen Beamten-

staates. Treitschke hat uns die reiche Arbeit geschildert, die damals für die Einfügung der neuen Provinzen in den Staatsverband, für die Ordnung der Finanz- und Steuerverfassung, die Förderung der wirtschaftlichen Interessen, die Hebung der Volksschule geleistet worden ist. Die Ideen der Aufklärung bewährten hier noch einmal ihre staatbildende und kulturfördernde Macht. Es waren dieselben Ideen, denen in den katholischen Ländern die Regierungen den Krieg erklärten, weil dort die feudalen und kirchlichen Gewalten sich abermals des Staates bemächtigten. Für eine Reaktion in diesem Sinne war in Preußen einstweilen kein Raum. Der feudale Adel sah sich hier vielmehr in die Opposition gedrängt, und als dann die protestantische Orthodoxie ihr Haupt erhob, erfuhr sie dasselbe Schicksal. Wie hätte gar die katholische Kirche mehr als Toleranz unter einem Monarchen erwarten dürfen, der jeden Übertritt eines Beamten zu ihr als Felonie betrachtete. Erst Friedrich Wilhelm IV. hat allen diesen Elementen die Tür geöffnet. Und noch immer lebte in dieser Bureaukratie der Ehrgeiz, die geistige Elite der Nation für Preußen zu gewinnen. Sie empfand dabei recht wohl, daß die Wissenschaften teilweise Bahnen eingeschlagen hatten, auf denen sie ihnen mit ihrem nüchternen Rationalismus nicht mehr zu folgen vermochte: sie förderte doch auch diese neuen Richtungen; nicht nur den Naturwissenschaften, sondern auch den historischen hat sie damals an unserer Universität eine Stätte bereitet. Sie glaubte an die alles assimilierende Kraft des preußischen Geistes. Eine Bedingung freilich wurde an jeden gestellt, der in den Sold des preußischen Staates trat: daß er sich als Beamten fühle, daß er also sein Tun und Lassen nach den Anweisungen seiner vorgesetzten Behörde regele. Indem man nicht verstehen wollte, daß eine wissenschaftliche Anstalt nicht mehr nach dieser einfachen Formel geleitet werden konnte, trat das Engherzige und Rückständige dieses Beamtenstaates hervor. Und wo er Tendenzen bemerkte oder zu bemerken glaubte, die seiner inneren oder äußeren Politik unbequem werden konnten, kannte er keine Nachsicht, wurde er unter Umständen brutal. An dieser Schranke hatte noch immer in Preußen jede Toleranz ein Ende.

Am 20. November 1810 erhielt die Sektion für Kultus und Unterricht ihren neuen Chef: Friedrich von Schuckmann. Deutlicher als in der Kabinettsorder, die diese Ernennung vollzog, konnte man die Abkehr von den Gedanken Humboldts und Schleiermachers, die Rückkehr zu dem Programm des alten Staates nicht zum Ausdruck bringen: „Beförderung wahrer Religiosität ohne Zwang und mystische Schwärmerei, Gewissensfreiheit und Toleranz ohne öffentliches Ärgernis, dieses ist der Zweck, den die Sektion des Kultus unverrückt vor Augen haben muß. Als leitende Behörde des öffentlichen Unterrichts aber muß sie dafür sorgen, daß eine gründliche Erlernung der Wissenschaften und Erlangung der nötigen Kenntnisse für alle Stände stattfinden, und daß gesunde, klare Begriffe und solche Gesinnungen verbreitet werden, wodurch Nutzen für das praktische Leben, wahre, sich in den Handlungen äußernde Moralität, Patriotismus, Anhänglichkeit an die Verfassung und Vertrauen und Folgsamkeit gegen die Regierung bewirkt und erhalten

werden; vorzüglich aber, daß kein Monopoliengeist in der Wissenschaft aufkomme, welches nirgends verwerflicher ist als bei den Gegenständen der menschlichen Erkenntnis." Und niemand eignete sich in dieser Hinsicht besser zum Nachfolger Humboldts, zum Vorgesetzten Schleiermachers, als Schuckmann. Er war der Typus des preußischen Beamten alten Schlages. Er stammte aus Mecklenburg, hatte aber schon die Schule in Preußen besucht, dann in Halle studiert und am Kammergericht zu Berlin praktisch arbeiten gelernt, an den Stätten, denen fast das ganze Friderizianische Beamtentum seine Ausbildung verdankte. Seitdem hatte er nie einen anderen Dienst als den preußischen gesucht, und er ist in ihm, nach einem langen, pflichttreuen Leben, gestorben. Seine Entwicklung und seine erste Tätigkeit hatten sich in den Jahrzehnten vollzogen, da der alte Staat auf der Höhe seines Wirkens und seines Selbstvertrauens stand: an den Idealen, mit denen er sich damals erfüllte, hat Schuckmann Zeit seines Lebens alles gemessen, was ihm an neuen politischen und geistigen Bewegungen entgegentrat. Einheit der Nation, Anteil des Volkes an der Regierung, Freiheit der Kirche, des Unterrichts, der Wissenschaft, Pietismus, Naturphilosophie, Romantik: er gewahrte je länger je mehr in solchen Bestrebungen nur Exaltationen unruhiger und unklarer Köpfe, Einfälle des Zeitgeistes, die gerade Mode seien, und stellte sich selber desto fester auf den sicheren Boden der preußischen Interessen, der monarchisch-bureaukratischen Autorität, der einfachen, praktisch wirksamen Zweckbegriffe der Aufklärung. Er hielt es mit dem „gesunden Menschenverstand, der auf der Straße einhertrottet", und machte nicht einmal den Versuch, sich über das Wesen des Neuen selbständig zu unterrichten; er glaubte auch nicht mehr die Muße und die Fähigkeit zu solcher Beschäftigung zu haben. Die Zeiten waren längst vorüber, da er Kant oder Goethe mit innerer Sammlung und Befriedigung gelesen hatte. Er hatte sich früh die Wahl gestellt, entweder die Studien oder die Akten fahren zu lassen, und er hatte, nicht ohne ein ehrliches Gefühl der Entsagung, die Studien preisgegeben. Er wollte nur Beamter sein. Welch ein Gegensatz zu Humboldt, der nie zu einem solchen Opfer bereit gewesen wäre — und der eben darum auch als Beamter so viel freier, großzügiger und erfolgreicher gewirkt hatte! Und wie anders infolgedessen der Ton, den sich der neue Herr für seinen Verkehr mit der Universität und ihren Professoren zur Regel machte! Für Humboldt war es ein Bedürfnis gewesen, zu seinen Gelehrten ein persönliches Verhältnis zu gewinnen: Schuckmann blieb immer der vorgeordnete Minister; er hätte durch eine andere Haltung seine Autorität zu gefährden gefürchtet. Er war also auch nicht gewillt, nach dem Beispiel seines Vorgängers diese Professoren bei dem Ausbau ihrer Hochschule mehr, als sich nun einmal nicht vermeiden ließ, zu Rate zu ziehen; gleich in seinen ersten Tagen beseitigte er die Kommission, die Humboldt für diesen Zweck gebildet hatte. Und dann befreite er sich von der Verpflichtung, der Universität die verheißene Dotation in Domänen zu verschaffen. Die Eingabe, durch die er Hardenberg bewog, dieses Versprechen „auf sich beruhen zu lassen", ist ein Denkmal der mannhaften Offenheit, mit der Schuckmann

allezeit, ohne Ansehen der Person, seine Überzeugung vertreten hat. Gegen das Prinzip selber, welches Humboldt zu jener Forderung bestimmt hatte, richtete er den Angriff. Der Staat dürfe nicht die Hand dazu bieten, seinen wissenschaftlichen Anstalten eine Unabhängigkeit zu sichern, die sie zur Gleichgültigkeit gegen seine gerade bestehende Verfassung verleiten könnte. Denn auch für den akademischen Lehrer gelte der Satz, daß jeder zunächst seinem gegenwärtigen König und Staat verbunden sei, daß nur, was diese Pflichten frei ließen, „der problematischen Vorbereitung für die Zukunft gebühre". Der Geist der Zeit freilich schwärme in Theorien und gefalle sich in ihrem Spiel und Wechsel. Aber zum Glück behaupte auch bei den tollsten Köpfen der Magen sein Recht, und wer sich die Mittel erhalte, diesen zu befriedigen, werde auch mit dem übrigen Menschen fertig. Das sei eine gar gemeine Rede gegenüber dem erhabenen Grundsatz, daß die freie wissenschaftliche Ausbildung das höchste Ziel der Menschheit bilde: er könne sie gleichwohl nicht unterdrücken.

Wider einen so entschlossenen Vertreter der Staatsraison hätte sich die Universität auch dann nicht schützen können, wenn sie in sich selber einig gewesen wäre. Aber nun war das Ganze noch so jung, so unfertig, und vor allem, die beiden ersten Rektoren zeigten sich ihrer schwierigen Stellung so wenig gewachsen, daß man einstweilen aus den Mißgriffen und Streitigkeiten nicht herauskam. Da erhielt denn Schuckmann immer wieder Anlaß, mit seiner harten Hand für Ordnung zu sorgen; die Parteien selber appellierten, eiliger und heftiger, als es oft nötig gewesen wäre, an seine Entscheidung. Empfindliche Demütigungen und schwere Verluste für die freie, ruhige Entwicklung der Hochschule waren die Folge.

Schmalz ist mit seinem aufdringlichen Selbstbewußtsein nie der Mann gewesen, sich Freundschaft und Vertrauen zu erwerben; jetzt scheint der Umstand, daß er seine Würde nicht der freien Wahl seiner Kollegen verdankte, beiden Teilen von vornherein die Lust zu gemeinsamer Arbeit benommen zu haben. Es kam hinzu, daß die Verfassung, die Schmalz als Rektor verteidigen sollte, seinem eigenen Ideal ganz und gar nicht entsprach; sie erneuerte ja den „Zunftzwang", den er hier wie überall bekämpfte. Er ließ sich also verleiten, bei den Immatrikulationen eine Reform auf eigene Hand zu versuchen, indem er zahlreiche Personen eintrug, die nach ihrer Bildung oder Stellung nicht auf die Universität gehörten, und er fügte sich nicht dem Einspruch der Dekane, sondern brachte die Frage wiederholt an die Sektion: um deren scharfe Rügen zu erfahren. Bald darauf hatte er das Unglück, eine Aufforderung der Behörde und auch wohl einen Beschluß des Senates mißzuverstehen und den Beginn der Sommervorlesungen auf einen anderen als den durch das Reglement vorgeschriebenen Termin anzukündigen. Darüber kam es zwischen ihm und Schuckmann zu einem Zusammenstoß, der sich zu einem öffentlichen Ärgernis zu entwickeln drohte Denn Schmalz wollte sein Amt niederlegen; nur mit Mühe konnte er besänftigt werden. Aber auch der Senat mußte sich bei dieser Gelegenheit eine Verfügung gefallen lassen, die ihm bis zum Ablauf dieses Rektorates jede Bekanntmachung ohne die

Genehmigung der Sektion untersagte, und Schuckmann war nicht zu bewegen, diese Anordnung deutlich zurückzunehmen. Vielmehr erfuhr jetzt auch die allgemeine Zensurfreiheit der Universität eine wesentliche Einschränkung: sie wurde durch die Kabinettsorder vom 26. April 1811 für alle politischen Schriften aufgehoben.

Auf Schmalz folgte Fichte, der erste gewählte Rektor, getragen von der allgemeinen Achtung, und dennoch, auch er ein Einsamer unter seinen Genossen. Auch über seinen Plan war man bei der Einrichtung der Universität zur Tagesordnung übergegangen. Aber auch er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, seine Gedanken zum Siege zu führen. In der Rede, die er bei seinem Antritt hielt: „Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit", entwickelte er sein Programm, die Erziehung der Studentenschaft, die Bekämpfung der ganzen Tyrannei, die sich an das Phantom einer besonderen, über Gesetz und Sitte stehenden Ehre des Studenten knüpfe. Mit der ihm eigenen Unerbittlichkeit, einzelne Geschehnisse nach seinen absoluten Grundsätzen zu behandeln, ging er an die Durchführung. Da stieß er nun auf Widerstand, nicht nur bei den Studenten, sondern auch bei seinen Kollegen, die sich von der Notwendigkeit eines solchen Feldzuges gegen die herrschenden Anschauungen nicht überzeugen konnten. Ja, man berief sich darauf, daß vor zwei Jahren die „Studentenfreiheit" in Schleiermacher einen öffentlichen Verteidiger gefunden hatte. Fichte hatte die „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne" noch nicht gelesen. Jetzt nahm er sie zur Hand: sie bestärkten ihn nur in seinem Entschluß. Wie er in einer Eingabe an die Regierung einmal ausführte, wollte er nicht leugnen, daß in dem Ganzen der Erkenntnis auch der Versuch, Lebensanschauungen als Produkte der Natur und Geschichte zu begreifen, seine Stelle, als „polemische" Wahrheit, habe: für das praktische Handeln, welches allein nach den unverbrüchlichen Gesetzen des Sittlichen betrachtet werden könne, sei eine solche Ansicht grundverderblich. Man gelangte also zu einem Streit um Prinzipien, und die ruhige Überlegung ging auf beiden Seiten verloren. Als daher der Senat über die Klage eines nicht eben honorigen Studenten entscheiden sollte, der von einem anderen über Gebühr gezüchtigt worden war, wurden, wie der Syndikus — Eichhorn, der spätere Kultusminister — und Schleiermacher verlangten, jene im Reglement vorgesehenen Beisitzer aus der Studentenschaft zugezogen, und dann wurde der Kläger fast härter bestraft als der Hauptschuldige. Unmittelbar darauf wurde derselbe Student abermals tätlich beleidigt, und das Spiel wiederholte sich: Klage des Mißhandelten, Zuziehung von Studenten, Milde gegen den Angreifer, Strenge gegen den Kläger. Und nun tat Fichte, was ihm sein Gewissen vorschrieb: als die Instruktion des neuen Prozesses feststand, ersuchte er die Sektion — oder das Departement, wie man jetzt sagte — ihn seines Amtes zu entheben; er könne nicht die Verantwortung für so offenbar ungerechte Sprüche übernehmen, wie sie der Senat unter dem Einfluß Schleiermachers fälle. Sogleich wandte sich auch der Senat an die Regierung: sie möge den Grundsatz aufstellen, daß ein Rektor nie zurücktreten dürfe, und daher Fichte zur Weiterführung der Ge-

schäfte veranlassen. Aber Fichte verwahrte sich gegen solchen Zwang; er verwies auf das inzwischen ergangene Urteil, welches aller Ordnung und Gerechtigkeit Hohn spreche: das Departement möge die Akten einfordern. Er vergaß jetzt alle Rücksichten, nahm eine Adresse entgegen, in der einige Studenten den Senat gewissermaßen um Rechtfertigung seines letzten Spruches angingen, übermittelte dem Senat nur eine Abschrift dieses Stückes, die Urschrift dagegen dem Departement, brachte in seiner Antwort an die Petenten den Zwist zwischen Rektor und Senat zur allgemeinen Kenntnis, gab auch die nur für ihn bestimmten Voten der Senatoren über diesen neuen Zwischenfall an das Departement weiter, stellte sich überhaupt auf den Standpunkt, daß die akademische Verfassung aufgelöst sei und alles bei der Regierung stehe. Begreiflich, daß auch der Senat seine Sache bei dem Departement immer schärfer, persönlicher vertrat. Schuckmann mußte also eingreifen. Rektor und Senat erhielten jeder seinen wohlverdienten Tadel. Im übrigen aber fiel die Entscheidung gegen den Senat — und zugleich gegen die akademische Gerichtsbarkeit. Zunächst wurde die Vollziehung des letzten Erkenntnisses ausgesetzt und die neue Untersuchung und Entscheidung dem Departement vorbehalten; der Senat sollte nur Aufschluß über einige Stellen in den Akten geben, und zwar jedes Mitglied einzeln. Desgleichen würde das Departement den Studenten, die jene respektwidrige Adresse eingereicht hätten, seiner Zeit das Nötige selber eröffnen, um dem Senat den Vorwurf der Parteilichkeit zu ersparen. Vergeblich beriefen sich jetzt die Bestürzten darauf, daß der Anspruch der Regierung gegen das Edikt über die akademische Gerichtsbarkeit vom 28. Dezember 1810 zu verstoßen scheine; Hoffmann, der mit Boeckh und Hufeland von Anfang an gewarnt hatte, bemerkte sehr richtig, daß jetzt die Universität die Folgen ihrer auffallenden Rechtsprechung tragen müsse. Schuckmann überließ in der Tat der akademischen Behörde nur den Verweis gegen die Unterzeichner der Adresse; das letzte Urteil dagegen wurde geändert und das Edikt von 1810 grundsätzlich dahin erläutert, daß die Universität bei der Ausübung ihrer Disziplinargewalt eine rein administrative Behörde sei, deren Entscheidungen ohne Ausnahme und jederzeit von dem vorgesetzten Ministerium aufgehoben, gemildert oder geschärft werden könnten. Am liebsten hätte Schuckmann die ganze Jurisdiktion und Disziplinargewalt der Universität für einige Zeit suspendiert; er gab diese Maßregel dem Staatskanzler zu erwägen. Darauf ging Hardenberg nicht ein. Aber er bewilligte nun dem Minister eine andere Forderung, die sich vielleicht noch auffälliger über die akademische Überlieferung hinwegsetzte. Indem Schuckmann empfahl, Fichte seiner Bitte gemäß des Rektorates zu entheben, stellte er den Antrag, daß der Nachfolger nicht von der Universität gewählt, sondern vom König ernannt werde. Er stützte sich auf die Notwendigkeit, daß bei der neuen politischen Lage — Preußen hatte sich soeben mit Napoleon gegen Rußland verbündet — ein besonders ruhiger, kluger Mann an der Spitze der Hochschule stehe, und als solcher komme nur Savigny in Betracht. Hardenberg wollte zunächst versuchen, ob man nicht die Form retten und Savigny durch die Wahl der Universität erlangen könnte: Schuckmann blieb fest, und am

16. April 1812 erging die Kabinettsorder, die Fichte entließ, Savigny ernannte. Sah man nur auf die Sache, so war Savigny in der Tat der beste Rektor, den jetzt die Universität erhalten konnte. Er gab ihr den Frieden mit der Regierung und die Eintracht in ihren eigenen Reihen zurück; das große allgemeine Erlebnis, der Frühling von 1813, kam ihm zu Hilfe. Einer freilich hatte keinen Teil an der Versöhnung: Fichte. Er konnte die grausame Enttäuschung, die ihm sein Rektorat gebracht hatte, nicht überwinden. Verbittert zog er sich ganz auf sein Lehramt zurück; im Senat ist er bis zu seinem Tode nur noch ein einziges Mal erschienen.

Auch Humboldt pflegte nicht zu dulden, daß eine wissenschaftliche Anstalt ihre Freiheit mißbrauchte, und auch er hielt in solchen Fällen einen Eingriff in das verbriefte Recht für heilsam — wie die Akademie der Wissenschaften erfahren hatte, als sie bei der Wahl ihres ersten Beamten auf einen Unwürdigen verfallen war. Aber auch dann verleugnete er nie seine feine, geschickte Art, und immer leitete ihn das Interesse der wissenschaftlichen Organisation. Schuckmann verletzte durch die bureaukratische Deutlichkeit seiner Zurechtweisungen, und vor allem durch das Absichtliche, Planmäßige seines Kampfes mit der gelehrten Körperschaft. Ihre Freiheit zu beschränken, war ihm Selbstzweck; er dachte nur politisch. Das kam nun auch darin zum Ausdruck, wie er seine wichtigste Aufgabe, die Ausarbeitung der Statuten der Universität, behandelte. In seinem Departement, von dem einen Uhden, wurden sie entworfen, und nicht den Senat beauftragte er dann mit der Revision, sondern nur vier Personen, Schleiermacher — der sich nicht umgehen ließ, Savigny, Rudolphi und Boeckh. Diese lieferten freilich eine vollständig neue Arbeit, und der Minister konnte sich den offenbaren Vorzügen derselben nicht verschließen. Aber er griff jetzt selber zur Feder, um überall, wo es irgend einen Sinn hatte, die Befugnisse der Regierung zu betonen und zu verstärken. Und das letzte Jahr seiner Verwaltung war schon gekommen, als er sich endlich entschloß, die Universität in den Genuß ihrer Verfassung zu setzen.

Niemand hat die neue Lage lebhafter empfunden als Schleiermacher, und wenn der streitbare Held im Talar für die anderen großen und kleinen Herren, die ihm das Leben schwer machten, nur den Zorn der Verachtung fühlte: Schuckmann hat er gehaßt — weil er ihn nicht unterschätzte. In diesem Minister sah er verkörpert, was er immer gefürchtet hatte: die unversöhnliche Feindschaft des Staates gegen die Freiheit der geistigen Kultur. Nur noch einer hat seinen Weg gekreuzt, der ihm so das Blut erregen sollte: Hegel. Und Schuckmann hat seinem Gegner diese Gesinnung wahrlich nicht mit Liebe vergolten. Reinlich schieden sie nun ihre Kreise. Im Departement, dessen Mitglied Schleiermacher seit Humboldts Tagen war, hielt ihn Schuckmann von allen wichtigen Geschäften fern; ein Ereignis wie die Neugründung der Hochschule in Breslau vollzog sich ohne seinen erfahrenen Rat. Als er dann im Oktober 1814 zum Sekretar der Akademie gewählt wurde, erklärte Schuckmann, daß sich diese Würde nicht mit einem unmittelbaren Staatsamt vereinen lasse, und Schleiermacher zog

die einzig mögliche Folgerung, indem er auf das Departement verzichtete. Um so freier und fester behauptete er sich in der Führung der Universität — bis Hegel ihm hier die Herrschaft entriß und ihn zwang, sich auf die Akademie zu beschränken.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Universität bei einem Minister, der für das Wesen ihrer Selbstverwaltung so wenig Verständnis zeigte, nun auch für ihre wissenschaftliche Entwicklung nicht die Förderung fand, die sie erwartete. Nicht als ob Schuckmann die ihm anvertraute Anstalt vernachlässigt hätte; dafür war er ein viel zu aufgeklärter und gewissenhafter Beamter. Zumal seiner Pflicht, den Lehrkörper der Universität zu vervollständigen, blieb er sich immer bewußt, und auch er hätte gern die besten Namen in Berlin versammelt; er hat sich um einen Berzelius und einen Anselm Feuerbach bemüht. Wie es ihm auf der anderen Seite nicht vergessen sein soll, daß er alles versucht hat, um die medizinische Fakultät vor den beiden Scharlatanen zu bewahren, die ihr der Wille Hardenbergs aufzwang, vor Koreff und Wolfart. Dennoch hätte man sich wohl einen Herrn gewünscht, dem Wissenschaft mehr bedeutet hätte, als ein Objekt korrekter Staatsverwaltung. Schuckmann ist in seinem Innersten nie über die Vorstellung hinausgelangt, daß sich das Interesse des Staates an einer Universität auf ihre Funktion für die Praxis des gelehrten Berufes beschränke, daß man also beständig größere Ansprüche an ihn stelle, als notwendig sei. Er vermied es schon deshalb, sich zu eifrig zu zeigen, ließ vielmehr die Forderungen an sich herankommen: um dann die Erfüllung in der Regel zu versagen oder zu verschieben. Die Antwort der Kultusminister aller Zeiten, daß es an Geld fehle, war ihm recht geläufig, mehr, als es die Not des Tages entschuldigte. Er sparte in der Tat, wie er konnte, dotierte ordentliche Professuren mit 800 oder 900 Talern, behielt bewilligte oder frei gewordene Gehälter jahrelang in der Kasse. Diese Sparsamkeit, im Verein mit seiner Abneigung gegen die Naturphilosophie und andere Dinge, die sein „gesunder Menschenverstand" nicht faßte, beschränkte ihn dann wieder in der Auswahl, wenn er sich endlich zu einer Berufung entschloß. Oder er handelte so vorsichtig und umständlich, daß sein Antrag zu spät kam; auf diese Weise ist ihm Hegel entgangen, der sonst schon 1816 der unsrige geworden wäre. Und welcher fremde Gelehrte hätte gern unter einem solchen Minister gedient? Mußte man es nun doch schon erleben, daß ein nach Berlin Berufener der ungastlichen Stätte wieder den Rücken kehrte: Karl Friedrich Eichhorn. Da sind denn in den sieben Jahren der Schuckmannschen Verwaltung nur acht, oder wenn man Koreff und Wolfart nicht gelten läßt, nur sechs ordentliche Lehrstühle über den Bestand von 1810 hinaus errichtet worden. Die theologische Fakultät erhielt in Neander einen Kirchenhistoriker, die juristische in Eichhorn einen Germanisten und in Göschen einen zweiten Romanisten, die medizinische in Adam Elias von Siebold einen Gynäkologen, die philosophische in Solger einen zweiten Philosophen und in Wilcken einen zweiten Historiker. Außerdem konnte der Chemiker Hermbstädt zum Ordinarius befördert werden, ohne daß man ihm ein besonderes Gehalt zu zahlen brauchte. Und dieser Gewinn wurde fast

aufgehoben durch den Verlust, der in denselben Jahren zu verzeichnen war. Zunächst traten Illiger und Oltmanns ihre Ämter nicht an; dann wurde Heindorf nach Breslau geschickt; dann entriß uns Wildenow, Reil und Fichte ein früher Tod, und auch der Nestor der Universität, Klaproth, wurde begraben; dann kehrte Hoffmann in den politischen Dienst zurück; zuletzt ging Eichhorn nach Göttingen. Aber nur Illiger, Heindorf, Wildenow, Reil und Eichhorn wurden ersetzt, durch Lichtenstein, Bekker, Link, Behrends und Sprickmann — wenn Reil und Eichhorn durch Behrends und Sprickmann ersetzt werden konnten; Oltmanns, Fichte, Klaproth und Hoffmann erhielten einstweilen keine Nachfolger. Und wie mit den Personen, so ging es mit den Instituten. Es verblieb im wesentlichen nicht nur bei den schon 1810 vorhandenen oder geschaffenen Anstalten, sondern auch bei den schon damals für sie ausgeworfenen Summen; nur eine neue gynäkologische Klinik und ein besonderes Gebäude für die medizinische ließen sich nicht vermeiden. Als Reil wieder einmal auf seinen Wunsch nach einem psychiatrischen Institut zurückkam, berichtete Schuckmann an den Staatskanzler, man habe es wahrscheinlich mit dem Plan zu tun, Schloß Monbijou in eine Irrenanstalt mit psychischer Heilmethode zu verwandeln, also dort für die Verrückten alles bereitzustellen, was Reil in seinem bekannten Buch verlange, Ackerbau, Viehzucht, Grotten, magische Tempel, Schauspiele und Konzerte; er brauche nicht zu sagen, weshalb er nicht darauf eingegangen sei. Humboldt übertrieb doch wohl nicht zu stark, wenn er über seinen Nachfolger das harte Urteil fällte, er richte die Universität zugrunde; der Geist sei aus allem gewichen; man sinke in eine ungeheure Alltäglichkeit zurück. Und Stein, schroff wie immer, hat Schuckmann einen „Erzphilister" genannt.

Alles das war doch nur möglich, weil Schuckmann sich einig wußte mit der Gesinnung derer, die neben und über ihm den Staat regierten, zuletzt mit dem Charakter des Königs selber. In diesen Bezirken verstand und billigte man die Sparsamkeit des Ministers und noch mehr seine zuverlässige Energie gegenüber allen Neigungen zur Insubordination; zuweilen hätte man sich ihn wohl noch härter gewünscht. Hardenberg dachte ohne Zweifel auch in dieser Hinsicht freier, ruhiger. Aber es ging ihm hier wie überall: seine Stellung war nie so fest, daß er seiner Überzeugung hätte folgen können, und in dem Ganzen seiner politischen und persönlichen Interessen war das Schicksal einer wissenschaftlichen Anstalt gewiß das letzte, dessentwegen er sich einer Niederlage ausgesetzt hätte. Wie peinlich man darauf bestand, daß durch die neue Universität der gewohnte Zuschnitt preußischen Lebens nicht geändert werde, zeigte sich in den kleinsten Dingen, etwa, wenn der König den Dekanen die Courfähigkeit versagte, oder wenn er sich das Vivat verbat, welches die Studenten dem Stifter ihrer Hochschule darbringen wollten, oder wenn er es als einen Unfug brandmarkte, daß die Musensöhne mit selbsterfundenen Kokarden herumliefen; er werde es schlechterdings nicht dulden, so mußte sein Kabinettsrat dem Departement eröffnen, daß in seiner Residenz ein Ton einreiße, den man auf anderen Universitäten mit Nachsicht behandle, und wenn Rektor und Professoren dem nicht steuern könnten, so müßten Militär, Polizei und Justiz

zur strengsten Ausübung ihres Amtes angewiesen werden, ohne Rücksicht auf die Disziplinargewalt der Universität. Um so eifriger fahndete der Gouverneur von Berlin auf jeden Studenten, der sich gar in einer bunten Jacke blicken ließ; er erklärte, er müsse in einer solchen Kleidung eine Parodie der militärischen Uniform vermuten. Und alle Befürchtungen, die den Freunden der Ordnung das Dasein einer Universität in der Hauptstadt erregte, schienen sich zu bestätigen, als die größte Unbotmäßigkeit eintrat, die Friedrich Wilhelm und sein Staat erlebt haben, der Aufstand des Volkes von 1813. Denn in Berlin wurde die Universität — es bleibt ihr Ruhmestitel — zum Träger der mächtigen Bewegung, die von Ostpreußen her in die Zirkel der Regierung eingriff und sie zwang, das Zeichen zum Kampf zu geben, jetzt und gegen den französischen Verbündeten. Nach dem Ausbruch des Krieges ging vollends jede Leitung verloren. Der Landsturm organisierte sich in Berlin so kräftig und selbständig, daß er in den Augen der Behörden zu einer inneren Gefahr zu werden drohte, und die Professoren waren überall die Seele. Sobald also der Waffenstillstand von Plagwitz geschlossen war, wandte sich der Polizeipräsident an den König; er bewies, daß der Landsturm das Volk zur Rebellion erziehe, und beschuldigte besonderer Verblendung die beiden akademischen Mitglieder des Ausschusses: Savigny, den Rektor, und Eichhorn, den Syndikus der Universität. Von allen Seiten erhoben sich solche Stimmen; Boyen bemühte sich vergeblich, den König eines Besseren zu überzeugen: der Landsturm empfing eine neue Verfassung, die ihn tatsächlich auflöste. Gleichzeitig wurde über Schleiermacher Gericht gehalten. Der Furchtlose hatte in diesem Frühjahr, im Verein mit Niebuhr und Reimer, ein Organ für die Partei der Patrioten geschaffen, den Preußischen Korrespondenten, und inzwischen auch die Redaktion dieses Blattes übernommen. Die Absicht, ihn zum Schweigen zu bringen, bestand vielleicht schon längst: jetzt gewährte den gewünschten Anlaß ein Artikel, der die in Prag versammelten Diplomaten davor warnte, durch einen Frieden das Vaterland um die Hoffnungen dieses heiligen Krieges zu bringen. Unverzüglich wurde eine Kabinettsorder an Schuckmann entworfen: dem Verfasser, also einem Schleiermacher, sei zu eröffnen, daß der König ihn seines Dienstes entlasse und ihm rate, binnen achtundvierzig Stunden Berlin zu räumen und über die schwedische Grenze zu gehen. Dergestalt zum Äußersten zu schreiten, trug man dann Bedenken. Aber Schleiermacher erhielt den schärfsten Verweis: sein Artikel bedeute Hochverrat; in Zukunft habe er sich jeder Einmischung in die Politik der Regierung zu enthalten oder ohne Gnade seine Absetzung zu gewärtigen. Schleiermacher nahm die Rüge hin — und schrieb weiter. Ein Kleinkrieg mit dem neuen Zensor begann, der diesen schier zur Verzweiflung brachte. Auf die Dauer konnte die Regierung sich das nicht bieten lassen, und Schleiermacher wurde abermals verwarnt. Er legte nun die Redaktion nieder. Die Zeitung selber blieb bestehen, und als wieder Niebuhr die Leitung übernahm, gelangte sie noch einmal zu Ansehen. Am 31. Dezember 1814 ist sie dennoch eingegangen; eine Zeitung, die auch in politischen Dingen die Freiheit des Wortes in Anspruch nahm, konnte sich in Preußen noch nicht behaupten. Der Geist freilich, der den Landsturm getragen und den Preußischen Korre-

spondenten hervorgerufen hatte, ließ sich nicht töten, und immer wieder fand er auch den Mut des öffentlichen Bekenntnisses. Das mußte Schmalz erfahren, als er jetzt sein leichtfertiges Pamphlet gegen Arndt und die anderen Patrioten in die Welt schickte und Niebuhr, Rühs und Schleiermacher wider ihn in die Schranken traten. Schleiermacher wagte das, obwohl er damals, 1815, Rektor war, und die Universität hat daran nicht Anstoß genommen. Sie stand zu ihm und zu ihrer jüngsten Vergangenheit; ein so besonnener Mann wie Savigny hat seinen Namen mit unter die Eingabe gesetzt, in welcher Niebuhr, Schleiermacher und ihre Freunde den König um eine Untersuchung der von Schmalz erhobenen Beschuldigungen baten. Aber auch die Gegner haben es der Universität nicht vergessen, daß sie in großer Zeit mehr sein wollte als eine gehorsame preußische Lehranstalt; in den Jahren der Demagogenverfolgung haben sie sich dafür gerächt. Und wie wir es in unserer einleitenden Betrachtung versuchten: wir können heute auch das Recht der „Reaktion" verstehen.

Inzwischen schien noch einmal alles anders zu werden. Humboldt gewann seinen Einfluß zurück, und er verlangte, im Sommer 1817, daß die drei Minister entfernt würden, die er als Hindernisse jeder Reform bezeichnete, Kircheisen, der Justizminister, Bülow, der Finanzminister, und Schuckmann. Hardenberg ging nicht ganz auf diese Forderung ein; er behielt die Beanstandeten im Dienst: aber er beschränkte ihre Ressorts oder übertrug ihnen andere. Schuckmann sollte das Departement für Kultus und Unterricht mit demjenigen für Berg- und Hüttenwesen vertauschen. Er hat bis zum letzten Augenblick nicht geahnt, was ihm bevorstand. Am 3. November 1817 war er noch der Gast der Universität, zur Dreijahrhundertfeier der Reformation. Wieder stand ihm Schleiermacher gegenüber, heute als Festredner zum Gedächtnis des größten Erlebnisses geistiger Befreiung, und in wie siegessicheren Worten verkündete er die Pflicht der Gegenwart, das Erbe Luthers zu hüten und zu mehren! Rede und Feier waren zu Ende, und nun konnte sich Schuckmann nicht den Triumph versagen, seinen Gegner daran zu erinnern, daß die Freiheit des Geistes auch gezügelt werden müsse; er sprach mit ihm über das Wartburgfest und über die Störung, die in Berlin die Feier im Opernhause erfahren hatte — weil die Studenten die Taktlosigkeit empfanden, daß man zum Festspiel das Werk eines Konvertiten, Zacharias Werners „Weihe der Kraft", und zum Darsteller Luthers einen Katholiken gewählt hatte. An diese Szene in der Universität mochte der Minister denken, als er tags darauf aus einer Kabinettsorder von demselben 3. November ersah, daß *er* die Grenzen geistiger Freiheit in Preußen nicht mehr zu bestimmen hatte. Er wußte nur zu gut, wem er unterlegen war; nach Jahren hat er noch davon gesprochen, wie ihn einst der Staatskanzler „zum Jubel der Schleiermacher und Konsorten von den Schulen und Universitäten relegiert habe". In der Tat, im anderen Lager war die Freude groß. Schleiermacher spottete, Schuckmann werde sich in den seltsamen Wechsel seiner Tätigkeit finden und mit dem Dichter sagen: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo."

(Schluß folgt.)

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

(Fortsetzung.)

25. 1798 Januar 20.

Am 18. Februar 1798 bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 58). Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 29. Januar (Kalender S. 57).

Nr. 2.

Noch immer, mein theurer Freund, bin ich ohne Nachricht von Ihnen und Körner und doch sehe ich mit so herzlicher Ungeduld Nachrichten von Ihnen entgegen [1]). Ich lebe soviel in Gedanken mit Ihnen, daß ich so gern auch einmal wieder einen Laut von Ihnen zurückbekäme. Ich hoffe noch immer, daß ein Brief jetzt für mich unterwegs ist, und ein Brief von Jena nur länger, als ich es mir denke, unterwegs ist. Ich bin recht neugierig, da ich bis jetzt noch gar keine Erfahrung darüber gemacht habe, zu sehen, wie lange ein solcher Brief laufen muß. — Uns geht es noch immer recht gut hier. Wir sind nun vollkommen eingewohnt, und das Einzige, was ich täglich bedaure, ist nur von Ihnen allen so fern zu seyn. Sonst verfliegen die Tage und Wochen und Monate nur zu schnell. Mit der guten Li ist es freilich abwechslend schlimmer und besser gewesen. Jetzt ist es eben das letztere, und ich hoffe bei dem nun mächtig herannahenden Frühling soll es dießmal von Bestand seyn. Die Kinder sind so wohl, als nur immer möglich und ich habe bis jetzt auch nicht den mindesten Anstoß von Unpäßlichkeit erfahren. Ich lebe ziemlich häuslich. Die sogenannten großen Gesellschaften sind hier, wie überall sehr unbedeutend. Spiel, Tanz, Essen, das ist alles. Auch sind sie nicht einmal häufig. Es giebt fast nur kleine

[1]) Schiller hatte Humboldt zuletzt den verlorenen Brief vom 30. Oktober, der die Sendung des Musen-Almanachs für 1798 begleitete, geschrieben (Kalender S. 52).

Cirkel, oder eigentliche Feste, bei denen, nach einem ganz neuen Geschmack des Aufwandes, ungeheuer theure Decorationen z. B. jetzt im Januar Verzierungen ganzer Säle mit natürlichen Blumen sind. Man ist daher auf Besuche, die man einzeln macht, oder kleine Diners bei Freunden eingeschränkt. Den Abend besuche ich ziemlich oft die Theater, und den Vormittag arbeite ich meist in meiner Stube. Meine Bekanntschaften sind bei weitem dem größten Theil nach Gelehrte und Künstler und einige wenige, nicht leicht zugängliche ausgenommen, habe ich von diesen nun die meisten gesehen. Aber einige, und gerade die mir die wichtigsten wären, fehlen mir noch, wie es denn überhaupt jetzt gar nicht leicht ist Bekanntschaften zu machen. — Sehr viel Freude macht mir die hiesige Comödie, die vortreflich ist, und meinem Gefühl nach, die Tragödie in Absicht der Stücke und der Schauspieler weit hinter sich zurückläßt. Einige Vorstellungen haben mir Veranlassung gegeben, wieder viel über diese schwierige Gattung nachzudenken, aber über keine kann ich noch so wenig mit mir einig werden. Ueberhaupt wird es Sie wundern, aber doch ist es wahr, daß ästhetische Gegenstände mich seit ich hier bin, am anhaltendsten beschäftigen. Sie sind gewiß nicht gerade die, auf welche Paris jetzt zunächst führt, aber wer sich, wie ich, nicht mit Politik abgiebt wird durch den Mangel alles Geschmacks an ächter Philosophie doch dahin zurückgetrieben, und was mich betrift, so fühle ich immer mehr und mehr, daß meine Neigung sich ganz und gar zu der ästhetischen Kritik hinwendet. Ob ich auch gerade dazu einen entschiedenen Beruf habe? ist eine andere Frage, und deren Beantwortung mich oft in Verlegenheit setzt. Auf der einen Seite läßt sich zwar allerlei dafür sagen, aber auf der andern fürchte ich sehr, daß es mir an einer gewissen Objectivität der Kritik fehlt. Bei allen Dingen ist es weniger meine Art, ein Product nach den Regeln, nach denen es hervorgebracht seyn sollte zu prüfen, als dasselbe in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dessen zu beurtheilen, dem es angehört, und so gut ich mir auch zugestehe, daß ich gerade dadurch einen richtigeren und allgemeineren ästhetischen Takt habe, als andre, so ist doch diese Methode eigentlich unläugbar einer guten Kritik verderblich. Was mir aber dabei beruhigend scheint, ist daß dieser Fehler durch Fleiß und Anstrengung vermieden und ersetzt werden kann, da hingegen der entgegengesetzte ein eigentlicher, und zwar ein unersetzlicher Mangel wäre. Hier herrscht über nichts ein so gänzliches und ununterbrochenes Stillschweigen, als über die Theorie der Kunst. So viel ich auch hie und da angeklopft habe, so scheint niemand nur den Mangel, ja, was mir noch mehr der Fall scheint, die Nothwendigkeit davon zu fühlen; und doch wissen Sie, wie wenig das ist, was bisher Französische Schriftsteller für dieß Fach gethan haben, und ich kann Ihnen versichern, daß ich im Gespräch keinen hier gefunden habe, der weiter gewesen wäre. Unläugbar aber sieht man dieß auch der Französischen Poesie an. Denn ich kann wohl sagen, daß das genauere Studium derselben hier mich selbst besser und klarer, als ich mich je sonst dessen erfreute, auf das wahre Wesen der Kunst und Poesie gebracht hat. Gerade, weil ihr das, wodurch sie sich als eigentliche Kunst legitimiren

müßte, die Objectivität und Idealität, die reine Wirkung auf die Einbildungskraft, bis auf wenige Stellen ihrer genievollsten Dichter, fast ganz fehlt, und sie auf der andern Seite soviel von dem oratorischen und malerischen Schmuck besitzt, dessen Uebergewicht immer nur eine Afterkunst verräth, so zeigt sie mehr, als eine andre, gerade den ächten und hohen Kunststil, den sie nur so selten erreicht. Ich kann nicht anders, als mit Freude bemerken, daß wir Deutsche hierin auf einem unendlich besseren Wege sind, ob ich gleich auch unpartheiisch gestehn muß, daß ein gewisser Grad der Vollendung, zu dem man hier gekommen ist, uns gewiß noch lange, wenn nicht immer fehlen wird. Dieß bemerke ich z. B. auf eine so auffallende Weise an den Schauspielern der tragischen Bühne[1]), denn mit denen der komischen halten die unsrigen in keiner Rücksicht eine Vergleichung aus. Die Tragödie wird bei uns offenbar natürlicher und wahrer, ja, was anfangs auffallend scheint, edler gespielt, als hier. Denn so heroisch und decent auch hier jeder Schauspieler auftritt, sobald er den Teppich betritt, der hier, so wie bei den Griechen der Kothurn, die Tragödie bezeichnet; so ist der Ausdruck der Leidenschaft, sobald sie zu irgend höhern Graden steigt, doch allemal so heftig, und artet in ein solches Werfen der Hände und Füße, eine solche Anstrengung der Stimme und Gesichtsmuskeln aus, daß er unfehlbar gemein wird. Ich bemerkte dieß schon neulich in meinem Briefe an Körner bei Gelegenheit der Ballete. Seitdem ich nun mehr Trauerspiele gesehn habe, habe ich mich überzeugt, daß die pantomimischen Schauspieler hierin nur die tragischen nachahmen. Aber wenn man bei uns in diesem Stück auf einem besseren Wege ist, so ist die Schauspielkunst dennoch hier in einer größeren Vollendung. Die Schauspieler haben ihre Rolle unendlich besser studirt, jeder Moment, jede Stellung ist berechnet und überlegt, sie sind und erscheinen mehr als Künstler. Bei uns sieht man dagegen bloß improvisiren, und leider ist es nicht immer das Genie, das improvisirt. Was die hiesige und unsre Schauspielkunst sehr sichtbar unterscheidet, ist daß was bei uns ins Sentimentale, in das Gebiet der Empfindung und der Gesinnungen hinübergezogen wird, hier bloß ins Sinnliche und Leidenschaftliche gespielt wird[2]). So sah ich neulich Racines Phèdre von der besten hiesigen Schau-

[1]) Vgl. hierzu Humboldts seinem Brief an Goethe vom 18. August 1799 (Bratranek S. 83—115, Nr. 24) entnommenen Aufsatz „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne" in Goethes „Propyläen", 3. Bandes 1. Stück (Tübingen 1800), S. 66—109; neu herausgegeben von Albert Leitzmann in Humboldts „Gesammelten Schriften", Bd. II (Berlin 1904), S. 377—400.

[2]) Es ist sehr interessant, daß schon nahezu zwölf Jahre früher ein Kenner des Theaterwesens, der bekannte Gothaer Reiseschriftsteller Heinrich August Ottokar Reichard (1751—1828), auf Grund persönlicher Eindrücke während einer im Sommer 1786 nach Paris und Straßburg gemachten Reise im wesentlichen ähnlich, wie später Humboldt, über das französische Theater geurteilt und namentlich auch die Überlegenheit der Deutschen im „hohen" Trauerspiel, der Franzosen im feinen Lustspiel hervorgehoben hat, vgl. seine „Kleinen Reisen", Bd. V (Berlin 1788), S. 287—295; Reichards Erörterungen sind abgedruckt und kommentiert in meiner Schrift „Straßburger Reiseeindrücke vor hundert Jahren". Straßburg 1882. S. 9—14. Und ähnlich, wie Reichard und Humboldt, urteilte der noch nicht sechzehnjährige Arthur Schopenhauer, der, Ende 1803

spielerin (der Raucourt[1]) wirklich unnachahmlich gut gespielt. Aber schlechterdings hätte man die ganze Rolle, Vers für Vers, gleich gut in seiner Art auf eine andre ganz verschiedne Manier spielen können, und ich kann nicht läugnen, daß ich ihr Spiel das ganze Stück hindurch unwillkührlich in mir in eine solche andre Manier gleichsam übersetzt habe. Ich müßte Gebehrden und Ton vor Ihnen hinstellen können, um mich Ihnen ganz verständlich zu machen. Aber kurz kann ich es nicht anders geben, als daß die Raucour alles nach äußen hin, auf die sinnlichen und äußeren Verhältnisse der Wirklichkeit bezog, da es möglich gewesen wäre, alles eben so zurück auf sich, auf die sentimentale und innere Stimmung eines idealischen Charakters zu beziehen. So machte sie ihre Leidenschaft (und dazu freilich führt der Dichter selbst sie nothwendig hin) zu etwas durchaus Sinnlichem, zur eigentlichen Krankheit; so sprach sie alle Stellen, wo sie z. B. mit ihrem Vertrauten, von ihrer Leidenschaft zurückkommend, sich selbst über dieselbe äußert, vorzüglich in den Stellen, wo sie sich nach augenblicklichem Wahnsinn erholt, mit einem heftigen, gewissermaaßen rauhen Ton, der nur Verdruß und Unmuth über ihre Verirrung, und deren äußere Folgen, gar nicht die tiefe Empfindung ihres ganzen Seelenzustandes ausdrückte; und so spielte sie überhaupt mit der Heftigkeit und Wildheit, welche dem innigen, mehr melancholischen Gefühl gänzlich zuwiderläuft. Wenn ich mich deutlich ausgedrückt habe, so geht dieser Unterschied in eben dieser Art viel weiter, als daß er sich bloß auf das Theater erstreckte. Hang zu Ideen — im Kantischen Sinne des Worts — ist unendlich selten, und wenn man ja im Gespräch an diesen Begriff stößt, so hat man schon der Sprache nach, große Mühe sich verständlich zu machen. Da ich einmal Kants erwähne, so kann ich doch nicht vorbeigehn, daß auch hier einen dieß Gespenst der Metaphysik verfolgt. Kants Name ist nicht unbekannt und eigentlich ist man hier erstaunlich neugierig, etwas von ihm und seinem System zu hören. Indeß sieht man deutlich, daß es nur, um ihn zu widerlegen, seyn würde. Denn unläugbar haben die Berichte deutscher Reisender den metaphysischen Nationalstolz rege gemacht. Sie können leicht denken, daß ich weder den Kitzel, wie einige Deutsche hier, habe, mich hinter Kantischen Mysterien zu verhüllen und mir dadurch ein falsches Ansehn zu geben, noch auch von der Sucht angesteckt bin, Proselyten machen zu wollen, und daß ich also gewiß nur gezwungen Metaphysik rede. Allein schon ein Paarmal bin ich wider

in Paris angekommen, in seinem (noch ungedruckten) Tagebuch schrieb: „Je mehr ich die kleinen Komödien und komischen Opern im Faydeau" (Théâtre-Feydeau, als Théâtre de Monsieur 1789 eröffnet, 1801 mit dem Théâtre Favart vereinigt und seitdem Théâtre de l'Opéra-Comique genannt) „und Vaudeville" (Théâtre du Vaudeville, 1791 eröffnet) „sehe, desto mehr finde ich Geschmack daran: Die französische Sprache und die Acteurs scheinen zu diesen Stücken gemacht; an die höchst unnatürliche rauhe Declamation der französischen Tragiker werde ich mich aber nie gewöhnen". Vgl. W. v. Gwinner, „Schopenhauers Leben", 3. Ausgabe (Leipzig 1910) S. 21.

[1]) Françoise Clairien dite Saucerotte dite Raucourt (1753–1815), seit 1772 am Théâtre-français Vertreterin der heroisch-tragischen Rollen.

Willen dazu genöthigt worden. Ich winde mich denn freilich so gut ich kann hindurch, um, ohne der Wahrheit zu schaden, das Auffallende zu vermeiden, und wunderbar ist es, wie sie alsdann auf die verschiedenste Weise zu dem Resultate kommen, daß es doch mit der ganzen Sache nicht viel sey. So z. B. halte ich mich wohl darauf, daß Kant gezeigt hat, daß alle die ins Transcendente hinausgehenden Ansprüche der Metaphysik nichtig und eitel sind, daß er zuerst dieß auf eine vollkommen bündige Weise bewiesen und die Gränzen innerhalb welcher nun die Vernunft sich mit Glück versuchen kann, mit Sicherheit bestimmt hat. Alsdann erwidern sie, daß sie über jene anspruchvolle Metaphysik schon längst hinaus sind, aber welcher große Gehalt, und wieviel Neues in dem Letztern, der festen Gränzbestimmung und der Abwehrung aller noch möglichen Einwürfe liegt, das würde es wenigstens sehr schwer halten, sie fühlen zu lassen. Neulich aber bin ich auf eine recht unschuldige Weise doch genöthigt worden, Stich zu halten, und mich in eigentlichen Streit einzulassen. Ich sollte nemlich auch einen Begriff von Kant geben, und da ich dieß auf die einfachste Manier dadurch thun zu können meynte, daß ich die Hauptfrage aller Metaphysik über die Möglichkeit synthetischer Wahrheiten établirte, so kam ich unter andern auch auf den Satz daß die ganze reine Mathematik, die auch durchaus a priori ist — Aber hier wurde ich unterbrochen, und man stritt mir geradezu, daß die Geometrie a priori und nicht bloß aus der Erfahrung (also analytisch) abgezogen sey. Ob ich gleich mit einem außerordentlich guten Kopf — mit Garat[1]) — zu thun hatte, und mir alle mögliche Mühe gab, so konnte ich nicht darüber zu Stande kommen. Freilich ist nun auch dieß ein schlimmer Punkt um ihn durch Streit zu entscheiden. Es kommt bloß darauf an, ob man den Raum — wie er that — für einen bloß discursiven erst nach den Dingen im Raum in uns gekommenen, oder ob man ihn, wie Kant, für einen a priori und als Form wenigstens schon vor den Dingen in uns vorhandenen Begriff nimmt. Hierüber muß eigentlich mehr ein metaphysischer Sinn, als ein Streit, entscheiden, und mit Worten läßt sich nicht mehr viel aufklären, wenn jemand behauptet, dasjenige sei aus der Erfahrung entstanden, was wirklich nur bei Gelegenheit derselben zum Bewußtseyn kommen konnte, ob es gleich an sich erst alle Erfahrung möglich macht. Dasmal trug also, ohne daß ich es hindern konnte, die Französische Metaphysik einen vollkommenen Sieg über den armen Kant davon. Mir sind solche Streitigkeiten darum noch lästiger, weil ich gar kein metaphysisches Buch hier habe, und man hier etwas Interessanteres reden kann. Sollten sie mich ferner behelligen, so werde ich ihnen, wie ein Medusenhaupt, das Ich und das Nicht Ich vorhalten. Versteinern sie dann nicht, so ist es nicht meine Schuld. Ueberhaupt wird es das Beste seyn, zu lehren, daß gar nicht mehr Kant, sondern ein viel ärgerer der wahre Prophet ist[2]). — Sie sehen

[1]) Dominique-Joseph Garat (1749—1833), Staatsmann und Präsident des Institut de France, 1816 wegen allzu revolutionärer Gesinnung von diesem ausgeschlossen.

[2]) Gemeint ist Fichte, dessen in einer Reihe von Schriften seit dem Jahre 1794 niedergelegte Wissenschaftslehre ihren Ausgangspunkt vom „Ich" und dem ihm schlechthin

daß ich meine Deutschheit in Paris nicht ablege. Wirklich fühle ich sie auch vielmehr durch den Kontrast hier wachsen; mögen nur die gütigen Götter, daß es im guten Verstande sey. Bei Gelegenheit des Deutschen muß ich Ihnen doch Vossens Urtheil über den Herrmann sagen, das er Vieweg, Göthens Verleger, der jetzt hier ist, geäußert hat. Er hat gesagt, er habe anfangs geglaubt, dieß Gedicht werde seine Luise ganz vergessen machen; dieß sey zwar nicht der Fall, allein es habe einzelne Stellen, für die er seine Luise gern ganz hingeben würde. An dem Versbau lasse sich freilich noch immer viel tadeln, indeß sey es kein Wunder, daß er, der nun eine so große Uebung besitze, dieß besser verstehe, und immer seyen diese letzten Göthischen Hexameter bei weitem besser, als alle seine vorigen. So Vossisch dieß Urtheil ist, und so ganz der totale Unterschied beider Gedichte darin übersehn ist, so ist es doch ein so complettes Lob, als man aus Vossens Munde nur erwarten konnte. Auch hat es mich für seine eigne Billigkeit gefreut. — Was sagen Sie dazu, daß endlich das Reich unter sich zerfallen ist, und Friedrich Schlegel und Reichard ganz auseinander sind?[1]) — Der andre Schlegel, höre ich ja, verläßt Sie, um Körnern heimzusuchen. — Sie sehn, daß ich nicht ohne alle Nachricht von Ihrem Leben bin. — Aber dennoch, mein lieber, theurer Freund, geben Sie mir bald die, nach denen mein Herz sich so innig sehnt! Die Li umarmt mit mir Sie und Lolo und Karolinen. Göthen grüßen Sie herzlich, und leben Sie wohl! H.

Abgegangen 20. Januar, 98.

entgegengesetzten „Nicht-Ich" nahm. Daß Humboldt hierbei Fichte, den künftigen „wahren Propheten" an Stelle Kants, zugleich, wenn auch wohl mehr ironisch als ernst, als einen „viel Ärgeren", d. h. Gefährlicheren als Kant bezeichnet, erklärt sich aus der Wertung, die Fichte schon damals vielfach als radikalem Rationalisten, ja von seinen ersten politischen Schriften her sogar als Revolutionär zuteil geworden war. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Dr. L. Rabus in Erlangen.) — Mit Beziehung auf Humboldts obige Ausführungen schrieb Goethe, dem Schiller den vorliegenden Brief am 27. Februar gesandt hatte (Briefe Bd. V, Nr. 1319), am 28. Februar an diesen: „Die Franzosen muß Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will." Briefe Bd. XIII, Nr. 3745. Vgl. auch Humboldts Brief an Schiller vom 23. Juni 1798, unten Nr. 27.

[1]) Vgl. hierzu Schiller an Goethe am 2. Januar 1798 (Briefe Bd. V, Nr. 1294): „Dieser Tage las ich zu meiner großen Lust im Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung eine Erklärung von dem jüngern Schlegel, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums nichts mehr zu schaffen habe. So hat also doch unsre Prophezeiung eingetroffen, daß dieses Band nicht lange dauren werde!" Gleichzeitig schrieb Goethe am 3. Januar an Schiller (Briefe Bd. XIII, Nr. 3704): „Friedrich Schlegel hat in ein Stück des Lyceums, da das Journal in Berlin gedruckt wird, wo er sich jetzt befindet, als es an Manuscript fehlte, ohne Reichardts Vorwissen, einen tollen Aufsatz einrücken lassen, worin er auch Voß angreift und worüber sich dann die edlen Freunde brouillirten." Schlegels Aufsatz betitelte sich „Kritische Fragmente" und steht im „Lyceum der schönen Künste", ersten Bandes zweiter Teil (Berlin 1797), S. 133—169; die Stelle über Voß (S. 164) lautet: „Voß ist in der Louise ein Homeride: so ist auch Homer in seiner Übersetzung ein Voßide." Seine Erklärung, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums „nicht mehr in Verbindung stehe", datiert vom 28. November 1797 und steht in der Nr. 163 des „Intelligenzblattes der Allgemeinen Litteratur-Zeitung" vom 16. Dezember, Spalte 1352.

26. 1798 April 19.

Am 12. Mai bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 61). Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 27. April (Kalender S. 60). Humboldt hat ihn nicht numeriert; er müßte die Nummer 5 tragen, da Humboldt dem Brief nr. 2 vom 20. Januar (oben Nr. 25) noch zwei verlorene, bei Schiller am 5. März (Kalender S. 59) und am 15. April (ebenda S. 60) angekommene Briefe hatte folgen lassen.

Paris, 19. April, 98.

Endlich, mein theurer Freund, kann ich Ihnen schicken, was ich Ihnen schon vor mehreren Wochen versprach[1]). Wenn Sie auch, wie es leicht der Fall seyn kann, errathen haben, was den Gegenstand dieser Arbeit ausmacht, so haben Sie Sich gewiß nicht so vieler Bogen versehen, und in der That ist diese Länge auch ganz und gar gegen meine anfängliche Erwartung gewesen. Da ich Ihnen doch heute nicht leicht über etwas andres schreiben möchte, so lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte über diese Arbeit sagen.

Ich kann nicht läugnen, daß ich sie Ihnen zugleich mit Schüchternheit und Freude übergebe, mit der Schüchternheit, mit der man dasjenige begleitet, was einem wirklich werth ist, mit der Freude, mit der man in einen Kreis, in dem man selbst nicht seyn kann, wenigstens einen Theil seines Selbst, seine Gedanken und Einfälle schickt. Mehr als irgend eine andre Arbeit hat mir, das kann ich mit Wahrheit gestehen, diese Freude gemacht, nicht, daß ich sie gerade vorzüglich gelungen glaubte (ich sehe zu gut wie viel ihr noch mangelt) aber weil mir die Stunden, wo sie mich am angelegentlichsten beschäftigte, immer wie eine Zeit vorkamen, die ich an Ihrer Seite, in Ihrem Gespräch verlebte, weil sie mir mitten in dem fremdartigen Zirkel, der mich umgiebt, und der mich nur darum anzieht, weil er mir fremd ist, jenes bessere und meinen innersten Neigungen angemessenere Daseyn versinnlichten, weil mich selbst das Nachdenken über diese Gegenstände mein günstiges Geschick segnen lehrte, in unsrer Heimath geboren zu seyn, zugleich mit Ihnen und Göthe zu leben, und Sie und Ihre Liebe zu besitzen. Lachen Sie nicht, mein theurer Freund, über diese Extase, in die mich meine Deutschheit versetzt! Wären Sie hier, wie ich, sähen Sie, wieviel anders es hier ist, oder vielmehr, wie hier so gar nichts von dem ist, dessen Sie Sich bei Sich erfreuen, fühlten Sie besonders wie es mir vorkommen müßte, wenn ich, wie die Franzosen wirklich sind, so mit dicken Mauern von allem, was nicht ich selbst wäre, geschieden, leben müßte, wenn ich nichts verstehn könnte, als was ich nur selbst mit der Muttermilch eingesogen hätte — wahrlich Sie müßten kein Körnchen Deutscher Feierlichkeit haben, wenn Sie nicht auch in eine wahrhaft pathetische Stimmung gerathen sollten. Aber ich kehre zu meiner Schrift zurück.

Sie werden finden, daß sie vorzüglich einen dreifachen Zweck hat: 1. das eigentliche Wesen der Kunst ins Licht zu stellen; 2. von Göthe's Eigenthümlichkeit Rechenschaft zu geben; 3. die Natur der epischen Dichtung zu

[1]) Es war das Manuskript von Humboldts Schrift „Ueber Göthes Hermann und Dorothea", die dann als erster Teil seiner „Ästhetischen Versuche" 1799 bei Vieweg in Braunschweig erschien; neu herausgegeben von Albert Leitzmann in Humboldts „Gesammelten Schriften", Bd. II (Berlin 1904), S. 113—323. Über Entstehung und Aufnahme der Schrift vgl. ebenda S. 402—405.

ergründen, und zu zeigen, daß sie und die lyrische eigentlich die einzigen großen Hauptklassen sind, unter die sich alle übrigen bringen lassen. Wie ich diese Zwecke erreicht habe, darüber zu urtheilen, lege ich nun in Ihre und unsrer Freunde Hände. Wenn mir etwas gelungen ist, wenn ich das, was in dem Künstler in den Momenten seiner Begeisterung vorgeht, nicht ganz verfehlt habe, so bin ich es allein dem Glücke schuldig, Sie und Göthe oft und lange beobachtet zu haben. Denn ich kann wohl sagen, daß ich mit großer Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen bin, und nichts (was sich auf Erfahrung gründen mußte) hingeschrieben habe, ohne nicht bestimmte Erfahrungen dafür bei mir in Gedanken zu haben. Das vollkommene Gegenstück zu dieser Arbeit würde eine ähnliche über Ihren Wallenstein seyn. Aber die wäre auch bei weitem schwieriger. Schon in dieser habe ich es nicht vermeiden können, wenigstens die Stelle anzugeben, wo Sie stehen. Es ist im 19. Abschnitt (S 50.) auf den ich Sie besonders zu merken bitte. Auch auf Wieland bin ich (d. h. nur auf eine ähnliche Natur, und ohne ihn selbst auch nur zu bezeichnen) gekommen. Denn wenn man nur auf die Unterschiede Acht giebt, welche die Deutschheit und vielleicht geringeres Genie macht, so findet, was ich von Ariost sage[1]), auf ihn vollkommene Anwendung. Nur Klopstock habe ich (obgleich er unser einziger eigentlicher Epischer Dichter ist) auf meinem Wege gar nicht gefunden. Aber das beweist mir nur noch mehr, was Sie so richtig von seiner musikalischen Natur gesagt haben[2]). Denn ich hatte es nur mit der bildenden und redenden, nicht mit der musikalischen Kunst zu thun.

Was die Ideen betrift, so habe ich nie etwas geschrieben, wobei ich mir alles, was ich nun endlich festsetzte, so vollkommen deutlich gemacht hätte. In so fern wird diese Arbeit mir bleibender Gewinn seyn. Was ich bisher schrieb, hatte den wunderbaren Effect, daß es, statt meine vorherigen Ideen zu ordnen und aufzuhellen, mir nur noch mehr dazu erweckte, über die ich doch im Grunde gleich ungewiß und schwankend war.

Vielleicht hat aber der Vortrag dadurch verloren. Er ist zwar, glaube ich, schwerlich dunkel, aber er ist vielleicht zu weitläuftig und eintönig.

Aber ich erwarte lieber Ihr Urtheil, als ich selbst ein ungewisses und zweifelhaftes fälle. Sagen Sie es mir ja, mehr oder minder ausführlich, wie Sie Zeit und Laune haben. Ganz ohne Theilnahme, hoffe ich, sollen diese Blätter Sie nicht lassen[3]).

Göthen habe ich sie, ob sie gleich ihn selbst betreffen, nicht unmittelbar geschickt, weil ich es lieber mag, daß Sie erst sehen und urtheilen, und ihn,

[1]) In den Abschnitten XXI—XXIII und XXV, „Gesammelte Schriften" Bd. II, S. 162—167 und S. 169—171.

[2]) In der Abhandlung „Die sentimentalischen Dichter" im zwölften Stück der „Horen" von 1795, S. 30; abgedruckt (unter dem Titel: „Über naive und sentimentalische Dichtung") in Schillers „Kleineren prosaischen Schriften", Teil II (Leipzig 1800), S. 103; in der Säkular-Ausgabe seiner Werke, Bd. XII (Stuttgart und Berlin 1905), S. 209.

[3]) Schiller würdigte die Schrift ausführlich in seinem Brief an Humboldt vom 27. Juni (Leitzmann Nr. 62).

je nachdem es Ihnen vorkommt, vorbereiten. Ich kann diese ernste Zuversicht nur zu Ihnen haben, da Sie schon so viel Nachsicht an mir geübt haben.

Jetzt noch über den öffentlichen Gebrauch. Sie wissen, daß ich es anfangs für die Horen bestimmte, und auch noch möchte ich das. Wie ist aber das möglich? Es ist dreimal so lang als ein Horenstück. Schwer ist mirs aufs Herz gefallen, daß ich Sie vielleicht inducirt habe, Sich darauf zu verlassen, und Sie nun in Verlegenheit setze. Aber es ist mir so unter den Händen im Umarbeiten gewachsen, daß ich vorher nicht urtheilen konnte. Stücke daraus möchte ich schlechterdings nicht gedruckt wissen. Einer solchen Arbeit schadet das sehr.

Die Hauptsache ist nun erst Ihr und Göthe's Urtheil zu erfahren. Es fragt sich erst, ob Göthe es gern sieht, daß es, und daß es ganz so, wie es da ist gedruckt wird. Da es sein Werk betrift so richte ich mich hiernach streng nach ihm. Hernach bitte ich Sie mir zu sagen, ob Sie den Druck, ohne weitre Umarbeitung, für rathsam halten, oder ob die Arbeit Fehler hat, die diese nöthig machen. Sind es kleine Dinge, so ändern Sie diese wohl selbst ab. Daß Sie Freiheit zu allem haben, brauche ich nicht erst zu sagen. Sind Sie für den Druck, so wie ich nach der Art, wie ich die Sache jetzt ansehe, so hat mir schon Vieweg geäußert, daß er es nehmen will, und so ist da also keine Schwierigkeit. Sobald ich Ihre Meynung weiß, schreibe ich Ihnen über das andre weiter. Mein Brouillon (eine Abschrift habe ich nicht) ist bis auf Kleinigkeiten gleichlautend. Sie brauchen nur die Nummern zu citiren, wenn Sie mir über einzelne Stellen schreiben. Diese Abschrift behalten Sie natürlich. Körnern wünschte ich, daß Sie es, wenn Sie und Göthe es gelesen haben, mittheilten[1]). Ich lasse es durch einen Reisenden an Cotta gehn, der es Ihnen schicken wird. Die etwanigen Kosten bitte ich Sie auf meine Rechnung zu schreiben.

Sie werden Sich mit Recht wundern, daß ich in den ersten Monaten hier einer Arbeit, die ich in Jena gleich gut machen konnte, so viel Zeit gewidmet habe. Aber ich konnte mir nicht helfen, ich hatte mich einmal eingelassen. Dann habe ich auch hier dabei doch nicht alles versäumt, und jetzt ist es mir nicht unlieb, die ersten Monate, wo man sich leichter irrt, nicht so ex professo beobachtet zu haben. Jetzt aber will ich mit großem Ernst bloß an hiesige Dinge gehn, und darum wäre es mir auch nicht lieb, wenn ich vor dem Druck noch einmal auf eine ernstliche Weise zu dieser Arbeit zurückkehren müßte.

Das Inhaltsschema habe ich zu Ihrer Bequemlichkeit beigelegt[2]). Leben Sie von Herzen wohl. Wir sind alle ziemlich gesund! Ihr H.

Die Li umarmt Sie und Lolo.

[1]) Goethe und Schiller lasen, wie ersterer Humboldt in seinem vom 16. Juli datierten, laut Briefverzeichnis am 20. abgesandten Dankschreiben (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843) mitteilte, den größten Teil der Schrift während Goethes Aufenthalt in Jena im Mai miteinander; den Schluß las Goethe allein. Vgl. auch Schillers Briefe Bd. V, Nr. 1346. Körner erhielt die Schrift erst Anfang 1799 (ebenda Bd. VI, Nr. 1433).

[2]) Diese Anlage fehlt.

27. 1798 Juni 23.

Am 8. Juli (nicht am 7., wie bei Leitzmann S. 440 steht) bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 64). Der Brief kreuzte sich mit demjenigen Schillers (Leitzmann Nr. 62), der vom 27. Juni datiert ist, nach Kalender S. 63 und 64 jedoch erst am 29. Juni abging.

nr. 6.[1] Paris, 23. Junius 98.

Seit unendlich langer Zeit, liebster Freund, habe ich keine Nachricht von Ihnen[2], und bin doch um so begieriger darauf, als Sie Ihrem letzten Briefe nach, nicht wohl waren, und ich von dieser Unpäßlichkeit, wenn sie vielleicht länger gedauert haben sollte, eine sehr unangenehme Störung für Ihren Wallenstein fürchte. Auch bei uns geht es gar nicht gut. Ich und die Kinder sind zwar recht wohl, aber die arme Li leidet wieder. Sie hütet sogar jetzt das Bett seit ein Paar Tagen, und ich weiß noch nicht recht, was daraus werden will. Indeß hoffe ich sind es doch bloß die alten Zufälle unter veränderter Gestalt. Uebrigens leben wir nach unsrer alten Weise fort. Ich bin so fleißig und thätig, als es diese Störungen erlauben, und finde noch immer recht viel Interesse an dem hiesigen Aufenthalt.

In den letzten Wochen habe ich viel mit Sièyes[3], der jetzt als Gesandter nach Berlin gegangen ist, Umgang gehabt. Dies hat wieder die Gespräche über Metaphysik in Gang gebracht, und ich habe es nicht vermeiden können, ein feierliches Colloquium mit allen Metaphysikern, die es hier giebt, versammelt zu haben. Ich hatte, um dagegen auch nicht ganz allein zu erscheinen, Brinckmann[4] und einen gewissen Perret, der bei Fichte in Jena studirt hat[5], mitgenommen. Die Conferenz dauerte 5 Stunden, und ging, wie alle dieser Art aus einander. Man verstand sich nicht einmal, geschweige denn, daß man sich bekehrt hätte. Indeß gelang es mir doch, ihnen die Kantischen Ideen näher zu bringen, als es je geschehen war. Es wurde mir sogar leicht, da ich mit ihrer Art zu philosophiren mich vorher genau bekannt gemacht hatte, und mich nun eng an ihre Ideen anschloß. Sie beschuldigten mich sogar sehr naiv, den Kant französirt zu haben. So unfruchtbar indeß auch diese Bemühungen für die Sache geblieben sind, so wenig unwichtig sind sie mir gewesen, und vielleicht ist es doch auch uns unsererseits gelungen, ihnen mehr Achtung für unsre Philosophie einzuflößen. Sich eigentlich zu verständigen, ist unmöglich, und das aus einem sehr einfachen Grunde. Sie haben nicht allein keine Ahndung sondern auch nicht den mindesten Sinn nur für etwas, das außerhalb der Erscheinungen liegt; der reine Wille; das eigentliche Gute;

[1] Da Humboldt an Schiller nach seinem fünften Pariser Brief vom 19. April (oben Nr. 26) noch einen verlorenen, bei Schiller am 2. Juni angekommenen (Kalender S. 62) geschrieben hatte, müßte der vorliegende Brief als nr. 7 bezeichnet sein.

[2] Schillers letzter Brief datierte vom 27. April (Kalender S. 60).

[3] Emmanuel-Joseph comte de Sieyès (1748—1836), der bekannte Staatsmann der Revolution.

[4] Karl Gustav Baron v. Brinkman (1764—1847), Staatsmann und schwedischer und deutscher (Pseudonym: Selmar) Dichter, 1792 schwedischer Legationssekretär in Berlin, 1798 als solcher nach Paris, 1801 wieder nach Berlin versetzt, 1807 Gesandter daselbst, 1808—10 Gesandter in London, 1811 nach Stockholm zurückgekehrt.

[5] Nach der Jenaer Matrikel wurde Claude-Camille Perret aus Dijon am 21. Oktober 1793 als Student der Philosophie eingeschrieben.

das Ich; das reine Selbstbewußtseyn, alles dieß ist für sie ganz und gar unverständlich. Wenn sie sich derselben Worte bedienen, so nehmen sie sie immer in einem andern Sinn. Ihre Vernunft ist nicht unsre; ihr Raum nicht unser Raum; ihre Einbildungskraft nicht die unsrige. Im philosophischen und ästhetischen Raisonnement dreht sich alles einzig nur darum, daß productive Einbildungskraft, theoretische und praktische Vernunft, und mithin eben so Sinn, Geist und Gemüth für sie ganz leere Worte sind. Da aber alle diese Wörter eine zwiefache Bedeutung haben, eine bloß logische, wo sie eine von vielem Einzelnen abgezogne Form sind, und eine metaphysische, wo sie eigentlich erst einen Gehalt (nemlich durch das Bewußtseyn des Ichs, dessen unmittelbare Thathandlungen sie gleichsam sind) bekommen, so versteht man sich ewig unrecht, weil sie immer nur die logische Bedeutung im Kopf haben, und wir immer mehr hinein legen. Sie kennen keine andern Operationen als empfinden, analysiren und raisonniren. Wie die Empfindung selbst entsteht, daran denken sie nicht, und geben doch auch nicht zu, daß sie dies, als außer unsern Vernunftschranken, liegen lassen. Es ist nichts so merkwürdig, als ein kleines Capitel in Condillacs traité sur les animaux über den Instinct und die Vernunft zu lesen[1]). Gerade auf eben die Weise und aus eben den Gründen verkennt er die letztere und den ersteren. Weil er in der Vernunft nicht *mehr*, als ein bloß logisches Raisonniren finden kann, so kann er sich auch bei dem Instinkt nicht an *weniger* begnügen; und weil die Menschen nur empfinden, und ihre Empfindungen analysiren können, so müssen die Thiere dies gleichfalls thun, und der Biber macht sein Haus nicht, weil es einmal seine Natur so ist, sondern weil er sich aus seinen Empfindungen solche und solche Combinationen einer bequemen Wohnung herausraisonnirt.

Wie ist es nun möglich, aus dieser Reihe hinaus in die andre, total verschiedne hinüberzugehen? besonders aber, wie ihnen *Sinn* für etwas beizubringen, woran es geradezu fehlt? — Nie habe ich es so sehr, als hier, empfunden, daß Fichte Recht hat zu sagen, daß, ob einer ein Philosoph ist, oder nicht? nur durch einen Versuch entschieden werden kann, daß es einen Punkt giebt, wo es sich augenblicklich zeigt, ob einer der Abstraktion fähig ist, ohne die alle Philosophie nur völlig leer ist[2]). Unglücklicherweise ist es

[1]) Die Schrift des Abbé Étienne Bonnot de Mably de Condillac (1715—1780) „Traité des animaux" erschien zuerst gesondert Amsterdam und Paris 1755; in den verschiedenen, seit 1798 erschienenen Ausgaben seiner „Œuvres" bildet sie mit seinem berühmten „Traité des sensations" (zuerst London und Paris 1754) zusammen den dritten Band. Das von Humboldt angezogene Kapitel „De l'instinct et de la raison" ist das fünfte der zweiten Abteilung.

[2]) Die obigen Anführungen mit bezug auf Fichte finden sich zwar in dessen Schriften weder in der nämlichen Zusammenfügung noch mit den gleichen Worten, aber sie geben einige prägnante Sätze seiner Wissenschaftslehre dem Sinne nach und andeutungsweise wieder. So spricht Fichte wiederholt von einem „Experiment", einem „Versuch", den der Philosoph anstellen muß. (Vgl. Johann Gottlieb Fichtes „Sämmtliche Werke". Herausgegeben von J. H. Fichte. Bd. I, S. 454 u. 456. Berlin 1845.) Der Philosoph hat von der absoluten und „ursprünglichen" Selbsttätigkeit des Ich, welches Subjekt und Objekt zugleich ist, auszugehen (ebenda S. 458—463); das „Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Actes, wodurch ihm das Ich entsteht", diese durch Abstraktion von allem Sein ver-

aber unendlich schwer, diesen Punkt demjenigen auch nur gehörig zu zeigen, der nicht von selbst fähig ist, ihn zu erreichen. Ich habe alle Wege versucht, die ich kenne, aber mit keinem hat es mir recht glücken wollen.

Ich kenne nemlich nur zwei, einen hypothetischen indirekten, und einen direkten. Den ersteren, wissen Sie, nimmt immer Kant. Aber von der Seite habe ich es hier nicht einmal gern versuchen mögen. Es giebt da kein Factum, als die Existenz allgemeiner und nothwendiger und doch synthetischer Grundsätze, die Existenz der Mathematik. Nun aber erkennen sie die ganze Mathematik, als bloß analytisch an, und man kommt auf keine Weise, wie man sich auch herumdrehen mag, nur um Einen Schritt auf dieser Stelle vorwärts.

Der direkte von dem moralischen Gefühl, dem Bewußtseyn des von allen Folgen unabhängigen Rechts scheint leichter. Aber er findet hier weit weniger noch, als jener Beifall. Ihre Moral ist ein bloßes Berechnen des größern Vortheils, und es ist schrecklich zu hören, wie materialistisch alle ohne Ausnahme über diesen Punkt reden. Man kann sich nicht enthalten, von solcher Verkehrtheit in moralischen Begriffen Schlüsse auf ihren Sinn für Freiheit und Recht überhaupt zu machen. So sind auch hier alle Zugänge verschlossen. Das Meiste, was ich hier noch bewirkt habe, ist, daß der, welcher unter ihnen der geduldigste ist, mich doch so weit begriffen hat, daß er den reinen Willen gleichsam als einen Instinct der Vernunft ansieht.

Diese ganze Art zu raisonniren ist in Deutschland den eigentlichen Popularphilosophen vollkommen ebenso eigen, und es wäre in so fern hiebei nur für Frankreich zu verwundern, daß es hier auch nicht einzelne Männer zu geben scheint, die sich höher erheben. Allein es ist doch mehr. Diese ganz unmetaphysische und bloß logische Art zu philosophiren liegt tiefer im Charakter der Nation, und dies schließe ich vorzüglich daraus, daß ein offenbarer Vorzug ihres Verstandes eng damit zusammenhängt — ich meyne nemlich die Klarheit, die genaue Präcision, die sie überall fordern, die Unmöglichkeit ihrer Natur, sich über diese Dinge Illusion zu machen, und sich tiefere Wahrnehmungen einzubilden, als sie wirklich haben[1]). Es ist mir am Ende immer noch lieber, einen Franzosen zu sehen, der von seinem eigentlichen Ich auch nicht einmal eine Ahndung hat, als einen Deutschen, der wie so mancher gutmüthige Lehr-

mittelte Tathandlung ist die „intellectuelle Anschauung" (S. 463—465), ist „der einzige feste Standpunct für alle Philosophie" (S. 466). „Darum ist alle Philosophie, die nicht von dem Puncte, in welchem Subject und Object vereinigt sind, ausgeht, nothwendig seicht und unvollständig, und vermag nicht zu erklären, was sie erklären soll, und ist sonach keine Philosophie", S. 528. (Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Dr. L. Rabus in Erlangen.) In seinem Brief aus Rom vom 6. Juli 1803 an Johann Gottfried Schweighäuser, den früheren Hauslehrer der Humboldtschen Kinder, (abgedruckt in A. Laquiante, „Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt, lettres à Geoffroi Schweighaeuser", Paris et Nancy 1893, S. 69 f.) entwickelte Humboldt gleichfalls die oben skizzierten Hauptsätze der Wissenschaftslehre Fichtes.

[1]) Humboldt äußert ähnliche Gedanken über die Verschiedenheit des deutschen und des französischen Nationalcharakters in bezug auf Kunstgefühl, Geist der Sprache und Art zu philosophieren in dem zu unserer Nr. 25 angezogenen Aufsatz „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne" in Goethes „Propyläen", Bd. III, Stück 1, S. 92—94; in den „Gesammelten Schriften", Bd. II, S. 391 f.

ling, das reine Ich in allen Fingerspitzen zu fühlen glaubt. Wenn, wie wir doch glauben, unsre Philosophie die richtigere ist, so muß sie, es kann kaum fehlen, dennoch am Ende durchdringen, und dann wird sie in ihren Köpfen weniger Schaden anrichten, als in den unsrigen.

Wenn ich jetzt von französischen Metaphysikern gesprochen habe, so habe ich stillschweigend immer Sièyes ausgenommen. Er ist offenbar ein tieferer Kopf, als alle andern. Er äußert Dinge, die geradezu wie Kant und Fichte klingen, gesteht die Unzulänglichkeit aller französischen Philosophie ein, und hat mir namentlich gesagt, daß in keinem französischen Buche nur zwei Zeilen gesunder Moral ständen. Aber er hat seine Ideen nicht aufs Klare und in Einen Zusammenhang gebracht, und ist zu stolz, und ungeduldig um etwas Fremdes auch nur anzuhören, viel weniger anzunehmen. Er ist einer von den seltenen Menschen, von denen man beinah mit völliger Wahrheit sagen kann, daß sie mit der entschiedensten Denk- und Charakterkraft weder zum Denken noch zum Handeln gemacht sind, und dies bloß, weil sein ganzer Charakter leidenschaftlich ist, — nicht daß ihn diese oder jene Leidenschaft wirklich beherrschte, aber weil alles was in ihm aufkommt den Typus der Leidenschaft, der ausschließenden Heftigkeit, an sich trägt. Könnte er sich nach Deutscher Art, entschließen, für sich, für wenige Leser, für die Nachwelt, ein System aufzuführen, so würde er unstreitig etwas Großes liefern. Aber dazu ist er zu sehr Franzose. Die Idee des Publicums um ihn her ist gleich da, und so ist alles Schreiben ein Theil des öffentlichen Lebens. In diesem aber zieht er sich gleich empfindlich in sich selbst zurück, sobald er sieht, daß seine Ideen nicht überall, und nicht ganz Eingang finden. Wenn er im Stande ist, etwas Großes zu ersinnen, so hat er nicht die Festigkeit es zu behaupten und auszuführen, und die Empfindlichkeit, die ihn hieran hindert, hindert ihn auch am ruhigen und reifen Finden der Wahrheit. Auch tragen seine Gedanken alle das Gepräge einer solchen schnellen und reizbaren Heftigkeit an sich; er ist vorzüglich witzig, aber nicht auf eine leichte, und gefällige Weise, sondern mehr scharf und beißend, er dringt in die Tiefe, aber es sind Blitze, die plötzlich ins Innere der Sache schießen, nicht ein langsames mit ausharrender Anstrengung begleitetes Eindringen. In der Revolution ist er unendlich wichtig gewesen; er hat die hauptsächlichsten Basen der Constitution, das Repräsentativsystem, die Einheit der Republik, und die Eintheilung des Landes gegründet, und seine Ideen sind ein reicher Vorrath gewesen, aus dem andere, mit und ohne seine Absicht, geschöpft haben. Aber er hat fast nichts Einzelnes und dies nicht selbst durchgesetzt. Er hat eine sehr schöne und sprechende Physiognomie und sein ganzes Aeußeres, selbst wenn der Gehalt dessen, was er sagt, nicht gerade groß ist, flößt eigentliche Achtung ein. Er ist wenigstens überall kraftvoll und eigenthümlich. Was ihn noch auf eine auffallende Weise auszeichnet, ist daß er eine gewisse jugendlich-männliche Stärke erhalten hat, und gar keine Spuren von Schwächung durch Ausschweifungen an sich trägt, eine Sache, die sonst hier so gewöhnlich ist, daß der Beobachter sie in der That nicht, als bloß einzelne Ausnahme, übergehen darf.

In dem Perret, von dem ich Ihnen vorher sprach, bemerkte ich ein sonderbares Phänomen. Er weiß sehr gut mit Deutscher Philosophie Bescheid, und ich habe ihn nirgends auf etwas Falschem ertappt. Aber er kann über diese Dinge schlechterdings nicht Französisch denken, und wenn er darüber reden muß, drückt er sich in seiner Muttersprache schwieriger und ungewandter als wir aus.

Sie können denken, daß ich metaphysische Gespräche dieser Art fliehe, so sehr ich nur kann, allein wenn ich es nicht kann, so suche ich jetzt nur den moralischen Materialismus feiner zu machen, und dem intérêt, den sie immer im Munde führen, die Selbst-Achtung oder das Gefühl des Schönen unterzuschieben. Aber leider ist der ästhetische Sinn gleich stumpf, und der Geschmack an einem Kunstwerk wird ebenso mit dem Geschmack an einer guten Schüssel, als eine tugendhafte Handlung mit einer bloß eigennützigen verwechselt [1]).

Aber genug für heute. Die Li umarmt Sie herzlich. Wie innig sehnen wir uns oft in diesen schönen Sommertagen nach Ihnen und Jena zurück. Die Jahre, die ich dort verlebte, werden mir ewig theuer seyn, und hoffentlich kehren ja wieder ähnliche zurück. Gedenken Sie auch unserer manchmal und leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Göthe.

Alexander ist hier, und geht im Herbst nach Aegypten.

Ist mein Aufsatz angekommen, und wie sind Sie damit zufrieden? [2])

28. 1798 Juli 12.

Antwort auf Schillers Brief vom 27. Juni (Leitzmann Nr. 62); am 25. Juli bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 64).

nr. 7. [3]) Am 8. Julius habe ich Ihren Brief vom 27. Junius empfangen. Paris, 12. Julius 98.

Ihr Brief, liebster Freund, hat mir eine außerordentliche Freude gemacht, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Ihr günstiges Zeugniß [4]) über eine Arbeit, die mir schon durch die anhaltende Beschäftigung, die sie mir gegeben hatte, werth geworden war, hat mich mit Muth und Kraft zu neuen Versuchen ausgerüstet. Ich hatte, seit ich meine Schrift an Sie abschickte,

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen die frühere Mitteilung Humboldts über seine Pariser metaphysischen Wortkämpfe im Brief an Schiller vom 20. Januar, oben Nr. 25. Goethe, dem Schiller (wohl noch während dessen Aufenthaltes in Jena vom 4. bis 9. Juli) Humboldts vorliegenden Brief mitgeteilt hatte, äußerte sich auch diesmal zur Sache, indem er letzterem in dem bereits erwähnten Dankbriefe vom 16. Juli (abgesandt am 20.) schrieb: „Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller sehe, der Kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht" (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843).

[2]) Obwohl dem Briefe die Unterschrift fehlt, scheint er doch vollständig erhalten zu sein.

[3]) Nach dem in der ersten Note zum vorigen Brief Nr. 27 Gesagten müßte es richtig nr. 8 heißen. Mit diesem Brief hörte Humboldt wieder auf zu numerieren.

[4]) Andern gegenüber urteilte Schiller weniger günstig über die Schrift, so am 25. Mai 1798 und am 10. Februar 1799 an Körner (Briefe Bd. V, Nr. 1346 und Bd. VI, Nr. 1433); am 1. März 1799 an Goethe (Briefe Bd. VI, Nr. 1437).

mein Urtheil über dieselbe gänzlich suspendirt; ich hatte mein Brouillon nicht einmal angesehn, und da es der zerstreuenden Gegenstände, die mich hier umgeben, nicht wenige giebt, so war sie mir fremd geworden. Aber ich kann nicht läugnen, daß mir ihr Schicksal darum nicht weniger am Herzen lag. Die Ideen, die sie enthält, schienen mir wahr und wichtig, sie hatten sich überdies während der Zeit, daß sie mir klar geworden waren, mit so vielen andern wieder verbunden und so fruchtbar weiter entwickelt, daß ein großer Theil meines jetzigen Denkens nothwendig mit ihnen stehen oder fallen mußte. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, auch Mistrauen in ihre Richtigkeit zu setzen. So bloß auf sich selbst beschränkt, so allein in einer durchaus heterogenen Masse, so in einer Lage, wo man immer Recht haben muß, weil man sich nur allein selbst versteht, ist es so leicht ein System zu erbauen, das entweder unrichtig, oder doch nur von einer eingebildeten Wichtigkeit ist.

Ueber beides haben Sie mich auf eine wahrhaft unerwartete Weise beruhigt. Sie haben meiner Arbeit gerade das Lob ertheilt, was mir unter allen das liebste ist, das Lob, daß ich mein Geschäft geendigt, die Beurtheilung dieses Gedichts auf eine erschöpfende und befriedigende Weise zu Stande gebracht habe. Aber was mir noch bei weitem wichtiger ist, ist Ihre Uebereinstimmung mit den Grundsätzen die ich über die ersten und wichtigsten Fragen der Aesthetik aufgestellt habe. Erst jetzt habe ich Muth in dieser Bahn weiter fortzugehen, und an der Ausführung eines Plans zu arbeiten, an den ich bis jetzt immer nur mit Schüchternheit dachte.

Zugleich hat mir Ihr Brief neue Erfahrungen über mich selbst gegeben, und ehemalige bestätigt. Ich bin fester, als je überzeugt, daß, wenn ich irgend Einen intellectuellen Beruf in der Welt habe, es der der Kritik ist, und wenn ich auf irgend eine Tugend Anspruch machen kann, es die Gerechtigkeit ist. Es ist mir ein überaus merkwürdiges Zeugniß über mich selbst gewesen, daß im Raisonnement meine Idiosynkrasie mich niemals einseitig machen kann, ob sie mir gleich (was wirklich auf eine merkwürdige Weise wahr ist) im Empfinden fast beständig den Kreis verengt. Bei dieser Anlage darf ich noch die kühne Hofnung nähren, mit anhaltendem Nachdenken, mit ausgebreitetem Studium, mit emsigem Aufsuchen der verschiedensten Menschen, Länder, und Sitten, endlich den Schlüssel zu dem Geheimniß jeder menschlichen Größe zu finden, endlich die Formel zu entdecken, durch die man jeder Eigenthümlichkeit ihr Urtheil fällen, und jeder ihre Richtung vorschreiben kann.

Zwar habe ich nicht vergessen, was Sie in Ihrem Briefe auch über das bloße Beurtheilen von Kunstwerken sagen. Sicherlich giebt es kein anderes Gefäß, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als diese Einbildungskraft selbst, und eben so ist es eigentlich mit jeder andern geistigen Virtuosität. Jede ist im eigentlichsten und strengsten Verstande ein wahrer Zeugungsact, eine Thathandlung der innern und ursprünglichen Kraft. Um diese zu begreifen, muß man sie selbst gleichsam nachmachen, d. h. man muß dieselben Kräfte in Bewegung setzen, deren außerordentliche Energie sie hervorgebracht hat. Dazu kann der Philosoph und seine Entwicklung weder die Fähigkeit,

noch die Neigung verleihen; aber er kann, wo beide vorhanden sind, die Richtung bestimmen, indem er zu der wahren Ansicht führt, giebt er den eigentlichen Ruhepunkt an, von welchem aus der Hebel jener von ihm unabhängigen Kräfte mit Erfolge wirken kann. Dem Künstler selbst kann daher seine Lehre nicht sonderlich helfen; wenigstens nicht bei der Hervorbringung selbst; höchstens könnte sie noch seinen Geist allgemein vorbereiten, seinen Geschmack im Ganzen bilden und leiten. Aber sie dient denjenigen, welche die Werke der Kunst genießen, und denen sie nicht, wie jenem, Genie und Begeisterung entbehrlich machen; sie kann z. B. der Poesie nicht glücklichere Dichter, aber geweihtere Zuhörer schaffen.

Nur muß die Theorie sich freilich sehr sorgfältig hüten, mechanisch zu erklären, was schlechterdings nur ein freies Wirken ist, und sich niemals dem vergeblichen Wahn überlassen, das Phänomen ganz und gar erschöpft zu haben, und um dies zu vermeiden, ist freilich eine ganz eigne und vielumfassendere Methode nothwendig, als man der Kritik gewöhnlich vorschreibt.

Ihr Brief hat es mir erstaunlich deutlich gemacht, daß es außer der philosophischen Theorie der Kunst noch eine eigentlich technische giebt, und ich bin auf das, was Sie hierüber mit Göthe abgemacht haben, unendlich begierig. Da ich nie selbst ausgeübt, so habe ich, wie ich frei gestehe, von diesem Theil eigentlich keinen Begriff, und ich wüßte nicht Eine einzige Regel, viel weniger eine Art System derselben, anzugeben, die, wie Sie es nennen, ein Kunstgriff des Handwerks heißen dürfte. Schon ein Paar Beispiele wären vielleicht genug, mich in ein ganz neues Feld zu versetzen.

Je mehr ich mich freue, daß Sie im Ganzen mit meiner Schrift zufrieden sind, desto lebhafter fühle ich die mannigfaltigen Mängel, die sie noch hat. Wieviel gäbe ich darum, wenn ich jetzt einige Wochen mit Ihnen verleben könnte. Wie viel könnte sie da noch gewinnen. So werde ich mich begnügen müssen, nur einige Flecken wegzuwischen, und das Uebrige der Nachsicht des Lesers zu empfehlen.

Soviel ich auch aus Ihrem Urtheile sehe, hat sie im Ganzen zwei und allerdings bedeutende Fehler: die Wahl eines so hohen Gesichtspunkts, daß, wie Sie sehr gut sagen, von dort kein Weg zum Gegenstande herabführt, und die zu große Ausführlichkeit im Stil.

Das Erste liegt zu tief, als daß sich bei der gegenwärtigen Arbeit etwas daran ändern ließe. Ich bin noch schlechterdings nicht einmal mit mir selbst einig, ob es etwas ist, das sich einmal auch bei künftigen abändern ließe, ohne gerade die Eigenthümlichkeit zu vertilgen, durch welche sich gerade meine individuelle Ansicht der Dinge auszeichnet. Aber das Factum ist offenbar. So oft ich noch über Menschen oder Bücher gesprochen habe, ist es mir begegnet, daß man meine Behauptungen zu allgemein, zu wenig durch Beispiele aus der Erfahrung gerechtfertigt findet; manchmal sehe ich auch deutlich, daß im Gespräch der andre mich erst dann versteht, wenn er meinem Ausdruck einen weniger allgemeinen unterschiebt, wodurch er aber freilich auch meines Erachtens der Sache immer ihre wahre Spitze abknickt. Den gleichen Vorwurf hat man meinen Horenaufsätzen gemacht. Demungeachtet giebt es

keinen Menschen auf der Welt, der in seinen Behauptungen sich so auf Thatsachen stützt, der für jede so viele Beispiele bei der Hand hat als mich. Aber ich fühle selbst die ungeheure Kluft zwischen diesen Beispielen und meinem Satze so sehr, daß ich mich im eigentlichsten Verstande schäme, sie anzuführen. Zum Theil begreife ich wohl, woher dies rührt. Ich habe allemal den Totaleindruck des Gegenstandes im Kopfe, und zwar so wie ich ihn aufgefaßt habe, also auf eine anschauliche und lebendige Weise. Auf diesen paßt mein Satz geradezu, da ist schlechterdings kein Zwischenraum, viel weniger eine Kluft, aber Beispiele anführen, heißt diesen Totaleindruck zugleich zerreißen und von einem lebendigen frischen Bilde in eine trockne und todte Zeichnung verwandeln. Ein andrer Grund dieses Uebelstandes liegt in der Verschiedenheit meiner und der Schilderungen andrer. Ich gehe immer auf die innern Stimmungen der Seele, und immer auf das Allgemeinste aus. Ich fühle daß in jedem Menschen alles in Einem Punkte zusammenstrebt, daß es Einen Punkt giebt, aus dem sich seine Gestalt, sein Thun, seine Werke, sein Leben, seine Jugend und sein Alter, kurz sein Wesen in allen Modificationen und allen Zeiten seines Daseyns zugleich und harmonisch übersehen läßt, und diesem Einen Punkte gehe ich überall nach. — Ich bin überzeugt, daß der Fehler dennoch immer noch in einer unrichtigen Methode liegt, allein da ich jene Vorzüge nicht aufgeben darf, so ist es die Frage, ob es mir je gelingen wird, ihn hinlänglich zu vermeiden.

Ich erinnre mich, daß ich in einem Horenaufsatz für ich weiß nicht welchen sehr transcendenten Satz einen Elephanten zum Beispiel angeführt hatte, über den Sie so sehr lachten. Ich strich ihn damals aus der Stelle weg, aber aus meinem Gedächtniß habe ich ihn nie vertilgen können. Noch täglich finde ich Veranlassung, mich an ihn zu erinnern.

Sie haben daher Unrecht, liebster Freund, Sich hierüber anzuklagen; so wie Sie Sich dagegen auch Unrecht thun, daß Sie Ihren Einfluß auf diese Arbeit verkennen. Die ganze Definition der Kunst, ja diese Ansicht selbst, ist Ihr unstreitiges Eigenthum.

Der andre Fehler, der Mangel an Kürze und Kühnheit im Vortrag, ist mir gleich unangenehm. Er giebt auch denen, die in die Sache selbst nicht eindringen, einen leichten Tadel in die Hand, und macht daß selbst bei den andern die eigentlich wichtigen Sätze nicht genug Effect hervorbringen, sich nicht als das ankündigen, was sie sind. Aber dieser Fehler liegt nicht in einzelnen Stellen, sondern in der ganzen Anlage der Schrift, und könnte nur durch eine totale Umarbeitung verbessert werden. Allein, da Sie sehr gut bemerken, daß dieser Fehler mir eigenthümlich ist, so ist es sehr die Frage, ob es mir nur überhaupt, wenn ich auch wirklich diese Arbeit übernehmen wollte, gelänge? Da ich mich überdies jetzt unmöglich dazu entschließen könnte, so ist es besser, ich ertrage diesen Tadel mit Gleichmuth und denke an Besserung in meiner nächsten Arbeit. Diese Methode scheint mir überhaupt zweckmäßiger, als das ewige Sitzen über Einer Arbeit, wenn es nemlich, versteht sich, vorzüglich auf die Ideen ankommt, und man Grund hat zu glauben, mit diesen in Richtigkeit zu seyn.

Ich habe Vieweg gleich gestern geschrieben, und ihn gefragt, wann er die Schrift haben muß. Ich wünsche schlechterdings, daß sie zur Herbstmesse, oder wenigstens vor Neujahr erscheine. Bis Ostern hin damit zu zögern, halte ich, da ich nicht mehr im Stande bin, ihr viel zu geben, für durchaus unzweckmäßig. Immer wird also der Termin kurz seyn. Auf alle Fälle aber ändre ich noch die Stellen, die Sie mir anzuzeigen versprechen, und Sie könnten mir jetzt einen sehr großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir recht bald dies nun zu Stande zu bringen behülflich wären. Ich möchte Sie sogar bitten, Sich in Ihrem Brief bloß auf das einzuschränken, was Sie zu dieser letzten Aenderung nothwendig halten. In 10—12 Tagen geht ein Brief von hier bis zu Ihnen, und wir könnten uns also in 6—8 Wochen ein Paarmal hin und wieder geschrieben haben.

Haben Sie also jetzt die Güte und gehn Sie das Manuscript, das ich nun am liebsten unausgesetzt in Ihren Händen wüßte, noch einmal durch.

Was Ihnen darin so zu ändern vorkommt, daß Sie es auf der Stelle ohne Mühe thun können, das thun Sie ja, ohne es mir nur einmal anzuzeigen. Es versteht sich ja von selbst, daß ich es genehmige.

Was aber eigentliche mühsamere Aenderung ganzer Stellen ist, das haben Sie die Güte mir baldmöglichst und wenn es seyn kann, vollständig in Einem Brief anzuzeigen. Ich antworte dann sobald ich kann, und schicke Ihnen meine Umänderungen. Diese sind Sie so gütig an den gehörigen Stellen einzuschalten, und haben Sie nichts mehr zu erinnern, so könnte das Manuscript dann an Vieweg abgehen.

Die Terminologie werde ich gern noch mehr umschreiben. Geben Sie mir nur ein Paar Beispiele, welche Ausdrücke Sie vorzüglich meynen?

Dann sagen Sie mir doch auch in Ihrem nächsten Brief, ob der Titel, den ich der Schrift gegeben habe, bleiben kann, oder ob man einen wählt, der mehr die darin enthaltnen allgemeineren ästhetischen Ideen anzeigt. In diesem Fall schlagen Sie mir wohl einen vor. Es wäre gut den Titel gleich bestimmt zu haben, weil Vieweg es doch wird wenigstens im Meßkatalogus anzeigen wollen.

Den Absatz über die redende Kunst werde ich deutlicher zu machen suchen. Doch sagen Sie mir wohl auch noch ein Wort über das, was Sie darin undeutlich finden.

Bei der Methode der Eintheilung der Dichtungsarten, und der Entstehung des Epischen Gedichts habe ich das Zusammenwirken der Einbildungskraft mit dem allgemeinen Seelenzustand, wie ich jetzt sehe, zu mechanisch und matt geschildert. Es ist dies eine eigentliche Synthesis, der wahre Akt des Genies. Ich werde da nachzuhelfen suchen.

Ueber den Begriff der Tragödie bin ich, denke ich, mit Göthe und Ihnen einiger, als Sie meynen. Auch ich unterscheide Tragödie und Epos wie gegenwärtige und vergangene Zeit, eben darum aber scheint mir die erste lyrisch. Auch müssen Sie nicht vergessen, daß ich hier nur von der Tragödie, insofern sie vom Epos verschieden ist, spreche, und also ihre plastische Natur mehr zur Seite liegen lasse. Ich werde dies in einer eignen An-

merkung erinnern. Allein hierüber müssen wir uns gegenseitig noch weitläuftiger erklären, sobald wir nur jetzt das eigentliche Geschäft vollendet und das Werk vom Stapel gebracht haben.

Als ich Ihren Brief erhielt, war ich eben im Begriff, Ihnen einige Ideen über die Komödie zu schreiben. Ich habe jetzt viel in dieser Gattung gelesen, und mir den Begriff zu bestimmen gesucht. Keine Gattung der Gedichte scheint mir aber so schwierig in der Theorie. Ich glaube nicht, daß man auskommt, wenn man nicht mehr als Eine Gattung von Stücken annimmt. Zwei Stücke des französischen Theaters sind mir besonders merkwürdig gewesen, wovon Sie wenigstens das eine gewiß nicht kennen: le Philinte de Molière, par Fabre d'Eglantine[1]), und Piron's Metromanie[2]). Das erstere Stück, aber freilich gespielt, und so vortreflich, als man es sicherlich nur hier sieht, hat mich dem eigentlichen Begriff der hohen Komödie sehr nah gebracht. Im Lesen verliert es beträchtlich. — Doch auch darüber ein andermal. Denn ich hoffe, wir besprechen diese Dinge alle noch recht viel, und bringen noch gemeinschaftlich eine vollständige Aesthetik zu Stande.

Daß der Almanach Ihre Arbeit am Wallenstein unterbricht, ist mir äußerst leid, obgleich er Ihnen auch eine schöne Veranlassung ist, wieder etwas Neues hervorzubringen. Ich wäre besonders begierig, daß Sie ein, wenn mir recht ist, lyrisches Stück endigten, wovon Sie mir im vorigen Jahre einmal, aber nur sehr kurz schrieben[3]).

Meine Frau ist vor einigen Wochen recht krank gewesen. Sie lebt jetzt auf dem Lande, in St. Cloud, wo es um sehr vieles besser geht. Ich bin mit den Kindern in der Stadt geblieben. Ich habe seit einigen Tagen auf Einmal viel an Kolik gelitten; und noch heute bei diesem Briefe hat sie mich sehr geplagt, was Sie ihm vielleicht auch ansehen werden.

Grüßen Sie Göthe herzlich, und bitten Sie ihn ja mir zu schreiben. Ich wünschte doch sehr, noch genauer von ihm zu hören, welchen Eindruck, das was ich besonders über ihn gesagt habe, auf ihn gemacht hat[4]). Das süßeste Bewußtseyn, das mir meine Arbeit gegeben hat, ist, daß ich auch in einer großen Entfernung, unter sehr heterogenen Umständen, immer derselbe bleibe, und Ihnen beiden immer nah bleibe. Dies Gefühl genieße ich erst jetzt recht, da Sie, wie mir Ihr Brief sagt, es anerkennen.

An Lolo meine freundschaftlichsten Grüße. Der Li nehme ich heute Ihren Brief mit aufs Land. Sie kann Sie also nur in Gedanken durch mich grüßen. Leben Sie innigst wohl, antworten Sie mir recht bald, und nehmen Sie Sich meines Werkchens an. Verzeihen Sie, daß es Ihnen so

[1]) Philippe-François-Nazaire Fabre d'Églantine (1775—1794), Politiker und Dichter. Das Stück wurde am 22. Februar 1790 zum ersten Male im Théâtre-Français aufgeführt.

[2]) Alexis Piron (1689—1773), dramatischer Autor. Seine Métromanie erschien im Jahre 1738.

[3]) Gemeint ist wohl der nicht zur Ausführung gelangte Hymnus „Deutsche Größe" (vgl. Humboldts Brief vom 4. September 1797, oben Nr. 22).

[4]) Goethe dankte Humboldt in dem schon mehrfach erwähnten, vom 16. Juli datierten, nach dem Briefverzeichnis aber erst am 20. Juli abgegangenen Schreiben (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843).

viele Mühe macht. Aber Sie fühlen welchen wesentlichen Dienst Sie mir erzeigen, und interessiren Sich ja auch außerdem für die Sache. Von ganzer Seele Ihr H.

29. 1798 September 5.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 17. August (Kalender S. 64); am 19. September bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 66).

Paris, 5ten September, 1798.

Ja wohl, liebster Freund, wäre es in jeder Rücksicht unendlich schön gewesen, wenn wir uns hätten einige Wochen lang mündlich über meine Schrift besprechen können. Sie glauben nicht, wie sehr ich das Bedürfniß davon, und weit mehr für mein Denken und Fühlen überhaupt, als für solch einen einzelnen Gegenstand empfinde. Ich habe seitdem ich Sie verlassen habe, viele neue Richtungen mehr bekommen, meine alten Ideen haben sich geläutert, bestätigt, enger in einen festeren Kreis zusammengezogen; wie sehr bedürfte ich bei diesem allen des freundschaftlichen Gesprächs, wie würde ich da in wenigen Tagen dadurch weiter vorrücken, als jetzt in ganzen Wochen. Es giebt einige Hauptpunkte, über die ich nicht mit mir einig werden kann, einige Dinge, die ich schlechterdings noch nicht aufzufinden, noch nicht in eine haltbare Form zu fassen weiß, und die doch der Schlüssel zu allen meinen übrigen Raisonnements sind. Allein besteht man zu sehr immer auf denselben Wegen der Untersuchung. Im Gespräche mit Ihnen fände ich vielleicht neue Gänge, die mich unerwartet zum Ziel führten.

Sie haben mein Werk unmittelbar zum Druck abgeschickt, und da ich sehr wohl begreife, daß Sie jetzt unmöglich sich ernsthaft damit beschäftigen konnten, so ist es mir insofern recht lieb. Doch kann ich nicht läugnen, daß mich seit dem Empfange Ihres Briefes eine gewisse Furcht über den Erfolg dieser Schrift angewandelt hat. Sie kennen meine Furchtsamkeit im öffentlichen Erscheinen dieser Art, die Sache ist mir noch nicht fremd genug geworden, um ein völlig competentes Urtheil darüber zu haben, und das Einzige, worauf ich mich verlasse, ist daß Sie das öffentliche Erscheinen nicht zugelassen haben würden, wenn Sie glaubten, daß es meinen Namen compromittiren könnte. Ich tröste mich also damit, daß die Billigen die Fehler der Darstellung gegen die Consequenz, die, dünkt mich, doch wenigstens im Ganzen des Raisonnements herrscht, aufheben, jene um dieser willen verzeihen werden. Wenn nur einige erkennen, daß die Theorie der Kunst durch diese Arbeit wenigstens einige Schritte vorwärts gemacht hat, so bin ich vollkommen zufrieden. Auf allgemeineren Beifall, auf eigentlichen Succeß rechne ich so wenig, daß ich Vieweg die ausdrückliche Bedingung gemacht habe, nicht mehr als 500 Exemplare abzuziehn, weil ich nicht möchte, daß er bei meiner ersten eignen Schrift Schaden hätte. Welches indeß nun auch ihr Schicksal seyn möchte, so wird sie, das gestehe ich offenherzig, mir immer überaus werth bleiben. Ich habe überaus glückliche Stunden bei der Entwicklung dieser Ideen genossen, was mir in Deutschland lieb und theuer war, wurde mir dadurch in die lebendigste Gegenwart gebracht, und wirkte vielleicht gerade der heterogenen Umgebungen wegen, noch stärker und wohlthätiger auf mich

ein. Der Druck gewährt mir auf alle Fälle wenigstens den Vortheil, daß meine Freunde sie bequemer lesen können, und so hoffe ich, soll uns diese Arbeit noch oft, mündlich und schriftlich, eine interessante Unterhaltung gewähren.

Vieweg wünschte, daß das Werk im Intelligenz Blatt der Allgemeinen Literatur Zeitung angekündigt würde. Ich lege Ihnen eine kleine Ankündigung bei, die ich Sie bitte, ungesäumt einrücken zu lassen[1]). Sollten Sie etwas daran zu ändern finden, so thun Sie es ja. Sie wundern Sich vielleicht, daß ich den Titel so sehr verallgemeinert habe, allein Vieweg wünschte es, und es hat das Gute, daß wenn ich in den nächsten Jahren eine ähnliche Arbeit machen sollte, sie sich an diese, als ein zweiter Theil, anschließen kann.

Etwas Neues ist seitdem bei mir leider nicht zu Stande gekommen. Indeß habe ich allerlei neue Plane. Vorzüglich denke ich nun darauf, mir eine neue Form des Stils aufzufinden, damit ich mich nicht in der bisherigen zu sehr appesantire. Mein letzter Aufsatz z. B. ist mir bei weitem zu sehr dogmatisch geworden. Wenn aus meinem Stil noch etwas werden soll, muß ich, glaub' ich, oft an Form wechslen, dies wird das einzige Mittel seyn, zu einiger Leichtigkeit zu gelangen.

Was Sie mir vom Wallenstein sagen, freut mich unendlich. Nur leider daß je mehr Sie meine Erwartungen spannen, desto mehr auch ihre Erfüllung hinausgeschoben wird. Wenn Sie aber irgend fertig sind, so schicken Sie mir ihn ja und wenn Sie es könnten, so schicken Sie mir eine Abschrift, die Sie wenigstens nicht sobald zurückzuerhalten brauchen. Verlängern Sie mir den Genuß; es ist nicht unbillig, da er sich unglücklicherweise so beträchtlich verspätet[2]). Um den Almanach sollte es mir unendlich leid thun. Ich fühle gewiß vollkommen, daß das Arbeiten zu einem äußern Zweck und zu einem bestimmten Termin Ihnen selbst widrig und Ihren Productionen manchmal nachtheilig ist. Ich bin aber auch aus Erfahrung überzeugt, daß wenn Sie aller solcher Fesseln ledig sind, manches Produkt ganz und gar nicht entsteht. Gehen Sie einmal selbst alle Ihre prosaischen und poetischen Arbeiten für die Horen und den Almanach durch, und Sie werden gewiß finden, daß mit die schönsten darunter nur auf diese Veranlassung entstanden sind. Auch darin weicht Ihre Natur so sehr von der andrer Schriftsteller ab, und zeigt sich so unendlich edler; Sie können Ihrer Stimmung bis auf einen hohen Grad eigentlich befehlen. Eine zu einem äußern Zweck unternommene Arbeit gelingt Ihnen nie minder gut; vielleicht schadet selbst die Unterbrechung einer angefangnen nur wenig; aber beides kostet Ihnen freilich mehr Zeit, und erregt Ihnen augenblicklich eine widrige Stimmung, und diese Nachtheile sind freilich wichtig genug, um eine Aenderung wünschenswerth zu machen. Ueberhaupt aber ist es eine erbärmliche Sache um die Deutsche Schriftstellerei in diesem Augenblick, daß man überzeugt seyn kann, daß, sobald Sie die eigne Heraus-

[1]) Die Anlage fehlt. Die Ankündigung, unterzeichnet „Friedrich Vieweg der Ältere", erschien im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung", Nr. 160, vom 7. November 1798, Spalte 1323.

[2]) Vgl. hierzu die zweite Note zum nächsten Brief, Nr. 30.

gabe eines Almanachs aufhören, auch kein guter Almanach mehr erscheint. Es ist wirklich ein sonderbares Phänomen, daß es außer den vortreflichsten Dichtern jetzt nur fast ganz schlechte giebt. Um eine Literatur emporzuhalten, um Institute nicht untergehen zu lassen, die immer gute Formen bleiben, wenn sie auch einmal augenblicklich nicht durchaus gut ausgefüllt sind, um einen gewissen Geschmack allgemein zu verbreiten, ist die bessere Mittelmäßigkeit (denn freilich hat auch die Mittelmäßigkeit Stufen) äußerst gut, und diese ist es gerade, dünkt mich, die uns jetzt fehlt. Es gab eine Zeit, wo unsre Literatur sie wirklich besaß; nehmen Sie Gökingk, Bürger für so viele seiner Produktionen, Gleim in seinen bessern Zeiten, Hölty, die Stolberge, u. s. f. Daß es jetzt anders ist, ist freilich ein Zeichen der höhern Foderungen, die man jetzt macht, aber es zeigt auch offenbar eine Einseitigkeit selbst in unserm Geschmack an. Mehr als irgendwo ist in der Poesie Form und Gehalt zu unterscheiden, und wenn gleich nur das Genie beide, wie es eigentlich seyn sollte, verbindet, so muß dennoch auch das bloße Talent noch immer die erstere auf eine allgemein interessirende Weise zu behandeln verstehen. Ist dies der Fall, so fehlt es einer Literatur nie an Stücken, die den Geschmack, in einem ununterbrochnen Strom fortlaufend, auch ununterbrochen unterhalten und bilden, und die Werke der eigentlichen Meister bleiben nun nur die ungewöhnlicheren Erscheinungen, statt daß jetzt bei uns diese eigentlich allein die Poesie ausmachen, und sonst auch so gut als gar nichts vorhanden ist. Herausgeber eines Journals oder Almanachs sollte z. B. ein großer Schriftsteller nie seyn, oder wenn er sich dazu herabließe, so müßte er so vieler geringerer, aber immer noch guter Mitarbeiter gewiß seyn, daß die Arbeit doch wenigstens nie für die Masse auf ihm beruhte. Wenn der Almanach erschienen ist, wünschte ich sehr sogleich ein Exemplar zu erhalten. Ich habe mir deshalb einen Weg eröfnet, da das Schicken mit der Post, wegen der Theure des Portos (ein Almanach kostete unstreitig dadurch 2 Carolinen) fast unmöglich ist. Cotta steht hier mit einem gewissen Henrichs in Verbindung, dem er mit einer schnellen, sichern, und wohlfeilen Gelegenheit (die aber nicht allgemein zu benutzen ist) Deutsche Zeitungen schickt. Ich habe Henrichs um Erlaubniß gebeten, einen Almanach dadurch zu erhalten. Schicken Sie also nur ein so compendiös als möglich eingerichtetes Exemplar an Cotta, mit dem Auftrag es an Henrichs zugleich mit dessen Zeitungen zu übermachen.

Rétif de la Bretonne[1]) kenne ich persönlich, leider aber zu wenig als Schriftsteller. Ich schreibe Ihnen in meinem nächsten Briefe, (heute fehlt es mir an Zeit) von diesem sonderbaren Genie. Im Umgange würden Sie ihn weniger interessant finden. Er hat, dünkt mich, unläugbare Aehnlichkeit mit Richter, aber die Deutsche Natur zeigt doch wohl auch hier ihren Vorzug.

Grüßen Sie Göthe herzlich. Ich antworte ihm nächstens, und danke

[1]) Nicolas-Edme Restif (oder Rétif) de la Bretonne (1734—1806), einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Ausführlich äußerte sich Humboldt über dieses Original im Brief vom 18. März 1799 an Goethe (Bratranek Nr. 21).

ihm indeß herzlich für die schöne Elegie [1]). Die Li ist fast gänzlich wiederhergestellt und umarmt Sie und Lolo. Tausend Grüße an Wollzogens! Von ganzer Seele Ihr H.

In Eil.

30. 1799 April 26.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 4. März 1799 (Kalender S. 73); am 14. Mai bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 76).

Paris, den 26. April, 1799.

Unendlich verlangt mich, theurer Freund, nach ausführlichen Nachrichten von Ihnen und vor allen Dingen nach Ihrem Wallenstein. Ich hörte außer dem, was Sie mir davon schrieben, noch nichts weiter weder von dem Stück, noch dem Erfolge der Vorstellung [2]). Ich sehne mich, es selbst zu erhalten und zu genießen, sehne mich um so mehr, als ich sehr lange alle ächt poetische Nahrung entbehrt habe. Lolo macht uns in ihrem Briefe an meine Frau Hofnung, daß Sie mir eine Abschrift schicken werden. Thun Sie dies ja, ich bleibe noch vier bis sechs Wochen hier und dann, wäre ich auch an den Enden Europas, würde ich immer Sorge tragen, es nachgeschickt zu erhalten [3]).

Mein letzter Brief an Göthe [4]) wird Ihnen gesagt haben, daß ich im Begriff stehe, Paris zu verlassen, aber mehrere zusammenkommende Umstände haben mich genöthigt, noch hier zu bleiben und wahrscheinlich fällt meine Abreise erst in die Mitte, vielleicht gar das Ende des Junius. Ich gehe in die Pyrenäen und von da nach Spanien und denke eine schöne Reise zu machen. Mein Bruder ist, wie ich ja wohl auch Göthen meldete, in Madrid, reist aber in 14 Tagen etwa von da nach Corunna und schift sich dort nach Mexico ein [5]). Er hat den Plan alle Spanischen Provinzen Amerikas, also den größesten Theil von SüdAmerika zu bereisen und mehrere Jahre abwesend zu bleiben. Es thut mir sehr leid, mich so lange von ihm getrennt

[1]) In der Elegie „Euphrosyne", die Goethe dem wiederholt erwähnten Dankschreiben an Humboldt vom 16. Juli (abgesandt am 20.) beigelegt hatte (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843), und die im Musen-Almanach für 1799 (S. 1—15) erschien, verewigte er das Andenken der liebreizenden, am 15. Dezember 1778 geborenen und schon am 22. September 1797 verstorbenen Weimarer Schauspielerin Christiane Luise Amalie Becker, geb. Neumann. Ihre letzte Rolle war die „Euphrosyne" in Karl Friedrich Henslers Singspiel „Das Petermännchen" (Musik von Joseph Weigl) gewesen.

[2]) Am 12. Oktober 1798 wurde „Wallensteins Lager", am 30. Januar 1799 „Die Piccolomini" und am 20. April „Wallensteins Tod" zum ersten Male in Weimar aufgeführt (Kalender S. 67, 72, 75).

[3]) Schiller hatte von Anfang an die Absicht, den „Wallenstein" Goethe, Körner und Humboldt nur ganz fertig zu zeigen (Brief an Körner vom 28. November 1796, Briefwechsel Bd. III, S. 397 f). Während Goethe dann aber persönlich den lebhaftesten Anteil am Fortschreiten des Werkes nehmen konnte, erhielt Körner es erst am 25. März 1799 fertig für 14 Tage übersandt (Briefwechsel Bd. IV, S. 133) und Humboldt bekam es erst nach seiner Drucklegung zu lesen (vgl. die erste Anmerkung zum nächsten Brief Nr. 31).

[4]) Vom 18. März 1799 (Bratranek Nr. 21).

[5]) Alexander v. Humboldt schiffte sich mit Aimé Bonpland am 5. Juni 1799 in La Coruña ein und landete nach mehr als fünfjähriger Reise am 3. August 1804 in Bordeaux.

zu sehen, allein es ist eine schöne Reise, er ist ganz dazu gemacht, sie, so wie es geschehen muß, zu benutzen, und so theile ich seine in der That außerordentliche Freude. Nach seinen Briefen zu urtheilen, ist er nie glücklicher gewesen. Auf alle Fälle ist dieser Reiseplan besser, als diejenigen, welche er vorher hatte. Die Gegenden, die er sieht, sind wichtig, reich an Merkwürdigkeiten aller Art, und noch fast ganz unbekannt und selbst die Gefahr der Reise ist nicht groß. Die Ueberfarth nach der Havana wird für eine der sichersten Seereisen gehalten, in Südamerika ist weder das gelbe Fieber, noch sonst eine andre epidemische Krankheit, und da er vom Spanischen Hofe aus den dortigen Gouverneuren aufs kräftigste empfohlen ist, so hat er auch von Seiten der Regierung nichts zu befürchten. Durch seine Art, sich zu benehmen, wird er gewiß der Spanischen Eifersucht, über die sonst alle Reisende so sehr geklagt haben entgehen, und so sehe ich nichts, was ihm im Wege stehen könnte. Er hat mir noch aufgetragen, Sie und Göthe aufs herzlichste zu grüßen.

Ich habe mich seit den letzten Wochen vorzüglich mit Vorarbeiten zu meiner Reise beschäftigt. Ich hoffe die Pyrenäen, das ganze südliche Spanien, und vom nördlichen Madrid und Biscaya, Lissabon und auf der Rückreise das mittägliche Frankreich zu sehen. Auf diesem ganzen Wege sind viele interessante Punkte, und vor allem habe ich diese Gelegenheit benutzt, die Sprache und die Literatur dieser Länder zu studiren. Da ich nun schon des Spanischen recht gut mächtig bin, Portugiesisch zulerne und auch das alt Provenzalische nicht versäume, das eigentlich die Muttersprache des neuern Italiänischen, Französischen und Spanischen ist, so kann ich nunmehr diesen ganzen Stamm der südwestlichen Sprachen Europens übersehen, und von ihnen aus Vergleichungen auch zwischen der Literatur und dem Nationalcharakter dieser Völker anstellen. Italien werde ich freilich nicht sehen, und davon wird mir der anschauliche Begriff, ohne den in dieser Art der Menschen- und Nationenkenntniß nur wenig zu machen ist, fehlen. Allein da es mir doch im Ganzen genommen, am meisten auf die Eigenthümlichkeit und den Gegensatz der Französischen, Deutschen und Englischen Bildung ankommt, so hoffe ich die Französische noch besser durch die Vergleichung mit dem mittäglichen Frankreich und Spanien kennen zu lernen, und besser einzusehn, woher sie eigentlich ihre Eigenthümlichkeit gewonnen hat. Es ist wirklich ein wunderbares Problem, wie die Mischung von Ueberbleibseln aus der Römischen Abkunft theils der Sprache, theils der Nation, mit barbarischem Zusatz sich zu einem eignen Ganzen organisirt hat. In beiden ist offenbar vieles, was an den alten Ursprung erinnert, ferner viel Aehnlichkeit mit der neueren Italiänischen und Spanischen, aber dabei schon in älteren Zeiten, schon im 11ten Jahrhundert auch eine so sichtbare Verschiedenheit, besonders so ein geringerer Grad der Phantasie, so ein Vorwalten des Verstandes, daß man durch die schmale Loire zwei verschiedene Nationen getrennt zu sehn glaubt. Unstreitig rührt dieser Unterschied aus der größeren Verbreitung fremder Völkerstämme im Norden Frankreichs her. Aber da der fremdartige Zusatz, den man wahrnimmt, so wenig germanisch ist, so begreift man eigentlich nicht, wem man ihn zuschreiben soll, besonders da er auf der einen Seite, durch den rauheren

Ton der Sprache, den minderen Vollklang der Wörter, die gebundnere Fügung derselben, durch eine bei weitem geringere Fähigkeit (in Nation und Sprache) kunstmäßig gebraucht zu werden, und vor dem reinen und unbestochenen Schönheitssinn zu gelten, allerdings barbarischen Ursprungs zu seyn scheint, auf der andern aber wiederum die Stärke und Derbheit entbehrt, die diesen Nationen eigen war, und ein Raffinement im Denken und Empfinden besitzt, das ihnen schlechterdings fremd war. In der Tat kenne ich keine Nation, deren Charakter so künstlich wäre, als der der Französischen, und wer es nur unternimmt, die Produkte, die recht eigentlich französisch, aber von großem Gehalt sind, z. B. Racine's und Rousseaus Werke zu analysiren, der wird sich wundern auf welcher schmalen Bahn zwischen Natur und Künstelei sich da alles herumdreht. Keinem Ausländer ist es so schwer, als einem Franzosen in seinem Empfindungsgange gleich zu bleiben und ihm darin Genüge zu thun; man wird ihm bald zu kalt, bald zu feurig seyn, bald zu viel, bald zu wenig thun. Denn was sie sensibilité und délicatesse nennen, ist ein so sonderbares Hinüber- und Herüberwirken der Empfindung und des Verstandes, daß es sehr oft selbst der bloßen Beobachtung entgeht. Zwei Gründe haben offenbar stark mitgewirkt, dies hervorzubringen. Einmal Mangel an Objectivität. Wo die Empfindung sich nicht nach der Natur des Objects, sondern nach einem durch tausend kleine Umstände einmal allgemein fixirten Maßstabe der Beurtheilung desselben richtet, da verliert der Beobachter gleichsam den Compaß, der ihn leiten könnte. Zweitens das aus solch einer kränklichen Subjectivität nothwendig entstehende Einspinnen in sich selbst, in den Kreis seiner Ideen und Empfindungen. Ich wette was man will, daß nie ein ächter Franzose weder den Homer noch den Ossian, weder Shakespeare, noch Göthe, noch Sie, immer selbst nur halb den Petrarca und den Ariost versteht. Einen solchen Charakter nun gar, ohne ihm Unrecht zu thun, geschichtlich gewissermaßen herzuleiten, ihn in seiner möglichen idealischen Erweiterung zu beurtheilen, ist offenbar schwer, und man darf nicht versäumen, dazu jedes Hülfsmittel aufzusuchen; ein solches aber scheint die Vergleichung der so nah angränzenden Nationen und der Sprachen und Literaturen, die ehemals ihre Muster waren, in hohem Grade zu seyn.

Was mich ferner bei meiner Reise gerade in diese Gegenden freut, ist daß ich wie ich den Boden Spaniens betrete, mich in das 16te Jahrhundert zurückgesetzt glauben werde. Spanien hat nicht nur in seinen Sitten, vorzüglich in den mittäglichen Provinzen noch viel Alterthümliches übrig behalten, sondern es lebt, insofern man mit Spanischer Eigenthümlichkeit und Spanischer Würde noch einen bestimmten Begriff verbindet, nur von seiner alten Größe. Wie Italien hat es nur damals originelle Schriftsteller gehabt, und verderbt jetzt sich und seine Sprache durch unglückliches Nachahmen der Franzosen. Jene Jahrhunderte aber haben, ich gestehe es gern, einen eigenen Reiz für mich. Sie sind die Wiege unserer Cultur, der Uebergang von der antiken zur modernen Bildung, und wenn die Bildung der Menschheit im Ganzen, als Eine fortlaufende Reihe, wenn gleich nicht von Fortschritten, doch von Umänderungen angesehen werden kann, so muß man, um unsre heutige ganz zu verstehen, ihre Quelle dort aufsuchen.

Ein kleiner, aber merkwürdiger Punkt ist noch Biscaya. Es ist wenigstens das einzige Europäische Land, das eine eigentliche Ursprache, älter, als alle übrigen neuern, und die mit keiner andern auch nur entfernte Aehnlichkeit besitzt, erhalten hat. Besonders ist die Grammatik dieser Sprache im höchsten Grade merkwürdig und führt zu interessanten Betrachtungen über die Bildung der Sprachen überhaupt. Wenn ich mit meinen Grübeleien darüber zu einigen Resultaten gekommen bin, denke ich sie Ihnen einmal vorzulegen, und hoffe, es soll Ihnen Vergnügen machen.

Alles dies aber, werden Sie sagen, ließe sich auch zu Hause studiren und meditiren, und so könnten Sie nur ruhig schon jetzt zurückkehren. — Manchmal kommt es mir selbst so vor. Allein Sie glauben doch nicht, was der lebendige Anblick giebt. Bei meiner Ansicht der Dinge kann ich kaum behaupten, eigentlich viel auf der Reise zu erfahren oder zu lernen, was mir nicht auch bloße Bücher geben könnten; aber das Licht, das über den Gegenstand die wirkliche Gegenwart verbreitet, die Stimmung, die sie selbst dem Beobachter giebt, diese machen doch einen unendlichen Unterschied. Nicht nur einzelne Nüancen gehen bei den bloßen todten Buchstaben verloren, sondern vorzüglich der Zusammenhang des Einzelnen, die Einheit des Ganzen. Um eine Nation in ihren Schriftstellern, in ihren Sitten, in ihren Werken genau zu verstehen, muß man, glaube ich, eine Zeitlang mit ihr umgegangen seyn, und auf das genaueste Verstehen kommt doch am Ende bei ihrer Kenntniß allein alles an.

Spanien ist indeß doch jetzt nur eine zufällige und halb gezwungene Wahl. Italien ist mir verschlossen, und nach England habe ich nicht Lust zu gehen. Es bleibt mir immer, auch von Berlin aus nahe, da Spanien hingegen, wenn ich es jetzt versäume, unfehlbar immer zurückbleibt. Außerdem zieht mich das Abentheuerliche des Landes, die Fremdartigkeit der Sitten, die Unbekanntheit der Literatur und des jetzigen Zustandes der Cultur, nicht wenig endlich, besonders bei einem solchen entsetzlichen Frühlinge, die Wärme des Klimas an. Wir hoffen den Winter in Valencia zuzubringen; da haben wir eine fast noch südlichere Breite, als in Neapel und entreißen unserm nordischen Leben wenigstens Einen Winter. Die Spanische Literatur fange ich jetzt zu kennen an. Die Sprache ist unläugbar schön, prächtiger Wortklang, ein melodischer Versbau, und erstaunliche Freiheit in den Constructionen. An Schwung und Feuer fehlt es ihren guten Dichtern nicht, wohl aber an Wärme und eigentlichem Dichtergeist. Ihre Einbildungskraft ist nur zu oft ein bloßes Spielwerk des Verstandes oder des Witzes. Es sind meist nur hochtrabende, oder subtile Gedanken. Das Letzte scheint aus der Provenzalpoesie herzustammen, die zwar of[t] Naivetät und Anmuth, aber auch etwas Trocknes, Magres und Spitziges besitzt.

Haben denn die Deutschen Zeitungen auch des Aufsehens gedacht, das jetzt nun schon beinah seit Monaten Kotzebues Menschenhaß und Reue[1])

[1]) Das Schauspiel erschien zuerst Berlin 1789 und wurde nach und nach in sieben fremde Sprachen übersetzt. Über seine Aufführung in Paris handelt auch ein einem Briefe Brinkmans entnommener Aufsatz im „Athenaeum", Bd. II (Berlin 1799), S. 321 f.; irrtümlich abgedruckt in A. W. v. Schlegels „Sämmtlichen Werken", herausgegeben von Ed. Böcking, Bd. XII (Leipzig 1847), S. 53.

hier macht? Es ist wirklich ein Jammer mit anzusehen. Nicht bloß, daß das Haus, so oft man es spielt, immer gestopft voll ist, so muß man es auch noch sonst von allen Seiten her loben hören. „Solche Natur und solche Empfindsamkeit sind bisher unerhört gewesen. Kotzebue ist der erste, der so zu rühren verstanden hat u. s. f." Den eigentlichen Literatoren muß man freilich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die einzelnen Fehler des Stücks einsehen. Aber daß es eigentlich gar kein Kunstwerk, daß es die bloße und rohe Natur ist, die ihnen diese Thränen abpreßt, das empfinden sie nicht. Mich hat das Stück aufs neue entsetzlich verdrossen. Es ist doch wirklich ein recht sichtbares Zeichen einer unästhetischen Rührung, wenn man sich über die Thränen ärgert, die man vergießt, und es ist eine eigentliche Gewalt, die ein Schriftsteller über einen ausübt, einem solche Thränen abzuzwingen. Das habe ich auch hier bei der Vorstellung wieder erfahren. Es kommen Momente, wo man wider seinen Willen gerührt wird und wo man sich deutlich bewußt ist, daß es keine andre Rührung ist, als die, mit der man die Wunden und die Lumpen eines Bettlers ansieht. Zu dem großen Beifall, den dies Stück erhält, thut auch seine moralische Seite nicht wenig. Man hält es für erstaunlich moralisch, und erinnert sich doch dabei so gern an das Bild des Lasters und der Verderbniß. Dieser Sitteneifer ist in der That ein heiliger Eifer. Als das Stück ein Dutzendmal gegeben war, brachte man eine Parodie in Vaudevillen auf ein kleines Theater. Die Posse war wirklich allerliebst, witzig, leicht, und durch ewig fortgehende Anspielungen überaus unterhaltend. Allein die erste Vorstellung konnte vor Lärmen kaum gegeben werden. Das Parterre theilte sich in zwei Classen, und die Tugendeifrer gewannen mächtig die Oberhand. Selbst bei den folgenden Vorstellungen fand ich wenige, die nicht, nachdem sie herzlich gelacht hatten, gleichsam um sich mit sich selbst abzufinden, halblaut hinzufügten: cependant cela n'ôte rien au mérite de la pièce. Zugleich hat sich alles, was Hände hat, an die Uebersetzung der Kotzebueschen Stücke gemacht. Einige sind einzeln erschienen, und einer hat eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke angefangen, die vorn mit dem Bildniß des Verfassers geziert ist. Ueberhaupt ist das Greifen nach dem Ausländischen, bei der Armuth an eignem Stoff, jetzt sehr groß. Einer hat angefangen Otto von Wittelsbach[1]) umzuarbeiten, und nach Ihren neuen Stücken bin ich schon dringend gefragt worden. Nur ist kein Segen für einen Deutschen dabei, seine Arbeit hinzugeben. Es wird ihm nicht mit großem Honorar gelohnt, und der etwanige Vortheil gewiß durch die Verschlechterung vergällt. Von Ihrem Don Karlos soll eine gute Uebersetzung von dem bekannten Adrien Lezai[2]) im Manuscript vorhanden seyn. Sie ist mir sehr gelobt worden, ich habe sie aber nicht zu sehen bekommen können[3]). Die Hauptschwierigkeit bei der Verpflanzung unsrer Stücke auf die hiesige Bühne

[1]) Schauspiel von Joseph Marius Babo (1756—1822), München 1782.

[2]) Adrien comte de Lezay-Marnesia (1770—1814), Staatsmann und Publizist, zuletzt Präfekt des Niederrheins in Straßburg.

[3]) Sie erschien unter dem Titel: Don Carlos, infant d'Espagne, tragédie traduite de l'allemand de Schiller. Paris 1799.

ist immer, daß unsre oft in der Mitte eines Akts eine Scene ändern, was hier schlechterdings nicht geduldet wird.

Ueberhaupt herrschen über das was ein eigentliches Gedicht ist, hier wunderbare Grundsätze. So sagte mir einmal Frau von Stael, die auch über solche Dinge ernsthaft und tiefer nachdenkt, als man es gewöhnlich findet, daß Racine ihrem Urtheil nach der erste Dichter sey, obgleich er ihr nie eine Thräne abgelockt habe, und Shakespeare (den sie Englisch liest) ihre ganze Seele in Bewegung setze. Und so wird überall das Talent des Dichters von diesem Talent zu erschüttern und zu bewegen abgesondert. Es ist darin offenbar etwas sehr Gutes und etwas, das den Engländern z. B. nicht so gewöhnlich seyn mag, die Foderung an die strenge Kunstform. Der Fehler ist nur der, daß sie von dieser nicht bloß einen einseitigen, sondern auch einen falschen Begriff haben, daß sie sie nur in dem Verse, der Harmonie der Diction, und einigen conventionellen Dingen suchen. Weil sie nur das äußere Gewand, nicht die eigentliche Gestalt derselben kennen, so würden sie sie überall vermissen, wo sie nicht so vertraut mit einer fremden Sprache, und so von ihrer eignen Einseitigkeit frei wären, um auch jenes deutlich zu fühlen.

Da jetzt Kotzebue das Interesse für das Drama geweckt hat, so hört man jetzt in Gesellschaften und Schriften allerlei darüber äußern. Ein Gedicht, ein Kunstwerk, wie die Tragödie und Komödie kann es ihrer Meynung nach nie seyn; neulich hat sogar einer mit trocknen Worten, (und einer der ersten jetzigen Dichter) drucken lassen, ein Drama könne nie ein klassisches Werk seyn. — Diese Dinge haben mich veranlaßt mehr über diesen Gegenstand nachzudenken. Es ist wirklich eine eigne und schwierige Sache, wenn man dem Drama seine sichre Stelle zwischen dem Trauerspiel und dem Lustspiel sichern will, wie doch, glaube ich, geschehen muß. Auf den ersten Anblick scheint es eine Aehnlichkeit mit dem Verhältniß des Romans zur Epopöe zu haben. Allein dies verschwindet bei näherer Betrachtung ganz. Da es vorgestellt wird, so muß es eine gebundnere Gestalt, die strengere Form eines eigentlichen Kunstwerks annehmen.

Aber ich breche ab, um nicht in eine ganze Abhandlung zu gerathen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir recht bald. Ich wollte auf alle Fälle, daß Sie mir unter Brinckmanns Adresse, weil dies auf jeden Fall, wenn ich z. B. früher abreiste, sichrer ist, schrieben. Sie ist à Mr. de Brinckmann, de la Légation Suédoise, à Paris, rue de Grenelle, faubourg Germain, nr. 103. Wenn Sie mir den Wallenstein schicken, so machten Sie es ja wohl so, daß er ihn erbrechen und lesen könnte. Er bittet Sie inständigst darum und zeigt ihn sicherlich niemand. Lolo, die Wollzogen und Göthe grüßen Sie herzlich. Die Li umarmt Sie alle. Sie befindet sich bei diesem schändlichen Frühjahr gar nicht wohl. Die Kinder sind munter. Leben Sie herzlich wohl und nicht uneingedenk Ihres H.

Der gute Einfluß des Wollzogen auf die Finanzen freut mich unendlich.

Ueber mein Buch und die Aufnahme desselben im Publikum — wenn es überhaupt eine Aufnahme erfährt — sagen Sie mir wohl ein Wort.

Zur Reform unseres Strafprozesses.

Von
Dr. juris **Paul Elwert.**

Man kann eine Zeit vielleicht danach beurteilen, wie sie sich zu ihrem Recht stellt. Es ist eine rechtshistorische Tatsache, daß die Rechtspflege und die Justizgesetzgebung dem jeweiligen Kulturzustand entsprachen, ja sein treuestes Spiegelbild von jeher gewesen sind. Wenn die Geschichtschreibung dereinst von diesem Gesichtspunkt aus unsere Zeit beleuchten und beurteilen wird, wird sie uns Deutschen des beginnenden 20. Jahrhunderts kein allzu günstiges Zeugnis ausstellen können. Nicht als ob unsere Zeit kein Interesse zeigte für das höchste und edelste Streben, dem Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Noch nie war der Kriminalroman so sehr in der Blüte wie heute, und noch nie haben die sogenannten Sensationsprozesse soviel Staub aufgewirbelt wie in den letzten Jahrzehnten. Aber eben die Sensationslust, ein Hauptmerkmal unserer nervös überhasteten Zeit, ist die Todfeindin ernster, ruhiger Überlegung und echter andauernder Begeisterung. Und mehr als ein vom Augenblickserfolg getragenes Zeitungsinteresse brachten auch die großen Prozesse der letzten Jahre (z. B. Harden, Allenstein, Steinheil u. a.) nicht mit sich. Es ist vielleicht gerade die Schuld der oft nur lückenhaft und in parteipolitischer Färbung berichtenden Presse, wenn das allgemeine Urteil sich an Kleinigkeiten hält und die großen, im Hintergrund der ganzen Rechtspflege stehenden Fragen vernachlässigt. Zudem haben diese Fragen ja größtenteils nur oder doch vorwiegend juristisches Interesse und die Juristerei ist nun einmal seit alters her als ein langweiliger, öder Buchstabendienst und Paragraphenkult verrufen. Aber nun stehen wir in Deutschland gegenwärtig mitten drin in einer groß angelegten Reform unseres Strafprozesses, und die Neuregelung des materiellen Strafrechts in modernem Geist steht ebenfalls vor der Tür; um all das kümmert sich unsere öffentliche Meinung wenig oder nichts. Man überläßt die Debatten darüber den Juristen und Parlamenten und fragt viel mehr nach allen möglichen wirtschaftlichen Fragen als nach der unmittelbar bevorstehenden Neuregelung unseres Strafgerichtsverfahrens. Die wirtschaftlichen Kämpfe stehen heutzutage im Vordergrund des Interesses, daneben muß der Kampf um Ehre, Freiheit, Vermögen, um Schuld oder Unschuld völlig zurücktreten! Im Jahr 1879, als man die

jetzt noch geltenden Prozeßordnungen schuf, fanden die Gesetzentwürfe ein größeres oder doch dankbareres Geschlecht. Unter den starken Eindrücken der nationalen Ereignisse glühten die Herzen noch für solche rein ideale Aufgaben; die größten Geister arbeiteten damals freudig mit; die Materialien zu den Gesetzen beweisen die starke Resonanz, welche die Gesetzesvorlagen damals in breiterer Öffentlichkeit fanden. Schon bei der Beratung über das neuzuschaffende bürgerliche Gesetzbuch war das anders. Man überließ den Streit den Juristen und debattierte lieber über Handelsverträge; das Zivilrecht ist ja vollends etwas Schwerverständliches. Aber nun handelt es sich heute um ganz einfache und jedermann persönlich treffende Fragen — und wer kümmert sich viel darum, wie in Zukunft die deutschen Strafgerichte zusammengesetzt sind, die doch über die wichtigsten Rechtsgüter der deutschen Bürger zu entscheiden haben, welchen Instanzenzug es für den Verurteilten geben soll, der um seine Existenz, um das Glück seiner Familie kämpft, welche Behandlung und welche Art der Beeidigung man sich vor deutschen Gerichten gefallen lassen muß, wenn man als Zeuge aussagen soll usw.?

Derartige, durchaus nicht rein juristische Fragen stehen augenblicklich zur Erörterung. Sie beanspruchen mit Recht allgemeines Interesse. Ob nun die zur Zeit dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwürfe, wie es allen Anschein hat, vom Parlament angenommen werden oder nicht: die Frage der Reform unseres zweifellos reformbedürftigen Strafprozesses wird sicherlich nicht von der Tagesordnung verschwinden, zumal auch die Neukodifikation des Strafgesetzbuchs sich als ein dringendes Bedürfnis erweist. Strafgerichtsbarkeit und vollends Strafvollzug: das sind die ernstesten Seiten sozialer Arbeit. Eine Generation, die wahrhaft sozial fühlen will, darf sich nicht scheuen, sich mit den sozial Schwachen oder aber sozial Gefährlichen ganz besonders genau zu beschäftigen — und mit dem Verfahren, wie diese Elemente zu bessern oder unschädlich zu machen sind.

Zu denjenigen Fragen der Strafprozeßreform, welche nicht bloß juristisches und auch nicht bloß politisches Interesse, sondern für unser ganzes Volksleben tief einschneidende Bedeutung haben und vielleicht auch dem Kulturhistoriker am beachtenswertesten erscheinen, gehört die Frage nach der künftigen Zusammensetzung unserer Strafgerichte und besonders nach der Beteiligung der Laienrichter an der Strafrechtspflege. Gegenüber dem gegenwärtigen Rechtszustand, wonach geringfügige Strafsachen von dem Schöffengericht, bestehend aus einem Berufsrichter und zwei Laienrichtern, schwerere Fälle von der Strafkammer, bestehend aus fünf rechtsgelehrten Richtern, endlich gewisse als besonders schwer angesehene Delikte von dem Schwurgericht abgeurteilt werden, das die Schuldfrage bekanntlich von zwölf ausgelosten Männern aus dem Volk entscheiden läßt, während über die Strafe der aus drei Berufsrichtern gebildete Schwurgerichtshof befindet, gegenüber dieser bisherigen Regelung schlägt der Entwurf als wichtigste Neuerung vor, daß auch die Strafkammern mit Laienrichtern durchsetzt werden sollen in der Weise, daß neben zwei Berufsrichtern drei Laienrichter mitwirken, während das Schwurgericht in seiner bisherigen Zusammensetzung

und Kompetenz unverändert bestehen bleiben soll und das gleichfalls in seiner Zusammensetzung unverändert beibehaltene Schöffengericht nur hinsichtlich seiner Zuständigkeit Änderungen erleidet: einerseits werden ihm viele, bisher als schwere Fälle der Strafkammer vorbehalten gewesene Strafsachen zugewiesen, andrerseits gibt es eine Reihe von Bagatellsachen an den Amtsrichter ab, der hier allein zu entscheiden hat. Die bemerkenswerteste Neuerung ist die gewaltige Ausdehnung des Laienelements: Erweiterung der schöffengerichtlichen Zuständigkeit, Mitwirkung der Laien in der Strafkammer. Vielleicht ist die Beibehaltung der Schwurgerichte ebenso bemerkenswert. Über ihre großen Mängel ist heute eigentlich so ziemlich alles einig. Es gibt ganze Sammlungen von offensichtlich verkehrten „Wahrsprüchen" der Herren Geschworenen, und das vernichtendste Urteil über dieses seinem Ursprung nach gar nicht deutsche, sondern ausländische Institut sind die unglaublichen Geschichten, welche von schwatzhaften Geschworenen über die Vorgänge im Beratungszimmer ab und zu schon ausgeplaudert worden sind. Man muß schon von einseitigen parteipolitischen Ideen erfüllt sein, wenn man heute noch, nachdem man die Praxis der Geschworenen jahrzehntelang kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dieses Institut verteidigt, das die Entscheidung über Schuld oder Unschuld in die Hände von zwölf ganz willkürlich ausgelosten Männern legt, über deren Unparteilichkeit, Bildung, Denk- und Auffassungsvermögen man weiter gar nichts weiß! Die öffentliche Meinung, welche über die Praxis der Schwurgerichte gar nicht oder nur mangelhaft unterrichtet wird, erblickt in diesem Institut eine besonders wichtige Garantie dafür, daß kein Unschuldiger wegen eines schweren Verbrechens soll verurteilt werden können. Die unzähligen freisprechenden Urteile der Schwurgerichte erscheinen vielen Urteilslosen als Beweis dafür, daß die Geschworenen unmöglich jemanden verurteilen könnten, der in der Tat unschuldig sei. Nichts ist aber, wie die Erfahrung nun gelehrt hat, verkehrter als diese Annahme. Allerdings werden Unschuldige selten von einem Schwurgericht verurteilt, aber das kommt nur daher, daß wirklich Unschuldige überhaupt selten vor ein Geschworenengericht gestellt werden. Staatsanwalt und Gericht hüten sich wohl, in einem zweifelhaften Fall das Experiment auf die Intelligenz der zwölf Laienrichter zu machen. Zwingt aber einmal das Ergebnis der Voruntersuchung zur Erhebung der Anklage vor dem Schwurgericht, und es stellt sich nun in der Hauptverhandlung die Sachlage vielleicht günstiger heraus für den Angeklagten: wer garantiert diesem dann dafür, daß ihn die Volksrichter freisprechen, die vielleicht aus einem ganz nebensächlichen Grund gegen ihn eingenommen sind oder die Sachlage nicht richtig zu überschauen vermögen? Es ist ein bekanntes Wort eines erfahrenen Schwurgerichtsvorsitzenden, der gesagt hat, er möchte als Angeklagter, wenn er schuldig wäre, vors Schwurgericht, wenn er aber unschuldig wäre, ums Himmels willen nicht vors Schwurgericht, sondern vor die Strafkammer gestellt sein! Das soll heißen: Das Schwurgericht spricht auch einen Schuldigen gern frei; es ist aber auch so unzuverlässig, daß es u. a. einen Unschuldigen einmal verurteilt, was bei der aus fünf erfahrenen Richtern besetzten Strafkammer, wo vier Stimmen

für schuldig sein müssen, nahezu ausgeschlossen ist. Ein sehr beachtenswertes Urteil nicht nur über die Geschworenen, sondern überhaupt über die Laienrichter hat neuerdings einer der bedeutendsten deutschen Verteidiger, der bekannte Berliner Justizrat Dr. Sello in seinem Vortrag „Zur Psychologie der cause célèbre" gefällt. Er sagt — und das klingt aus dem Mund eines alten erfahrenen Rechtsanwalts und Verteidigers doppelt beherzigenswert:

„Und wenn der rechtsgelehrte Richter unserer Zeit gegen die sinn- und geistbetörende Massensuggestion, die die urteilslose Menge mit sich fortreißt, in der täglich geübten pflichtmäßigen Gewohnheit des Rechtsuchens und Rechtsprechens ein Gegengewicht besitzt, so gehorcht der Laienrichter auch heute noch allzu oft und allzu leicht dem suggestiven Druck der öffentlichen Meinung. Und diese hat meist schon lange vor der Verhandlung ihr unapellables Schuldig oder Nichtschuldig gesprochen. Ist doch der Geschworene schon an sich geneigt, der massenpsychologischen Disposition des Schwurgerichtssaals zu unterliegen. Wie nun erst in einem Falle, wo ihn die Zeitungen seit Wochen und Monaten darüber belehrt haben, daß an der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, über den er heute urteilen soll, kein vernünftiger Zweifel möglich sei."

Das ist gewiß ein sehr deutliches Wort aus hervorragend sachverständigem Munde. Nur werden auch derartige Urteile an dem Fortbestand des Schwurgerichts nichts ändern. Denn dessen Konservierung ist beschlossene Sache, in der Hauptsache infolge politischer Erwägungen. Die Justiz ist leider heute in Deutschland vielfach noch zurückgesetzt hinter politischen und speziell parlamentarischen Interessen. Auch das ist von hoher kulturhistorischer Bedeutung. Der Rechtshistoriker der Zukunft wird das zu unserer Belastung bemerken. Er mag dann aber nicht vergessen, dessen Erwähnung zu tun, daß wir im künftigen wie im bisherigen Recht zum Schutz der unschuldigen, aber vom Schwurgericht verurteilten Angeklagten die Bestimmung getroffen haben, daß der aus drei erfahrenen Berufsrichtern gebildete Schwurgerichtshof durch einstimmigen Beschluß den zum Nachteil des Angeklagten gefällten Wahrspruch der Geschworenen umstoßen kann, und daß unsere Gesellschaft — mit Recht oder mit Unrecht? — sich heutzutage so gefestigt fühlt, daß sie auch die vielen Freisprechungen zweifellos Schuldiger durch das Schwurgericht ertragen zu können glaubt, ohne eine nennenswerte Einbuße an sittlichem Volksvermögen und Rechtsgefühl befürchten zu müssen.

Die gleichen Erwägungen müssen uns vor der Kritik der Nachwelt rechtfertigen, wenn wir in Zukunft in die Strafkammern drei Laienrichter setzen. Es geschieht dies ganz gewiß nicht aus blindem Gehorsam gegen die Diktatur der öffentlichen Meinung, welche zu einem Handwerker oder Bauersmann mehr Zutrauen hat als zu einem im Gerichtssaal ergrauten Landgerichtsrat. Die deutsche Juristenwelt der Gegenwart ist objektiv genug, um die Licht- und Schattenseiten des Laienrichters richtig beurteilen zu können. Man verhehlt sich gar nicht, daß manche Laienrichter eine Frische und Natürlichkeit der Auffassung mitbringen, die vielen zu geschäftsmäßiger Judikatur neigenden Berufsrichtern abhanden gekommen ist; man hat auch Beispiele dafür, daß in einem konkreten Fall der Laienrichter eine viel bessere Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und des betreffenden Milieus des Angeklagten an den

Tag gelegt hat als der „gelehrte" und vielleicht vor lauter Gelehrsamkeit derartigen Dingen entfremdete Richter. Allein man verhehlt sich auch nicht, daß das Ausnahmeerscheinungen sind: daß der Laienrichter, wie er sich normalerweise als Schöffe und Geschworener zeigt mit seinen ewigen Befreiungs- und Ablehnungsgesuchen, meist nur gezwungen sich zum Richteramt bequemt, häufig genug auch durch geschäftliche, berufliche, gesellschaftliche, politische oder gar konfessionelle Rücksichten in seiner Unbefangenheit und Unparteilichkeit beeinträchtigt dasteht als das Zerrbild eines Richters; und man würdigt auch immer mehr den Beruf des Berufsrichters, der gerade durch seinen Beruf, die eigentliche Hochschule der Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, geeignet wird, mit rascher Auffassung und selbsttätiger kriminalistischer Phantasie sich auch in schwierigem Tatbestand zu orientieren und zu einem selbständigen, von Nebenrücksichten freien Urteil sich durchzufinden. Nicht die Rechtsgelahrtheit, die Vertrautheit mit dem Gesetz, ist es, was dem Berufsrichter eine nicht zu verkennende Überlegenheit über den normalen Laienrichter verleiht — wenngleich auch die Gesetzeskenntnis eigentlich eine fast notwendige Voraussetzung des Richterberufs ist —, sondern die forensische Erfahrung, der tagtägliche Einblick in die verschiedensten Rechts- und Lebensverhältnisse, das ist's, was den Berufsrichter auszeichnet. Und dazu die durch seine amtliche Stellung garantierte Unabhängigkeit von der dem Laienrichter so gefährlichen öffentlichen Meinung und von den vielerlei Rücksichten, die der Privatmann nimmt. Das muß zur Ehrenrettung des deutschen Richters immer wieder gesagt werden, wenn man ihm aus Unverstand oder Böswilligkeit heutzutage so gern Weltfremdheit und Klassenjustiz nachsagt.

Was heißt überhaupt Weltfremdheit? Man versteht darunter meist Unkenntnis des praktischen Lebens und seiner Bedürfnisse. Und man nennt vielfach die Richter weltfremd, weil ihre Urteile vielfach nicht befriedigen. Dabei vergißt man aber, daß der Richter an das Gesetz gebunden ist, und daß der Vorwurf, den man dem Richter macht, eigentlich dem Gesetz gilt das sich in Deutschland nicht wie in Amerika alle paar Jahre den veränderten praktischen Bedürfnissen anpaßt. Weltfremd in dem Sinn, daß er nicht auf allen Gebieten zu Hause sein kann, ist freilich auch der Richter, so gut wie andere Gebildete. Wer kann heute, im Zeitalter der Technik und der Naturwissenschaften, überall Sachverständiger sein? Wenn man nun dem Richter den Vorwurf der Weltfremdheit macht, so beweist das nur, daß gerade ihn fortwährend alle möglichen Fragen aus allen möglichen Gebieten beschäftigen und man deswegen häufiger als bei andern Berufsarten Gelegenheit hat, die Insuffizienz seines Wissens zu konstatieren. Für die Frage aber, ob der Laienrichter dem Berufsrichter vorzuziehen, ist mit dem Begriff der Weltfremdheit nichts anzufangen; denn es ist reiner Zufall, wenn einmal ein Laienrichter über eine konkrete Frage ein sachkundiges Urteil abgeben kann. Im großen und ganzen wird der normalerweise zum Schöffenamt oder Geschworenendienst berufene Laie nicht über die gleiche Allgemeinbildung verfügen wie der Berufsrichter, der in unzähligen Zivil- und Strafprozessen

doch schon manchen Einblick in die verschiedensten Gebiete getan, manchen Sachverständigen gehört hat und nebenbei doch auch ein moderner Mensch ist. Die sogenannte Klassenjustiz aber, das Urteilen unter dem bewußten oder unbewußten Einfluß von Standesurteilen, wird man von den auch sonst an die Parteischablone gebundenen Laienrichtern viel mehr befürchten müssen als von Männern, die nicht bloß durch ihre Bildung, sondern auch durch ihren Beruf zu selbständigem Denken erzogen sind und erzogen werden.

Eines freilich bringt die Reform des Gerichtsverfassungsgesetzes nicht, was das Wichtigste wäre im Interesse einer volkstümlichen und absolut selbständigen Justiz: das ist die soziale und berufliche Hebung des Richterstandes. Die fortgesetzten Angriffe auf unsere Justiz, die mit dazu beitragen, die staatliche Autorität zu untergraben, und die einseitige Verherrlichung des Laienrichtertums würden verstummen, wenn der Berufsrichter endlich die Stellung im Staat und in der Gesellschaft gewinnen würde, die der hohen Bedeutung seines Amtes entspricht. Wir Deutsche ahmen ja sonst so gern das Vorbild des Auslandes nach, folgen wir doch auch hierin einmal den äußerst praktischen und modernen Engländern! Stellen wir den deutschen Richter nicht bloß durch einen reichsgesetzlich zu normierenden Gehalt und durch Verbot des streberzüchtenden Hilfsrichterwesens völlig frei und unabhängig, sondern auch durch Befreiung von aller nebensächlichen Schreiberei und Kleinarbeit in eine höher gewertete und mehr Berufsfreudigkeit verbürgende Tätigkeit! Justitia fundamentum regnorum — kein Geringerer als der preußische Soldatenkönig Friedrich der Große hat dieses alte Wort ins Preußisch-Deutsche dahin übersetzt, daß er sagte: eine gute Justiz ist für einen Staat wichtiger als ein gutes Militär. Leider zieht unsere Gesetzesreform nicht diese notwendige letzte Konsequenz einer modernen Gerichtsverfassung, sondern erhofft alle Besserung von einer Erweiterung der Laienrechtsprechung. Wenn diese der deutschen Rechtsprechung zu einer Stärkung ihres Ansehens und ihrer Popularität verhelfen sollte, dann sollen die Laienrichter überall herzlich willkommen sein! Wir hoffen, daß die Befürchtungen derer sich nicht bewahrheiten mögen, welche eine Auslieferung des Gerichtssaals an politische und soziale Strömungen und Gehässigkeiten, eine Prostitution der Justiz weissagen.

Davor wird uns schon die Berufung schützen, die nach wie vor gegen die Urteile der Schöffengerichte zugelassen und gegen Strafkammerurteile neu eingeführt werden soll. Bekanntlich gab es bisher gegen Urteile der Strafkammern, wie gegen die der Schwurgerichte nur das rein formale, auf die Nachprüfung der rechtlichen Gesichtspunkte beschränkte Rechtsmittel der Revision. Die Urteile der Schwurgerichte werden nun auch in Zukunft nach ihrer tatsächlichen Seite unanfechtbar bleiben. Dagegen soll — nach dem Vorbild des militärgerichtlichen Verfahrens — in Zukunft gegen die Urteile der aus zwei Juristen und drei Laien gebildeten Strafkammer das Rechtsmittel der Berufung eingeführt werden, das eine gründliche Nachprüfung der tatsächlichen und rechtlichen Fragen vor einer zweiten Instanz ermöglicht. Diese zweite Instanz soll nach den auch von der Reichstagskommission angenommenen Vorschlägen der Regierung nur aus Juristen bestehen, da der

Laienrichter für die schwierigen und komplizierten Nachprüfungen einer nach längerer Zeit stattfindenden Berufungsverhandlung weniger geeignet erscheint. Diese Neueinführung der Berufungsmöglichkeit gegen freisprechende und verurteilende erstinstanzliche Urteile ist ohne Zweifel ein bedeutender Fortschritt unserer Rechtsentwicklung. Ganz abgesehen von der Zusammensetzung des Gerichts in erster Instanz: irren ist menschlich, und schon die Möglichkeit einer Anfechtung des Urteils und einer Nachprüfung seiner Gründe zwingt den Unterrichter zu verdoppelter Gründlichkeit und Pflichttreue. Auch im Interesse eines gleichmäßigeren Strafmaßes erscheint es wünschenswert, wenn durch die Berufung wenigstens innerhalb der Oberlandesgerichtsbezirke eine einheitliche Praxis sich einbürgert. Heute treffen sich oft im Zuchthaus oder Gefängnis Verurteilte, denen wegen annähernd ganz gleich gelagerter Straftaten von verschiedenen Gerichten ganz verschiedene Strafen zuerkannt wurden: der eine Sittlichkeitsverbrecher hatte von der Strafkammer in X. ein Jahr Zuchthaus, der andere wegen ganz desselben Delikts von der Strafkammer in Y. zwei Jahre sechs Monate Zuchthaus erhalten. Derartige Unstimmigkeiten wirken nicht bloß auf die Gefangenen selbst, sondern auch auf weitere Kreise verwirrend und erbitternd. Unser Strafvollzugswesen, diese wichtigste, aber leider viel zu wenig beachtete Seite der ganzen Strafrechtspflege harrt überhaupt einer gründlichen Reform, wenngleich es nicht so schlimm ist, wie tendenziöse Darstellung es häufig schon gemacht hat. Erst wenn nach der Strafprozeßordnung und nach dem Strafgesetzbuch auch der Strafvollzug, wie das beabsichtigt ist, in moderner Weise neu geregelt ist, erst dann wird für uns das klassische Zeitalter unserer Strafrechtspflege beginnen. Erst dann wird der Zustand ruhiger Rechtssicherheit eintreten, über den Albrecht Mendelssohn-Bartholdy im Schluß seiner inhaltvollen Ausführungen über „Das neue Strafrecht" sagt:

„Dem Volke muß von allen, die dazu berufen sind . . . gepredigt werden, daß Gericht und Strafe ein ernstes, feierliches Ding sind und heilig gehalten werden müssen. Denn die rechte Strafe hat das Beste, Höchste in sich, das Ziel jeder Religion und Sittenlehre: Vergebung. Solange sie das nicht hat, ist sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Das Volk, das den Spitzbuben beklatscht, der der Justiz ein Schnippchen schlägt, und den Delinquenten, der seine Strafe abgebüßt hat, meidet und ächtet, dieses Volk ist unreif!"

Leider sind wir von diesem Zustand ruhiger, leidenschaftsloser Haltung gegenüber der Rechtsprechung noch weit entfernt. Sello rät mit Recht: „Die Selbstzucht des einzelnen wie der Massen gilt es zu fördern, die gemeine Freude am Skandal einzudämmen, die sozialen Leidenschaften abzuschwächen, den Sinn des Volkes für eine schlichte und sachliche, allen Sensationsgelüsten entrückte Rechtspflege zu stärken!"

Die Wiederbelebung der Gerichtsautorität, die auch sonst als ein dringendes Bedürfnis empfunden wird, wird außer durch die schon erwähnte Hebung des Richterstandes hauptsächlich durch eine Reform des materiellen Strafrechts in modernem Sinne zu erfolgen haben. Das Interesse der Gesamtheit muß künftighin mehr noch als bisher die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege beeinflussen: rücksichtslose Unschädlichmachung des einmal

als unverbesserlich erkannten Verbrechers, aber auch Heilung und Besserung der Gefallenen und Besserungsfähigen! Einen großen Schritt in der letztgenannten Richtung unternimmt auch schon der Entwurf der Strafprozeßordnung in der neugeregelten strafprozessualen Behandlung Jugendlicher. Von einer solchen prozessualen Sonderstellung wußte unser bisheriges deutsches Recht nichts. Die erschreckenden Ergebnisse der Kriminalstatistik, wonach die Kriminalität von Personen unter achtzehn Jahren in Deutschland in den letzten Jahrzehnten ganz rapid zugenommen hat, haben den Gesetzgeber gezwungen, dieser sozial äußerst wichtigen Frage eine ganz besonders genaue Prüfung angedeihen zu lassen. Man will die Jugend vor Gericht und Gefängnis möglichst bewahren, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß die Bekanntschaft mit Gericht und Gefängnis für viele jugendliche Rechtsbrecher oft erst recht verderblich wirkt, daß das Zusammenkommen mit älteren, erfahrenen Verbrechern ansteckt und demoralisiert, und die vom Gesetz selbst geforderte Milde der gegen Jugendliche zu verhängenden Strafen wie auch die Umständlichkeit und häufige Ergebnislosigkeit der Gerichtsverhandlungen den gerade für den Jugendlichen so heilsamen Respekt vor dem Strafgericht aufhebt. Die neuen Vorschläge des Gesetzentwurfs haben deshalb allgemeine Zustimmung nicht bloß der Juristen, sondern auch der Pädagogen und Sozialpolitiker gefunden, da sie in erster Linie Erziehungs- und Besserungsmaßregeln an die Stelle von gerichtlicher Bestrafung setzen wollen, und eine Gerichtsverhandlung mit öffentlicher Anklageerhebung nur dann vorsehen, wenn nach der Beschaffenheit der Tat des Jugendlichen, seinem Charakter und seiner bisherigen Führung Erziehungsmaßregeln keinen Erfolg mehr versprechen. Danach werden in Zukunft alle die Fälle von jugendlichem Leichtsinn und Übermut, die heute noch das Strafgericht beschäftigen, der Vormundschaftsbehörde zur angemessenen Sühne überlassen werden, und nur noch in ernsteren Fällen wird das staatliche Strafgericht den jugendlichen Sünder vor sein Tribunal zitieren. Auch dann aber ist durch eine ganz besonders sorgfältige Auswahl der Richter, eines eigens ausgesuchten Amtsrichters und sogenannten „Jugendschöffen", d. h. pädagogisch besonders zuverlässiger Männer, dafür gesorgt, daß das Schöffengericht, das normalerweise zuständig sein soll, dem Jugendlichen das nötige Verständnis und Wohlwollen entgegenbringt. Dadurch, ferner durch eine Erweiterung der notwendigen Verteidigung, durch eine Neuregulierung der sogenannten Beistandschaft, durch eine Einschränkung der unter besonderen Kautelen zu vollziehenden Untersuchungshaft, durch Beschränkung der Öffentlichkeit der Hauptverhandlung gegen Jugendliche werden die Härten vermieden werden, über die man heute noch mit Recht im Interesse unserer Jugend und ihrer Bewahrung Klage geführt hat. Ja, diese Bestimmungen tragen den Keim zu einer Umgestaltung unseres Strafrechts und Strafverfahrens überhaupt in sich, indem sie auf die Notwendigkeit einer größeren Individualisierung hinweisen, die das Recht der Zukunft beherrschen muß. Und darum wäre schon wegen dieser Neuregelung des Jugendgerichtsverfahrens ein Scheitern des Gesetzentwurfes sehr zu bedauern. Alle Wünsche wird ja ein Prozeßgesetz nicht

erfüllen können; darum nehme man dankbar auch das Wenige, was es uns Brauchbares bringt!

Zu diesem Wenigen gehört auch noch — von vielen Kleinigkeiten abgesehen, die doch nur spezifisch juristisches Interesse haben — die Neuregulierung der zeugeneidlichen Vernehmung. Hier greift die Prozeßgesetzgebung hinüber in die intimsten Gebiete sittlichen und religiösen Volksempfindens, und darum wird der Kulturhistoriker bei der Normierung des Eides in einem deutschen Gesetz des Jahres 1911 mit Nachdenken verweilen. Die Zeugnispflicht besteht nach wie vor, dagegen ist die Eidespflicht wesentlich eingeschränkt: es wird nicht mehr in jeder Bagatellsache verlangt, daß der Zeuge schwört, und auch abgesehen davon kann die Vereidigung eines Zeugen unterbleiben, wenn die Aussage für unerheblich gehalten wird. Es wird also in Zukunft in den deutschen Gerichtssälen weniger geschworen werden. Das bedeutet ganz gewiß eine höhere Wertung des Eides. Vielleicht auch den Ausdruck der Überzeugung, daß einem großen Teil der Zeugen auch ohne Beeidigung Glauben geschenkt werden kann. Beides ist ein Kulturfortschritt. Auch die Einführung des Nacheides ist ein solcher. Bisher mußte jeder Zeuge vor seiner Vernehmung beeidigt werden, und nur ausnahmsweise, wenn Bedenken gegen die Beeidigung überhaupt vorlagen, wurde die Beeidigung bis nach der Vernehmung ausgesetzt. In Zukunft wird der Zeuge erst nach seiner Vernehmung, unter Umständen sogar erst am Schluß der ganzen Beweisaufnahme vereidigt, wenn nämlich dann die Beeidigung überhaupt noch als notwendig sich erweist. Durch diese ganze Normierung wird der Ernst der richterlichen Vernehmung gehoben und dem Volk, das heute noch so leichtsinnig alles und jedes beschwört, das Gewissen geschärft. Vielleicht werden dadurch in Zukunft auch viele Eidesverletzungen verhütet. Leider hat man sich bei der Normierung der Eidesformel nicht ebenfalls von solchen modernen Gedanken und zarten Gewissensrücksichtnahmen leiten lassen. Die künftig an den Zeugen — und analog an den Sachverständigen — zu richtende Eidesnorm erinnert „an Gott, den Allmächtigen und Allwissenden" und der Schwörende hat zu versichern: „ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe!" Damit wird, ganz abgesehen von dem religiösen oder gar konfessionellen Zwang gegenüber dem Atheisten oder Freidenker, der Glaube an einen allmächtigen und allwissenden Gott als die religiöse Grundüberzeugung des deutschen Volkes der Gegenwart vom Gesetzgeber nach wie vor mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hingestellt. Ob damit die religiösen Gefühle unserer Zeit richtig eingeschätzt werden? Ob man mit Rücksicht auf die Ermittlung der Wahrheit im Strafprozeß eine Unterwerfung unter diesen landläufigen Gottesbegriff auch von demjenigen fordern darf, dessen Weltanschauung und Gottesglaube höhere und feinere sind? Das muß jedenfalls betont werden: auch der leiseste Verdacht religiösen Zwangs entwürdigt ein modernes Gesetz, und die Beibehaltung einer derartigen Eidesformel wird dem Rechtsgefühl der Gegenwart nicht mehr gerecht. Das darf schon heute ausgesprochen werden, ehe die Geschichte dereinst das gleiche Urteil über unsere Gesetzgebungsweise fällen wird!

Blätter aus einem Reisebuche.

Von

Richard Voß.

Bremen, am 4. April 1908.

Gestern abend bin ich hier angelangt . . .

Alle Menschen in dieser schönen Stadt haben etwas Starkes, Freies. Es herrscht hier ein überaus stolzes Menschentum. Hier sind die Männer noch Bürger. Patrizier sind sie, uralten Stammes, uralter Art. Namen und Art sind urdeutsch, gesund wie deutscher Eichwald. Der Sturm, der einen dieser ragenden Wipfel brechen könnte, müßte Orkan sein. Die Menschen hier sind von fester Art.

Ehrwürdig ist diese Stadt strebsamen Bürgertums! Eine Kapitale unermüdlichen Fleißes und Ausdauerns, rastloser Tätigkeit und Arbeit. Und sie ist schön mit ihren grauen Baudenkmalen, die Monumente ihrer Zeit sind, schön mit ihrer lieblichen „Contrescarpe," ihren bunten Blumengärten, feierlichen Totenhainen und dem weiten wilden Heideland, das die Warte des Deutschtums an der Weser umfriedet.

Ich komme von der Bremer-Heide zurück. Die Künstler, die diesen Streifen von Sand und Moor, Kiefern und Gestrüpp bewohnen, lauschen ihrer Heimat alle Reize ab wie ein Liebender die seiner Geliebten. Mein allzu flüchtiger Besuch lehrte mich nicht, die Schönheiten sehen, die mich auf den Gemälden der „Worpsweder" entzücken; aber ihre Liebe zur Scholle flößt mir Achtung ein.

An Bord des „Lützow".

Aus Worpswede zurückgekehrt, begab ich mich sogleich auf diesen schwimmenden Palast, die Stadt bei anbrechender Dämmerung verlassend.

Die Weser brannte bei den Sonnenuntergangsgluten, als breiter Strom feurigen Glanzes dem Meere zuwogend. Und es brannte ringsum die braune Heide, brannte der Himmel. Aus all dem Lohen und Lodern stieg groß und rot der Vollmond auf. Plötzlich erstrahlten die Lichter von Bremerhaven und flimmerten gleich Scharen von Irrwischen über Moor und Gewässer. Es war ein Flammenspiel auf Erden und am Himmel; denn auch die Sterne begannen ihr funkelndes Wesen.

Unmittelbar neben dem großen Lloyddampfer hielt der Zug. Wie ein Riesenwall ragten die Schiffswände empor, dunkel und drohend. Vom Deck herab grüßte rauschende Musik. Nun gab's ein Hasten, Drängen, Lärmen.

Meeresfahrt bei Meeresstille. Der Deckstewart sicherte mir den einsamsten Platz.

Überhaupt fühle ich mich wie bei einem Grand Seigneur zu Gast. Es herrscht hier ein gar großes Wesen; und der Lloyd-Passagier ist aufgehoben wie in einem vornehmen Hause, dessen wohlgeschulten Geist jeder Diener verrät.

Ich mache keine Bekanntschaft. Nur dem Kapitän des „Lützow" stellte ich mich gebührenderweise vor. Er ist ein Fahrer und Führer auf dem Meere mit klarem festem Blick, klarer fester Seele: mit einem Blick, der Nebel durchdringt, einer Seele, die ein Schiff bei Sturm leitet. Ein solcher Mann ist Kapitän Dewers . . .

Flache, unabsehbar weite holländische Küstenlandschaft, umbraut von feinem Silberdunst.

Fast in die Meereswellen hinab tauchen die Wiesen. Unmittelbar am Strande einsame Höfe von wahren Hainen uralter Rüstern umstanden, im ersten Frühlingsschein mit goldigen Wipfeln und Zweigen zu mir herüberleuchtend. Herden braun-roter Kühe weiden und schmale schimmernde Wasserstraßen durchziehen die noch fahlen Flächen der grasigen Steppen. In Nähe und Ferne ragen schwerfällige graue Windmühlen, steigen schlanke Kirchtürme auf. Nähe und Ferne sind umwebt von dem Nebelglanz dieser Lüfte.

Dicht am Ufer ein Stücklein gesicherten Bodens in das Meer vorgeschoben: der „Hoek von Holland". Dicht am Ufer zerschellte an dieser Stelle ein deutsches Schiff, rangen hier Verzweifelte mit dem Tode; rangen tagelang, versanken angesichts der Retter, die nicht imstande waren zu retten. Heute herrscht heiliges Schweigen über den Wassern; und keine Phantasie vermag sich vorzustellen, wie das Gräßliche geschehen konnte. Solchen grausamen Wirklichkeiten gegenüber versagt unsere kühnste Einbildungskraft.

Im Hafen von Rotterdam.

Wie häßlich solch ein Hafen ist! Und doch imponierend: Hande Handel; Erwerb, Erwerb — Reichtum. Und Reichtum kann gleichbedeutend mit Schönheit sein. Er *kann* es sein.

Wie diese Hafenmänner arbeiten! Sie sind Sklaven der Arbeit, sind Helden der Arbeit. Ihre Kleider, die die Spuren ihrer rastlosen harten Arbeit tragen, sind Ehrengewänder; und ihre Lasten, die sie im Schweiße ihres Angesichts schleppen, enthalten einen Teil unserer Kultur.

Grau wie der Hafen, so bunt ist die Stadt. Dabei durchweht diese Nordstadt bei aller Nüchternheit ein Hauch des Südens. Auch im Volksleben. In Rotterdam gibt es Verkäufer von Orangen und Limonen wie in der bella Napoli. In edelgeformten Amphoren aus blitzblankem Messing, schweren Goldgefäßen gleich, wird Milch ausgeboten; und der Backstein der

altertümlichen hochgiebligen Häuser hat wahren Purpurglanz. Beim Sonnenuntergang gab es denn auch ein violettes Erglühen dieser roten Steinmasse, als sei Rotterdam eine Königsstadt. Später entstieg dem Silberdunst der Küste in tiefem Scharlach der Mond.

Wieder auf See.

Mir erschließt sich eine neue Welt: die unendliche Welt des Meeres, die erstaunliche eines großen Dampfers. Die Entdeckung dieses Universums auf dem Wasser zu Schiff macht auf mich, armselige Landratte, starken Eindruck. Der Kapitän des „Lützow" führt mich ein in das Reich, darüber er gebietet. Es ist eine Welt voller Größe, die ihren Menschen frei und stark macht, darin der Odem des Meeres die Seelen rein badet von des Lebens Dunst und Staub. Eine Welt, die Kranke genesen macht, Friedlosen den Frieden bringt.

Wie bei Rotterdam die Mündung der Maas, so fuhren wir jetzt die Schelde hinauf Antwerpen zu, den nämlichen Wasserweg, woher Lohengrin „kam der Fahrt". Der Fluß gleicht einem Meeresarm, an dessen beiden Gestaden sich eine unabsehbare weite Landschaft ausdehnt. Auch sie malte die göttliche Schöpferin in zartem Pastell; und auch diese Natur ist voller Größe. Also nicht nur in der Campagna Roms und der Felsenöde von Syrakus kann ich die Hoheit der Schöpfung empfinden.

Ich sah viel Schönes und Bedeutsames: Brüssel, Gent, Brügge; sah die Frühlingslandschaft Flanderns: Wälder hochstämmiger Erlen, von der guten Göttin in goldige Gewebe gehüllt; sah weite Gefilde gelber Tazetten und weißer Schneeglöckchen, von silberhellen Bächen durchrauscht. Es war eine Galerie echter Böcklins — obgleich wir hier im hohen Norden sind. Das stolze Brüssel mit dem vielen Gold an seinen grauen Häusern ist das Rom dieses Nordens. Es geht darin sogar hügelauf, hügelab; fehlt selbst allerlei anderes „Römisches" nicht: die zweiräderigen Karren mit dem blanken Schellenbehang, der bunte Aufputz der Eßwarenläden — bald ist Ostern! — und als echt römische Straßenfiguren die fahrenden Antiquare und Buchhändler, die Zeitungsausrufer. Kurzum mir ward in Belgiens Hauptstadt fast heimisch zu Mute. Aber dann die königliche Gemäldegalerie! Die alten niederländischen Meister: Van Dyck, Rembrandt, Rubens, de Vos. Immer wieder Rubens! Zum ersten Male geschah mir, daß ich nicht sogleich meine geliebten Italiener aufsuchte. Noch niemals empfand ich das Künstlerphänomen der Erscheinung von Rubens mit solcher Gewalt. Es kann sich nicht wiederholen, ebensowenig wie das Shakespearesche Wunder. Desgleichen soll auch einzig bleiben . . .

Brügge. In der Karfreitagnacht ging ich mit dem Schatten der Vergangenheit in meiner Seele durch diese tote Stadt, der Stadt des Lebens, dem goldenen Brüssel, entfliehend. Ein blasser Mond stand am Himmel und leuchtete uns; denn lautlosen Schrittes wandelte tote Liebe mit mir. In dieser Stadt können in solcher Nacht keine Lebenden schreiten. Alles darin atmet Vergangenheit und Vergehen. Grabeshauch durchweht die Luft.

Lange Zeit begegnete ich nicht einer Seele. Aber ich erwartete jeden Augenblick, die bei dem matten Mondlicht fahl schimmernden Fenster würden sich gespenstisch erhellen, die grauen Tore sich öffnen und Geisterscharen herausziehen. Lautlosen Schrittes wallen sie durch die engen Gassen, über die schmalen Brücken, zu den greisen Gotteshäusern, darin auferstandene Priester den Kreuzestod des Herrn predigen. Die Kanäle bevölkern sich. In dunklen Nachen schiffen die Schatten dahin, verstummten Mundes, toten Auges und Herzschlags.

Zu den Beghuinen ging ich. Vor uralten Häusern unter uralten Rüstern kauern uralte Frauen in unförmigen schwarzen Kutten, mit mächtigen weißen Hauben, und raunen von uralten Dingen.

Dann nach dem Minnewater: über der Liebesbrücke hinweg zum Turm der Liebe.

Wem begegnete ich dort? Einem jungen Paar! Einem Paar Liebender, einem Paar Glücklicher. Er hat helles, sie dunkles Haar. Auf ihrem Haupt glänzt eine Blumenkrone. Rosen sind's. Malmaisons! So geschmückt war einmal — — — Weißt du noch? Lang, lang ist's her. Liebe Frau — die beiden Jungen und Glücklichen, denen ich in der Karfreitagnacht zu Brügge auf den Pont d'amour begegne, waren du und ich.

Waren unsere gestorbene Jugend . . .

Im Hafen von Antwerpen.

Ich fange an, mich auf diesem schönen Lloyddampfer heimisch zu fühlen. Als ich nach der Gespensternacht in der toten Stadt nach Antwerpen zurückkehrte, freute ich mich auf Schiff und Kapitän, freute mich selbst auf meine Nr. 19.

Heute besuchte ich in dieser erinnerungsreichen Stadt ein Haus, das starken Eindruck auf mich machte. Es ist ein altes Patrizierhaus, ein wahres Monument der Arbeit, des Fleißes, der Intelligenz und vornehmen Bürgertums. Es ist das Stammhaus der Plantin-Moretus (jetzt gibt es in Antwerpen Grafen von Moretus). Selten sah ich eine starke Persönlichkeit in ihrem Hause so überzeugend, so machtvoll ausgeprägt. Der eigentümliche Mann — Christian Plantin ist sein Name — lebte im sechzehnten Jahrhundert, war ein berühmter Buchdrucker, fleißiger Kunstsammler, großer Lebenskünstler. Was er erfand und erschuf, sammelte und ordnete, und der Nachwelt von seinem Leben und Streben zurückließ, ist einzigartig. Gegenwärtig ist das der Stadt gehörende Haus des altflämischen Geschlechts ein Museum jener bedeutenden Zeit, allen Zeiten zum Vorbild. In dem engen Hofgarten blühen die nämlichen Blumensorten, die damals an dieser Stätte die Menschen erfreuten, wenn sie von ihrer Arbeit ausruhten; in den Gemächern und Sälen befinden sich die nämlichen Geräte, Geschirre, Kunstwerke, Kostbarkeiten, scheint der nämliche Geist der längst verstorbenen Generationen zu herrschen. Selbst die Wächter, die, als Diener gekleidet, die Schätze dieser hohen Kultur hüten, tragen die damalige dunkelernsthafte Tracht. Ein Gefühl

von Ehrfurcht überkam mich in diesen Räumen: Verehrung vor so viel Tüchtigkeit, die ebenso wie in Bremen nur aus einer freien, stolzen und starken Bürgerschaft erblühen konnte . . .

Am Nachmittag des Ostersonntags ging der „Lützow" wieder in See, nachdem er für Singapore und Hongkong Waren eingenommen hatte: ein ganzes Warenmagazin, eine ganze Warenstadt! Als ich in dem riesigen Lloydschuppen die Massen hochaufgestapelt liegen sah, glaubte ich, krasser Neuling, ein halbes Dutzend solcher Ostindien-Dampfer gehörten zu ihrem Transport. Aber der Bauch des einen Schiffes verschlang alles; und er soll — so sagt man mir — noch immer nicht gefüllt sein. Auch neue Passagiere kamen an Bord: aus Brüssel, Paris, Berlin. Je mehr ihrer sind, um so größer wird meine Einsamkeit sein.

Es war aber heute ein glorreicher Ostersonntag, so recht ein Tag zum Auferstehen:

> Aus niedrigen Mauern, dumpfen Gemächern,
> Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
> Aus der Straßen quetschender Enge —

wogten die Scharen der Auferstandenen hinaus zum Hafen, erstiegen den hohen Steinwall, standen dichtgedrängt, um uns ausfahren zu sehen. Unsere wackeren Musikanten spielten ihre schönsten Stücke; die Ankerketten rasselten in die Höhe; die Dampfpfeife erhob ein dreimaliges Höllengetöse, die Schraube wühlte das Wasser auf; der Koloß bewegte sich, die Menge jubelte, schwenkte Hüte und Tücher.

Im Golf von Biskaya.

Das stolze England umhüllte sich für mich mit Nebeldunst und erschien in diesem wallenden Gewande einer olympischen Gottheit gleich, schwebend über den Wassern. Die Isle of Wight leuchtete durch das graue Gewölk mit lenzgrünen Fluren und weißen Landhäusern gar phantastisch herüber, und Schloß Osborne konnte als Sitz einer Märchenkönigin gelten.

Vor Southampton warf der „Lützow" Anker, nahm Fracht ein und ließ Passagiere an Bord. Die Fracht bestand aus dreizehn Millionen in Silberbarren, für die Kolonien bestimmt. Das schimmernde Edelmetall war in Stücke von der Form großer Ziegelsteine gegossen und füllte einen ansehnlichen Kahn. Es bot einen ungewohnten Anblick: auf den dunklen Wassern das schwarze Fahrzeug, vollgehäuft mit den leuchtenden Blöcken, durch den Dunst schwerfällig unserem Schiffe zusteuernd. Schwarz kostümierte Chinesen fuhren der Menschheit glänzendes Glück und luden es aus.

Wiederum rauschende Musik, Abschied, Grüßen und Winken.

Um dreizehn Millionen Silber schwerer setzten wir die Fahrt fort: vorüber an Englands kriegsbereiter Armada, die uns nicht schreckt; vorüber an dem umwölkten Brittenlande, das uns nicht liebt; vorüber an den „Needles", diesen zackigen drohenden Felsenzinnen, die wie Englands Wahrzeichen dem Meere entsteigen: „Rührt mich nicht an! Ich würde euch blutig ritzen!" Und dann in den Atlantischen Ozean hinaus!

Die Wogen gehen hoch. Es gibt zur Nacht Sturm . . .

Ich verbrachte die Nacht auf Deck und lernte zum ersten Male die Majestät dieser Meere kennen. Sie war zugleich Schönheit, denn sie besaß nichts von der Erde, sondern nur dessen, was des Himmels ist. Aus seinen Wolkenherden fuhr der Wind sausend, heulend nieder, alle Tiefen aufwühlend, aufpeitschend.

Mit dem Sturm jagten schwarze Dunstmassen über die schwarzen Wogen, die ihren bleichen Gischt emporsprühen ließen. Sturm und Nebel um das gewaltige Schiff, welches stöhnte wie ein Mensch im Todeskampf. Um nicht wie von einer Riesenfaust niedergeworfen zu werden, mußte ich die Eisenstangen der Brüstung umklammern. Und Wut und Wellen rasten über mich hin.

Dabei kein Stern am Himmel, kein Schimmer Mondscheins. Nur Schwärze, Windestosen, Wogenbrausen und die Gespensterlaute des Nebelhorns gleich Geistern über den Wassern, die klagten, schrieen, heulten.

Starke Dümung und Seekrankheit. Die Hälfte der Passagiere ward davon befallen. Also ist es auf Deck still, und der Speisesaal nahezu leer. Möwen folgen dem Schiff, Schwärme schneeiger Vögel, die uns mit schimmernden Schwingen lautlosen Fluges umkreisen. Mitunter lassen sie sich auf einer der gewaltigen Wogen nieder, lassen von der Welle sich emporheben, tief sich hinabsenken, ein wundersames Bild, als wäre die Flut lebendig und ihr Schaum bestände aus diesem gefiederten Glanz. Oder Delphine schnellen auf. Sie machen Sprünge gleich Kobolden, die sie auch sind: die Clowns und Harlekins des Meeres. Ihre blauen Leiber funkeln in der Sonne, als wären sie mit metallenen Schuppen bedeckt. Auch einen Wal sah ich in der Ferne und Schiffe fuhren hart an uns vorbei.

Schiffe, die auf dem Meere sich begegnen . . . Weit, weit kommen sie her, weit, weit gehen sie hin. Sie tauchen auf, nähern sich, tauschen den Flaggengruß, gleiten hart aneinander vorüber, verschwinden.

Wen führen sie an Bord?

Vielleicht den einen, gerade den einen Menschen, der eigens für uns geschaffen ward; den wir sehnsüchtig erwarten, angstvoll suchen; den einen Menschen, den wir nie finden, um den wir sterben nach langem vergeblichem Erwarten und Sehnen. Und dort fährt er an uns vorbei: nahe, ganz nahe!

Das kann uns freilich allerorts geschehen: auf der Gasse, in einem Saal, einem Eisenbahnwagen. Das kann uns geschehen, wenn wir mit dem einen, einen Menschen zusammenleben: Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein. Wir erkennen uns nicht, gehen fremd aneinander vorüber: „Und keine Brücke führt von Mensch zu Mensch!“ . . .

Heute geleitete mich Kapitän Dewers durch das Innere des „Lützow“: bis tief hinab in seine Eingeweide aus blinkendem Stahl, bis in sein Herz aus leuchtendem Erz. Das ganze gewaltige Getriebe des großen Schiffes lernte ich kennen: alle die Kräfte, die den Koloß bewegen, Atem und Leben ihm geben; und ich bestaunte wieder einmal den Menschengeist, für den auf Erden kein Ding unmöglich scheint, der die Elemente zwingt, zum Herrn der

Stoffe sich macht — um von den Elementen vernichtet zu werden und seine Kraft am Stoffe scheitern zu sehen. Aber die Zeit wird kommen, wo der Mensch Herrscher bleibt . . .

Gibraltar.

Bereits bei Cap Vincenz hißte der Süden seine triumphierende Flagge auf, trugen Meer, Himmel und Land seine leuchtenden Farben. Ein Felsengestade gelb und braun und rot bis zu dunklem Purpur; ein Tafelgebirge mit mächtigen Wänden, daran eine brausende Brandung ihren Gischt emporsprühen läßt; mit geheimnisvollen Grotten, tief eingehöhlt, von den andrängenden Wogen mit flutendem Azur erfüllt; mit weißem Leuchtturme auf umschäumten Klippen. Sonst weder Haus noch Hütte; eine Einsamkeit, die Grauen einflößt — die mich in Entzücken versetzt. In diese Öde kann der Mensch mit seiner Qual nicht hingelangen; hier ist die Welt herrlich und heilig zugleich.

Süden!

Über Nacht fuhren wir ein in seine strahlenden Wonnen; über Nacht ward es Frühling. Niemals zuvor erlebte ich den Übergang aus nordischem Grau zu südlichem Glanz derartig traumhaft. Wie durch Zauber ward alles verwandelt. Der große Sonnenzauber ist's. Über der roten Gesteinmasse von Gibraltar sah ich den feierlichen Feuerball sich erheben. Er entzündete die Bucht, die das weiße Algeciras umlagert, entfachte die Gluten der afrikanischen Küste, setzte Land, Meer und Himmel in rosige Flammen.

In Flammen den Fels von Gibraltar . . .

Dieser Fels von Gibraltar ist ein Altar, von Giganten aufgetürmt, darauf Tag und Nacht Opferfeuer lodern sollten. „Säulen des Herkules" nannten die Alten die Stätte; und sie hätten diese Riesensäulen einen Riesentempel tragen lassen sollen, mit einem Bildnis der Erdenschönheit aus Gold und Elfenbein in seiner strahlenden Cella, ein Werk höchster Hellenenkunst.

Ob des Südens Rausch mich auch jetzt ergreifen wird? . . . So heftig ich mich stets dagegen wehrte, so nordisch kühl ich bleiben wollte, umstrickte mich doch jedesmal die Zauberin, jedesmal mir zum Unglück. Denn die Circe verwandelte mich mitleidslos zu einem Träumer, Schwärmer, Phantasten, für den des beflügelten jungen Gottes Heilpflanze nicht wuchs:

> Moly wird sie genannt von den Göttern. Sterblichen
> Menschen ist sie schwer zu graben —

Auf Gibraltar sah ich einen Kirchhof, der in Wahrheit ein Garten der Begrabenen ist. Unter schwarzen Zypressen, rings um den weißen Grabstein eine weiße Blumenwildnis. Kein Fußbreit Bodens, den die glanzvolle duftende Flut nicht überschwemmt; und nicht eine Blüte, die deine Farbe nicht trägt, du Leuchtende! Weiße Lilien und Kallas — nichts als weiße Lilien und Kallas! Sie scheinen die Blumen Gibraltars zu sein; jedenfalls sind sie Gibraltars Totenblumen. Dazu die schimmernden Grabmale, die nächtlichen Zypressen; und alles unter dem Glanz dieser Sonne, dem Spiralblau dieses Äthers am Gestade des azurfarbenen südlichen Meeres.

Traumumfangen durchschritt ich das Blütenparadies, darin lediglich die seligen Gestalten Fra Angelicos fehlen, zu einer himmlischen Musik den Reigen tanzend und dem soeben angekommenen Gatten die Gattin zuführend.

Aus dem weißen Frühling des Friedhofs trat ich in eine heiße Sommerpracht. Da waren feierliche Palmen und phantastische Eukalypten, schleiernde Pfeffermünze und düstere Karubas. Hohe Gebüsche von Granatbäumen standen in voller brennender Blüte. Auch die Oliven blühten bereits. Des Südens schönster Baum umhüllt von schimmernden Geweben, denen ein zarter, ganz zarter Wohlgeruch entströmt.

Ich bin in Spanien — bin in England. Das ist gar absonderlich. Englische Straßennamen, Schilder, Plakate; englisches rotröckiges Militär; englische Ordnung, Sauberkeit, Kultur. In den Felsengalerien und dem alten Maurenkastell englische Kanonen.

Nichts Tragischeres als das graue Schloß des heldenmütigen fremden Volkes hoch über der bunten Stadt unter den gelb-roten Felswänden. Es gleicht einem entthronten, einem gefangenen Monarchen, der noch in seiner Schmach Zoll für Zoll ein König ist. Diese Maurenburg von Gibraltar ist der besiegte Held eines Dramas, noch im Tode Sieger über Zeiten und Nationen. Ich empfand mit dem trümmerhaften Bauwerk ein Mitleid, als wäre es nicht Stein, sondern in Wahrheit ein Geschöpf, eine der Personen des welthistorischen Schauspiels: „Die Mauren in Spanien!"

Unmittelbar hinter dem kleinen englischen Bezirk beginnt das spanische Spanien mit seinem braunen, glutäugigen Volk, seiner farbigen Phantastik, seinem Schmutz und seiner mittelaltrigen Unkultur. Hohe hölzerne Barrieren und Hecken bläulich-grüner Agaven grenzen es ab von britischer Scholle. Ich sah spanisches Militär. Es verhält sich zu den Engländern wie der Gibraltar zunächst liegende spanische Ort zu der englischen Festung; ich sah spanische Frauen mit Fächer und Schleiertuch, darunter manche „Carmen", wie man sie auf einer Winkelbühne, einer Schmiere sehen könnte. Es gab in dem elenden Flecken eine elende Holzbude: die Arena für Stiergefechte! Also Spanien, das volle und echte.

Sämtliche Spanier, die in Gibraltar Geschäfte besitzen oder sich sonst tagsüber dort aufhalten, müssen die Stadt bei Anbruch der Nacht verlassen, werden wie Parias ausgeschlossen. In Scharen sah ich sie ausziehen.

Und von jeder Stelle aus sah ich die Felsen Gibraltars: gelb und rot, kahl und wild, schrecklich und herrlich. Bei den Gluten der Abendsonne loderten sie als Riesenfackeln zu einem brennenden Himmel empor . . .

Wiederum tiefste und zugleich erhabenste Einsamkeit: die Fahrt längs der spanischen Küste! Sie besteht in unzugänglichen Felsenmauern, die vom Meere aus bis zu Schneegipfeln sich türmen. Welche Farben! Azur die See; violett das Felsengebirge; über den weißen Gipfeln hingelagert ein Gewölk von dem schwärzlichen Blau tuskulanischer Veilchen.

Nach stundenlanger Fahrt, während welcher ich an der Küste nicht die Spur einer Behausung entdeckte, plötzlich eine Ortschaft. Nie zuvor sah ich Ähnliches! Wie durch Zauber in die Lüfte emporgehoben hing der Wohnort

von Menschen hoch an den Felsen, wo diese am wildesten, am unzugänglichsten schienen. Kein Pfad führt hinab ans Meer, das keinem Nachen Landung gewährt, das mit wütender Brandung die Klippen emporstürmt. Unter sich Abgründe und brausende Wogen; hinter sich Schneegipfel an Schneegipfel: die ganze gewaltige Alpenkette der Sierra Nevada.

Dort leben Menschen! . . . Wie leben sie?

Sie sind nicht Fischer, können nicht Hirten sein; denn in der starren Wüstenei gedeiht kein Halm. Um zu anderen Menschen zu gelangen, müssen sie zunächst die Sierra überklimmen; müssen alsdann wieder hinunterklettern in Schluchten, die so wild und einsam sein mögen wie ihre Heimat; müssen von neuem über schneebedeckte Grate und Gipfel, bis sie endlich Täler erreichen, wo Hütten, Häuser, Dörfer — Menschen sind.

Mir war bei dem Anblick des Ortes zumute, als hätte ich eines meiner Traumgesichte gesehen. Aber vielleicht war es ein toter Ort? Vielleicht waren alle, die einstmals dort lebten, längst umgekommen in der ungeheuern Öde ihrer Heimat.

Plötzlich ergriff mich ein leidenschaftliches Verlangen, nach diesem Gestade zu schiffen, auf irgendeine Weise die Brandung zu besiegen, zu landen, emporzuklimmen, die tote Stadt zu betreten, durch ihre ausgestorbenen Gassen, über ihre grabesstummen Plätze zu schreiten und mich von dem Hauch ihrer Geisterscharen umschauern zu lassen.

Algier.

Das erkenne ich schon jetzt und schon hier: für den Orient besitze ich wenig Talent. Und Talent muß der Mensch zu allem haben; selbst zur Betrachtung einer Landschaft . . .

Die Küste Afrikas enttäuschte mich: ihr fehlt die große Kontur. Kahle Gebirgszüge können die schönsten Umrisse haben, können durch ihre Umrisse zu Kunstwerken der Schöpfung werden; denn es ist gerade ihre vollkommene Nacktheit, wodurch die südlichen Formationen „klassisch" wirken — wie man es nennt. Nur das nackte Gestein zeigt das flammende Farbenspiel des Südens. Es saugt allen Glanz und alle Gluten auf, daß es ist, als würde es von tiefem Orange und Karmin, von goldigem Gelb und düsterem Purpur durchdrungen, um schließlich bis zum höchsten Gipfel in das Blau von Hyazinthen, das Violett von Veilchen in allen Schattierungen dieser Farben zu tauchen.

Die Bucht von Melilla!

Dort ist Spanien! Unmittelbar dahinter dehnt sich das Reich des furchtbaren Kabylenvolkes: das Rif. Es ist zumeist ein Hochplateau, einer ungeheuren Felsenburg gleich, um deren Besitz noch Ströme Blutes fließen werden, die das gelbe Rif zu einem roten Rif umwandeln.

Die Küste von Oran — das französische Afrika! Fremdherrschaft überall. Die Völkerstämme, die den Fremdling nicht dulden wollen, sind Rebellen. Nieder mit ihnen! Das ist Gericht und Gerechtigkeit.

Algier mit seiner Einfahrt längs des Gestades gleicht einer Rheinlandschaft ohne Burgruinen oder einem der idyllischen Schweizerseen. Eine frisch aufgemauerte häßliche Vorstadt, zu der sich von den Höhen mitleidsvoll Wälder und Wiesen, Weinberge und Gemüsefelder herabsenken. Es folgt der Hafen mit weit ins Meer hinausführendem mächtigen Schutzdamm und einem Quai, den, gegen die aufsteigende Stadt zu, lange Reihen von „Palastbauten" säumen.

Ich sehe Häuser, Moscheen, Villen, weiß und leuchtend; sehe Gärten und üppiges Fruchtland; sehe eine gewaltige Gebirgskette mit Schneegipfeln. Das Meer strahlt unter diesem Himmel, unter der Sonne Afrikas.

Die gewaltige Gebirgskette ist der Atlas.

Kohlenschiffe umgeben den „Lützow", und Neger laden die schwarzen Lasten aus. Auf dem hohen, hellen Damm stehen schlanke Männergestalten, von Kopf bis zu Füßen feierlich in weiße Mäntel gehüllt. Sie heben sich wie Erscheinungen von dem glanzvollen Äther ab, scheinen zu schweben über dem flimmernden, funkelnden Blau. Unbeweglich stehen sie, regungslosen Meereswächtern gleich.

Auf England in Spanien also Frankreich in Algerien. Auch hier eine Blüte fremder Kultur einem Stamm aufgezwungen, den sie veredeln, kultivieren soll, und mit dem sie nichts gemein hat. Alles in dieser Stadt zeugt von einer durch Schwert und Blut gewaltsam herbeigeführten Unterwerfung. Zwei einander ewig feindselige Elemente sollen sich womöglich verbinden. Daher ist alles Gegensatz und Dissonanz: Bauten und Straßenleben, Handel und Wandel, Trachten und Sitten, Religionen, Vorstellungen, Empfindungen — eben alles.

Aber es gab starke malerische Eindrücke, eine Fülle von Bildern und Gestalten. Auf den Straßen, inmitten des Gewühls fremdartiger Volksstämme, die Frauen und Männer Frankreichs: die Pariserin und der elegante Offizier der algerischen Armee. Und mitten darunter der Spahi. Er ist eine Romanfigur, ist der Held der Liebesgeschichten von Maupassant und Pierre Loti. Dem wildesten Wüstensturm, den verzehrendsten Gluten der afrikanischen Sonne widersteht er. Er ist furchtbar in der Schlacht, erbarmungslos im Töten, und läßt sich von den Küssen einer dieser Sirenen von den Ufern der Seine an Leib und Seele verderben. Prachtvolle Gestalten sind darunter, echte Söhne der Wüste, stolz und bewußt.

Ein Tropentraum: der „jardin d'essai". Ein Urwald von Palmen und Karubas, von Drachenbäumen und Bananen, durchglüht von Blumenwildnissen, durchzogen von Alleen riesenhafter Gummibäume und Sykomoren. Hier sind Labyrinthe undurchdringlicher Bambusstauden, hoch wie Zypressen; verborgene dunkle Teiche mit weißem und blauem, gelbem und rosigem Lotos; Bollwerke von Geranium, Heliotrop und Rosen: Bäume, Pflanzen, Blüten des heißen Südens im wirren Durcheinander.

Eine Maurin! Blutjung und binsenschlank, mit vor Gier funkelnden Augen — Gier nach Geld. Sie ist halbnackt, daß ihr brauner Leib in der Sonne funkelt wie eine Statue aus Goldbronze. Brennendrote Blumen

steckte sie sich ins Haar und einen brennendroten Schal wand sie sich um die Hüften. So tritt sie mir aus einem Dickicht blühender Granaten entgegen und beginnt für mich einen Tanz: den Bauchtanz; wollüstig, obscön, widerlich.

Andere Bilder!

Eine enge, düstere Schlucht, vergoldet von der Blüte des wilden Fenchels; steile Berglehnen, bedeckt mit hesperischer Fruchtbarkeit, eine weiße Villenstadt inmitten von Blumengefilden; eine weite Meeresbucht mit schimmernder Küste, mit einem Gebirge, gleich lichtem Gewölk; eine ahnungsvolle Ferne, welche die Phantasie sich gestaltet mit dem Schrecken der Wüste, dem Grausen ungeheurer Einsamkeiten, den Wonnen märchenhafter Oasen: Palmenhaine mit rieselnden Quellen, an denen verschmachtende Menschen, verschmachtende Tiere zu neuem Leben sich satt trinken.

Ich sehe die eingetrockneten Salzseen, eine Unendlichkeit funkelnden Glanzes unter den Strahlen der grausamen Sonne, dieser göttlichen Mörderin, die in Afrika alles Leben der Natur unbarmherzig vernichtet; ich sehe im roten Wüstensande die hellen Zeltlager der Beduinen, die im Sonnenfeuer ihre Knie beugen und zu Allah beten; sehe die Karawanen ziehen, umbraut von Gluten, die selbst das „Schiff der Wüste" niederstrecken mit ihren flammenden Pfeilen. Keine Hand rührt sich, um den treuen Freund des Wüstenwanderers zu töten. Er muß am Wege langsam, qualvoll verenden — so will es Allah, und Mohammed ist sein Prophet.

Andere Gestalten!

Es ist Nacht: Nacht in der Kasba, Algiers uralter Maurenstadt. Was ich sehe und erlebe, scheint nicht Wirklichkeit. Felsenstraßen, Felsengassen — Felsenrinnsale! Steile, schmale, sehr schmale Stege zwischen hohen, grauen Steinwänden, die keine Fenster, nur Türen haben. Balken stützen die bröckelnden Mauern. Oft gleichen die Straßen hölzernen Galerien, darin man mühsam emporklimmt. Dann und wann ein flackerndes Lämplein. Es strahlt einen trüben, rötlichen Schein aus über die nächste Umgebung, die phantastisch dem Dunkel entsteigt. Lautlosigkeit herrscht, Todesstille. Dabei ist jede Gasse, jedes Rinnsal angefüllt mit Lebendigem. Längs der Mauern kauern sie auf winzigen Teppichen, Mann gedrängt an Mann, und rauchen unter Grabesschweigen die Wasserpfeife. Der Aufsteigende muß sich durchdrängen, muß über niedergesunkene Leiber hinweg schreiten. Sie regen sich nicht.

Es sind darunter Gesichter, die Grauen einflößen; Gesichter mit bestialischen Zügen; Gestalten sind darunter voll stolzer Wildheit, voll prachtvoller Schönheit. Einige bekleiden Lumpen und Fetzen; andere hüllen sich in ihren weiten weißen Burnus wie in antiken Faltenwurf. Neben dem schwarzen Mörderantlitz des Kabylen leuchtet das braune Haupt eines jungen Beduinen. Die Beiden sind Todfeinde. Aber Nacht für Nacht kauern sie nebeneinander, stundenlang, halbe Nächte lang, und rauchen schweigend, würdevoll den Tschibuk.

In dieser wundersamen maurischen Stadt befinden sich matt erleuchtete Grotten. Es sind die nächtlichen Cafés und Bäder. In den Cafés ist der Boden bedeckt mit Hingekauerten, die schweigend die dampfende Wasserpfeife rauchen und den braunen, süßen Saft schlürfen; in den Bädern liegen auf bunten Teppichen, umqualmt von heißem Dunst, nackte Gestalten, darunter Körper, würdig eines Meisters aus der Zeit des Phidias und Praxiteles.

In der französischen Stadt, unten am Hafen, schleicht die junge Maurin tief verschleiert durch die Straßen. Wie eine Hyäne geht sie bei Nacht auf Raub aus. Wehe dem Fremdling, der der Bestie zum Opfer fällt. Sie hat gelernt von ihren weißen Schwestern am Seinestrand.

Wieder auf See.

Nach dem afrikanischen Frühlingsglanz trüber Tag; und wir schiffen doch meinem geliebten Sonnenlande zu! Denn es geht nordwärts, geht nach den Küsten Italiens.

Unser Schiff begleiten Schwärme von Schwalben. Sie kommen aus Afrika, ziehen nach Europa — nach Deutschland. Mit matten Schwingen, müden Fluges folgen sie uns. Auch ein Paar wilder Tauben und Goldammern befinden sich darunter. Sogar Lerchen. Bisweilen flattern sie auf das Schiff. Sie fallen förmlich herab. Auf Seilen und Drähten, Brüstungen und Dächern kauern sie eng aneinander geschmiegt. Selbst auf Deck lassen sie sich nieder, verharren todesmatt, regungslos. Die Matrosen streuen ihnen Futter, stellen Schüsseln mit Wasser für sie auf. Sie sind jedoch zu erschöpft, bleiben regungslos, bis sie sich nach einer Weile wieder erheben. Von neuem beginnt rings um das Schiff ihr angstvoll flatternder Flug, der vielen ein Todesflug ist.

Vielleicht sind unter den Schwälblein die getreuen, die jeden Frühling in unserem Waldhause nisten, Gefährten unserer Einsamkeit. Vielleicht sind gerade sie unter den gänzlich Erschöpften, und ich muß zusehen, wie sie in den Wellen versinken . . .

Ich war in Nervi, war auf Monte Fino. In Nervi verweilte ich stundenlang unter den Palmen des „Grand Hotel". Die Wiesen des Parks sind wie übersät mit Rubinen und Saphiren: rote und blaue Anemonen, die in der Sonne märchenhaft glänzen. Glyzinen umranken die Stämme der Pinien und Steineichen bis hinauf zu den Wipfeln; Rosen durchwuchern Lorbeer und Granaten und stürzen sich in rosigen und goldigen Blütenkaskaden aus hohem Geäst wieder herab; und alle die blumige Pracht durchstrahlt das „purpurne" Meer.

Auf der Straße längs der Felsenküste schwebt in dem bläulichen Silberdunst beständig die edle Linie des Monte Fino über dem Meere. Es ist eine Fahrt durch ein Hesperien. Jede Scholle strotzt von Fruchtbarkeit; selbst der Fels scheint Blüten zu treiben und Früchte reifen zu lassen. In den farbigen Häusern lebt ein heiteres Völkchen, das aus Fenstern und Türen nur die Hände auszustrecken braucht, um nach Orangen und Limonen zu langen oder Trauben zu pflücken. Auf dem Rücken des Berges Fino

aber steht jetzt ein „erstklassiges“ Restaurant, in dem man mit einem Ausblick auf das Traumland den Luncheon nehmen kann wie auf einem fashionablen Boulevard von Paris oder Nizza. — — —

— — — Ich kehre von einem Nachtgange zurück.

Durch die Via Garibaldi ging ich hinab zum Hafen und zum Palazzo Doria.

Hier ist das stolze Genua, ist „Genova, la superba“! In dieser Palaststraße und dem Hause seiner Doria hat sich die Stadt fürstlicher Kaufleute ein Denkmal gesetzt, wie die Venezianer und die päpstlichen Nepoten sich nicht monumentaler verewigt haben. In diesen Treppenanlagen, Eingangshallen, diesen Höfen, Kolonnaden, Loggien verkörperte das Zeitalter prachtliebender Gran' Signori sein höchstes Schönheitsbedürfnis, welches das der alten Römer an Gefühl für edle Verhältnisse weit übertraf; denn die Kultur der Renaissance weist mehr nach Athen hin als nach Rom.

Unter dem Sternenhimmel des Südens umwandelte ich den Palazzo Doria, dessen Verfall die Nacht mit ihrem schattenden Mantel mitleidsvoll verhüllte. Ich trat in den verödeten Hof, wo um Genuas schönste Bogenhallen hohe Palmen ihre feierlichen Wipfel im Nachtwinde rauschen ließen und die Stimme des brandenden Meeres zu mir herüberdrang. Sie hatte bei dem Schweigen der Nacht einen Ton, darin etwas von dem Donnerklang des Namens: Doria! war.

Mit widerhallenden Schritten auf den Marmorfliesen hin- und hergehend, gedachte ich vor dem Hause des alten Geschlechts seiner Gruftkapelle in der Felsenbucht des Monte Fino. Einen königlicheren Begräbnisort kenne ich nicht. Ringsum nur Felsen und Fluten, die Majestät der Einsamkeit und des Meeres. Kein anderes Gebäude ringsum! Und diese einzige Behausung wird von Toten bewohnt. Bei stürmischer See läßt der hohe Wogengang kein Fahrzeug an die Klippen heran; und zu Lande führen nur schwindelnde Hirtenpfade an Abgründen hin zum letzten Ruheort von Genuas einstiger Herrscherfamilie. Könige, die zugleich Helden sind, sollten so majestätisch bestattet werden.

Unter Genuas Gemälden habe ich einen alten Liebling. Es ist ein Van Dyck in der Galerie Bringolo Sale: im schwarzen Habit reitet der Jüngling einen prachtvollen Schimmelhengst. Vom Pferde herab schwenkt er seinen Hut. Wen mag er grüßen? Sein blasses Gesicht hat etwas Geheimnisvolles. Dabei ist der ganze Mensch unsäglich vornehm. Ich weiß nicht, wer er ist, will es nicht wissen. Mich interessiert nicht der Mensch, nicht der Name. Dieser muß eine Geschichte haben, eine leidenschaftliche, tragische.

Wohl eine Stunde stand ich heute vor dem Reitersmann, starrte ihm ins Gesicht, befragte ihn nach seinem Schicksal, erhielt keine Antwort, grübelte, fabulierte —

Mit solcher Ewigkeitskunst malten jene großen Meister menschliche Existenzen, daß sie für uns ein Dasein besitzen und wir wissen sollen, was sie dachten, fühlten, litten; daß wir diese ganz Unbekannten, längst Ge-

storbenen in ihren Wesenstiefen ergründen sollen; daß wir uns bemühen, ihre Schicksale kennen zu lernen, um mit ihnen zu fühlen, zu leiden.

Auf dem Tyrrhenischen Meere.

Es war bereits Nacht, als wir an einem kleinen Felseneiland vorüberschifften. Um besser erkennen zu können, bohrte ich meinen Blick in die Finsternis.

Elba!

Der Kapitän zeigte mir einen matten Schimmer. Das Licht leuchtete auf der Höhe in tiefer Einsamkeit. Kein anderer Schatten ringsumher. Gleich einer verlassenen Seele schwebte die schwache Helle hoch über den Wassern.

Der Kapitän sagte:

— Das Haus, wo er wohnte.

Er!

Wie manche Nacht mag er dort oben gestanden haben, der eingekerkerte Titan; mochte er halbe Nächte lang hinübergeschaut haben, wo Frankreichs Küste lag, gigantische Gedanken denkend, spottend der Hände, die ihn auf dieser Klippe gefangen halten und seinen Geist in Fesseln schlagen wollten, als wäre er nicht der Ketten sprengende Simson gewesen.

Nicht Simson — Prometheus! Olympiern hätte er den Flammenstrahl entrissen und die Himmelsfackel in die Welt geschleudert, daß sie auflohte im Brande . . . Aber auf Elba folgte Sankt Helena.

In der nächsten Nacht stieg ich erst in der Morgendämmerung auf Deck, nachdem ich mich die Stunden vorher auf den Anblick der lateinischen Küste vorbereitet hatte. Ein feiner Nebel lag über Meer und Land. Dennoch erkannte ich die Stätte, an denen sich mein Leben erfüllte. Ich sah den gelben Tiber in die blaue Salzflut strömen; sah das Virgilische Land: die Wälder von Laurentum und Ardea; sah durch den Silberdunst den Umriß des Albanergebirges gleich einem blassen Schatten aus der weiß schimmernden Weite sich heben.

Jetzt Porto d'Anzio, wo ich manche köstliche Frühlingsnacht im Schifflein auf dem Meere verträumte; manchen goldenen Herbsttag die Ruinen der Villa Kaiser Neros durchstreifte, ausruhend in den Grotten, deren Tiefen die Wogen durchrauschten wie die Saiten einer wundersamen Äolsharfe, von Geisterhänden gespielt. Oder ich lagerte auf der von Anemonen und Narzissen überblühten Flur, der in der ewigen Jugend griechischen Marmors der Götter siegreichster entstieg: du, Apoll vom Belvedere!

Auf braunem Fels das graue Nettuno: mit dem weißen Hause der Borgheſe inmitten von Hainen. Dann, am Saume dunkler Waldungen, lang hingestreckt, menschenöder schimmernder Strand . . . Nun „die Warte der Romantik" an Latiums Meeresküste, von Wogen umbrandet, von Wildnis umgeben: der Turm von Astura! Welche Gestalten entsteigen vor meinen inneren Augen dem Brodem des aufstrahlenden Tages! . . . Das

Antlitz eines Römers aus großer Zeit mit geistsprühendem Blick, beredtem Munde, spöttischem Lächeln, käuflicher Seele: Marcus Tullius Cicero! Bis zu seinem Landhause bei Astura floh er vor seinen Gegnern, entkam ihnen, um dennoch an dieser Küste zu fallen von Mörderhand ... Ein Kaiser und Beherrscher der Welt mit dem Geist eines Titanen, der Seele eines Dämons, dem Herzen eines an Göttern und Menschen verzweifelnden unglücklichen Mannes: Tiberius! Als der Cäsar bei Astura sich einschiffte, um sich in die Selbstverbannung seines Caprea zu begraben, erkrankte er, um bei Misen zu fallen von Mörderhand. Und es erkrankte bei Astura Kaiser Caligula, um bald darauf in Rom zu fallen von Mörderhand. — Als letztes Gesicht ein von lichtem Gelock umflossenes Jünglingshaupt mit todblassen Zügen, einem feinen roten Streifen um den Hals, gleich dem armen Gretchen in der Walpurgisnacht: Konradin, der letzte Hohenstaufe! In Astura gefangen, von Astura fortgeschleppt, fiel das königliche Jünglingshaupt in Neapel unter dem Henkerbeil.

Das ist der Turm von Astura an der Küste des Tyrrhenischen Meeres.

Mir aber bedeuten Kastell und Landschaft eine Stätte großer Erinnerungen. Ich hauste daselbst, wenn Wetterstürme diese steinerne Tragödie der römischen Wildnis umbrausten; ich durchstreifte das Land, wenn im Frühling die Sümpfe Liliengärten, die Steppen ein einziges rosiges Asphodelengefilde waren und die blühende Eismyrte ihre Purpurschleppe vom gelblichen Fels und rotbraunen antiken Mauerwerk bis in die türkisblaue Meeresluft niederhängen ließ. Im Turm von Astura lernte ich den römischen Sommer kennen mit seinem sengenden Sonnenbrand, seiner mordenden Malaria, seiner ganzen gorgonischen Schönheit. Dann waren einige Grenzwächter und Jäger, Büffelhirten und Fischer die einzigen Bewohner dieser schrecklich-herrlichen Landschaft, in die der verfolgte Bandit und Verbrecher sich flüchtete, um in den Dickichten des Buschwalds, den Morästen der Flußmündungen seinen Verfolgern unerreichbar zu sein.

Capo Circeo!

Dort steigt es auf, von dem Zauber der Sage, dem Zauber des Südens umsponnen. Immer noch kann das Vorgebirge als Insel erscheinen, ein solches Tiefland von Sümpfen und Seen umlagert den gipfeligen Fels nach der Küste zu; und immer noch herrscht darüber eine Circe: Erdenschönheit! Den fahrenden Mann, der in ihr Reich sich verirrt, verwandelt sie zu einem Träumer, Phantasten, einem menschenscheuen Gast auf Erden, der in der Welt der Wirklichkeiten nie wieder heimisch wird. Entreißt er sich dem Banne, gelingt ihm die Flucht, bleibt er doch lebenslang der Sehnsucht nach diesem homerischen Eiland verfallen.

Während die Sonne triumphierend über dem Gipfel des Monte Cavo aufsteigt und über Himmel und Erde der Tag sich ergießt, während das Circekap rosig erglüht, lese ich in meinem „Homer" die unsterblichen Strophen:

Und wir kamen zur Insel Aäa. Diese bewohnte
Kirke, die schöngelockte, die hehre melodische Göttin,
Eine leibliche Schwester des alterfahrnen Aetes.

Beide stammten vom Gotte der menschenerleuchtenden Sonne:
Ihre Mutter war Perse, des großen Okeanos Tochter.
Allda liefen wir still mit unserm Schiff ans Gestade
In die schimmernde Bucht; ein Gott war unser Geleiter.

Jetzt die Ponzainseln!

Für mich Vorüberschiffenden auch Eilande der Erinnerungen. Es sind kahle Klippen, Jahr aus, Jahr ein von Brandung umtost, von armseligen Fischern und unseligen Galeerensträflingen bewohnt; Winters und Sommers ein gleich trostloser Aufenthalt, zu dem das kaiserliche Rom seine politischen Verbrecher verdammte. Nicht nur solche! Auch die Tochter des größten der Cäsaren, Augustus, starb als Verbannte auf diesen weltverlorenen Riffen, die der Sommer in glühende Felsennadeln verwandelt, der Winter zu einem Thron des Sturmgottes macht. Noch heute soll der Geist der schönen Lasterhaften — lasterhaft selbst für ein Rom! — keine Ruhe finden und in bleichen Mondnächten mit der Windsbraut stöhnend die Stätte umfahren, die ihr zum Sterbebett ward.

Gleich einer Meereswarte lagert sich am Eingang des von Menschen und Göttern geliebten Golfs Ischia mit dem Epomeo, und drüben die Felsensphinx Capri als Wächterin vor Neapel. Unser Schiff fährt Ischia so nahe vorbei, daß ich die Rebstöcke erkenne, die an dem Gestein haften wie Schlingpflanzen — in Körben mußte die Erde dort hingeführt werden. — Wo es nur möglich ist, die Klippen urbar zu machen, tragen sie Fruchtbarkeit. Aber auf seiner nördlichen Seite ist Ischia ein Hesperien.

Mein Blick sucht die bekannten Stätten: Forio, Casamicciola. Bei dem Klange dieses Namens überlaufen mich Schauer noch jetzt. Ich sehe mich selbst von Neapel aus nach der Insel schiffen. Mein Dampfer führt seltsame Lasten: Särge! Hundert Särge und mehr! Auf Ischia bebte die Erde, und Casamicciola wurde zerstört. Tausend Tote sollen es sein — zwei Tausend! Auf meinem Schiff angstvolle, verzweifelte Menschen. Auf aller Lippen liegt die bange Frage:

„Sind sie am Leben geblieben? Konnten sie sich retten? Oder befinden sie sich unter den Toten, für welche diese Särge bestimmt sind?"

Eltern, die auf Ischia ihre Kinder zurückließen; Söhne und Töchter, die ihre Eltern dort haben; Gatten ihre Gatten, Freunde die Freunde. Sie wissen nichts von den Ihren; wissen nur: Erdbeben auf Ischia! Nun fahren sie hinüber, und bald werden sie wissen.

Aber sie könnten verschüttet worden sein, könnten unter den Trümmern — noch leben: lebendig begraben! Geliebte Menschen noch atmend in dem grausigen Grabe.

Ein Sommertag war's, so voller Glanz, wie er es nur an diesen wonnigen Küsten sein kann; das Meer unbewegt; kein Wölklein am Himmel; in der Ferne das bacchantische Neapel; über dem Vesuv die bekannte „Pinie" mit breitem Wipfel in feierlicher Ruhe aufsteigend zu dem Azur. Und dann —

Es war möglich, ist Wirklichkeit! Als das Schiff Ischia sich näherte, stürzen alle vor, wie wenn sie jetzt schon erfahren könnten, ob lebend oder

tot? Sie schreien auf, rufen die geliebten Namen. Ich sehe Frauen und Männer auf die Kniee sich werfen, mit wilder Gebärde beide Arme emporstrecken; höre ihre ekstatischen Gebete, ihren Angstschrei: „Grazie, Maria!"

Am Ufer von Casamicciola harren die, welche noch leben. Stille des Todes empfängt die Kommenden. Lebende sind jene, welche warten; aber Entsetzen hat ihre Lebensgeister gelähmt. Viel gräßlicher, als die wilden Stimmen auf dem Schiff, ist dieses Grabesschweigen am Strande.

Das alles, an Ischia vorbeischiffend, erlebe ich wieder im Geiste. Und ich erlebe wieder den Eindruck der Zerstörung. Von reifenden Trauben umschlungen, von Rosen, Granaten und Oleander umglüht, inmitten eines Paradieses diese Verwüstung! Kaum ein Haus, das nicht in sich zusammengestürzt. Die Gewalt der Erschütterung hat die Balken zu Splittern zerrissen, die Mauersteine zu Pulver zerrieben. So in Casamicciola, so in Porto d'Ischia, in Forio.

Ich bleibe tagelang auf der Insel, durchstreife sie tagelang; finde überall dieselbe Fruchtbarkeit, finde überall nicht einen Zweig, nicht eine Ranke geknickt, nicht eine Blume gebrochen.

Überall wird gesucht, wird „ausgegraben". Wie? Man muß das zusammengepreßte Mauerwerk mit der Spitzhacke lockern: langsam, vorsichtig, ängstlich. Ringsum stehen geborstene Wände, die jeden Augenblick einfallen können.

Hören die Grabenden unter sich Hilferufe, Ächzen, Wimmern?

Todesschweigen . . . Und wie, wenn sie hören? Wenn diejenigen, die jene gräßlichen Laute vernehmen, die Geliebten derer sind, die unter den Trümmern noch leben —

Es macht Wahnsinnige. Ich sah Männer und Frauen, die dabei standen und lachten. Und ich sah lebendig Begrabene an das Sonnenlicht emporgehoben werden. Vier, sechs Tage waren sie in den Grüften gewesen, unmittelbar neben verwesenden Leichnamen, über die Toten eingezwängt, durch Gestein und Gebälk an sie gefesselt.

Die meisten dieser Geretteten waren stumpfsinnig. Sie sprachen nicht, dachten nicht, empfanden nicht. Auch nicht, daß sie gerettet wurden.

Man zeigte mir damals einen jungen vornehmen Fremden und erzählte mir seine Geschichte. Hier ist sie:

Der Herr befand sich in Casamicciola auf seiner Hochzeitsreise. Sein bester Freund gesellte sich zu den Neuvermählten, und sie hatten gute Tage miteinander: Festtage des Lebens. Einmal mußte der junge Gatte nach Neapel hinüber. Am Abend dieses Tages bebte auf Ischia die Erde; und des Mannes heißgeliebte Frau war drüben geblieben.

In der Todesangst fiel ihm ein: „Dein Freund ist bei ihr. Dein treuester, liebster Freund! Dein Freund hat sie sicher gerettet."

Sie war verschüttet. Auch der Freund.

Der Unselige ließ graben. Vielleicht lebte sie noch. Auch der gute, der treue Freund.

Man grub beide aus. Sie waren tot. In einem Zimmer wurden sie zusammen gefunden. Die jungen Leiber hielten sich umschlungen in unlöslicher Liebesumarmung.

Und der Mann war bei dem Anblick der beiden vereinigten Toten nicht von Sinnen gekommen... Man verliert nicht immer so leicht den Verstand.

Neapel, dem leuchtenden, glückseligen, zuschiffend, gedachte ich meiner Rückfahrt von Ischia nach jenem Erdbeben. Mariä Himmelfahrt war's — Assuntatag.

Von den Katakomben Casamicciolas unmittelbar nach Neapel: aus der Stadt des Todes in die allen Lebens. Welch eines Lebens! Eines Daseins, das Erdenlust, Wonne, Taumel, Rausch war. Als die Nacht anbrach, ward die Küste von Pozzuoli bis Sorrent von einer einzigen Lichtgirlande umwunden. Bunte Strahlen schossen von allen Höhen zum Meere hinab. Ein zweiter Himmel von blauen, grünen, roten Gestirnen erglänzte. Raketen stiegen auf, ein farbiger Funkenregen strömte hernieder. Griechische Feuer am Ufer, auf den Terrassen der Landhäuser, den Hügeln, den Schiffen. Jede Barke ein schwimmendes Feuerboot. Dazu der Vesuv. Dazu Sterne und Mondschein des Südens. Als ich in Neapel anlangte, schien die gewaltige Stadt ein einziges Tollhaus geworden zu sein. Neapels Volk jauchzte nicht, sondern schrie, tobte, raste. Musik! Auf hundert Mandolinen wurde gespielt. Gesang! Aus tausend Kehlen wurde gesungen. Und als auf dem Posilip, dem Vomero und über Capo die Monte in flammenden Riesenlettern plötzlich der Name „Maria" aufstrahlte, jubelte — nein, heulte den heiligen Namen Neapels ganzes Volk.

„Evviva, Maria, Regina!"

Und drüben, ganz nahe, Finsternis und Schweigen über Ischia.

Literarische Rundschau.

Aus dem alten Indien.

Aus dem alten Indien. Drei Aufsätze über den Buddhismus, altindische Dichtung und Geschichtschreibung. Von Herrmann Oldenberg. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

So soll ein populär wissenschaftliches Buch aussehen: Format — klein; Darstellung — gefällig; Inhalt — exakt und die neueste Forschung bringend. Und wer versteht diese Kunst der wissenschaftlichen Popularisation besser als Hermann Oldenberg? Sein „Buddha", grundlegend für die Erforschung des Buddhismus, kann mit wirklichem Genuß von jedem Gebildeten gelesen werden und hat durch diese Eigenschaft die wichtige Aufgabe gelöst, der Laienwelt ein wissenschaftliches Gegengewicht gegen die sektirerischen und dilettantischen Propagandaschriften zu bieten, die aus buddhistischen und neobuddhistischen Kreisen heraus unseren Büchermarkt überschwemmen und allerlei — auch religiöses — Unheil unter den Menschen stiften.

Auf das Unechte dieser Laienprodukte aufmerksam zu machen, ist eine ständige Pflicht der Wissenschaft; wie wäre das aber möglich, wenn man nicht auf leicht zugängliche Darstellungen des Echten hinweisen könnte? Das kleine Buch, das Oldenberg hier veröffentlicht, bietet diese Hilfe.

Neben einer kurzen Darstellung der Geschichtschreibung im alten Indien, die den Wahn der früheren Indologen: die Inder haben nur in Ideen gelebt und keine Geschichte besessen, gründlich beseitigt, enthält das Büchlein nämlich zwei Aufsätze, die gerade Hauptpunkte des Buddhismus berühren und ganz dazu geeignet sind, landläufige Mißverständnisse auszurotten.

Merkwürdigerweise rührt das eine dieser Mißverständnisse von einem vorzüglichen Kenner des Buddhismus, dem jüngst dahingegangenen Professor Pischel, her. Dieser hatte in seinem sonst so dankenswerten Büchlein „Leben und Lehre des Buddha" den buddhistischen Begriff der Freundschaft oder des freundlichen Benehmens mettī (Sanskrit maitri) mit der christlichen Liebe indentifiziert. Eine so wichtige Bestimmung von der Hand eines so angesehenen Forschers mußte natürlich zu vielen Erwägungen Anlaß geben. Wäre die christliche Liebe ebensogut auf dem atheistischen Hintergrund des Buddhismus realisabel, wozu dann überhaupt den Unterschied der Religionen aufrecht halten? Die Frage war wichtig genug, und Oldenberg lieferte sofort hier in der „Deutschen Rundschau" den schlagenden Nachweis, den er in diesem Neudruck wiederholt, daß der buddhistische Begriff des mettī etwas ganz anderes als die christliche Liebe ist. „Eine Prüfung der Materialien über die Mettī liefert mir das Ergebnis, daß diese weder ein zentrales Element des Buddhismus bildet noch der christlichen Liebe gleichgesetzt werden kann. Sie ist eine Übung freundlichen Fühlens gegenüber allen Wesen, die gleichberechtigt mit einer anderen Übung, in der man alle Wesen als nicht Freund, nicht Feind empfindet, systematisch und pedantisch betrieben wird, nicht um der anderen willen, sondern um im Geiste asketischen Zauberwesens die eigene Vollendung zu fördern."

Die Mettā ist also nur aus dem Gesichtspunkte des eigentümlichen buddhistischen Erlösungsegoismus zu verstehen, sie dient zur Erlangung der völligen Indifferenz, ohne die kein Übergang ins Nirwana möglich ist. Denn der Buddhismus ist nicht das Evangelium der Liebe, sondern das Evangelium der Gleichgültigkeit, und hat, seinem Grundgedanken nach, nicht im entferntesten mit dem Christentum zu tun; wohl aber wäre mit dem Stoizismus Ähnlichkeit zu erweisen.

In einem zweiten Aufsatz: „Zur Sammlung altbuddhistischer Dichtungen" gibt Oldenberg ebenso einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des echten Buddhismus, indem er gerade die allerälteste Quelle der buddhistischen Lehre, die Gedichtsammlung des Sutta Nipātā, für sich beschreibt. Das hohe Alter dieser Sammlung scheinen die Inschriften des Königs Asoka (von ca. 250 v. Chr.) zu bezeugen. Allerdings werden wir mit dieser Zeitgrenze noch lange nicht auf die Zeit des Erhabenen selbst (um 500) geführt. Jedoch entstammen die Sprüche einer Zeit, in der sich die mündliche Tradition aus der Zeit des ersten Buddhismus erhalten haben kann. Und jedenfalls unterscheiden sich die lebendigen Bilder altbuddhistischen Lebens und Treibens, die man aus diesen alten Sprüchen gewinnt, in erfreulicher Weise von den in steifem Lehrton gehaltenen Predigten, Mönchsregeln und Disputationen der späteren kanonischen Schriften. Oldenberg hat uns mit gewandter Hand diese Bilder wieder gezeichnet, gleichwie er in schönen deutschen Versen die Sinnsprüche der alten Weisen wortgetreu und sinngemäß nachgedichtet hat.

Edv. Lehmann.

Ein alter philosophischer Roman.

Julius und Evagoras. Ein philosophischer Roman. Von Jakob Friedrich Fries. Neu herausgegeben und mit Einleitung versehen von W. Bousset. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1910.

Was die Ursache der philosophischen Renaissance ist, die J. Fr. Fries eben jetzt zumal durch den hingebenden Eifer der „Friesschen Schule" in Göttingen erlebt, darüber muß ich gestehen zu keiner klaren Anschauung gelangt zu sein. Was aber an dem lange verschütteten Philosophen den modernen Menschen fesselt, das scheint mir dieser „philosophische Roman" verständlich zu machen: es ist jenes lebhafte Bedürfnis nach Totalität der Weltaneignung, das den Zeitgenossen von Nietzsche, ja auch von Lamprecht und Ostwald näher an Kopf und Herz geht, als denen von Hegel oder Schelling. Denn wenn Hegel auch gewiß, wie es eben wieder Diltheys beredter Mund verkündet hat, eines der größten historischen Genies aller Zeiten war, so nahm ihn doch die Seele aller historischen Betrachtung, der Gedanke der Entwicklung selbst, so mächtig in Anspruch, daß für die Breite des Nebeneinander in der historischen Welt kein genügender Raum blieb; und in gleichem Sinn verdünnt sich Schelling bei aller Naturliebe die Fülle der organischen Welt zu einer schmalen Entwicklungsgeschichte des Geistes in der Natur. Fries aber will die Welt in ihrem ganzen Umfang neben der philosophischen Konzentration behalten. Er will sich den „heiligen Ernst des Schönheitsgefühls", das in der gegebenen Wirklichkeit schwelgt, durch die Abstraktionen der Wissenschaft nicht verkümmern lassen — wie modern mutet doch gerade auch dieser Zug an! Er will die Kunstschönheit nicht so einseitig als Ziel aller Produktion betrachten, daß darüber die Naturschönheit ihr selbständiges Recht verliert; vor allem auch die übersehene „Naturschönheit des Lebens", die gegen die Fanatiker der geformten Kunst verteidigt — oder neu geschaffen werden muß; und hier

fühlt man Fries' nahe Verwandtschaft mit dem großen nationalen Programm der Jungdeutschen. Aus dem neu erwachten Leben soll eine neue Kunst erwachen, wie die „Nachpinsler von Pinslern" sie nicht geben können — die Lehre von Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Deshalb gehört in seine Ästhetik auch die Lehre von der Staatsverfassung hinein. Deshalb sucht der Philosoph die im Zeitalter der Romantik vor allem brennende Alternative „ethischer oder ästhetischer Standpunkt?" zu einer Einheit zusammenzulegen. „Gleichsam als sittlicher Geschmack tritt das sittliche Gefühl in das Schönheitsgefühl mit ein und gibt jedem Schönheitsgefühl die höhere rein geistige Bedeutung." Wie denn das ganze Buch in einen Hymnus auf die ästhetische Weltanschauung ausklingt.

Enthusiasmus fordert der Denker, dem sittlichen Rigorismus so feind wie dem wissenschaftlichen Materialismus; aber seine Erfahrung kennt die Vergänglichkeit der Leidenschaft, die eben damals erst von der Psychologie des Romans entdeckt wurde. Und so verschließt er sich doch auch der Erkenntnis nicht, daß die Forderung „Allen alles!" die idealste und deshalb eben undurchführbarste der Forderungen bleibt, und daß schließlich doch für antike Schönheit moderne Wahrheit wird entschädigen müssen.

Auch wer in jedem solchen Versuch einer einheitlichen Weltauffassung und ihrer Darstellung nur einen „philosophischen Roman" zu sehen vermag, den wird doch der „Held" dieses Romans interessieren: die große Idee selbst, die ihn beherrscht. Sonst freilich ist der „Roman" von so kindlicher Unbehilflichkeit, daß die verwandten theologischen Romane der Teremin und de Wette neben ihm als Kunstwerke erscheinen. Der Versuch, eine gewisse Individualisierung des Tons zu erreichen, ist ebensosehr mißglückt wie der, durch Abenteuer (Überfall durch Räuber!) die Erzählung zu würzen. Das Buch wirkt wie eine alte Uhr im Biedermeierstil, mit altmodisch steifen Figuren und konventionellen Ornamenten, reizvoll durch das Veraltete der Gestaltung; aber die Hauptfrage ist doch diese, ob auch uns Kindern einer ganz anders gearteten Zeit diese ehrwürdige Spieluhr noch zu sagen vermag, was es an der Stunde ist!

Richard M. Meyer.

Schäfers Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte. Von Dietrich Schäfer. Zwei Bände. Jena, Gustav Fischer. 1910.

Der berühmte Lehrer der mittelalterlichen Geschichte an der Berliner Universität, der uns vor ein paar Jahren geistvolle Betrachtungen zur Weltgeschichte schenkte, bietet nun dem Deutschen Volke eine zweibändige „Deutsche Geschichte", in der er ohne Zweifel das Wesentliche seiner Lebensarbeit zusammengefaßt hat. Grundsätzlich erstrebt Dietrich Schäfer zweierlei. Einmal will er denen, „welche sich über Daseinsbedingungen und Lebensaufgaben des bestehenden Deutschen Reiches klar werden wollen, nicht auf Grund allgemeiner Kulturerwägungen oder mit der vorgefaßten Meinung eines naturnotwendigen Entwicklungsverlaufs, sondern durch Vermitteln näheren Verständnisses für die Art des Gewordenen und die Voraussetzungen seines weiteren Bestehens die geschichtliche Unterlage liefern." Also kurz gesagt: keine allgemeinen Redensarten, keine geheimnisvollen Andeutungen, keine Arbeiten mit unfaßbaren Mächten, sondern reale Tatsachen, Darlegung des wirklichen Sachverhalts. Damit hängt das Zweite zusammen: Schäfer ist ein Gegner der Betrachtung, die das eigentliche Wesen der Geschichte in der sogenannten Kulturgeschichte und in wirtschafts- und sozialpolitischen Dingen sucht. „Die Geschichte ist kein Kampf um den Futterplatz und der Staat kein Erzeugnis der

Gesellschaft. Gesellschaftliche Gliederung hat sich [vielmehr] erst entwickelt auf dem Boden des Staates, und Wirtschaftsfragen haben seine Entwicklung wohl beeinflussen, selten aber beherrschen können. Auch heute, in der Zeit höchst entwickelten Wirtschaftslebens, sind wirtschaftliche Erfordernisse keineswegs immer in erster Linie maßgebend für das Verhalten der Völker; in früheren Jahrhunderten waren sie es noch weit weniger." Das Wesentliche der Geschichte ist also staatliche Entwicklung, und damit kommt auch das persönliche Element, das Heldentum, in der Geschichte zu seiner Geltung. Es braucht nicht lange gesagt zu werden, daß Schäfer damit gegen Auffassungen der Geschichte kämpft, die heute von angesehenen Historikern wie Lamprecht und von ganzen Parteien — der Sozialdemokratie — vertreten werden. Wir freuen uns seiner frischen und entschiedenen Stellungnahme, und fast jedes Wort der Einleitung ist uns aus dem Herzen geschrieben. Wie stramm Schäfer den überragenden Einfluß großer Männer zur Geltung bringt, mag man aus Seite 26 ersehen, wo er sagt: „Der persönlichste Einfluß der beiden Römer Cäsar und Tiberius ist bestimmend geworden für die Geschichte einer Welt." Denn, meint Schäfer, Cäsar hat die Eroberung Galliens ganz aus eigenem Antrieb unternommen und damit im Westen Europas die Herrschaft dem romanischen Volkstum gesichert; Tiberius hat umgekehrt auf die Fortsetzung des Kampfes gegen die Germanen verzichtet und damit die Fortdauer der deutschen Nationalität gewährleistet, welche den damaligen Kräften des römischen Reichs bei ihrer Zusammenhangslosigkeit auf die Dauer nicht widerstanden hätte. Man mag das zweite Beispiel (Tiberius) für sehr verfehlt halten, wie wir dies tun, weil aus den Quellen sich deutlich ergibt, daß Rom mit acht Legionen, einem Drittel seiner ganzen Heeresmacht, die Germanen tatsächlich nicht niederzwingen konnte, und eine größere Truppenmacht wohl vorübergehend, wie im Jahre 15 v. Chr., auf einem Kriegsschauplatz zu vereinigen vermochte, nicht aber auf die Dauer; auch machen unsere Quellen ersichtlich, daß eben der Gegensatz gegen Rom der Zusammenhangslosigkeit der Deutschen kräftig entgegengearbeitet hat. Im Grundsatz aber hat Schäfer recht, und das erste Beispiel (Cäsar) mag man gelten lassen.

Die Einzelheiten des Buches geben oft Anlaß zu kritischen Einwänden. So knapp auch die Darstellung ist, so sollte doch bei Ereignissen ersten Rangs erkennbar sein, wie heute die Forschung zu ihnen steht; bei der Teutoburger Schlacht aber fehlt I 24 jedes Wort über das Wie und das Wo, und wenn I 54 Alarichs Tod am Busento erwähnt wird, so sollte kurz gesagt sein, was von der nun einmal so allbekannten Erzählung seiner Bestattung im Fluß zu halten ist — wir nehmen die Geschichtlichkeit der Erzählung an, obwohl sie erst etwa 140 Jahre später von Jordanes berichtet ist; denn es ist nicht recht faßbar, wie so etwas ohne allen wirklichen Hintergrund erfunden sein sollte. Auch psychologisch ist der Vorgang sehr gut vermittelt: es liegt hier ein Stück alter Volksüberlieferung vor. I. 46 hebt Schäfer mit Recht hervor, daß das eigentliche Deutschland zwischen Rhein und Elbe von der Völkerwanderung wenig berührt worden ist; er gebraucht aber eine ganz schiefe und überdies widerspruchsvolle Wendung, wenn er sagt, auch nicht eine Völkerschaft, weder eine germanische noch eine andere, habe auf ihrer Wanderung dieses Land betreten; und doch gibt er I 52 an, daß Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder, die ja ursprünglich östlich der Elbe an der Ostsee wohnten, 406 über den Rhein in Gallien einbrachen, also notwendig jene Lande durchzogen haben müssen; auch die Hunnen sind 451 durch Deutschland nach Orleans marschiert, da Zeppelin noch nicht existierte. Sehr vieles in dem Buch ist aber meisterhaft, so die Entrollung des Problems, wie Karl der Große das Kaisertum erneuerte, die Schilderung der Politik Friedrich Barbarossas, die Würdigung Friedrichs des Großen, das vortreffliche Schlußwort, das unsere Kraft und die Gefahren, von denen wir umdroht sind, umsichtig und mannhaft beleuchtet. Alles in allem ein Werk, dessen unser Volk sich von Herzen freuen darf.

G. Egelhaaf.

βλ. **Erinnerungen alter und neuer Zeit.** Von Graf Eckbrecht Dürckheim. Vierte Auflage. Neue Ausgabe in einem Band. Stuttgart, J. B. Metzler. 1910.

Graf Dürckheims Memoiren bedürfen keiner Empfehlung mehr, schon bei ihrem ersten Erscheinen hat Conrad Ferdinand Meyer sie in dieser Zeitschrift (Dezemberheft 1887, S. 408 ff.) eingehend gewürdigt, und sie sind seitdem im besten Sinne des Wortes populär geworden und geblieben. Sie werden es auch ferner bleiben, denn sie sind ein gesundes, liebenswürdiges Denkmal dessen, was männliche Tatkraft und wahre Kultur zu leisten vermögen. Ihr Verfasser hat vierzig Jahre hindurch dem französischen Staat treue, vorzügliche Dienste geleistet. Er sah das Bürgerkönigtum und trat mit Napoleon schon während seiner Gefangenschaft zu Ham in persönliche Beziehungen, die unter dem Kaiserreich aufrecht erhalten wurden. Er war französischer Präfekt und Vorstand des Telegraphenamtes und hat als solcher Nordafrika wie wenige kennen gelernt. Im blutroten Scheine der Brandfackel des Krieges, der ihm den Sohn kostete, hat er sich offen und ehrlich, wie er alles tat, zu Deutschland bekannt, das nie aufgehört hatte, ihm die Quellen seiner Bildung zu erschließen. Mit den Elsässer und französischen Verhältnissen vertraut, hat er mit Freimut zu Paris wie später zu Berlin seine politischen Anschauungen vertreten und mit der gereiften Weisheit des Alters geschildert, was er erlebte. Es war ein glücklicher Gedanke, diese Memoiren in einem Bande zu vereinigen und dadurch einem weiten Leserkreis zugänglich zu machen. Sie verdienen, ein Volksbuch zu werden. Eine bessere Predigt gibt es nicht, als ein so edles, tapferes, mit der heimatlichen Scholle vertrautes Leben. — In der nächsten Auflage werden einige Fehler im Text zu korrigieren sein. S. 367 ist es sinnstörend, daß der berühmte Dean von Westminster, Arthur Stanley, und zwar wiederholt, als „Beichtvater" der Königin Viktoria auftritt. Sie hatte keinen, selbstverständlich, und der scharmante Dean war überdies Latitudinarier. Ebenso S. 275, 276 wirkt die Charakteristik Lord Broughams als „eiskalten Briten und gelehrten Advokaten und Minister" eher komisch. Er war der größte Redner seiner Zeit und einer der leidenschaftlichsten Menschen, die sich mit Politik befaßten.

λγ. **Pilgerfahrten in Italien.** Von Olga v. Gerstfeldt — Ernst Steinmann. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1910.

In diesem Buche stehen zwei Menschen vor uns, die dem Land Italien und seiner Kunst die Glut ihrer ganzen Seele geweiht haben, denen es zum zweiten — nein, zum wahren Vaterland geworden. Ihm galt die strenge Arbeit ihres Lebens, die allen Leichtsinn weit verbannte. Dem Manne ist es Beruf, und der Frau wurde es Leidenschaft. Hier reichten sie sich die Hände. Seltenes Glück einer solchen Gefährtin. Das Schicksal hat sie von seiner Seite gerissen. Wundersam klingt eine Ahnung früher Vollendung durch ihr ganzes Schaffen, drückt ihm den Stempel einer ernsten Wehmut auf. Je tiefer der Weg des Nachdenkens und der Forschung sie in verflossene Tage führte, um so stärker wuchs das Gefühl des Endlichen.

Und mir war, als stiege Leich um Leiche
Feierlich aus dunklem Totenreiche.
Auf mich deutend, hörte ich sie sagen:
Sieh, auch du wirst unser Schicksal tragen!

Nur in Rom, dem Herrschersitz erhabener Erinnerungen, konnte eine solche Frau atmen, und an der Pyramide des Cestius bettete sie der Tod. — Nichts in diesem Buche ist leichtes Geschenk, alles erkämpfter Besitz. Und auf diesem festen Boden stehend durften beide mit den großen Geistern einer großen Zeit reden. Volles Aufgehen in deren Gedanken und Wollen und schöne, dankbare Verehrung spricht mit lebhaften Zügen aus jedem Blatt. So wachsen aus staubigen Manuskripten lebendige und wahre Bilder empor, mit feinster Kunst der Feder gezeichnet. Eine Gabe für ernste Menschen, die mit ihresgleichen Umgang halten wollen. Ein in allem fein abgewogener äußerer Rahmen vermehrt die Freude an dem Köstlichen des Inhalts.

γ. **Abraham Geiger.** Leben und Lebenswerk. Von Ludwig Geiger u. a. Mit einem Bildnis. Berlin, Georg Reimer. 1910.

In vornehmer Ausstattung, wie selten die Biographie eines deutschen Gelehrten erscheint, liegt hier die Schilderung eines bedeutenden Mannes vor. Der Sohn Ludwig Geiger erzählt schlicht und streng nach den Quellen die Biographie. Er hat seiner neuen Darstellung eine vor vierunddreißig Jahren durch ihn selbst veröffentlichte Briefsammlung zugrunde gelegt, zu dem neuen Buche aber die Akten vieler Archive erstmalig benutzt. Wesentlich neu sind z. B. merkwürdige Gutachten der Marburger Professoren, die dem vierundzwanzigjährigen Gelehrten, der sich um den Doktor bewirbt, seine hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit bezeugen; ferner die Aktenstücke über die Kämpfe in Breslau 1838/44, wo Geiger die heute schwer begreiflichen Angriffe der Orthodoxie zu bestehen hatte, der Orthodoxie, die an seiner Anwendung der deutschen Sprache, an seinem Ornate, an den kleinsten Reformen, die er im Gottesdienst einzuführen suchte, Anstoß nahm und durch stets neue Petitionen bei der Staatsregierung dem Prediger das Leben schwer machte. Kulturhistorisch außerordentlich wichtig sind die Aktenstücke über den sogenannten christlichen Talar S. 86 ff., von allgemeinstem, auch politischem Interesse für die Zeit der Reaktion die Verleihung des Titels eines Landrabbiners an Geigers Gegner Tiktin S. 92 ff. Auch für die folgenden Perioden sind wichtige und unbekannte literarische

Quellen benutzt, für einen Aufenthalt in Paris die Reisebriefe an die Gattin, S. 159 bis 163, das Glückwunschschreiben an die Universität Jena S. 164 ff., der Brief an seinen Sohn, da dieser das theologische Studium verließ, S. 177—181, der politisch wichtige Brief an Heinrich v. Treitschke 1866 S. 194 ff. und der für die Kriegsjahre 1870 für das Verhältnis der deutschen und französischen Juden bedeutungsvolle Brief an Dernburg S. 112—114. — Der größere, das Lebenswerk behandelnde Teil des Buches rührt von Schülern und Gesinnungsgenossen des Verstorbenen her. Außer um kleinere Arbeiten Geigers handelt es sich im wesentlichen um zwei hervorragende Schriften, die eine: Urschrift und Übersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwicklung des Judentums, Breslau 1857, und: Vorlesungen über das Judentum und seine Geschichte, drei Bände 1863/65. Sie werden namentlich von J. Elbogen und F. Perles in ihrer großen Bedeutung auch für die wissenschaftliche Tätigkeit der Folgezeit dargestellt; die literarhistorischen Arbeiten über Jehuda Halevi, S. Gabirol werden von Elbogen feinsinnig behandelt, die grundlegenden Untersuchungen über Sadduzäer, Pharisäer, Essäer, die Sekten überhaupt, über die wissenschaftliche Durchdringung des Talmud nach seinen Quellen, Bestandteilen und Richtungen finden in S. Poznanski einen sehr kundigen Beurteiler. Mit großer Liebe schildert G. Klein, ein treu ergebener Schüler, das reformatorische Wirken des verewigten Meisters, während H. Vogelstein mit Vorsicht, nicht ohne abweichender Meinung Raum zu geben, die allgemeine theologische Entwicklung, besonders die Stellung zum Christentum darlegt. Mit großer Gelehrsamkeit berichtet J. Löw über die sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die sich außer auf das Hebräische und Aramäische auch auf das Syrische und Arabische bezogen. Der Genannte hat auch ein hebräisches und aramäisches Wortverzeichnis beigesteuert und durch einen seiner jüngeren Freunde die von Geiger in seinen sämtlichen Werken behandelten Bibelstellen zusammentragen lassen. Eine ganz vortreffliche Bibliographie verdankt man M. Stern. Löw hat als Redaktor des ganzen Bandes mit Umsicht, und wo es not tat, mit Entschiedenheit seines Amtes gewaltet, ohne daß es ihm doch gelang, eine volle Einheit herzustellen. Indessen, trotz solcher Divergenzen, bleibt das Buch die würdige Verherrlichung eines Mannes, der als glänzender deutscher Schriftsteller, als einer der mächtigsten und eindrucksvollsten Kanzelredner, als Begründer und als einer der entschiedensten Vertreter der Reform, als vielseitiger Gelehrter, als unerschrockener Kritiker, als kenntnisreicher Forscher der orientalischen Literatur und der Wissenschaft des Judentums neue Wege wies und durch die Resultate seines Denkens und Forschens grundlegend und maßgebend gewirkt hat, zwar viel bekämpft, aber in weit höherem Grade verehrt und gefeiert worden ist. Dies bewies namentlich die einmütige Begeisterung seiner Glaubensgenossen bei seinem Säkulartage, 24. Mai 1910, zu welchem Tage auch dies seinem Gedächtnis geweihte Buch erschien.

γ. **Theodore Aubanel, Der halbgeöffnete Granatapfel.** Das Buch der Liebe. Aus dem Provenzalischen von Franziska Steinitz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Theodore Aubanel (1829—1886), aus Avignon, war seines Zeichens Buchdrucker und liebte ein Mädchen, das ins Kloster ging. Dieses Erlebnis entband die dichterische Anlage, die mächtig in ihm schlummerte, und in dem Liederbuch Lo miiugrano entreduberto, „Der halbgeöffnete Granatapfel" (1860), ergoß er die ganze Glut und Fülle seines Empfindens; seitdem galt er als einer der hervorragendsten Dichter des Südens, der Félibres. Von Franziska Steinitz erhalten wir nun eine Übersetzung, die offenbar dem Urtext gerecht wird und sich oft ganz wundervoll liest. Es sei gestattet, nur eine Probe mitzuteilen, welche alles sagt:

Gleich einem Kinde in seliger Ruh,
So schwang sie im Tanz sich und sang dazu.
Wie lief ich, ihr Blumen zu bringen!
Die wanden zum Kranz wir in fröhlichem Spiel,
Bis den duftigen Locken die Krone entfiel —
Und mein Herz war voll zum zerspringen.
So tanzte auf der marmornen Estrade
Im finstern Dämmerschein das schöne Kind.
Rings tönte nur, verhallend leis im Wind,
Ein Vogelruf, als ob zur Ruh er lade.
Und mählich hält der Schlaf die Erde fest.
Still wird es in den Bäumen, auf den Matten.
Im goldnen Schimmer noch erstrahlt der West,
Dann steigt die Sonne nieder zu den Schatten.
Indessen ward das Lied der Grille laut,
Ihr Zirpen dringt durch Gras und Moor im Haine.
Der Mond vom Himmel still herniederschaut,
Hell glänzt die Nacht in seinem Strahlenscheine.

γ. **Briefe einer Kaiserin. Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde.** Berlin, Karl Curtius. 1910.

Die Auswahl, welche Dr. Otto Knack aus dem Briefwechsel Maria Theresias getroffen hat, verdient Anerkennung. Er hat alles, was die politische Seite betrifft, möglichst ausgeschieden, weil es ihm darauf ankam, die menschlichen Eigenschaften der großen Fürstin recht deutlich hervortreten zu lassen, und das ist ihm gut gelungen. Wir bemerken vor allem die Herzlichkeit und Innigkeit, mit der Maria Theresia sich als Gattin und Mutter gibt. „Ich bin Euch unendlich verpflichtet für die Aufmerksamkeit, mir von Euch Nachricht zu geben," schreibt sie 1736 an ihren Bräutigam Franz Stephan von Lothringen; „denn ich war schon in Angst wie ein armes Hündchen. Liebt mich ein wenig und entschuldigt mich, wenn ich nicht genug antworte; aber es ist 10 Uhr, und der Kurier wartet auf meinen Brief. Lebt wohl, Mäusl; ich umarme Euch von ganzem Herzen, schont Euch recht, lebt wohl, caro viso. Ich bin nun sponsia dilectissima." Ihrem Sohn Joseph II. versichert sie 1773,

daß sie seit 33 Jahren — er war 1740 geboren — keinen anderen Gegenstand der Sorge kennt als ihn; um so betrübter ist sie, daß er von ihren Ansichten so sehr abweicht, daß er allzusehr seine Abneigung gegen die althergebrachten Gewohnheiten und gegen die ganze Geistlichkeit zeigt, zu sehr allzu freie Ansichten über Aufführung und Sittlichkeit Mit nur zu wahrer Prophetengabe schreibt sie: „Du beunruhigst mich mit Recht über Deine schwierige Lage und machst mich zittern für die Zukunft." Als ihre Tochter Marie Antoinette Dauphine von Frankreich wird, mahnt sie diese 1770: „Die Frau ist in allem ihrem Gatten untertan und darf keine Beschäftigung haben als ihm zu gefallen und seinen Willen zu tun. Das einzig wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe; ich kann davon sprechen. Alles hängt von der Frau ab, wenn sie gefällig, sanftmütig und unterhaltend ist." Die Tochter entwickelt sich aber nicht nach der Mutter Sinn; sie verliert sich in öde Vergnügungen: sie liest nichts, „obwohl gute Lektüre da nötiger ist als eine andere;" sie reitet nach Herrenart, „was gefährlich und übel ist, wenn man Kinder zur Welt bringen soll, und dazu bist Du berufen;" „bereits spricht man von Dir, und wird die hohe Meinung verlieren, welche man von Dir gehabt hat." Besonders verstimmt es die Kaiserin, daß Marie Antoinette geringe Zuneigung für die Deutschen hat; „der Franzose wird Dich weit höher schätzen, wenn er bei Dir die deutsche Gediegenheit und Freimütigkeit findet. Schäme Dich nicht, eine Deutsche zu sein!" Die Texte sind alle deutsch mitgeteilt; zwölf Bilder schmücken das gut ausgestattete Buch.

βλ. **Mein liebes Wien.** Von Leo Smolle. Wien, Graeser & Co.

Das kleine, mit hübschen Illustrationen versehene Buch hat in der Rocktasche des Touristen Platz, dem es, auf dem Weg in die österreichische Metropole, einfach und anspruchslos die alten Legenden und Geschichten erzählt, die ihm die Vergangenheit lebendig machen. Er wird nicht bereuen, unter seinem Eindruck sich dem Zauber der fröhlichen Kaiserstadt hinzugeben.

βλ. **Musik und Oper am brandenburgischen Hof.** Von Hans Sachs. Berlin, Julius Bard. 1910.

Fachleute werden den vorliegenden Band mit Nutzen und Beifall zur Hand nehmen. Für weitere Kreise ist diese Arbeit ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Zeit. Von Fremden eingeführt und versorgt, entwickelte sich am Brandenburger Hof eine kurze Blütezeit für Musik und Oper unter der kunstsinnigen Kurfürstin Sophie Charlotte, der Freundin von Leibniz und ersten Königin von Preußen. „Des contes de grand mère" freilich nannte ihr Enkel Friedrich der Große einen Operntext, den sie verfaßt haben soll, und für den Leibniz anderseits verantwortlich gemacht wird. Gleichviel woher er kam, einmal und lange nicht wieder ward den Musen zu Berlin im Anfang des 18. Jahrhunderts eine sangesfrohe Spanne Zeit beschieden, die mit dem frühen Tod der ausgezeichneten Fürstin ausklang.

βλ. **Les Jardins de l'Histoire.** Par Émile Gebhardt. Paris, Bloud & Cie. 1910.

Der verstorbene E. Gebhardt, Mitglied der französischen Akademie, hat noch selbst den etwas eigentümlich klingenden Titel gewählt, unter welchem die Kritiken, die er für das Journal „Le Temps" geschrieben, zu einem Band vereinigt worden sind. Andere sollen folgen. Gebhardt, der bekannte Verfasser des mit Recht gepriesenen Werkes „L'Italie mystique", ist ein glänzender Stilist, dessen Vorliebe der italienischen Renaissance galt. Die Studien über diesen Zeitraum verraten auch diesmal den Kenner und feinen Beobachter. Das übrige beansprucht keinen selbständigen Wert Es ist mit Anschluß an die Arbeiten von Diehl über Byzanz, von G. Ferrero über Rom usw. entstanden und empfiehlt sich durch den Reiz des Vortrags und die Gewandtheit der Form.

γ. **Französische Verfassungsgeschichte** von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Revolution. Von Dr. Robert Holtzmann, Professor an der Universität Straßburg. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1910.

Dieses Werk bildet einen Teil des Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte, welches die Freiburger Professoren Georg v. Below und Friedrich Meinecke herausgegeben. Es ist seit mehr als einem halben Jahrhundert die erste allgemeine französische Verfassungsgeschichte in deutscher Sprache, wie der Verfasser „weniger aus freudigem Stolz als einer gewissen Beklommenheit" sagt. Gewiß war die Arbeit groß und schwer, und schon ein Blick in die Fülle der benutzten Literatur, die sehr umsichtig und vollständig mitgeteilt wird, kann das sofort lehren. An Meinungsverschiedenheiten über viele einzelne Fragen wird es nicht fehlen; daß er die übliche Vermengung lehnsfürstlicher und seigneurialer Einrichtungen für falsch hält, hebt der Verfasser im Vorwort mit Nachdruck hervor. Im ganzen aber haben wir es mit einer sehr tüchtigen und dankenswerten Leistung zu tun; namentlich auch deshalb dankenswert, weil der ungeheure Stoff mit Sicherheit beherrscht und in übersichtliche Perioden — Lehnswesen, wachsende Königsmacht (1180—1437) und absolutes Königtum (1437 1789) — und ebenso übersichtliche Kapitel (König, Beamte, Recht und Gericht, Finanzen, Heer und Flotte, Städte, Kirchen) eingeteilt ist. Der Grundgedanke Holtzmanns ist, daß von Karl dem Großen bis zu Ludwig XVI., vom Maifeld bis zu den Generalständen von 1789, vom fränkischen Hofgericht bis zu den Parlamenten, von den Missi dominici bis zu den Intendanten des 17. und 18. Jahrhunderts eine zusammen-

hängende Entwicklung hinführt. Wir zweifeln nicht, daß das Werk viele aufmerksame und dankbare Leser finden und, richtig benutzt, für die Erkenntnis der französischen Staatsentwicklung reiche Frucht tragen wird.

γ. **Die russische Verfassung.** Von Dr. Anton Palme. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1910.

Über die staatsrechtlichen Verhältnisse Rußlands besitzen wir in Deutschland das an sich treffliche, aber, weil schon 1889 erschienen, natürlich jetzt schon veraltete Werk von Engelmann („Das Staatsrecht des Kaisertums Rußland"). Die Arbeiten russischer Staatsrechtslehrer sind, soweit sie nicht ins Deutsche übertragen worden, was kaum vorkommt, für Deutsche so gut wie nicht vorhanden. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß ein in Berlin für russische Literatur angestellter Gelehrter, Dr. Anton Palme, seiner Lektorarbeit die Zeit abgerungen hat, eine auf knapp 230 Seiten zusammengedrängte Darstellung der russischen Verfassung zu entwerfen, wobei wir auch eine Übersicht über die ganze russische Entwicklungsgeschichte erhalten. Das Gesamturteil des Verfassers der klaren und tüchtigen Arbeit geht dahin, daß die russische Verfassung zwar der preußischen nahe verwandt ist, aber die monarchischen Rechte auf Kosten der Rechte der Volksvertretung sehr viel weiter bemißt, und also wie die japanische zu dem am meisten rechts stehenden Verfassungstypus gehört. Gleichwohl steht der konstitutionelle Charakter der russischen Verfassung zweifellos fest, und es liegt eine Unaufrichtigkeit darin, wenn in den Grundgesetzen, wie im amtlichen Sprachgebrauch der Regierung, die Worte Verfassung und Parlament ängstlich vermieden sind und der Nachdruck auf den, seit 1905 doch innerlich umgestalteten, Begriff der „Selbstherrschaft" gelegt wird.

γ. **The broad stone of Empire.** By Sir Charles Bruce, G. C. M. G. London, Macmillan & Co. 1910.

Der Verfasser dieses, zwei stattliche Bände umfassenden Werkes war früher Statthalter von Mauritius und besitzt somit eigene Kenntnisse von britischen Kolonien und britischer Kolonialverwaltung. Er behandelt die Kronkolonien, ihre Hilfsquellen, ihre Regierung durch Statthalter und lokale Behörden, Gesetz, Arbeit, Rasse, Wohlfahrt, Erziehung, Religion, Ackerbau, Forstwirtschaft, Handel, Finanzen, Verkehrsanstalten, Nekrologie, Steuern, Verteidigungsmaßregeln, endlich die Krone als Glied des Reiches. Der leitende Gesichtspunkt aber ist der, daß der breite Grundstein des Reiches, der Ehrenbreitstein, der unerschütterlich fest steht, der Grundsatz sein muß, daß alle Menschen vor Gott gleich sind und bürgerliche Freiheit in allen Kronkolonien gelten muß; dann wird das Reich auf einem festen Unterbau ruhen. Das britische Reich besteht aus dem vereinten Königreich, das 120 000 englische Quadratmeilen umfaßt, aus den Kolonien mit Selbstregierung oder sog. Dominions mit 7 500 000 QM., den Kronkolonien mit 1 860 000 QM. und Indien mit 1 800 000 QM. Die Volksziffern betrugen 44 Millionen, 18, 40 und 300 Millionen. Man sieht, auf einen wie großen Teil des Reiches Bruce seine Grundsätze angewandt wissen will. Das beigegebene Bildnis zeigt einen Soldaten von hohem Wuchs, energischem und wohlwollendem Gesichtsausdruck und einer ordenbesäten Brust.

γ. **Behind the scenes in Peking.** By Mary Hooker. London, John Murray. 1910.

Eine Teilnehmerin an der Belagerung der Gesandtschaften in Peking von Juni bis August 1900 erzählt hier, was sie erlebt hat, auf Grund von Briefen und Tagebüchern in einfacher, schlichter, aber um so anziehenderer Weise. Eine Anzahl von Abbildungen und ein Namenregister erhöhen das Interesse und die Brauchbarkeit des Buches. Daß es die Masse des chinesischen Volkes mit den Boxern hielt und der Losung folgte: „Tod und Vernichtung den Fremden und allen ihren Werken, und loyale Unterstützung der großen Tsching-Dynastie!" wird aus Mary Hookers Bericht recht klar, ebenso die Verräterei der chinesischen Behörden. Herrn v. Kettelers Ermordung am 20. Juni ward für die anderen Gesandten das Mittel zur Rettung; während sie vorher in der Mehrzahl geneigt gewesen waren, sich von kaiserlich chinesischen Truppen zur Küste geleiten zu lassen, waren ihnen jetzt die Augen furchtbar geöffnet, und sie sahen, daß sie immer noch besser taten, in Peking zu bleiben und auf Hilfe zu warten. Sie kam lange nicht, und man glaubt es gern, daß, als endlich die Verbündeten anrückten, Japaner und Sikhs voran, der Ton ihrer Kanonen in den Ohren der Hartbedrängten „wie eine wundervolle Musik" klang, und man versteht es, daß eine blonde Engländerin, ganz übernommen von der ersehnten Rettung, dem ersten besten Sikh um den braunen Hals fiel, „ohne an ihre Kaste zu denken", zur großen Verblüffung des Kriegers!

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15 Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Berg. — Der Seefall. Von Bengt Berg. Bonn, Albert Ahn. 1910.

Biese. — Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. Dritter Band. Von Hebbel bis zur Gegenwart. Mit 50 Bildnissen. Erste bis dritte Auflage. München, C. H. Beck. 1911.

Bode. — Stunden mit Goethe. Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode. 7. Band 2. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Braun. — Der Schatten des Todes. Von Felix Braun. Berlin, S. Schottlaender. 1910.

Cohn. — Singen und Wandern. Gedichte von Willy Cohn. Leipzig, B. Volger 1910

Decaen. — Mémoires et journaux du Général Decaen. Publiés avec introduction, notes et cartes par Ernest Picard et Victor Paulier. Tome second: 1800—1803. Armée du Rhin. Bonaparte et Decaen. Départ pour l'Inde Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911.

Deledda. — Bis an die Grenze. Roman von Grazia Deledda. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1910.

Deutsches Weihnachtsbuch. 2. Band: Erzählungen und Märchen. Zusammengestellt von Max Necke. Mit Zeichnungen von Richard Grimm-Sachsenberg. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Berlin, Buchverlag der „Hilfe". O. J.

Diether. — Leopold von Ranke als Politiker. Historisch-psychologische Studie über das Verhältnis des reinen Historikers zur praktischen Politik. Von Otto Diether. Leipzig, Duncker & Humblot 1911.

Donnerberg. — Paradoxa. Verse eines Dekadenten Von Edit Donnerberg. Berlin, S. Schottlaender. O. J.

Eschelbach. — Maria Rex. Roman von Hans Eschelbach. Cöln, Albert Ahn. O. J.

Faber. — Alt-Japan. Skizzen und Geschichten. Von Hermann Faber. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Faust. — Liebesfreundschaft. Tagebuchblätter und Gedichte. Von Margarete Faust. Leipzig, B. Volger. 1910.

Flaskamp. — Seele, die du unergründlich. Kleinodien der deutschen Lyrik. Herausgegeben von Christoph Flaskamp. München, Jos. Kösel. 1910.

Friedlaender. — Friedrich Nietzsche. Eine intellektuale Biographie. Von Dr. S. Friedlaender. Leipzig, G. J. Göschen. 1911.

Fulci. — Die Ethik des Positivismus in Italien. Von Fr. P. Fulci. Autorisierte Übersetzung von N. C. Wolff. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1911.

Für meinen Arzt. Von einem Original. Leipzig, B. Volger 1910.

Gamper. — Die Brücke Europas. Zweiter Teil. — Wanderschritt. Gedichte. Von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1910.

Graf. — Richard Wagner im Fliegenden Holländer. Ein Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens. Von Dr. Max Graf. Neuntes Heft der Schriften zur angewandten Seelenkunde. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1911.

Grillparzers Werke. Im Auftrage der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien herausgegeben von August Sauer. Erster Band: Die Ahnfrau. Sappho. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling (nicht Gerhard & Friedling f Nr 3, S. 469). 1909.

v. Handel-Mazzetti. — Imperatori. Fünf Kaiserlieder von Enrica von Handel-Mazzetti. Mit fünf Bildnissen in Kunstdruck. Kempten und München. Jos. Kösel'sche Buchhandlung. O. J.

Heine-Kalender für das Jahr 1911. Herausgegeben von Eugen Korn. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Hennig. — Canossa. Ein historisches Drama in einem Aufzuge. Von Richard Hennig. Berlin, Bureau Fischer. O. J.

Herkomer. — The Herkomers. By Sir Hubert von Herkomer. London, Macmillan and Co. 1910.

Herrmann. — Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reiseerinnerungen von Paul Herrmann. III. Teil. Zweite Reise quer durch Island. Mit 29 Abbildungen im Text, einem farbigen Titelbild und einer Übersichtskarte der Reiserouten des Verfassers. Leipzig, W. Engelmann. 1910.

Hesiods Werke. Übersetzt von Johann Heinrich Voß. Neu herausgegeben durch Bertha Kern — von Hartmann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Holm. — Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. Studien zu den vier letzten Dramen des Dichters von Erich Holm. Zweite Auflage. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Hügli. — Rita Roselli. Trauerspiel in fünf Akten. — Lockende Fluten. Neue Novellen. Von Emil Hügli. Schkeuditz, W. Schäfer. 1911.

Hungerland. — Runen und Rhythmen. Lyrische Dichtungen und Übertragungen aus fremden Zungen. Von Heinz Hungerland. Kiel, Robert Cordes. 1910.

Kunert. — Unsere heutige falsche Ernährung als letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis und die im ganzen schlechte Entwicklung unserer Jugend. Von Dr. A. Kunert. Breslau, Selbstverlag. O. J.

Verdaguer. — Atlantis. Von Jacinto Verdaguer. Deutsch von Clara Commer Nebst Bildnis und Schriftprobe von Verdaguer. Zweite und dritte, verbesserte Auflage Freiburg, Herder. 1911.

Vetter. — Die Weltalter Drei Mysterien. 1. Balder. 2. Jesus. 3. Das Weltgericht. — Abt David. Ein Schauspiel mit Chorgesang aus der Zeit der deutschen Reformation. Von Ferdinand Vetter. Schkeuditz, W. Schäfer. 1911.

Wenck. — Handbuch für liberale Politik. Von Martin Wenck. Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1911.

Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften Erste Abteilung: Werke Zweiter Band: Poetische Jugendwerke. Zweiter Teil Herausgegeben von Fritz Homeyer. — Zweite Abteilung: Übersetzungen. Zweiter Band: Shakespeares theatralische Werke. Dritter, vierter u. fünfter Teil. Herausgegeben von Ernst Stadler. Berlin, Weidmann. 1909.

Wildenbruch. — Blätter vom Lebensbaum. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grote. 1910.

Winterfeld. — Um der Menge Schreien. Von Leontine v. Winterfeld. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1910.

Winds. — Schminke. Theaterroman von Adolf Winds. Dresden, Heinrich Minden. 1910.

Wirminghaus. — Die Frau und die Kultur des Körpers. Von Else Wirminghaus. Dritter Band von „Die Kulturaufgaben der Frau". Herausgegeben von Professor Dr Jakob Wychgram. Leipzig, E. F Amelang. 1911.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Nr. 76: Christliche Kunst. Von Richard Bürkner — Nr. 88: Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Wislicenus. — Shakespeares Totenmaske. Von Paul Wislicenus. Darmstadt, H. Hohmann. O. J.

Witilo. — Johannes Falk. Volksschauspiel in sieben Bildern. Von Marie Witilo. Weimar, Panse. O. J.

Wittels. — Ezechiel, der Zugereifte. Roman von Fritz Wittels. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Woerner. — Emil Gött. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Roman Woerner. Drei Bände. München, C. H. Beck. 1910.

Woerner. — Der König hat gesprochen. Erzählung von A. Carolina Woerner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1911.

Wolters. — Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Herausgegeben von Wilhelm Wolters. Mit neun Bildern und einem Faksimile. Berlin, Georg Bondi. 1910.

Zelau. — Aus der Studienmappe des Lebens Von Kurt von Zelau (Dr Konrad von Zdekauer). Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1910.

Zobeltitz. — Meerkatz. Roman von Fedor von Zobeltitz Stuttgart, F. Engelhorns Nachf. 1910.

Zupitza. — Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Von Dr. Julius Zupitza Zehnte verbesserte Auflage. Chemnitz und Leipzig, Wilhelm Gronau. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl von 1866—1885.

Vom

Generalfeldmarschall **Freiherrn v. d. Goltz.**

I.

Wolfgang Förster hat in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart den stattlichen zweiten Band der „Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl" erscheinen lassen, der bis zu dessen Tode reicht[1]).

Er beginnt mit dem Kriege von 1866. Der Prinz erscheint vor uns als Führer eines großen Heeres, nachdem er an der Spitze eines kleineren in Schleswig-Holstein zwei Jahre vorher seine Feldherrn-Lehrzeit durchgemacht hatte. Sein Auftreten läßt deutlich den Werdegang erkennen, den er hinter sich hatte. In ernsten Kämpfen mit sich selbst, in sorgfältigem Studium seiner Berufspflichten und der Kunst des Krieges hatte er sich zu Überzeugungen durchgerungen, die ihm zu Grundsätzen seines Handelns wurden. Ihnen folgt er auf der welthistorischen Laufbahn, weil er nur so festen Boden unter den Füßen zu behalten überzeugt war.

Bevor wir ein abschließendes Urteil über seine Leistungen zu fällen imstande sind, werden wir die Vollendung des dafür besonders wichtigen Werkes des Grafen Haeseler abwarten müssen, dessen erster, schon erschienener Teil mit dem Jahre 1864 abschließt[2]). Einstweilen sehen wir den Prinzen so, wie seine Aufzeichnungen ihn uns zeigen — gleichsam in eigener Beleuchtung. Es ist vornehmlich das Menschliche und Psychologische, das uns in seinem Verhalten als Soldat und Heerführer fesselt.

An der Spitze der I. gegen Österreich aufgestellten Armee, der bald auch die Elbarmee untergeordnet wurde, sah der Prinz die Hauptkräfte Preußens seiner Hand anvertraut. Eine stolze Genugtuung über die Anerkennung, die seinem aufrichtigen Streben damit zuteil wurde, erfüllte seine Seele. Aber

[1]) Über den Inhalt des ersten Bandes (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1910) vgl. „Deutsche Rundschau", 36. Jahrgang, Heft 9 (Juni 1910), S. 321 ff.

[2]) Graf v. Haeseler, Zehn Jahre im Stabe des Prinzen Friedrich Karl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

kein egoistischer Gedanke kam in derselben auf. Als Schlesien anfänglich bedroht erschien, erklärte er sich dem Könige gegenüber sofort bereit, unter die Befehle des dort führenden, an Jahren und Rang jüngeren Kronprinzen zu treten; aber es kam nicht dazu.

Ein besonderes Gefühl der Verantwortung erfüllte ihn, da er annahm, daß seinem Heere auch die Hauptrolle im kommenden Kriege zufallen müsse. Dies Gefühl verdichtete sich zu dem Entschlusse, vorsichtig, aber doch kraftvoll zu verfahren. Wie er es gewohnt war, zeichnete er, inmitten der bewegten Tage, die dem Kriegsausbruche vorangingen, seine Empfindungen darüber auf. Gewonnene Schlachten allein könnten Preußen nur wenig nützen. Es habe einen kurzen, glänzenden Feldzug nötig, weil seine Finanzen einen langen nicht ertrügen und im Laufe eines solchen auch die große Überlegenheit der eigenen Truppen in besserem Schießen allmählich verloren gehen müsse. Der Nachersatz war darin ungenügend ausgebildet. „Nur große Schläge können uns helfen. Il faut frapper de grands coups."

Während die Elbarmee am 16. Juni in Sachsen einrückte und am 18. die Hauptstadt Dresden besetzte, vollzog die I. Armee bis zu diesem Tage ihre Versammlung um Görlitz.

„Es wird Zeit dazwischen zu fahren nach Böhmen, Österreicher nicht fertig", notiert des Prinzen Stift ins Tagebuch. Am 20. traf ihn der königliche Befehl, den Vormarsch unverzüglich zu beginnen; die Elbarmee sollte sich seinem rechten Flügel anschließen, die II. Armee sich in Schlesien bereit halten, um mit drei Korps aus der Grafschaft Glatz hervorzubrechen, während das vierte noch zum Schutze der Provinz an der Neiße bleiben sollte. Alle bis dahin eingelaufenen Nachrichten ließen darauf schließen, „daß die feindliche Hauptmacht sich nach Böhmen konzentriert". Somit sah es aus, als solle Prinz Friedrich Karl den Feind angreifen und der Kronprinz ihn im entscheidenden Augenblicke unterstützen. „Erste Armee Hauptstoß, II. Armee Nebenoperation", schrieb er nieder, und die darin enthaltene Auffassung blieb für die Einleitung des Feldzuges maßgebend. Sie leitete seine Vorstellung in eine bestimmte Richtung. Zur Beurteilung seiner Entschlüsse und Handlungen ist es notwendig, sich das zu vergegenwärtigen. Er ging ganz in dem Gedanken auf, den ersten wichtigen Schlag auf böhmischem Boden tun zu sollen, und dieser Schlag mußte ein Sieg sein. Die Sachsen und das I. österreichische Korps standen bestimmt in Böhmen, das II. sollte auch bereits eingetroffen, andere im Anmarsch sein. Vor dem geistigen Auge des Prinzen entstand das Bild einer heranrückenden starken feindlichen Armee. Den ersten Widerstand derselben erwartete er anfänglich schon bei Reichenberg, eine entscheidende Schlacht an der Iser. Sein Stabschef General v. Voigts-Retz stimmte mit dieser Auffassung überein. Dementsprechend wurden die Maßnahmen getroffen. Die I. Armee geht auf Reichenberg vor. Die Gesetze der Heerführung verlangten dabei, daß der Sieg durch enge Vereinigung vor der Schlacht sicher gestellt werde; das lehrten Napoleons Feldzüge. „Es gibt kein höheres und einfacheres Gesetz in der Strategie, als seine Kräfte zusammenzuhalten" — stand in des Prinzen „Notizen für

den Gebrauch im Felde", die er selbst als den Extrakt seiner Studien zusammengestellt hatte.

Die Elbarmee, die durch den Paß von Gabel vorgeht, sichert weiter westlich, etwas zurückgehalten, die rechte Flanke. Um sie herankommen zu lassen und nicht später, im Angesicht des Feindes, auf sie warten zu müssen, wurde die Überschreitung der Grenze durch die I. Armee etwas verzögert. Das alles war folgerichtig und sorgsam durchdacht. Allein die Voraussetzung traf nicht zu. Bei Reichenberg standen nur Husaren, und die feindlichen Hauptkräfte waren noch weit zurück. Das preußische Kavalleriekorps, welches darüber hätte Klarheit schaffen können, befand sich hinter der Armee. Dies entsprach den Anschauungen der Zeit. Vor der Front lag das Gebirge, in dem man sie für gefährdet hielt; mit Karabinern war sie unzureichend versehen, das Gefecht zu Fuß kannte sie kaum. Sie zog also den anderen Truppen nach, um eines Tages in der Schlacht eine große Rolle zu spielen oder nach einer solchen die Verfolgung des Feindes zu übernehmen. Einmal festgewurzelte Dogmen haben in der Kriegskunst ein zähes Leben, auch wenn sie lediglich theoretischer Spekulation ihr Dasein verdanken und nicht der Praxis entsprungen sind.

Vor dem Einmarsche traf Moltkes berühmt gewordene lakonische Depesche ein: „Seine Majestät haben befohlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen" — der kürzeste Operationsbefehl, der für große Heere jemals erlassen worden ist. Die schriftliche Erläuterung, die ihm folgte, sprach von Eile. Rasches Vorgehen der I. Armee sollte die Krisis abkürzen, welche die II. Armee während des getrennten Vormarsches und der Überschreitung des Gebirges durchmachen mußte. Moltke bezeichnet es als durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Österreicher schon in den nächsten Tagen im nördlichen Böhmen versammelt sein könnte.

Aber diese Annahme mochte vielleicht irrig oder so zu verstehen sein, daß zwar nicht des Feindes ganzes Heer, aber doch immerhin sehr ansehnliche Teile desselben schon nahe wären. Zu viel Nachrichten hatten davon gesprochen. Moltkes Ansehen als Heerführer war noch nicht groß genug, um für die anderen Generale unbedingt als maßgebend zu gelten.

Vor allem aber machte sich fühlbar, wie schwer Prinz Friedrich Karl, der seine Überzeugungen stets gründlichem Nachdenken verdankte, von ihnen losließ. Auch vermochte man im Augenblicke schwer etwas zu ändern.

Es blieb bei dem Vormarsch in naher Vereinigung auf Reichenberg. Zum Kampfe aber kam es nicht; der Gegner war verschwunden. Die Elbarmee wurde nun abgewartet und dann der weitere Vormarsch in voller Bereitschaft fortgesetzt. Am 27. Juni, als bei der II. Armee schon die ersten heftigen Kämpfe an den Gebirgsausgängen von Trautenau und Nachod vorfielen, konnte Prinz Friedrich Karl seine Befehle zum Angriffe auf die Iserlinie bei Münchengrätz geben. Der dort vermutete Feind sollte am 28. Juni von der ganzen Armee geschlossen angegriffen werden. Auch hier jedoch blieb die erwartete Schlacht noch aus. Es entspann sich nur ein lebhaftes Gefecht

gegen die österreichische Nachhut, da die Hauptkräfte schon in der Nacht auf Gitschin abgezogen waren.

Doch brach diese Enttäuschung den Bann noch nicht vollkommen; der Feind wurde jetzt weiter südlich gegen die Elbe hin angenommen und die Aufmerksamkeit dorthin gerichtet. „Wir waren alle der Meinung, der Feind werde nun auf Jung-Bunzlau und Kosmanos[1]) zurückgehen und dort, wo wir Benedek und die Hauptkräfte im Anmarsch vermuteten, die Hauptschlacht annehmen."

Moltke mahnte in der Frühe des 29. telegraphisch daran, daß das Heraustreten der II. Armee aus den schlesischen Gebirgspässen, in denen gekämpft wurde, durch Vorrücken der I. erleichtert werden müsse. Allein die Versammlung der Armee um Münchengrätz bildete jetzt ein nicht zu beseitigendes Hindernis für Befolgung dieses Befehls. Über 100000 Mann standen auf dem geringen Raum einer Quadratmeile nebeneinander. Der Knäuel mußte erst entwirrt werden, um die Divisionen in der neuen Richtung auf Gitschin vorgehen zu lassen. So geschah es, daß Sachsen und Österreicher, die dort vereint ernsten Widerstand leisten wollten, zunächst nur von der 5. Division angegriffen werden konnten, die tags zuvor schon weiter vorwärts bereit gestellt worden war. Sie hätten standhalten können, wenn nicht der Wille ihres Feldherrn sie zurückgerufen und dem Angreifer dadurch den Sieg erleichtert hätte.

Da auch die 3. preußische Division herankam, so gestaltete sich der Abzug für den Feind recht verlustreich. Aber der völligen Niederlage war er doch entgangen. Um ihm eine solche zu bereiten, waren die Angreifer nicht stark genug. „Nicht obgleich, sondern weil das Oberkommando alle seine Kräfte fest und geschlossen zusammenzuhalten, stets bestrebt gewesen war"[2]), hatten eben nur die beiden Divisionen bei Gitschin ins Gefecht treten können.

Nicht Unentschlossenheit oder Unklarheit des Willens hatte jedoch die Verzögerungen verursacht, sondern die Macht der erworbenen Theorie, an der der Prinz, seinem Charakter entsprechend, festhielt. Nicht zu vergessen ist auch, daß die militärische Welt damals auf einer ganz anderen Stufe als heute stand. Das klassische Beispiel für das Marschieren in der Trennung und die rechtzeitige Vereinigung zum Schlagen fehlte noch. Wir fußten alle auf älteren Anschauungen, die in der örtlichen Vereinigung, im Zusammensein der Massen und nicht in ihrem Zusammenwirken zur Stunde der Entscheidung das Heil im Kriege suchten. Über sie erhob sich nur ein einziger Mann, Moltke. Auch der König hatte am 28. Juni nachmittags dem Prinzen zu seinen raschen Fortschritten Glück gewünscht.

Vom Feinde erfuhr Prinz Friedrich Karl nach dem Treffen, daß er in der Richtung auf Josephstadt abgezogen sei, nicht, wo er jetzt stände. Er folgte ihm noch um zwei kleine Märsche. Inzwischen trafen der König und

[1]) Nordöstlich von Jung-Bunzlau.

[2]) Graf Schlieffen, Cannae. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1910. Zweites Heft, S. 224.

Moltke auf dem Kriegsschauplatz ein. Am 2. Juli sollte geruht und dann der Feind wieder aufgesucht werden. Der Aufklärungsdienst befand sich noch nicht auf der heutigen Stufe.

Als wahrscheinlich erschien, daß die Österreicher hinter der Elbe zwischen Josephstadt und Königgrätz entdeckt werden würden, die Flanken durch die beiden Festungen, die Front durch den Fluß geschützt. Aber dies war nicht sicher, starke Teile ihres Heeres standen vielleicht noch diesseits der Elbe. In solcher ungewissen Lage beschloß Moltke, die beiden preußischen Heere den Marsch zur Vereinigung nicht weiter fortsetzen, sondern sie in der Trennung beharren zu lassen. Sie waren einander so nahe, daß es für den Feind unmöglich wurde, die eine zu schlagen, ehe die andere zur Hilfe herbeikam. Dies genügte ihm. Zugleich aber waren sie voneinander noch entfernt genug, um volle Freiheit der Bewegung zu behalten, wenn der Gegner etwas anderes tat, als man annahm. Die Armee des Kronprinzen blieb sogar bis auf ein Korps noch links der Elbe. Wenn der Feind sich rührte, so konnte er immer noch durch weiteres Ausgreifen überholt, in den Flanken angegriffen und vielleicht umzingelt werden.

Aber eine derartige Anordnung war neu; ihr Zweck wurde nicht völlig begriffen. „Vous devez savoir, que mon principe est, de déboucher en masse," hatte Napoleon am 28. April 1813 dem Vizekönige Eugen geschrieben. Dieser Grundsatz beherrschte noch die Ansichten über richtige Schlachtenführung.

Die Annahme in bezug auf die Stellung der Österreicher war bekanntlich irrig. Seinen ersten Plan, die Armee des Kronprinzen mit geringen Kräften an der oberen Elbe zurückzuhalten und mit dem größeren Teil seines Heeres den Prinzen Friedrich Karl anzugreifen, hatte Benedek aufgeben müssen, weil er zu spät kam, die feindlichen Heere einander schon zu nahe waren, und weil ein Teil seiner Korps bei dem Versuch, den Kronprinzen aufzuhalten, von schwerem Mißgeschick betroffen wurden. Unter dem Eindruck desselben versammelte er dann seine ganze Macht mit Ausnahme der beiden an der Iser belassenen Korps in dem inneren Raume des flachen Bogens Josephstadt—Königinhof—Miletin. Allein die Gefahr dieser weit vorgeschobenen Stellung, in der er eingeschlossen werden konnte, erkennend, wich er noch rechtzeitig in die von Chlum nordwestlich Königgrätz zurück. Dort stand die österreichische Armee in voller Stärke am rechten Elbufer, entschlossen, die Entscheidung anzunehmen. Heute übersehen wir, daß sie auch dort noch festgehalten und eingeschlossen werden konnte, wenn die Preußen ihren Vormarsch in der Trennung auf beiden Elbufern fortsetzten [1]). Damals aber lagerte ein Halbdunkel über dem Kriegsbilde, das nur vom Auge eines Genies durchdrungen werden konnte. Es war haltgemacht worden; ein neuer Anhaltepunkt für das Vorgehen der beiden bisher siegreichen Armeen wurde gesucht.

Am 2. Juli fuhr Prinz Friedrich Karl von seinem Hauptquartier Kamenitz dem Könige nach Gitschin entgegen. Er traf ihn unterwegs, stieg

[1]) Cannae. Vierteljahrshefte IV, S. 489.

aus und hieß ihn ehrerbietigst bei der Armee willkommen. Auch der König verließ seinen Wagen, schloß ihn tiefbewegt in seine Arme und dankte ihm. Friedrich Karl hat den 2. Juli 1866 stets zu den denkwürdigsten Tagen seines bewegten Kriegslebens gerechnet.

Das Gespräch wendete sich bald auf die nächste Zukunft. „Ich wollte unter allen Umständen nun die wirkliche Vereinigung der beiden Armeen und etwa dann gemeinsamen Rechtsabmarsch auf Pardubitz, um die Österreicher fortzumanövrieren. Moltke wollte Angriff durch die II. Armee auf dem linken Ufer, Forcierung der Elbe durch die I. Armee vom rechten Flügel aus. Als unwahrscheinlich, aber sehr glücklich, wenn es einträte, bezeichneten Moltke und ich einander den Fall, daß die Österreicher auf dem rechten Ufer, die Elbe im Rücken, die Bataille annähmen."

Auch General v. Blumenthal, der Stabschef des Kronprinzen, wünschte vor allem weiteren die enge Vereinigung beider Armeen am rechten Elbufer. Das Prinzip „de déboucher en masse" war in Moltkes vornehmsten Gehilfen lebendig.

Als Prinz Friedrich Karl in sein Hauptquartier zurückkehrte, empfingen ihn dort Nachrichten, die erkennen ließen, daß die Österreicher noch mit sehr starken — vielleicht mit allen — Kräften am rechten Elbufer ständen, Vorposten sogar über die Bistritz vorgeschoben. Sofort stand sein Entschluß fest, sie anzugreifen. „Es war der folgenschwerste, durch seine Tragweite größte Entschluß in der ganzen Feldherrnlaufbahn Friedrich Karls." Freilich war der Fall eingetreten, den er und Moltke als „unwahrscheinlich, aber sehr glücklich" bezeichnet hatten. Trotzdem übernahm der Prinz eine Verantwortung, die ein schwächeres Gemüt nicht getragen haben würde. Griff er an, so kam die Schlacht, die Entscheidung des Feldzuges ins Rollen, auf ihn mußten Verdienst oder Schuld am Ausgange zurückfallen. Ohne das kräftige Eingreifen der II. Armee waren die Österreicher nicht zu schlagen, und diese Armee stand gegen seinen Wunsch zumeist noch am linken Elbufer. Ob sie zur entscheidenden Stunde würde herankommen können, war zweifelhaft. Das ans rechte Ufer übergegangene I. Armeekorps war weit entfernt. Der König und Moltke befanden sich in der Nähe. Wer sonst hätte darauf verzichtet, ihnen die Entscheidung der wichtigen Frage und damit auch die Verantwortung zu überlassen. Der Prinz tat es nicht, weil er den Angriff für das allein richtige hielt und keine Minute zu verlieren war, wenn nicht die Gunst des Augenblicks unausgenutzt verstreichen sollte. Sofort wurden alle Anordnungen getroffen; um Mitternacht schon mußten die Truppen aufbrechen. Er benachrichtigte auch die II. Armee und verlangte ihre Hilfe, meldete an den König und bat ihn, diese Hilfe zu befehlen. An beiden Stellen konnte ein Zweifel, was zu geschehen habe, gar nicht mehr entstehen. Der allgemeine Vormarsch wurde befohlen. Er führte zur Schlacht von Königgrätz, die Preußens und Deutschlands Schicksal entschied.

Der Vorgang ist für des Prinzen Feldherrnnatur bezeichnend. Er, der oft in Lagen, die ohne besondere Gefahr waren, lange überlegte, zögerte hier, wo alles auf dem Spiel stand, keinen Augenblick; denn er war vorher zur

Klarheit gekommen. Mit besonderer Genugtuung gedachte er im späteren Leben jener Stunde. Er nannte sich im Vollbewußtsein seines Verdienstes den Sieger von Königgrätz. „Moltke hat viel getan" — hörte ich ihn einmal hinzufügen — „nicht alles und nicht dieses." Manchem Ohre mag das anmaßend klingen, aber der Prinz dachte in diesem Punkte anders. „Unsere moderne Bescheidenheit kommt der Verlogenheit sehr nahe," lautet ein Ausspruch von ihm, über den, wenn ich nicht irre, Brugsch Pascha irgendwo berichtete. Nie hat er sich aber eines Verdienstes gerühmt, in dessen Besitz er sich nicht vollkommen sicher fühlte.

Die Ausführung seines großen Entschlusses hat Anlaß zur Kritik gegeben. Der Prinz ballte seine Truppen in der Bereitstellung vor der österreichischen Front wieder ziemlich eng zusammen; er legte wenig Wert auf Umfassung und Einkreisung. Aber er hatte seinen Grund dafür. Er glaubte, daß die Österreicher ihm im Angriff entgegenkommen würden, und dachte an Solferino, wo die beiden Heere gleichfalls am frühen Morgen einander entgegenrückten und die Franzosen im Vorteil waren, weil sie ihre Truppen besser zusammengehalten hatten. Die Annahme, das Benedek einen Vorstoß im Schilde führte, war folgerichtig; denn ohne diese Absicht hatte das Stehenbleiben am rechten Elbufer, mit dem Flusse und einer engen Festung hinter sich, keinen rechten Sinn. Daß es nur die Folge schwankender Entschlüsse und Bestimmungen des Feldherrn sein könne, nahm Friedrich Karl nicht an. Er setzte bei seinem Gegner stets richtige Entschlüsse und Maßnahmen voraus; danach handelte er selbst und folgte hierbei der Natur seines Geistes, die ihn zwang, logisch zu denken und mit Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Das Belassen von Vorposten diesseits der Bistritz ließ sich nur so deuten, daß der Feind sich die Übergänge zum Vorgehen offen halten wollte. Dies sah Friedrich Karl als die Bestätigung seiner Ansichten an. Auch das war an sich berechtigt. Aber im Kriege entwickelt sich nicht alles folgerecht, sondern oft sprungweise und eigenwillig je nach den geheimen Gewalten, die sich im Kopf und Herzen des Feldherrn bei der Sturmflut von tausenderlei verschiedenen Eindrücken, geltend machen. Gottbegnadeten Naturen allein ist es gegeben, aus unscheinbaren Zeichen, die wir gewöhnlichen Sterblichen nicht verstehen, das Kommende vorauszusehen, was von Rechts wegen nicht kommen dürfte, wenn alles normal herginge.

Die Handlung begann am 3. Juli mit dem hinhaltenden Kampfe der I. Armee an der Bistritz. Der Kronprinz hatte Friedrich Karls Aufforderung mit den Worten erwidert: „Ich werde den Prinzen Friedrich Karl nicht mit Teilen, sondern mit der ganzen Armee unterstützen," ähnlich wie es Blücher in Wawre an Wellington zusagte. Auch hier wie dort scheint aber der Generalstabschef anderer Meinung gewesen zu sein. Es bedurfte eines königlichen Befehls, um die ganze II. Armee nach dem Schlachtfelde in Bewegung zu setzen. Zeit ging verloren. Dadurch gestaltete sich Friedrich Karls Lage für stundenlang kritisch. Alle Blicke richteten sich auf ihn, den Urheber der Schlacht. Über die eigenen Empfindungen hat er merkwürdige Aufzeichnungen gemacht.

Um 6 Uhr früh war er überzeugt, daß der Feind ihm nicht entgegenkäme. Nun hielt er auch mit dem eigenen Angriff zurück, gedachte nur bis an die Bistritz vorzugehen. Er wollte die Kräfte seiner Truppen an dem langen Sommertage nicht zu früh erschöpfen, dem Kronprinzen mehr Zeit zum Herankommen lassen. „Die Schlacht wie Wellington beginnen, wie Blücher vollenden", war ein Gedanke, den er schon vor dem Feldzuge in seinen „Winken" für den Feldgebrauch niedergeschrieben hatte. Der Angriff über die Bistritz hinaus geschah um 8 Uhr auf Befehl des Königs. Moltke wollte die Österreicher in der Front festhalten und mürbe machen, damit der Erfolg der umfassenden Angriffe der II. und der Elbarmee desto vernichtender ausfalle.

Nun folgte der ernste Stand des Kampfes, dessen Hin- und Herschwanken, sowie der Zweifel am guten Ausgange. Der Prinz war, die Lage im Großen überschauend, von der Richtigkeit seines wohldurchdachten Entschlusses überzeugt. Jedenfalls konnte er keine Niederlage erleiden.

„Ich war daher sehr ruhig durch die ganze Zeit der Bataille, aber um mich herum waren viele lange Gesichter, die aus meinen Zügen lesen wollten. Ich nahm mich daher zusammen. Das Gefühl der Verantwortung habe ich in diesem ganzen Feldzuge nicht annähernd so gehabt wie 1864, auch nicht in der Schlacht. Die Gewohnheit tat gewiß das ihrige dazu, aber ich handelte auch tatsächlich nicht in demselben Maße auf eigene Verantwortung wie damals, fern von der Heimat als Neuling im Kommando im größten Feldzuge seit den Befreiungskriegen. Ich fühlte mich auch körperlich wohl, was bekanntlich 1864 nicht der Fall war."

Um die Mittagszeit nahm Benedek, dessen Schlachtlinie einen Halbkreis gegen Nordwesten bilden sollte, die beiden Korps seines rechten Flügels, die, angezogen durch den Kampf an der Bistritz, nach vorwärts eingeschwenkt waren, wieder in die ihnen zuerst bestimmten Stellungen zurück. Der Prinz bemerkte die rückgängige Bewegung. Er wollte zum entscheidenden Angriff vorgehen, sich seinen vollen Anteil am Erfolge sichern. Nach Moltkes Ansicht war es noch verfrüht, und er hielt ihn zurück. So kam es, daß die II. und Elbarmee später vor die seine gerieten. Sie hatte die Hauptlast der Schlacht getragen, aber nicht den Hauptanteil am Erfolge erlangt; die beiden anderen ernteten zum Teil, was die I. gesät.

Draußen in der Welt hörte man vornehmlich von den Taten der kronprinzlichen Armee, welche die zum Stillstand gekommene große Schlacht entschieden habe. Das wird immer so gehen; denn die Welt urteilt nach dem äußeren Schein, weil sie die tiefer liegenden Ursachen nicht sieht.

Der Prinz war sich klar darüber, daß er selbst ja gewissermaßen die Rollen für die Schlacht verteilt und notgedrungen für sich die undankbare hatte wählen müssen. „Ich begriff diese Rolle und wäre lieber der Blücher als der Wellington von Sadowa gewesen. Aber es ging nicht anders." Einsichtsvolle Männer verstanden das wohl. Noch auf dem Schlachtfelde hatte sein Stabschef Voigts-Rhetz, dessen schwache Seite die Schmeichelei nicht war, ihm gesagt: „Diese Schlacht ist Ihre Schlacht. Das kann Ihnen kein Mensch nehmen."

Dennoch muß es ihn bitter geschmerzt haben, sein Verdienst am siegreichen Ausgange in der Tagesmeinung unterschätzt zu sehen. Es war das größere; der höhere Ruhm aber fiel dem Kronprinzen zu. In einer Aufzeichnung vom 10. Januar 1867 legt er sich selbst hierüber Entsagung auf. „Nach Ruhm streben, ist eben so töricht, als auf Dankbarkeit rechnen." Er erklärt sein Geschick, die Undankbarkeit der Welt, für eine Prüfung, die Gott den starken Seelen schicke, um sie zu läutern. „Jede gut überstandene Prüfung ist dem Christen heilsam." Das Genie ersten Ranges zwingt der Welt durch die Fülle seiner Taten die Bewunderung auch wider ihren Willen auf. Gegen Feldherren, die ihnen wohl nahe kommen, aber nicht die gleiche Gewalt besitzen, ist sie launenhaft und ungerecht; deren Pflicht also wird es sein, sich ihr gegenüber mit Gleichmut zu wappnen, die Meinung der verständnislosen Masse gering zu schätzen und es sich am Lobe Urteilsfähiger genügen zu lassen.

Für den Soldaten enthalten des Prinzen Denkwürdigkeiten aus jenen Tagen beherzigenswerte Lehren, zumal über Schlachtenführung; doch fehlt hier der Raum sie aufzuzählen. Wir folgen seiner Charakterentwicklung, die für die Geschichte des Vaterlandes eine große Rolle gespielt hat.

Das allgemeine Interesse am Feldzuge 1866 erlischt mit der Schlacht von Königgrätz. Was noch folgt, wird als selbstverständlicher Schlußakkord des gewaltigen Dramas angesehen; tatsächlich ist es noch recht fesselnd gewesen. Im Augenblick des Erfolges wurde die Bedeutung der Schlacht vom 3. Juli nicht voll empfunden. Den Prinzen klärte eine zufällige Begegnung mit dem in Preußen wohlbekannten Feldmarschalleutnant v. Gablenz über die Größe von Österreichs Niederlage auf. Am 5. Juli war er überzeugt, daß der Feldzug zu Ende sei und höchstens noch eine kurze Schlacht vor Wien bevorstände. Am 6. herrscht im Hauptquartier des Königs Klarheit über die Größe des errungenen Sieges. Jetzt erfolgte die unerwartete Wendung in Moltkes Entwürfen. Die eben vereinigten Armeen sollten sich wieder trennen, die II. den geschlagenen Österreichern auf Olmütz folgen, die beiden anderen geradewegs auf Wien marschieren. Als der Gegner Olmütz verließ, erweiterte der Plan sich dahin, daß die II. Armee dem Feinde den Weg verlegen, über die kleinen Karpathen vorgehen, ihn nach Ungarn hinein abdrängen sollte, damit er zur Entscheidung vor der Hauptstadt nicht rechtzeitig eintreffen könne. Dort sollte sich mit Hilfe der aus Italien herbeigerufenen Truppen eine neue große Armee unter Erzherzog Albrecht bilden.

Prinz Friedrich Karl hatte volles Verständnis für Moltkes Gedanken, den er groß, kühn, überraschend, „den besten vielleicht" nannte, den er in diesem Feldzuge gehabt hatte, allein genügend, ihn berühmt zu machen. Er selbst erscheint als ein anderer wie in der Einleitung des Feldzuges. Er treibt zur Eile, geht mit seinem Heere schnell aufs Ziel los und trifft umsichtige Anordnungen. Klar übersieht er, daß der Feind bis Wien hin keinen ernsten Widerstand mehr leisten könne. Sein Wunsch, dort noch eine Schlacht

zu schlagen, in der er die Erfahrungen der ersten verwerten könnte, erfüllte sich indessen nicht.

Anders stand es bei der II. Armee. Bei dieser herrschte eine abweichende Auffassung; die ihr zugedachte Rolle wurde nicht richtig durchgeführt. Sie ließ nach Olmütz bald vom Feinde ab und ließ diesem den Weg durch das Waagtal auf Preßburg frei. Der Waffenstillstand machte dem Kriege ein Ende, noch ehe die Österreicher die dadurch geschaffene günstige Änderung ihrer Lage recht begriffen hatten.

II.

Daß Prinz Friedrich Karl sich vor dem Kriege 1870, ähnlich wie 1864 und 1866, mit Entwürfen für den bevorstehenden Feldzug beschäftigt hätte, ist nach Wolfgang Försters Forschungen nicht nachweisbar und bei der Überraschung, mit der der Krieg ausbrach, auch nicht wahrscheinlich. Unbekannt mit Moltkes Absichten, trat er an die neue Aufgabe heran, gegen Frankreich, wie zuvor gegen Österreich, die stärkste Armee — die II. — zu kommandieren [1]).

Sie sollte ursprünglich dicht an der Grenze aufmarschieren. Der plötzliche Losbruch Frankreichs jedoch ließ einen Überfall auf die in der Versammlung befindlichen Truppen befürchten. Die Ausladung der ankommenden Transporte wurde daher an den Rhein zurückverlegt. Der Prinz hat diese Zurückverlegung, nach seinen Notizen, nicht veranlaßt, aber gebilligt. Sie entsprach ganz seiner Art, dem Feinde energische Maßregeln zuzutrauen und darauf gefaßt zu sein. „Nur keine entscheidende Schlacht, ehe wir nicht alle Chancen, und das ist jedenfalls die numerische Überlegenheit, für uns haben." Heute ist man geneigt, die Vorsicht als unnötig anzusehen, aber man vergißt dabei, daß damals mehr als die halbe Welt die französische Armee der preußischen, trotz 1866, für überlegen hielt und jedenfalls Großes von ihr erwartete. Man vergißt auch, wie viel für Deutschland auf dem Spiele stand, und welche Wichtigkeit gerade die ersten Schläge hatten.

Die Franzosen kamen nicht, und die Ausladungen wurden bald nach vorwärts verlegt, der Zeitverlust auf diese Art teilweise wieder eingebracht. Schon am 25. Juli war der Prinz von unserer Überlegenheit überzeugt. Er rechnet 336 000 Deutsche gegen 202 000 Franzosen an der Grenze und fügt hinzu: „Kaiser Napoleon, heißt es, ginge heute zur Armee. Daß er kommandiert, ist ein Glück für uns: Nicht-Soldat und so kränklich, daß er dieses Jahr nur drei- oder viermal zu Pferde war, nur Schritt ritt, — und dies hielten die Ärzte schon für gewagt. Von heute auf morgen weiß man nie, ob er wird weiter können. Er soll sehr verlebt und gebrochen aussehen."

Früh war es dem Prinzen klar, daß die Franzosen die einzig richtige Folgerung aus dem übereilten Vorgehen an die Grenze nicht ziehen würden. Es fehlte ihnen der Entschluß und die Bereitschaft, um über die an der

[1]) Nach dem Feldzuge von 1866 hatte der Prinz das III. Armeekorps wieder übernommen.

Spitze anrückenden deutschen Truppen herzufallen, wie es am 2. August bei Saarbrücken den Anschein hatte. „Kinder der Halbheit" nennt der Prinz sie bereits am 3. „Ich bin in großer Freude, daß dem so ist." Seine Zuversicht steigerte sich. An demselben Tage traf Moltkes Telegramm ein, das den Übergang der Deutschen zum Angriff einleitete: „Zögerndes Verhalten der Franzosen läßt erwarten, daß II. Armee am 6. d. Mts. vorwärts der Waldzone von Kaiserslautern versammelt werden kann. I. Armee wird morgen nach Tholey herangezogen. Zusammenwirken beider in der Schlacht! III. Armee überschreitet morgen Grenze bei Weißenburg. Allgemeine Offensive ist beabsichtigt."

Bekanntlich dachte man damals im deutschen Lager an eine entscheidende Schlacht hinter der Saar. Der II. Armee wäre dabei der Angriff in der Front zugefallen, während die I. Armee gegen die linke und die III., nach Abrechnung mit dem Gegner im Elsaß, gegen die rechte Flanke der Franzosen vorgehen sollte. Prinz Friedrich Karl hatte, um seinen Anmarsch zu verschleiern, nach napoleonischer Art, die beiden zu seiner Armee gehörigen Kavalleriedivisionen voraus an die Grenze gesandt und damit den Bann gebrochen, der in den letzten Kriegen auf der Verwendung der Reiterei gelastet. Die Anordnungen dafür waren schon auf der Eisenbahnfahrt von Berlin nach Mainz entworfen und beim Eintreffen sofort ins Werk gesetzt worden. Tatsächlich waren die Franzosen völlig im unklaren über die Bewegungen der Deutschen. Alles kam nun darauf an, sie darin zu erhalten und sie die Gefahr ihrer Stellung an der Saar nicht inne werden zu lassen. Es waren Tage großer Spannung. Vielleicht konnte dem Kriege durch eine Entscheidungsschlacht schon in der Nähe der Grenze ein Ende bereitet werden.

Da scheuchte die aus der Berührung der Truppen sich entspinnende blutige Schlacht von Spicheren vorwärts Saarbrücken die Franzosen auf; im Elsaß aber fiel der Schlag von Wörth. Ihr Rückzug ins Innere des Landes begann. Zwei Siege krönten die Waffen der Deutschen, aber durch die ersten geheimen Entwürfe und Hoffnungen ihrer Heerführer hatte das Schicksal einen Querstrich gemacht. „Steinmetz hat so auf fatalste Weise meine schönen Pläne gekreuzt," notierte der Prinz. Ein Verhängnis war es, daß er, der in Homburg die Nachricht erhielt, bei Saarbrücken werde gekämpft, sich durch wichtige Vorstellungen seines Chefs und seines Oberquartiermeisters abhalten ließ, auf den Kampfplatz zu eilen, der mit einer Lokomotive zu erreichen gewesen wäre. Es ist möglich, daß, bei schnellem Überblick über die neugeschaffene Lage, es zu einer besseren Ausnützung des mühsam errungenen Erfolges gekommen wäre.

Doch eine soldatische Freude erblühte dem Prinzen aus dem blutigen Drama. Von seinem, dem III., Armeekorps hatte die durch den Kanonendonner nach dem Schlachtfelde gerufene 5. Division den Löwenanteil am Kampfe gehabt und sich mit unvergleichlicher Tapferkeit geschlagen. Tiefbewegt dankte er ihr und schloß seinen an den kommandierenden General gerichteten Brief: „Ich trauere mit meinem braven Korps über die schweren Verluste, und daß die erkämpften Lorbeeren mit so viel Tränen im Vater-

lande benetzt werden. Doch im Kriege ist keine Zeit zum Trauern. Richten Sie die Gemüter wieder auf, wo dies in einzelnen Fällen nötig sein sollte." Das war Friedrich Karls echter Sinn. Seines Nachfolgers, des Generals Konstantin v. Alvensleben, schöne Antwort bewahrte der Prinz als ein ihm gehöriges und besonders wertvolles Zeugnis für seine bisherige Tätigkeit: „Einer Aufrichtung der Gemüter bedarf es nicht; die Soldaten denken geradeso, wie Eure Königliche Hoheit es von ihnen erwarten;" und noch am folgenden Tage drückten sie ihren Führern in der gehobensten Stimmung unter begeisterten Zurufen ihren Dank für das Gefecht aus. „Welch ein Korps haben Eure Königliche Hoheit herangebildet!"

Es waren große, denkwürdige Tage, deren die Gegenwart nicht in rauschenden Gedächtnisfeiern, wohl aber in ernster Betrachtung gedenken sollte. Was der Dichter mit prophetischem Blick zwanzig Jahre früher im voraus gesehen, war gekommen. „Es wird eine Zeit der Helden sein, nach der Zeit der Schreier und Schreiber."

Derselbe Prinz, der die, weichen Seelen hartklingenden, Worte niederschrieb: „Im Kriege ist keine Zeit zum Trauern", richtete jetzt, beim Einmarsch in Feindesland einen Armeebefehl an sein Heer, der als Denkmal für die Empfindsamkeit seines Gemütes hier einen Platz finden soll:

„Soldaten der Zweiten Armee!

„Ihr betretet den französischen Boden. Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt; er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht befragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wolle; ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserem Jahrhundert zwei Kulturvölker die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen. Denkt stets daran, wie eure Eltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist." —

Des Prinzen Heer hatte sich bis zur Grenzüberschreitung noch erheblich vermehrt. Es bestand aus sieben Korps und zwei Kavalleriedivisionen und war über 200 000 Mann stark. Kein anderer preußischer Feldherr hatte bis dahin eine so große Truppenmasse einheitlich befehligt. Auch Prinz Friedrich Karl empfand eine gewisse Schwierigkeit darin, von einer Stelle aus neun starke Untereinheiten gleichzeitig zu lenken.

Der Vormarsch gegen die Mosel ging ohne Kampf vonstatten. Seine Reiterei hatte der Prinz auf vieles Drängen, wider seine Überzeugung, an die Korps der vorderen Linie verteilt. Er wollte durch Erfahrung lernen. Aber diese Maßregel bewährte sich nicht, sie wurde bald wieder rückgängig gemacht. Die nächste Schlacht wurde südlich von Metz an der Mosel erwartet. Der Prinz nennt diesen Fluß einmal „die französische Bistritz". Da besagen die Meldungen, daß der Feind schon hinter der Nied, vorwärts von Metz, haltgemacht habe. Vorübergehend wird dort schon ein ent-

scheidender Kampf für möglich gehalten. Allein die Aussicht schwindet wieder. Der Gegner weicht aus der zur Verteidigung eingerichteten Stellung auf Metz zurück. — Noch aber blieb er östlich davon stehen. Spannungsvolle Tage folgen. In des Prinzen Seele steigt der Gedanke empor, die Franzosen bei Metz einzuschließen und sie von ihren Hilfsquellen abzuschneiden.

„Der General v. Rheinbaben [1]) soll die Mosel überschreiten, das Plateau zwischen Mosel und Maas gewinnen und in nordöstlicher Richtung gegen die Straße Metz-Verdun vorgehen, um bald klar zu sehen, ob der Feind auf dieser Straße von Metz abzieht. Erfolgt, wie vorauszusetzen, ein gleiches Vorgehen seitens der Kavallerie der I. Armee über die Mosel *unterhalb* Metz, so würde die feindliche Armee binnen vier Tagen von jeder Verbindung mit Frankreich abgeschnitten sein."

Aber die Ausführung des kühnen Gedankens erfordert Zeit, mehr als der Prinz es wünschte. „*Wenn ich nur fliegen könnte!*" läßt ihn seine Ungeduld niederschreiben. Den 12. August, der für uns Fernstehende äußerlich in der Geschichte des Krieges gar nicht auffallend ist, nennt Friedrich Karl „einen der interessantesten Tage, den er je erlebt: erst alle Gedanken auf die Vorbereitung der Bataille, dann die Enttäuschung und der Abzug der Franzosen."

Es stellt sich auch heraus, daß die Mosel oberhalb Metz bereits vom Feinde frei sei. Dessen Verbleib beginnt, trotz der geringen Entfernung, ein Rätsel zu werden. An dieses knüpfen sich eine Reihe von Vorwürfen gegen des Prinzen Heerführung, die natürlich hinterdrein entstanden sind, nachdem die Schleier gefallen waren. Die Kritik behauptet, daß Prinz Friedrich Karl unter dem Zwange der vorgefaßten Meinung, die Franzosen seien im vollen Rückzuge über Metz nach Westen, die Möglichkeit ganz übersehen habe, daß sie bei Metz bleiben und daß es dort zu schweren Kämpfen kommen könnte. Wolfgang Förster ist es trefflich gelungen, das Irrige dieser Idee aus des Prinzen eigenen Aufzeichnungen nachzuweisen.

Freilich entsprach es, wie wir wissen, Friedrich Karls Methode des Urteilens, beim Feinde ein richtiges Handeln anzunehmen. Das wäre, nach dem Aufgeben der Mosellinie, der schleunige Abmarsch zur Vereinigung mit Mac Mahon gewesen. Aber der Prinz hat das Entgegengesetzte keineswegs vom Kreise seiner Überlegungen ausgeschlossen und unter einer „fixen Idee" gelitten. Am 12. August hatte er noch eine Kapitulation der französischen Armee bei Metz für möglich gehalten. Wie er, so urteilte damals die Mehrheit der Generale und auch Moltke, der über die Streitfrage das entscheidende Urteil in den einfachen Worten gefällt hat: „Ich finde, daß eine Rechtfertigung der Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl nicht nötig ist." Sie waren die natürlichen, wie sie ein gerades und gesundes Urteil des erfahrenen, denkenden Soldaten nur treffen konnte.

Freilich ist die Armee schließlich dadurch überrascht worden, daß die Franzosen am Ende noch nahe westlich Metz standen, während man sie schon

[1]) Kommandeur der 5. Kavalleriedivision.

im vollen Zuge zur Maas annahm. Aber Klarheit war auch schwer zu gewinnen. Die Stadt Metz mit ihren Vororten, den umliegenden Dörfern, Villen, Weinbergen, Obstgärten und Wäldchen bildete ein nicht zu übersehendes Gebiet, in dem man wohl einzelne Lager des Feindes entdecken, nicht aber eine ganze Armee erkennen konnte. „Wer will in und um Metz 50 000 Mann von 200 000 unterscheiden? — Die Ile Chambière, die man nicht übersieht, kann große Lager bergen." Wer sich jener Tage erinnert, weiß, daß in der Armee die Besorgnis viel reger war, der Prinz könne mit dem Vormarsch zur Maas allzusehr zögern und den Feind entkommen lassen, als daß er zu schnell nach Westen eile. Meldungen, die von Truppenlagern bei Metz sprachen, wurden ihm nicht zugesendet, sondern schon vorher angehalten, weil man sie für falsch hielt.

Die Schlacht vom 14. August bewies zwar, daß jedenfalls noch ansehnliche französische Streitkräfte an diesem Tage östlich von Metz gestanden hatten. Aber der Ausgang des Kampfes ließ an beschleunigten Abmarsch glauben. Noch am 15. August gegen Mittag telegraphierte Moltke an Friedrich Karl: „Franzosen vollständig nach Metz hineingeworfen und wahrscheinlich jetzt schon im vollen Rückzuge auf Verdun." Jedem unparteiischen Ohre klingen die letzten Worte wie eine Mahnung zur Beschleunigung des Marsches nach Westen. Wer konnte auch ahnen, daß elementare Fehler in einfachen Marschanordnungen das feindliche Heer noch am 15. August an die nächste Umgebung von Metz bannen könne, daß geheime Wünsche in Bazaines Herzen ihn diesen Mißstand nicht als eine Gefahr empfinden ließen. Es war folgerichtig, die Franzosen, wie Moltke es ausdrückte, im vollen Rückzuge auf Verdun zu glauben.

Der Prinz hatte bis dahin noch an seinen Zweifeln festgehalten: jetzt gab er sie auf: „Wenn ihr tüchtig ausschreitet, so könnt ihr die gestern geschlagenen Truppen noch einholen und ihnen den Weg nach Paris verlegen" — mahnte er am Nachmittage des 15. August seine Brandenburger, in deren Lager er geritten war, um sie zu begrüßen.

Das war richtig gedacht, konnte nicht anders gedacht werden, und es ist gegen das Verhalten der II. Armee nichts einzuwenden — bis auf eines vielleicht. Aber ich gestehe sogleich, daß auch diese Kritik auf Treppenwitz beruht, und sie wird nur erwähnt, um eine wichtige Frage anzuregen. Nicht nach Bouxières und Cheminot zur 6. Infanterie-Division, sondern in die Gegend westlich Metz zur Kavallerie hätte Prinz Friedrich Karl am 15. August 1870 reiten sollen. Dort würde er, wie General v. Rheinbaben, dessen Meldung ihn nicht erreichte, die großen französischen Lager bei Rezonville und Vionville erkannt und die Wirklichkeit vor Augen gehabt haben. Von dort konnte er am ehesten einen vorzeitigen Angriff mit ungenügenden Kräften auf den überlegenen Feind verhüten und die Verstärkungen heranrufen, um seinen Sieg zu sichern.

Dem steht nun die Regel der Kunst entgegen, daß der Oberbefehlshaber sich in der Mitte seines Heeres, allen Teilen etwa gleich erreichbar, aufhalten und stets zu finden sein soll. Sein Hauptquartier darf er nicht verlassen oder

sich wenigstens nicht weit davon entfernen. Das ist im allgemeinen auch richtig. Marschall Oyama, der seine Schlachten von den Kohlengruben von Jentai oder seinem Hause in Schiliho an der Mandarinenstraße aus lenkte, wird heute vielfach als Beispiel angeführt. Und doch gibt es Ausnahmen, und solch eine Ausnahme bildete der 15. August. Sie werden eintreten, wenn in kritischen Augenblicken der Feldzug eine neue Wendung erhält und der Feldherr an die Stelle gehört, von welcher aus er am ehesten und sichersten, nach persönlichen Eindrücken beurteilen kann, was nun geschehen müsse. Meldungen, die durch ein Sieb von Zwischenbehörden gehen, werden nie den eigenen Augenschein ersetzen. Ist alles neu geordnet, so mag der Feldherr auf den alten, für den laufenden Betrieb der Heerführung geeigneten Platz zurückkehren [1]).

In letzter Stunde am späten Abend des 15. traf bei Friedrich Karl in Pont à Mousson noch Moltkes Mitteilung ein, daß die Früchte des Sieges vom 14. durch eine kräftige Offensive der II. Armee gegen die Straßen von Metz über Fresnes und über Etain nach Verdun zu ernten sein würden, und dem Oberkommando wurde überlassen, „eine solche mit allen verfügbaren Mitteln nach eigenem Ermessen zu führen." Zu einigen vervollständigenden Maßregeln gab dieser Wink auch Anlaß, zu entscheidenden Änderungen dagegen nicht; diese sind aber auch von Moltke nicht für erforderlich erachtet worden, der in der Nacht Kenntnis von den getroffenen Maßregeln erhielt.

So geschah es, daß in der Schlacht von Vionville am 16. August nur Teile der II. Armee auf des Feindes Hauptmacht stießen und die übrigen weiter rückwärts ihre Richtung nach Westen noch verfolgten. Dem Irrtum ist auch der größte Feldherr unterworfen; denn das Element des Krieges ist die Ungewißheit. Nur den trifft ein Vorwurf, der beim Erkennen der Wirklichkeit die Ruhe der Seele und die Klarheit des Geistes verliert. Als Prinz Friedrich Karl nach dem berühmten schnellen Ritt von Pont à Mousson aus auf dem Schlachtfelde eintraf, und er den veränderten Stand der Dinge mit einem Blick übersah, erkannte er sogleich, daß das Schicksal der nächsten entscheidenden Tage davon abhinge, ob die Minderheit sich gegen des Feindes Überlegenheit dort werde behaupten können, wo sie im Augenblick stand. Dies Ziel hielt er mit unvergleichlicher Standhaftigkeit bis zum Ende des Kampfes fest und hat es erreicht; mehr war nicht zu tun.

Des Prinzen Auftreten während des blutigen Ringens habe ich früher geschildert [2]). Ich wiederhole von dort nur den einen Satz: „An seiner ruhigen Zuversicht richteten Heer und Führer sich auf." Bezeichnend für seine Ansicht sind die Worte, die er sieben Jahre später an General v. Stülpnagel, den Kommandeur der 5. Division, von Vionville schrieb: „Derjenige wird Sieger bleiben, der am längsten die Kontenance, den Willen zum Siege behält, und ich hoffte, persönlich zäher zu sein als Bazaine." Diese Hoffnung hatte nicht getäuscht.

[1]) In „Krieg und Heerführung" (Berlin, Decker, 1901) habe ich meine Ansichten darüber zu entwickeln versucht.

[2]) Deutsche Rundschau, 36. Jahrgang, Heft 9.

Nach kurzer Nachtruhe in dem von Verwundeten überfüllten Gorze war Prinz Friedrich Karl mit anbrechendem Tage wieder auf der Hochfläche, auf der die Schlacht stattgefunden hatte. Der Prinz sah schärfer als viele seiner Offiziere, die einen Angriff der Franzosen befürchteten. Er hielt ihn für unwahrscheinlich. Einmal, kurz nach 6 Uhr, schien es, als solle er im Unrecht sein. Französische Schützenketten begannen vorzugehen, geschlossene Abteilungen folgten. Doch es scheint sich nur um eine Maßregel zum Schutze der Krankenträger gehandelt zu haben, die Verwundete auf der Wahlstatt suchten. Sie verschwanden; das der dünnen deutschen Schlachtlinie gegenüber liegende Dorf Rezonville wurde vom Feinde geräumt. „Jetzt erst können wir sagen, daß wir die große Bataille gewonnen haben," äußerte Friedrich Karl, als er die Nachricht erhielt, und ein Schimmer der Freude flog über sein tiefernstes Antlitz.

Gleich danach erschienen Moltke und der König. Das Wiedersehen war ein bewegtes. „Der Prinz wollte des Königs Hand küssen, doch dieser zog ihn tiefbewegt an sein Herz." Dann erstattete Friedrich Karl Bericht über die Schlacht. Daß die beiden großen Heeresstäbe sich mischten, war nicht glücklich. Es gab viel zu berichten, zu hören und zu beantworten; die Verantwortlichkeit verwischte sich. Bei der II. Armee wartete man auf Befehle des Königs; im großen Hauptquartier mag die Vorstellung geherrscht haben, daß alles zunächst Notwendige von seiten der II. Armee geschehen werde. So kam es, daß der 17. August, an dem die Franzosen in die Linien von Amanvilliers zurückwichen, nicht hinreichend benutzt wurde, um ihren Verbleib aufzuklären und die große Schlacht des 18. August in neuen Zweifeln über ihre wahre Stellung begann.

Daß man den Kampf am 17. nicht fortsetzte, zu dem in der Frühe auch die hinreichenden Kräfte fehlten, kann hingegen gebilligt werden. Beinahe alle Generale, die nach langem, schnellem Marsche mit fast erschöpften Truppen ankamen, rieten dazu. „Es war sehr glücklich und günstig, daß wir nicht schon am 17. angriffen, sondern die Verstärkungen abwarteten und ruhten," notierte der Prinz schon zwei Tage darauf.

Am 18. früh um 5 Uhr nahmen die Bewegungen wieder ihren Fortgang und führten zu einer großen Rechtsschwenkung der vereinigten Heere gegen Metz hin, je nachdem sich das Bild der französischen Schlachtstellung mehr und mehr entschleierte. Gravelotte — St. Privat wurde bekanntlich mit verkehrten Fronten geschlagen, wie einst Jena von uns. Solche Schlachten pflegen für eine der beiden kämpfenden Parteien stets verhängnisvolle Folgen zu haben. Um 12 Uhr begann der Kanonendonner bei Verneville vor der Mitte der französischen Linie. Dem Prinzen fiel bekanntlich die Hauptaufgabe des Tages zu, die Entscheidung durch eine Umfassung des feindlichen rechten Flügels von Norden her zu geben. Die französischen Linien aber dehnten sich dorthin viel weiter aus, als es auf deutscher Seite erkannt worden war. So mußte die umfassende Bewegung gleichfalls mehr ausgreifen und schwächte sich damit. Nicht das Garde- und das Sächsische Korps führten sie gemeinsam aus, sondern am Ende nur ein Teil des letzteren, der wirklich die Flanke der Franzosen erreichte und mit der Aufrollung ihrer starken Stellung begann.

Inzwischen war der bekannte verlustvolle Angriff der Garde in der Front erfolgt, der den Gegenstand so vieler literarischer Fehden gebildet hat. Gedacht und gewollt war er richtig. Das IX. Korps unter General v. Manstein hatte in der Mitte einen schweren Stand; es mußte entlastet werden. Die Garden zu seiner Linken konnten allein dazu beitragen. Die Notwendigkeit für die Sachsen, den großen Umweg zu machen, den sie gewählt hatten, ließ sich beim Oberkommando nicht übersehen, die Gründe, warum sich ihre Einwirkung noch nicht fühlbar machte, im Augenblick nicht erkennen. Aber der Tag ging zur Neige; und doch mußte die Schlacht noch vor Dunkelheit entschieden werden, das fühlte ein jeder beim Anblick der Armee deutlich heraus. Lange gezögert, überlegt, abgewartet, aufgeklärt konnte nicht mehr werden. Beim Gardekorps war der Entschluß gefaßt, St. Privat zu erstürmen, und der Prinz hieß ihn gut; wer sich in seiner Nähe befand, fühlte wie er und stimmte ihm bei. Der Kritiker, der in der Stille seines Arbeitskabinetts auf dem Plan Stellungen und Bewegungen beider Parteien vor sich hat, weiß es besser und tadelt. Das ist leicht und auch nützlich, um die Erfahrung zu bereichern und zu lernen, welchen Täuschungen selbst der schärfste Blick auf dem Schlachtfelde unterliegen kann. Um aber den Menschen, den Feldherrn zu beurteilen, ist es notwendig, sich auf seinen Platz, in seine Seele und mitten in die Handlung hinein zu versetzen. Dort sehen die Dinge ganz anders aus, wie hinterdrein von außen her.

Vielleicht wäre der Angriff der Garden noch hinausgeschoben worden und dann weniger blutig verlaufen, wenn Prinz Friedrich Karl sich nach der Wegnahme von St. Marie aux Chênes, das St. Privat gegenüberliegt, und von wo man das Schlachtfeld weiter nach Norden übersieht, auf den linken Flügel begeben hätte. Hier, wo die Entscheidung lag, wäre die überraschende Ausdehnung der französischen Schlachtlinie, der Zwang für das sächsische Korps zu seinem langen Marsch, aber auch das nahe Bevorstehen seiner kräftigen Mitwirkung zu erkennen gewesen. Leider hielt der ernste Stand der Dinge in der Mitte den Prinzen dort fest. Der Gott der Schlachten wollte es nicht anders.

Und trotz allem ist es heute nicht mehr zu entscheiden, ob das Zögern den gewünschten Erfolg gehabt haben würde; denn der Stoß in der Front förderte und beschleunigte die Umfassung, die ohne ihn möglicherweise noch vor St. Privat die Dunkelheit hätte hereinbrechen sehen.

Vorausschauend hatte der Prinz nach dem linken Flügel die Mahnung gesandt, Kavallerie bis ins Moseltal hinabzusenden, dort Eisenbahn und Telegraph zerstören zu lassen und womöglich die Straßen zu sperren, um so den Franzosen den einzigen Ausweg von Metz zu nehmen. Dies wäre „für die Entscheidung des Feldzuges von größter Wichtigkeit". Es folgte in der Dunkelheit noch ein kurzer Befehl an die Armee, während der Nacht gegen französische Durchbruchsversuche auf der Hut zu sein. Dann ritt Friedrich Karl nach Doncourt, wo er sein Hauptquartier nahm und noch vor der Ruhe in sein Tagebuch notierte: „Die Armee war heute dreimal so stark als vorgestern und stärker als der Feind, der vielleicht durch die Garnison

von Metz verstärkt war. Er schlug sich nicht so zähe als am 16.; namentlich fehlten die Offensivstöße. Auch fing der Kampf beim IX. Korps erst um 12, beim Gardekorps erst kurz vor 3 Uhr an, so daß die Verluste nicht so bedeutend sein werden. Ich schätze sie beim IX., Garde- und XII. Korps auf 10000 Mann" [1]).

Die Nacht verlief wider Erwarten ruhig. Die französische Armee unternahm keinen Vorstoß mehr; sie flutete nach Metz zurück und lagerte sich unter dem Schutze der Festungswerke. Es begann die mühevolle Zeit der Einschließung des großen Waffenplatzes und der Armee Bazaines.

Für Prinz Friedrich Karl begann eine schwere Zeit der Selbstüberwindung. Während die neugebildete Maasarmee der Festung und den bald verpesteten Schlachtfeldern den Rücken kehrte, um, wie man annahm, zu kurzem glänzenden Siegeszuge nach Frankreich hineinzumarschieren, mußte er das „Schließeramt" übernehmen. Das war ganz gegen sein Temperament. „Der ehrenvolle und schwierige Auftrag, vor Metz zu bleiben und hier die Sache zu Ende zu führen, ist mir fatal, weil der Verband der II. Armee zerrissen wird, und weil mein Schicksal mich wie vor Düppel, meinen Neigungen und Charakter zuwider, vor eine Festung bannt, worin eine Armee." Man versteht des Prinzen Empfindungen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß alle Welt damals glaubte, der Krieg werde nun bald zu Ende sein, und er es als natürlich ansah, daß er dieses Ende in der Untätigkeit vor Metz erleben werde. Dazu kamen die großen Verluste der Armee, die ihn, der trotz einer oft rauh erscheinenden Außenseite ein warmes, ja weiches Herz in der Brust trug, tief bewegten. Am Morgen der Schlacht vom 18. hatte er an den frischen Gräbern seiner Brandenburger die daneben stehenden Soldaten gemahnt: „Wie oft habe ich euch auf die Zeiten hingewiesen, wo es heißen wird, auch ohne Offiziere seine Schuldigkeit tun. Hier liegen diese, und ihr seid jetzt so weit. Aber ich erwarte und weiß von euch, daß ihr, wenn ich wieder befehle, euren Mann stehen werdet." — „Viele, viele liebe und gute Offiziere und Kameraden verloren!" Am herbsten empfand er den Tod seines Adjutanten und Freundes, des Obersten v. Erckert, der an der Spitze des Gardefüsilierregiments bei St. Privat gefallen war. Er suchte dessen Grab auf, um an Stelle eines Lorbeerzweiges ein grünes Buchenreis darauf niederzulegen. „Wohl ihm! Er starb den Heldentod und ist nun über irdische Sorgen hinweg. Ich tauschte gleich mit ihm!"

Aber nicht nur Freunden und Offizieren galt seine Klage. Rührend ist, wie er sich bemüht, das Schicksal eines seiner ehemaligen Lakaien zu erfahren, der als Unteroffizier der Zietenhusaren bei Vionville schwer verwundet worden und in Feindes Hand gefallen war. Zuletzt schrieb er darum an Bazaine selbst und erfuhr nun die Todesnachricht. Bazaine sandte den geringen Nachlaß des Verstorbenen mit hinaus, darunter einen Briefumschlag, der die Aufschrift an den damals noch kleinen Prinzen Friedrich Leopold trug.

[1]) Diese Schätzung blieb bekanntlich noch um etwa 4000 Mann hinter der Wirklichkeit zurück.

„Alles dies hat mich wieder tief bewegt und sehr trübe gestimmt. Er war ein so treuer Mensch, mir so ergeben und hatte auf meinen Sohn, wie eine Art Erzieher, so liebevoll, geschickt und männlich-schneidig eingewirkt. Ich bin ihm so dankbar und darf ihn nie vergessen. Diese Adresse an meinen Sohn von seiner Hand auf einem Kuvert, vielleicht aus seinen letzten Tagen, läßt darauf schließen, daß er an ihn dachte und an ihn schreiben wollte. Wie schade, daß er es nicht mehr ausgeführt. Friede sei mit ihm! Ehre seinem Andenken!"

Selbst die Siegesnachricht von Sedan vermochte den Prinzen nicht über die trüben Empfindungen seiner Seele hinwegzuheben. Als das anfänglich unglaublich Erscheinende sich über Erwarten in vollem Umfange bestätigte, war es menschlich, daß er seinem Tagebuch den Klageruf anvertraute: „Und ich bin vor Metz!"

Der Beginn der Ausfallschlacht von Noisseville erweckte in ihm vorübergehend die trügerische Hoffnung, daß er der Einschließung enthoben und zur Verfolgung der durch die deutschen Linien hindurchgebrochenen französischen Armee frei werden könne. Aus jener Schlacht stammt die merkwürdige Aufzeichnung, die durch den mandschurischen Krieg neues Interesse gewonnen hat: „Die Gefechte von Noisseville geben zu denken in bezug auf die Taktik der Zukunft, bei Nacht muß man sich, auch mit Bajonett, der Positionen bemächtigen, die man bei Tage defensiv behauptet."

Bazaine blieb in der Festung. Der Prinz gewann bald die Überzeugung, daß er dort verharren und die Befreiung durch die vereinigten Kräfte Frankreichs abwarten werde. Nach der Mitte des September finden sich schon dies andeutende Aufzeichnungen vor. Freilich wurde es bei den Vorposten täglich lebhafter, der Dienst aufreibender und die andauernde Spannung immer schwerer zu tragen. Die Lage des Prinzen, der täglich eine neue große Schlacht unter nicht gerade günstigen Umständen erwarten mußte, erforderte mehr und mehr Ruhe und Geduld. Aber allmählich klärte sich doch die Zukunft; die Aussicht wurde deutlicher, daß der Prinz das Ende der Dinge vor Metz noch während der Fortdauer des Krieges erleben und die Früchte seiner mühevollen Feldherrnarbeit ernten werde. Die Größe seiner neuen Aufgabe gewann schließlich seine ganze Seele. Sein Armeebefehl vom 16. Oktober beginnt schon mit den Worten: „Es hat den Anschein, als wenn die entscheidenden Tage für die Armee von Metz jetzt herannahten." Ein verzweifelter Durchbruchsversuch des Feindes wurde im deutschen Lager aber immer noch erwartet. Bazaine hätte ihn nicht unterlassen dürfen, der schwächlichen Kriegsphilosophie, die das Vermeiden unnützen Blutvergießens predigt, zum Trotz. Freilich war es unmöglich, daß sich die ganze eingeschlossene Armee gemeinsam befreite. Im glücklichsten Falle wäre sie draußen ohne den Troß angekommen, der ihr die Versorgung mit Schießbedarf und Lebensmitteln ermöglichte. Sie hätte sich bald auflösen müssen. Aber wenn auch nur der Oberbefehlshaber mit einem geringen Teil seines Heeres sich den Weg nach Frankreich bahnte, so hätte dies schon den größten Eindruck im Lande gemacht, den Widerstand entflammt und für die Zukunft

ein leuchtendes Beispiel gegeben. An Osman Paschas letztem verzweifelten Ausfalle aus Plewna richtet die türkische Armee sich heute noch auf.

Die diplomatischen Verhandlungen, welche auf eine Neutralisierung der Armee Bazaines als Stütze des Kaiserreichs im Innern Frankreichs und als Werkzeug beim Abschluß eines annehmbaren Friedens hinausliefen, beunruhigten den Prinzen zeitweise ernsthaft von neuem. Er fürchtete, daß der Feind auf diese Art unüberwunden davonkommen und ihm und seinem Heere der Lohn für die Standhaftigkeit und Ausdauer der letzten beiden Monate entgehen könne. Doch die Versuche, ein Einverständnis zu erzielen, scheiterten, und sie hatten sogar das Gute, durch den Zeitverlust beim Abwarten die französische Armee in immer größere Not zu bringen. Als General Changarnier am 24. Oktober im Hauptquartier des Prinzen zu Corny erschien, um ein militärisches Übereinkommen zu erbitten, war ihre Widerstandskraft schon gebrochen. Tags darauf sandte Bazaine den General de Cissey, einen seiner Divisionskommandeure, der die durch General v. Stiehle geforderten Kapitulationsbedingungen von Sedan schroff zurückwies. Eine neue Zusammenkunft wurde nicht einmal verabredet. Trotzdem sah Prinz Friedrich Karl klar. Er erwartete keine Verzweiflungstat der Franzosen mehr, mahnte aber telegraphisch dennoch seine Truppen zur Bereitschaft. Unter dem 26. Oktober finden wir verzeichnet: „Der strömende Regen dieser Nacht, so oft mein treuer Alliierter im Kriege, verhinderte die Feinde, etwas zu unternehmen, und so wird es wohl heute zu Ende sein."

Am 27. Oktober 1870 wurde die für alle Zeiten denkwürdige Kapitulation abgeschlossen. Prinz Friedrich Karl war am Ziel seines Sehnens. Metz war gefallen, der Feind überwunden, das stärkste französische Heer in Gefangenschaft, das eigene verfügbar zur Teilnahme an den weiteren Unternehmungen im freien Felde.

Dem Könige wurde sogleich Meldung erstattet. Seine Antwort traf am 28. während der Mittagstafel im Hauptquartier Corny ein. Sie schloß, an den Prinzen persönlich gerichtet, mit den Worten: „Um Dich und Deine Armee für so große Leistungen zu ehren, ernenne ich Dich hiermit zum Generalfeldmarschall, welche Auszeichnung ich gleichfalls meinem Sohne, dem Kronprinzen verleihe." Mit sichtlicher Bewegung erhob sich Friedrich Karl, trank auf das Wohl seines Königlichen Oheims, aber auch — und dies ist bezeichnend für seine dankbare Sinnesart — auf das Wohl des Generals v. Stiehle, dessen „rastlose Tätigkeit und eminente Talente" ihm zu diesem Erfolg verholfen hätten.

Doch dabei ließ er es nicht bewenden. In dem Dankschreiben, das er an den König richtete, betonte er, wieviel er seinem Generalstabschef schulde, wie sehr dieser zu seinen Erfolgen beigetragen habe. „Was vor Metz geschehen, ist das Verdienst der Einsicht und Energie des Generals v. Stiehle in allererster Linie, eines Generalstabsoffiziers, den Euer Majestät ebenso kennen wie ich, den ich mich aber verpflichtet halte, der Gnade Eurer Majestät in ganz besonderem Grade zu empfehlen. In dem Preußen Friedrichs des Großen avancierte man die Männer, die man brauchen konnte, was nützlicher

war, als Orden zu geben. Ich glaube es nicht, daß es Neid und andere Gefühle als Freude erwecken würde, wenn dieser beinahe jüngste Generalmajor, wie Seydlitz seinerzeit, zum Generalleutnant avancierte."

Mit dieser Bitte hat der Prinz sich und gleichzeitig seinen vornehmsten Gehilfen geehrt. Es ist kein Zweifel, daß er über diesen nicht ein Wort mehr gesagt hat, als er wirklich empfand, und auch kein Zweifel, daß Stiehle die unbedingte Anerkennung verdiente. Der Prinz hatte ihn seinerzeit nicht gewählt, aber seine Wahl hätte keinen besseren Mann treffen können. Neben seinen bedeutenden militärischen Eigenschaften waren es die des Charakters, welche den General besonders geeignet machten, Friedrich Karl als vertrauter Berater zur Seite zu stehen. Viele Bemerkungen im Tagebuche deuten dies an. Die Harmonie zwischen beiden Männern war eine vollkommene. Stiehle allein hatte es auch verstanden, den Prinzen die Bitterkeit überwinden zu lassen, die er anfangs über seine Belassung vor Metz empfand. Im vertrauten Kreise verglich Friedrich Karl seinen Stabschef einmal mit Blumenthal und gab ihm den Vorzug. Die dem Könige unterbreitete Bitte ward freilich versagt.

Die Ernennung zum Feldmarschall war in des Prinzen Dasein von besonderer Bedeutung. Der Mensch, der keinen Wunsch hat, hat auch keine Götter. Sein Wunsch aber war es, gerade diese militärische Würde zu erlangen. Mehrfach widersprach er im Freundeskreise der landläufigen Annahme, daß ein Hohenzollernsches Hausgesetz sie den Königlichen Prinzen vorenthalte, eine Annahme, die wohl daher entstand, daß der große König seinen Bruder Heinrich nicht zum Feldmarschall erhob. Schon 1866 hatte Friedrich Karl im stillen auf den Marschallstab gehofft und war enttäuscht worden. „Sollte ich es endlich erreicht sehen, mein altes Sehnen, mein einziges Dichten und Trachten, das nämlich, Feldmarschall zu werden?" — hatte er damals niedergeschrieben und konnte nun verzeichnen: „Also habe ich jetzt eines der Ziele meines bewegten Lebens erreicht."

Am 29. Oktober fand die Übergabe der Festung sowie der Ausmarsch und die Waffenstreckung des überwundenen Heeres statt. Der Prinz wohnte ihr bekanntlich in Person südlich Metz bei, wo die Kaisergarde an ihm vorüberzog. „Heute war ein interessanter und bedeutungsvoller Tag. Ein Stück Weltgeschichte rollte sich ab vor meinen Augen," notierte er darüber.

Mit einem in herzlichen Worten gehaltenen Befehle entließ der Prinz die vor Metz versammelten Armeen, die sich trennten, um eine jede neuen Aufgaben entgegenzugehen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Einigung Italiens.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Von

Walter Friedensburg.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit das Königreich Italien sich gebildet, seit Italien aufgehört hat, nur ein „geographischer Begriff" zu sein. Das Land der Vergangenheit, der ungeheuren Erinnerungen und der großen Toten ist vor fünfzig Jahren mittels einer Folge wunderbarer und mit erstaunlicher Schnelligkeit verlaufener, aber lange und sorgfältig vorbereiteter Ereignisse als eine jugendfrische Großmacht in den flutenden Strom des europäischen Staatenlebens eingetreten. Von den Alpen bis zum Südmeer rüstet sich Italien, das Gedächtnisjahr dieser Entwicklung feierlich zu begehen. Aber die Tragweite jener Vorgänge von 1859—1861 ist nicht auf das Land selbst beschränkt, in dem sie sich abgespielt haben; sie haben zugleich die endgültige Sprengung des Staatensystems des Wiener Kongresses herbeigeführt und Raum zu neuen Bildungen geschaffen — vor allem in unserem Vaterlande, wo, wie es Italiens größter Staatsmann schon damals vorausgesehen und vorausgesagt hat, die Einigung Italiens in kurzem zeitlichen Abstand ihre Ergänzung in dem Zusammenschluß des deutschen Volkes, in der Begründung des Deutschen Reiches gefunden hat.

Durch den breiten Gürtel der schneebedeckten Alpen von den Zentralländern Europas scharf abgeschnitten, dazu von drei Meeren umspült, scheint Italien von der Natur zu einem Einheitsstaat geradezu erwählt und vorausbestimmt zu sein. Aber seine Geschichte hat durch lange Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit diese Naturanlage Lügen gestraft und die Halbinsel der Zerstückelung, ihre Bewohner aber kläglicher Dienstbarkeit gegen die Fremden zugeführt. Es war der Schatten einer gigantischen Vergangenheit, der Revers der Herrscherrolle, die Italien im Altertum gespielt, was in den folgenden Epochen auf seinem Boden keine einheitliche Herrschaft nationalen Charakters aufkommen ließ. Italien, der Mittel- und Ausgangspunkt des letzten und umfassendsten der antiken Weltreiche, wurde, nachdem die Römerwelt in Trümmer zerfallen war, der Sitz des universellen

Papsttums und zugleich ein Anhang des abendländischen, germanischen Kaisertums. Neben diesen beiden Gewalten und gegen sie vermochte eine stärkere nationale Gewalt sich nicht zu bilden. Wohl entschädigte das Geschick Italien für das, was es ihm dergestalt versagte, in mannigfacher Weise. Statt eines einzelnen großen Mittelpunktes erwuchsen zahlreiche kleinere, die sich wetteifernd zu Stätten eines ungemein regsamen Lebens und blühender Kultur erhoben; auf vielen Gebieten wurde Italien das Muster, die Schule für Europa. Von ihm ging auch die große geistige Revolution am Ende des Mittelalters aus; auf seinem Boden erwuchsen Männer wie der Genuese Cristoforo Colombo und der Venetianer Sebastiano Cabotto, die in den folgenreichen Entdeckungen neuer Kontinente den Reigen führten.

Aber gerade in diesem Zeitalter, da sich der italienische Geist so glänzend bewährte, ging zu der Einheit, die das Land schon so lange entbehrte, auch die Freiheit, die nationale Unabhängigkeit verloren, deren sich Italien bis dahin wenigstens tatsächlich erfreut hatte. Die beiden abendländischen Großmächte der Zeit, die französische und die spanisch-österreichische, setzten sich im Kampfe wider einander auf italienischem Boden fest und machten die schönsten Distrikte der Halbinsel zu ihren Provinzen. Im Laufe der Zeit trug Spanien über seinen Nebenbuhler das Übergewicht davon und die finstere spanische Bigotterie lagerte sich auf die Fluren Italiens, erstickte das reiche Leben, das hier einst aufgesprossen war, und beugte den stolzen emporstrebenden Geist, der die Italiener des Mittelalters ausgezeichnet hatte. Die Insassen des schönen Landes wurden zu gehorsamen Untertanen ihrer fremden Herren, und wenn nur diese, wie es ja im Charakter des „aufgeklärten Despotismus" lag, die Fessel, mit der das Volk geknechtet war, ihm nicht allzu tief in das Fleisch schneiden ließen, so war es mit seinem Knechtesloos anscheinend zufrieden und ausgesöhnt und von nationalen Regungen und Hoffnungen war kaum die Rede. Ganz schlief freilich der Genius des Landes nicht; in seinem Dienste stand z. B. der unermüdliche Lodovico Antonio Muratori zu Modena, der seinen Landsleuten in einer monumentalen Sammlung die originalen Quellen ihrer ruhmvollen mittelalterlichen Vergangenheit vorlegte und aus umfassender Kenntnis eine „italienische Geschichte" schuf, der — ebenfalls von Modena aus — Girolamo Tiraboschi eine Geschichte des italienischen Geistes, soweit sich dieser in der Literatur gezeigt, an die Seite stellte. Unmittelbarer noch wandten sich an das Volk die Werke nationaler Dichter: Metastasio schuf die italienische Komödie, Vittorio Alfieri aber das italienische Drama nach antiken Mustern und mit dem ausgesprochenen Zweck, seine verweichlichten, dem tätigen Leben abgewandten und großer Affekte entbehrenden Landsleute aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln und ihnen das Blut lebhafter durch die Adern zu treiben.

Die Poesie Alfieris steht nun aber bereits unter der Einwirkung des großen Ereignisses, das eine neue Epoche für die abendländische Menschheit heraufgeführt hat, der französischen Revolution, die, nach allen Seiten ausstrahlend, auch Italien erschütterte und den gewaltigsten Umschwung einleitete. Begierig lauschte das Volk den neuen Schlagworten von Menschenrechten,

von Freiheit und Gleichheit — die um so verlockender in seine Ohren drangen, als es sich von diesen Gütern fast gänzlich ausgeschlossen sah. Dann aber zog der Wirbel der Revolution Italien auch politisch in seine Kreise, zertrümmerte die Herrschaft Österreichs, des Erben der spanischen Macht auf dessen Boden, verjagte die Fürsten der Halbinsel und schloß große Teile der letzteren unter dem lang verklungenen Namen eines „Königreichs Italien" unter einer Herrschaft zusammen. Dazu brachten die Franzosen einheitliches Recht und gleiche Grundsätze der Verwaltung überall hin nebst zahlreichen anderen, vom modernen Geiste geborenen Neuerungen.

Leider nur schwanden mit der Franzosenherrschaft diese Errungenschaften schnell wieder dahin, und Italien mußte willenlos und ungefragt aus den Händen der zum Wiener Kongreß versammelten Großmächte, der Besieger Napoleons, sein Schicksal entgegennehmen, das gar herbe ausfiel. Besonders verhängnisvoll wurde es, daß die Sieger planmäßig den Einfluß Österreichs, als des alten Rivalen der französischen Macht, zu stärken unternahmen. Diesem Zwecke wurden die Wünsche und Interessen der Italiener skrupellos zum Opfer gebracht, in dem Maße, daß die Gewalthaber in Abrede stellten, daß es überhaupt ein Italien in politischer Hinsicht gäbe. So wurde nicht nur die Herrschaft Österreichs in der Lombardei hergestellt, sondern auch das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig nebst dieser Stadt selbst dem Doppeladler untergeben, so daß der fremde Besitz, der noch durch das berüchtigte Festungswerk an Etsch und Mincio einen unvergleichlichen Schutz erhielt, die fortgeschrittensten Völker und die bestkultivierten Landschaften der Halbinsel in sich schloß. Dazu kam, daß Glieder der habsburgischen Dynastie außerdem als Nachfolger der im 18. Jahrhundert und im Anfang des 19. ausgestorbenen einheimischen Fürstenhäuser der Farnese, Este und Medici die Throne der Herzogtümer Parma-Piacenza und Modena-Reggio sowie des Großherzogtums Toskana besetzten. So blieben an unabhängigen Staaten, außer dem Papsttum, nur das Königreich Sardinien unter einer einheimischen Dynastie und das Doppelreich der „beiden Sizilien" übrig, wo ein französisches Geschlecht, ein Zweig der Bourbons, von der Restauration auf den Thron zurückgeführt wurde. Als nationale Macht konnten diese Bourbons nicht zählen; sie waren die eifrigsten, sich den Tendenzen der „heiligen Allianz" anzuschließen und standen in volksfeindlichem Absolutismus hinter keiner der hergestellten Regierungen zurück. Welche der letzteren freilich in dem Wüten gegen die französischen Institutionen und in verständnisloser Erneuerung des vorrevolutionären Zustandes den Preis verdiente, wäre nicht ganz leicht zu entscheiden. Genug, in allen Staaten der Halbinsel wurden die heilsamen Reformen, die die Franzosenzeit gebracht, soweit sie wenigstens nicht den Zwecken des Absolutismus dienten, bis zur verbesserten Beleuchtung in den Theatern herab beseitigt, und auch von irgend welchen Rechten der Völker war nicht mehr die Rede; ja, die Zügel des Regiments wurden viel schärfer als vor 1789 angezogen; nur für den Herrscher gab es Rechte, und zwar schier unbegrenzte, den Beherrschten aber lagen lediglich Pflichten ob, vor allem die des strikten Gehorsams gegen die Verfügungen

der Obrigkeit. Die letztere rechnete mit dem tiefen Ruhebedürfnis, das sich nach den zwei Jahrzehnten unaufhörlicher Kämpfe und steter Umwälzungen der Welt bemächtigt hatte, und die Haltung der großen Masse schien auch die Weisheit dieser Rechnung nicht Lügen strafen zu wollen; sie nahm das Joch abermals geduldig auf sich.

Aber der alte Zustand ließ sich gleichwohl nicht zurückführen, die friedlich schlummernde Gesellschaft des 18. Jahrhunderts nicht erneuern. Napoleon hatte es, nach einem Wort des Dichters Ugo Foscolo, fertig gebracht, „die Italiener zu beleben, sie mit selbständigen Meinungen, Gesetzen, Waffen, mit dem Sinn für die Unabhängigkeit, mit der Sehnsucht nach einem freien Vaterlande und vor allem mit einer so raschen, fortschrittlichen Beweglichkeit auszustatten, daß sie in wenigen Jahren in ihren inneren Verhältnissen eine Veränderung aufweisen konnten, zu der unter anderen Umständen eine Arbeit von drei oder vier Generationen nötig gewesen sein würde!" Und in demselben Sinne konnte der Mailänder Patriot Federigo Confalonieri sagen: „Wir sind nicht mehr die, die wir vor zwanzig Jahren waren; wir können es auch nicht wieder werden, es sei denn, daß wir uns der Gewohnheiten und Gefühle entäußerten, die schon eingewurzelt und einer Nation wert geworden sind, die Geist und Energie und Leidenschaften besitzt, deren Erfahrung in den politischen Dingen und deren Vaterlandsliebe gewachsen ist, und die gelernt hat zu kämpfen!"

Mit anderen Worten: die Uhr der Zeit ließ sich nicht wieder auf den Stand von 1789 zurückschieben, und indem die restaurierten Regierungen Italiens das gleichwohl versuchten, riefen sie aus innerer Notwendigkeit Widerstände hervor, deren sie trotz rücksichtslosester Anwendung aller ihrer Machtmittel nicht Herr zu werden vermochten; vielmehr sind sie an diesen Widerständen zugrunde gegangen.

Freilich nicht auf einmal ist dieser Kampf entschieden und zum Austrag gebracht worden, sondern er hat anderthalb Menschenalter hindurch gewährt. Das ist die Epoche des „Risorgimento", ein Heldenzeitalter für die italienischen Patrioten, reich an hochherzigen Taten, an kühnem Einsetzen der ganzen Persönlichkeit für die höchsten Güter, reich auch an Tränen und Leiden. Hunderte erlesener Männer starben durch Henkershand, mehr noch verkamen in den scheußlichen Kerkern ihrer Zwingherrn oder wankten nach namenlosen Qualen als Schatten ihrer selbst daraus hervor, um diejenigen glücklich zu preisen, die in der Blüte der Jahre nach heroischem Widerstand in ungleichem Kampfe den Heldentod gefunden hatten; nach Tausenden und Zehntausenden aber zählten die Scharen derer, die, am Heile des Vaterlands verzweifelnd oder um sich für eine bessere Zukunft aufzusparen, in der Fremde ein Asyl suchten.

In Nacht und Verborgenheit regte sich zuerst die Opposition gegen die Ordnung von 1814. Aus den Kreisen der Verbannten des süditalienischen Königreichs, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, ging die Gesellschaft der „Köhler" (Carbonari) hervor, die sich von hier aus über die ganze Halbinsel verbreitete. Ihre Anhänger bildeten eine Sekte mit heimlichen Führern

und heimlichen Erkennungszeichen; ebensowenig faßbar waren aber auch ihre Ziele; doch gab die Gesellschaft einen Sammelpunkt für die Unzufriedenen aller Staaten ab. Und es dauerte denn auch nicht lange, bis an verschiedenen Stellen die Gärung zu offenen Ausbrüchen führte.

Hierbei aber trat schon ein bestimmteres Ziel hervor; die Frage der Verfassung, das Verlangen nach gesetzmäßiger Beteiligung des Volkes an der Regierung stand im Vordergrund. Die Liberalen der pyrenäischen Halbinsel hatten diese Frage zuerst aufgeworfen; von dort griff sie nach Italien hinüber, wo im Jahre 1820 zunächst Sizilien, dann auch Neapel sich erhoben und ihren König in so große Verlegenheit brachten, daß er widerwillig die spanische Verfassung von 1812, das Ideal der Liberalen jener Tage, gewährte. Nun regte sich auch Piemont, wo der alte kinderlose König Viktor Emanuel I. gleich beim ersten Aufflammen der Empörung das Feld räumte, indem er die Krone niederlegte und es seinem Bruder Karl Felix überließ, sich mit dem verdrießlichen Handel abzufinden. Hier jedoch verbanden sich weitere Hoffnungen mit der Bewegung. Man blickte bereits über den ebenfalls kinderlosen Karl Felix hinweg nach dem nächsten Thronanwärter aus, dem zweiundzwanzigjährigen Prinzen von Carignan, Karl Albert, der als ein Kind der Revolutionsepoche jenen Bestrebungen selbst zuzuneigen schien. In Karl Albert schien der vom Geschick auserwählte Mann sich darzubieten, um nicht nur sein Volk mit inneren Freiheiten zu begaben, sondern auch, auf die Liberalen gestützt, den Unabhängigkeitskrieg gegen Österreich zu eröffnen. Aber Karl Albert fand in der entscheidenden Stunde nicht den Mut, diese Rolle auf sich zu nehmen; er unterwarf sich dem König, und der Aufstand wurde bezwungen, während schon Österreich sich rüstete, hier einzugreifen, gleichwie es in Neapel im Einverständnis mit dem unwürdigen König eingegriffen und diesem ermöglicht hatte, die feierlich beschworenen Zugeständnisse, die er seinen Völkern gewährt hatte, alsbald zurückzunehmen.

So befestigte sich die Restauration; der Geist der Reaktion erstarkte in ganz Italien, und die liberale Opposition wurde in dem Grade entmutigt, daß sie noch neun Jahre später, als infolge der französischen Julirevolution Europa von neuen Freiheitshoffnungen ergriffen wurde, sich nicht zu regen wagte, sondern in ängstlicher Spannung auf Anstöße von außen wartete, die aber ausblieben. Nur in den päpstlichen Staaten kam es zu Erhebungen; die Patrioten vertrauten darauf, daß das neue französische Bürgerkönigtum die Intervention Österreichs in Italien fernerhin nicht zulassen werde. Aber sie wurden enttäuscht; Österreich ließ wiederum marschieren und stellte im Kirchenstaate die Ruhe ohne Schwierigkeiten her. Frankreich begnügte sich mit leeren Demonstrationen und der Besetzung von Ancona, die für einen Augenblick die Verhältnisse komplizierte, aber sich ohne Nutzen für die Sache der Freiheit erwies, die hoffnungsloser als je darniederlag.

Es kann nicht wundernehmen, daß in dieser Lage der Dinge sich Italien aufs neue der Verschwörung in die Arme warf. „Gott und das Volk"

ward das Feldgeschrei Giuseppe Mazzinis, der in den Fürsten das Unglück des Landes sah und den Plan faßte, aller Orten das Volk zum Umsturz des dynastischen Regiments aufzustacheln. Der Agitator stammte aus Genua. Diese Stadt, die Trägerin der stolzesten Erinnerungen, war durch den Wiener Kongreß dem sardinischen Staate einverleibt worden. Murrend nur fügten sich die Bürger diesem Geschick, und ihr neuer Herr fand in Genua seine steifnackigsten Untertanen; die Stadt wurde der Sitz des Radikalismus und die Brutstätte jeglicher Sonderung und Geheimbündelei. In dieser Atmosphäre wuchs der 1805 geborene Mazzini auf; seine besondere Richtung aber empfing er durch die Ereignisse von 1821; der Anblick von Teilnehmern der verunglückten Erhebung, die im Hafen von Genua umherirrend ein Schiff suchten, das sie in die Verbannung bringe, griff dem schwärmerischen Jüngling ans Herz und erfüllte ihn mit unstillbarem Hasse gegen die Herrschenden. Die Entwürfe aber, die seine feurige Seele erfüllten, gewannen festere Gestalt, als Mazzini etwa zehn Jahre später zum ersten Male mit der Polizei zusammenstieß und eine mehrmonatliche Haft verbüßen mußte. In der Muße seiner Zelle entwarf er den Plan zu einem neuen Geheimbunde, der das Werk der Befreiung der Halbinsel von ihren Tyrannen in Angriff nehmen sollte. In allen Staaten sollten Aufstände geschürt werden, das befreite Volk aber sich zu einer großen gesamt-italischen Republik um das vom Papste befreite Rom als Sitz und Mittelpunkt zusammenschließen. Mazzini mußte dann freilich, seiner Haft ledig, das Land meiden; doch hinterließ er bereits in Genua und anderswo begeisterte Schüler und Werkzeuge, und er selbst begann dann von Marseille aus die Halbinsel mit einer Flut aufreizender Schriften zu überschwemmen, die, von seinen Emissären unter Gefahr ihres Lebens verbreitet, die heißblütige Jugend in jener hoffnungslosen Zeit stark beeinflußten. Es bildete sich nun wirklich ein Bund der Tat, das „junge Italien" genannt, und in Kürze fingen die Mazzinisten an, sich den Regierenden bemerkbar zu machen; bald an dieser, bald an jener Stelle der Halbinsel loderte der Brand auf, geschürt von ein paar Hitzköpfen, die, in dürftigster, unzulänglichster Bewaffnung und Ausstattung, auf die Wirkung der Idee vertrauend, zur Empörung aufriefen, um von der regulären Gewalt meist ohne Schwierigkeit zu Paaren getrieben zu werden und entweder heroisch kämpfend zu fallen oder auf dem Hochgerichte ihr Verbrechen zu sühnen. Auch Mazzini selbst erfuhr, obwohl er sich sonst vorsichtig zurückzuhalten pflegte, einmal die herbste Enttäuschung. Er brachte nämlich im Anfange des Jahres 1834 in den Savoyen zunächst gelegenen Teilen der Schweiz und Frankreichs eine Schar von Abenteurern, vielfach Polen und sonstigen heimatlosen Flüchtlingen, zusammen und fiel mit diesen in Savoyen ein, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sein Erscheinen hier und in den übrigen Teilen der Monarchie, ja bis in die Lombardei hinein, einen allgemeinen Aufstand hervorrufen werde. Jedoch nichts davon geschah, kein Mensch rührte sich; beim ersten Zusammenstoß mit den piemontesischen Truppen aber lief der schlechtgerüstete Heerbann des Agitators kläglich auseinander. In der Folge verlegte Mazzini sein Hauptquartier nach London und wagte keinen größeren

Vorstoß mehr; doch fuhren zahlreiche Italiener fort, zu seiner Fahne zu schwören, und er blieb ein Faktor, mit dem zu rechnen war. Wenn jedoch die italienische Demokratie ihren Helden als den eigentlichen Vater des Gedankens der italienischen Einheit und die treibende Kraft des „Risorgimento" feiert, so schießt sie weit über das Ziel hinaus. Der Ursprung des Einheitsgedankens liegt lange vor Mazzini, unendlich oft ist, zumal in der Literatur seit Alfieri und Ugo Foscolo, dieser Gedanke ausgesprochen worden:

Liberi non sarem, se non sarem uni

sang schon 1821 Alessandro Manzoni in Mailand, und seine wie seiner Gesinnungsgenossen Worte fanden ein weites Echo im Lande, und vieler Herzen begeisterten sich, schon ehe Mazzini auftrat, an der Idee der Einheit als der Krönung des Gebäudes, das man aufzuführen sich sehnte. Von Mazzini dagegen kann es wohl zweifelhaft erscheinen, ob er die Erhebung Italiens mehr gefördert oder gehemmt hat. Durch die Verwerflichkeit seiner Mittel hat er Tausende von der Sache Italiens abgeschreckt und das grausame Vorgehen der Regierungen gegen die Patrioten mit einem Schein von Recht umgeben; vielfach hat er ferner die Wege der besonneneren Vaterlandsfreunde gekreuzt und ihnen ihr Beginnen erschwert, auch manche wackere Kraft verführt und ohne augenscheinlichen Nutzen für die Sache des Vaterlandes dem Henker überliefert. Auf der anderen Seite ist freilich auch nicht zu übersehen, daß die unerschütterliche Folgerichtigkeit, mit der der große Verschwörer an der Idee, daß Italien einig werden müsse, festhielt, und mit der er diesen seinen Gedanken immer wieder vor den Ohren seiner Landsleute ertönen ließ, ihre Wirkung auf die Masse des Volkes nicht verfehlt und der vaterländischen Sache manch einen zugeführt hat, der die Mittel, die Mazzini in Anwendung bringen wollte, durchaus verwarf.

Gleichwohl ist man nicht auf den Wegen des letzteren vorwärts gekommen, sondern festen Grund und Boden hat erst in den dreißiger und vierziger Jahren die stille und unverdrossene Arbeit der besonneneren Patrioten, der „Liberalen", gelegt. Nach und nach kehrte in diese Kreise die Zuversicht zurück, daß es doch einmal besser werden müsse im Lande. Auch die Zeit selbst schien für sie zu streiten; trotz Zensur und Grenzwacht stand sie nicht stille, sondern die Ideen von Freiheit und Gerechtigkeit machten ihren Weg. Vor allem war der Gedanke der Nationalität bereits eine Macht in Europa geworden. Mit welchem Feuer der Begeisterung war doch schon allerwärts der Befreiungskampf der Griechen gegen ihre türkischen Unterdrücker aufgenommen worden. Auch die Erhebung Belgiens, der Protest der Tat, den dieses kleine Land gegen das unsinnige Dekret des Wiener Kongresses, das es Holland unterwarf, eingelegt, hatte weitreichende Sympathien gefunden. Und wie floß alles über von Mitleid für die Polen, die sich heldenmütig, aber stets vergebens der Tatze des russischen Bären zu entziehen suchten! Auch die großen technischen Erfindungen, die damals in das Leben der Völker eindrangen, stritten wider die Reaktion; das Dasein wurde reicher und mannigfaltiger, der Blick weiter und umfassender; das geflügelte Rad aber führte schnell und leicht die

Gleichgesinnten zusammen, zerstreute Vorurteile und überbrückte landschaftliche Verschiedenheiten.

Unter der Gunst dieser Umstände überzog sich Italien mit einem Netz liberaler Organisationen, die durch ihre Vertrauensmänner miteinander Verbindung unterhielten und bald die maßgebenden Schichten der Bevölkerung, den Adel und den Mittelstand, zum überwiegenden Teile für sich gewannen. Es war eine Entwicklung, die sich in der Stille abspielte und nicht viel von sich reden machte, daher auch im einzelnen nicht immer leicht aufzuzeigen und zu belegen ist; aber ihr Ergebnis liegt am Tage: alle Länder der Halbinsel erfüllten sich mit dem Geiste des Fortschritts und der Freiheit und traten täglich mehr zur herrschenden Reaktion in Gegensatz.

Einen Gradmesser der Stimmung, besonders in den geistig führenden Kreisen, gaben die großen Naturforscherversammlungen ab, die seit 1839 alljährlich stattfanden und zu großen Heerschauen der Patrioten wurden; so stark aber war bereits der Strom der öffentlichen Meinung, daß die Regierungen jenen Versammlungen nichts in den Weg zu legen wagten. So spielten sich die Kongresse in jährlichem Wechsel an den Mittelpunkten des Landes, in Florenz, Turin, Mailand, Genua unter großem Zufluß und lebhafter Teilnahme weiter Bevölkerungsschichten ab, und es ging von ihnen, wie Emilio Visconti Venosta bezeugt, ein erster Hauch der Freiheit und des nationalen Erwachens aus; sie wurden ein mächtiges Hilfsmittel des Liberalismus, dessen Vertreter sie aus allen Provinzen zur Aussprache zusammenführten und so die Bande, die sie innerlich verknüpften, enger zogen. Alle begeisterten sich in schöner Einmütigkeit an der Liebe zum größeren Vaterlande und bekräftigten sich darin, daß Italien neu erstehen und der Vorherrschaft des Fremden ein Ziel gesetzt werden müsse. War denn Italien nicht mündig, und hatte es nicht alles, dessen es bedurfte, um in seinem Schoße eine Nation erstehen zu lassen?

Von dem Optimismus, der sich der Patrioten bereits bemächtigt hatte, legt aber nichts ein beredteres Zeugnis ab als das merkwürdige Buch „Von dem moralischen und bürgerlichen Vorrang Italiens", das Vincenzo Gioberti im Jahre 1843 in die Gärung der Geister warf. Der Verfasser war aus Turin gebürtig und dort Mitglied der Hofgeistlichkeit gewesen, hatte aber durch seine freisinnigen Anschauungen der herrschenden jesuitischen Klique Anstoß gegeben und dies mit Kerker und Landesverweisung gebüßt. Doch die Liebe des Verbannten zu seinem schönen Vaterlande loderte nur um so heftiger in ihm auf, und in seiner Dachkammer zu Brüssel schrieb er sein Buch. Es vertritt mit einer hinreißenden Beredsamkeit, die wenigstens die Zeitgenossen über den Mangel an geschichtlicher Treue hinwegtäuschte, die These, daß Italien auf sämtlichen Kulturgebieten an der Spitze aller Länder und Staaten stehe; seine Verdienste um die Zivilisation und den Fortschritt der Menschheit seien unvergleichlich und sicherten ihm den unverlierbaren Anspruch auf den Vorrang vor allen Nationen. Es handele sich nur darum, diesen zur Geltung zu bringen. Wohl liege, räumt Gioberti ein, das Land gegenwärtig darnieder; aber die Möglichkeit seiner Erhebung sei gegeben. Vor

allem müsse es sich an der Religion aufrichten und sich um das Papsttum zusammenschließen, in dem der höchste Ruhm Italiens verkörpert erscheine. Dies war freilich eine Auffassung, die zu der früher herrschenden — und, wie man wohl zugeben darf, historisch besser begründeten — Ansicht, wonach das universelle Papsttum das Unglück Italiens als Nation ausmachte, einen scharfen Gegensatz bildete. Aber Gioberti stand mit seiner Behauptung nicht mehr allein. Auf dem Grunde der Neubelebung des religiösen Elements nach den gewaltigen Schicksalsschlägen, die das neue Jahrhundert eingeleitet hatten, war eine Richtung aufgekommen, die in dem Papsttum, wie es aus den verheerenden Stürmen der Franzosenzeit wieder emporgetaucht war, eine lebendige Kraft erkannte, die für die nationale Sache zu gewinnen sein würde, gleichwie einst in entlegenen Jahrhunderten die Päpste im Kampfe Italiens gegen das Kaisertum der verhaßten „Tedeschi" in vorderster Linie gestritten hatten. So war es den Zeitgenossen Giobertis nicht unverständlich, wenn dieser jetzt mahnte, das neue Italien unter der Ägide des Papsttums aufzurichten; ja, Gioberti, als der hervorragendste Vertreter des „Neoguelfismus", gab der Freiheits- und Einheitsbewegung unleugbar vermehrte Tiefe und Stärke, indem er die vaterländische und die kirchlich-religiöse Strömung zusammenfaßte und dadurch insbesondere auch dem Klerus, der mit Ausnahme der jesuitischen Faktion vielfach patriotisch gesinnt war, den Anschluß an die nationale Sache erleichterte. Zugleich wies Gioberti auch dem Papsttum den Weg; denn dieses mußte natürlich, um die Rolle zu übernehmen, die ihm hier zugedacht wurde, damit beginnen, sich selbst zu reformieren, aus der Starrheit und Dumpfheit, der es nach der Restauration aufs neue anheimgefallen war, hervorzutreten und mit den vorwärtsdrängenden Regungen der Zeit seinen Bund schließen.

Und die Hoffnung, die Gioberti dergestalt auf das Papsttum setzte, schien nicht grundlos zu sein. Aus dem nächsten Konklave, das im Juni des Jahres 1846 stattfand, ging ein Papst hervor, der sich als Kardinal mit den Schriften Giobertis vertraut gemacht hatte und nunmehr auf den ältesten Thron der Christenheit den lebhaften Wunsch mitbrachte, sich als ein aufgeklärter und humaner Fürst zu bezeigen. Mit Amnestierung der politischen Verurteilten begann Pius IX. seine Regierung; daran schloß sich die Ernennung einer meist aus Laien zusammengesetzten Kommission an, die den Auftrag hatte, die für den Kirchenstaat erforderten Reformen zu studieren und vorzubereiten. Und schon ergriff Pius selbst die Initiative, um dem Verlangen der Bevölkerung nach Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung bis zu einem gewissen Grade zu entsprechen; er bildete einen Staatsrat oder, wie man zu sagen pflegte, eine Konsulta, mit nicht allzu ausgedehnten beratenden Befugnissen; auch in ihr wog das Laienelement vor.

Das waren immer noch recht bescheidene Anfänge, aber sie schienen mindestens den guten Willen des neuen Oberhauptes zu bekunden, den Erfordernissen der Zeit zu entsprechen, und, wie Goethe sagt, „der Werdende wird immer dankbar sein!" So erfüllte unermeßlicher Jubel das Land, niemand bezweifelte mehr, daß in Pius der von Gioberti vorausverkündigte

Papst erschienen sei, der Italien befreien werde, und „Pio Nono" wurde das Feldgeschrei der Liberalen auf der ganzen Halbinsel. Auch zog die von Pius eingeleitete Bewegung bald weitere Kreise; in den anderthalb Jahren, die dem Konklave von 1846 folgten, gingen die namhaftesten weltlichen Fürsten des Landes, der Großherzog von Toskana und die Könige von Neapel und Sardinien, bereits über die Konzessionen, die der Papst gemacht hatte, hinaus, indem sie ihren Völkern eine Verfassung gewährten.

Allein auch an den Grenzen des Landes machte die Bewegung nicht halt. War an Italiens Himmel das Morgenrot der Völkerfreiheit zuerst aufgegangen, so wirkte der hier entstandene Anstoß mit verstärkter Kraft auf den Kontinent von Europa zurück und warf die reaktionären Gewalten über den Haufen. Im Ursprungslande der Revolution stürzte er den Thron des Bürgerkönigs um und stellte die Republik her. Überall standen die Völker gegen ihre Bedrücker auf und die Revolution erhob ihr Haupt; die Fürsten und ihre Staatsmänner büßten jetzt die Sünden, die sie gegen Menschenwürde und Gerechtigkeit seit drei Dezennien hundertfältig begangen hatten. Unter den ersten wurde auch der Staatsmann, der der so jäh beendigten Epoche den Namen gegeben, Fürst Metternich, der Lenker der habsburgischen Monarchie, in die Verbannung getrieben, und der Staat, den er verwaltet hatte, wankte unter den derben Fäusten der aufgerüttelten Massen in seinen Grundfesten. Vom Zentrum aber sprang der Funke der Empörung auf die Peripherie über: blitzschnell stand Lombardo-Venetien in Flammen, und allen voran trieben die Bürger von Mailand in fünftägigem Heldenkampfe die Österreicher aus ihrer Stadt und erklärten deren Herrschaft in Italien für erloschen. Das war zugleich das Signal zur Eröffnung des nationalen Krieges gegen den Erbfeind. Jetzt wurde es Karl Albert, der mittlerweile den Thron von Sardinien bestiegen hatte, vergönnt, die Versäumnis seiner Jugend zu sühnen. Er erklärte sofort an Österreich den Krieg und überschritt, nachdem er sich mit der grün-weiß-roten Schärpe, dem Wahrzeichen des nationalen Italiens, umgürtet hatte, mit stattlicher Macht den Ticino, der aufständischen Lombardei zu Hilfe, deren Vereinigung mit dem sardinischen Königreich alsbald in Aussicht genommen wurde. Dem piemontesischen Heere aber schlossen sich nicht nur Scharen von Freiwilligen aus allen Teilen der Halbinsel an, sondern auch reguläre Truppenabteilungen aus Toskana, dem Kirchenstaat und selbst dem südlichen Königreich zogen ihm zu; Karl Albert schien bereits die gemeinsame Sache eines einigen Italien gegen das Ausland zu führen.

Allein der erste, der diese Sache im Stiche ließ, war Pius IX. Die Ereignisse hatten ihn weiter getragen, als es seinen Absichten entsprach. Er hatte sich von dem Jubel der Bevölkerung dahintreiben lassen; aber mit der Revolution gemeinsame Sache zu machen, eine so gut katholische Macht wie den habsburgischen Staat vor den Kopf zu stoßen, überhaupt ganz und gar Italiener zu werden, war seine Absicht nicht. So wählte er seine Stellung und erklärte in einer Allokution im Konsistorium des 29. April 1848 seine Neutralität im ausgebrochenen Kampfe; die Österreicher seien, ließ er ver-

nehmen, seine geliebten Söhne, und er umfasse als der allgemeine Vater sie mit gleicher Zuneigung wie die Italiener.

Damit schied der heilige Stuhl aus der italienischen Bewegung aus, und nur gegen Rom hat sich fortan der Bildungsprozeß Italiens vollzogen, um schließlich folgerichtig das Papsttum als weltliche Macht zu vernichten.

Auch Neapel und Toskana zogen sich, dem Beispiel des Papstes folgend, in Kürze vom Kriege gegen Österreich zurück; nur Karl Albert harrte aus. Aber das Glück war nicht mit ihm, noch war er der Mann, es beim Schopfe zu fassen. Er ließ den Österreichern Zeit, sich aus ihrer anfänglichen Bestürzung und Hilflosigkeit zu erholen und ihre Übermacht zur Geltung zu bringen, der dann die Sarden nach heldenmütigem Widerstande in der dreitägigen Schlacht von Custoza (23. bis 25. Juli 1848) erlagen. Karl Albert jedoch nahm diese Entscheidung noch nicht als endgültig hin; er erneuerte den Krieg im Frühling des folgenden Jahres 1849, aber es war ein Kampf der Verzweiflung; die Seinen waren den Österreichern nach keiner Richtung hin gewachsen, und schon nach drei Tagen endete der Feldzug mit dem vernichtenden Schlage bei Novara, der zugleich den Ausgang der Regierung Karl Alberts bedeutete. Dieser legte noch am gleichen Abend die Krone zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel II. nieder und zog in die Fremde, um dort nach wenigen Monaten zu sterben.

So waren die Frühlingshoffnungen der Patrioten abermals grausam geknickt, und der Winter der Verzweiflung nahm von dem ganzen Lande Besitz. Die Reaktion triumphierte völlig, nachdem sie schon früh begonnen hatte, sich auf italienischem Boden wieder einzunisten. König Ferdinand von Neapel hatte sich Anfang 1848, als bereits die Insel Sizilien von ihm abgefallen war, nur sehr widerwillig und lediglich um den Rest seiner Staaten zu retten, der freiheitlichen Bewegung angeschlossen und, wie berührt, eine Verfassung gegeben. Aber diese trat nicht ins Leben; nachdem der Papst sich von der Sache Italiens losgesagt, glaubte auch der Bourbon seinen despotischen, antinationalen Gelüsten wieder die Zügel schießen lassen zu dürfen. So wurde der Tag des Zusammentritts des Parlaments (15. Mai 1848) bereits dessen Grab. Streitigkeiten, die sich über die Eidesformel der Abgeordneten zwischen diesen und dem Hofe erhoben, gaben Ferdinand den Anlaß, seine Truppen gegen die Volksvertretung zu senden; gleichzeitig reizte er die Hefe der Bevölkerung seiner menschenreichen Hauptstadt, die Lazzaroni, die die höheren Stände haßten, wider die bürgerlichen Patrioten auf. Es kam zu blutigen Straßenkämpfen, in denen letztere unterlagen. So kehrte der König zum Absolutismus in seiner schärfsten Form zurück. Von Volksrechten war nicht mehr die Rede, der Säbel und die Fuchtel der Polizei regierten das Land, die Patrioten erlitten Verfolgung und Einkerkerung. Die Vollendung des Schreckenssystems brachte dann die Niederlage Karl Alberts bei Novara. Unter den Nachwirkungen dieses Ereignisses konnte sich auch die Insel Sizilien nicht mehr halten, sie ergab sich den Bourbonischen auf Bedingungen, die der König hernach weit entfernt war zu beobachten.

Auch die Geschicke Mittelitaliens wurden durch Karl Alberts Fall unheilvoll beeinflußt. Hier hatte im Jahre 1848, in der Zeit, da Österreich durch den Krieg mit Piemont und innere Unruhen behindert gewesen war, der Radikalismus den Liberalen das Heft aus der Hand gewunden und sowohl in Toskana wie im Kirchenstaat sein Regiment aufgerichtet. Es war soweit gekommen, daß die beiden Landesherren, der Großherzog und Papst Pius, ihre Staaten fliehend hatten verlassen müssen, worauf unter unermeßlicher Begeisterung aller radikalen Elemente in Rom die Republik ausgerufen worden war. Aber mit dem Falle Piemonts war auch das Geschick dieser Schöpfung der Revolution entschieden. Um bei dem Umschwung der Dinge ein Gegengewicht gegen das überhandnehmende Ansehen des siegreichen Österreich in Italien zu erlangen, griff Frankreich ein, dessen neu erwählter Präsident Louis Napoleon ohnehin, um für sein künftiges Kaisertum die Unterstützung der Klerikalen zu gewinnen, sich den Papst zu verbinden trachtete. Ein französisches Korps landete im April 1849 in Civitavecchia und wandte sich zur Belagerung von Rom. Wider Erwarten organisierten die Radikalen unter der Führung des verwegenen Freischarenführers Giuseppe Garibaldi den Widerstand und hielten Marschall Oudinot lange Wochen vor Rom fest. Auf die Dauer aber war auch der todesmutigste Heroismus vergebens und Anfang Juli mußte die Stadt übergeben werden. Einige Monate später erschien der Papst wieder in der Stadt; aber von dem Pio Nono, der vor wenigen Jahren der Abgott der Liberalen gewesen war, hätte man in dem Zurückgekehrten keinen Zug wiedergefunden. Und auch der Großherzog von Toskana, dessen Herstellung Österreich sich angelegen sein ließ, kehrte als entschiedener Feind der nationalen Bewegung zurück; in österreichischer Generalsuniform hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt. Ferner durften unter Österreichs Ägide die kleinen Tyrannen, die unwürdigen Herzöge von Modena und Parma, deren Untertanen im Völkerfrühling von 1848 ihre Herren verjagt und sich mittels Plebiszits Piemont einverleibt hatten, zurückkehren und ihre Throne wieder einnehmen. Eine Reihe wichtiger Punkte in Mittelitalien aber versah Österreich mit Besatzungen, während es in Oberitalien seine erschütterte Herrschaft wieder aufrichtete und befestigte; am längsten behauptete sich Venedig, das unter dem selbsterkorenen Diktator Daniele Manin, einem Mann von antiker Römertugend, sich noch einmal seines vergangenen Ruhmes würdig zeigte. Aber wie hätte das Häuflein Erde am Rialto dem überall siegreichen Kaiserstaat dauernd Widerpart halten können? Zu Lande und zur See eingeschlossen, überlieferte sich die Markusstadt endlich am 24. August 1849 dem österreichischen Marschall.

So hatten Liberalismus und Radikalismus, Vaterlandsliebe und Heldenmut versagt, und Italiens Schicksal schien für absehbare Zeit besiegelt. Aber gerade das Übermaß von Verfolgung und Bedrückung, die sich auf seine Fluren herabsenkten, wurde zum Sockel seiner Erlösung. Die zehn folgenden Jahre, in denen — abgesehen von einer Stelle, die wir sogleich kennen lernen werden — die Reaktion und der fortschrittsfeindliche Despotismus der Fürsten ungehemmt schalteten und walteten, bereiteten den Boden für

die großen Ereignisse von 1859 und 1860. Es ist heutzutage, wo bis nach Persien und China hin der Grundsatz verfassungsmäßiger Freiheit zum Durchbruch kommt, schwer, sich ein klares Bild davon zu machen, in welchem Maße noch vor zwei Menschenaltern Rechtlosigkeit und brutale Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung in den Gebieten urältester Kultur, auf den sonnigen Fluren Italiens herrschten. Freilich empfand auch jene Zeit die Unwürdigkeit dieser Zustände; die Untaten jener letzten Sprossen entarteter Fürstengeschlechter schrien zum Himmel und wurden zum öffentlichen Ärgernis für Europa, unter dessen Staatsmännern der hochsinnige Engländer William Gladstone bereits 1851 mit einem flammenden „J'accuse" vor das Forum der Öffentlichkeit trat und die Neapolitanische Schreckensherrschaft an den verdienten Schandpfahl stellte.

Aber auch im Kirchenstaat sah es nicht viel besser aus. Das besondere war hier, daß das Laienelement von jeglichem Einfluß auf die öffentlichen Dinge ausgeschlossen blieb; das Regiment der allein berechtigten Geistlichen aber entbehrte ebenso jedes Verständnisses für die Zeitlage und ihre Erfordernisse wie jedes Zuges christlicher Milde, ja einfacher Menschlichkeit, und die Schrecken der römischen Kerker waren kaum gelindere als die der feuchten Höhlen, in denen der Despot von Neapel diejenigen schmachten ließ, die nationaler Gesinnung verdächtig waren. Beinahe noch abstoßender war das Treiben der kleinen Tyrannen, wie des halbwahnwitzigen Herzogs Karl von Parma, den endlich im Jahre 1853 ein Patriot in den Straßen seiner Hauptstadt niederstieß — zur unverhohlenen Erleichterung aller, selbst der Witwe des Fürsten.

So ward Italien in herber Schule für eine bessere Zukunft erzogen. Das Übermaß des Druckes verfehlte, wie es stets zu geschehen pflegt, sein Ziel; nur um so tiefer senkte sich die Liebe zum Vaterlande in die Herzen; man gab lieber das Leben als seine Ideale preis; im geheimen behaupteten sich auch die liberalen Organisationen nicht nur, sondern dehnten sich aus. Mit Ausnahme der Elemente, die sich der Despotie zu Handlangern und Schergen darboten, war zehn Jahre nach Novara das ganze Land liberal.

Wer aber war nun in der Lage, diese Kräfte zu entfesseln und zu fruchtbarer Betätigung zu führen? Wir wissen, daß das Papsttum diese Aufgabe nicht zu lösen vermocht hatte. Aber zum Heile Italiens fand sich hier eine andere Macht, die besser vorbereitet und williger war, jene erhabene Mission auf sich zu nehmen.

„Wenn in einem Haufen toter und gestaltloser Materie auch nur ein einziges organisiertes und lebendiges Molekül vorhanden ist, so reicht dieses hin, um den Rest wieder zu beleben und zu organisieren." So äußerte sich im Jahre 1854 bei einem Besuche in Turin unser großer Landsmann Justus Liebig im Hinblick auf Italien. Und er setzte hinzu: „Mir scheint dies kleine Land am Fuß der Alpen das lebenbringende Molekül zu sein, das die Macht des Todes brechen und dem Rest der Halbinsel Bewegung und Wärme des Lebens zurückgeben wird."

Selten wohl ist ein Prophetenwort so schnell und vollständig in Erfüllung gegangen wie dieser Ausspruch des Mannes der Wissenschaft!

In den Hochtälern der westlichen Alpen, den Grenzgebieten französischen und italienischen Wesens, war der savoyische Staat entstanden, im Laufe der Jahrhunderte aber mehr und mehr nach Italien hineingewachsen. Als ein Kleinstaat zwischen stärkere Mächte eingeschoben, allen begehrenswert als das Land wichtigster Pässe, hatte Savoyen wiederholt — besonders während der Epoche der spanisch-französischen Nebenbuhlerschaft — die schwersten Kämpfe um das Dasein zu bestehen, die Fürst und Volk eng aneinander ketteten und zugleich — neben einer klugen Politik nach außen — zu scharfer Betonung des Staatszwecks führten und sorgfältigste Zusammenfassung wie haushälterische Nutzung der Kräfte und Mittel des Staates zur Notwendigkeit machten. So standen in der Ausbildung der Verwaltung und Organisation ihrer Lande die Herzöge von Savoyen an der Spitze der Fürsten der Halbinsel. Andererseits gerieten sie durch den Machtaufschwung, den Frankreich im 17. Jahrhundert nahm, in Gefahr, zu dessen Vasallen herabzusinken. Erst der mannhafte Entschluß Viktor Amadeus II., der beim Ausbruch des Krieges um die spanische Erbfolge, trotz seiner Umklammerung durch Frankreich, entschlossen auf die Seite der Gegner Ludwigs XIV. trat, stellte seine und seines Landes Unabhängigkeit her. Der Sieg der Verbündeten bei Turin im Jahre 1706 sicherte Savoyens Zukunft, und im Utrechter Frieden erhielt der Herzog die Königskrone — zuerst von Sizilien, das er aber in Kürze gegen die minder wertvolle, jedoch näher gelegene Insel Sardinien umtauschen mußte. Der Nachfolger des ersten Königs, Karl Emanuel III., dehnte dann seinen Staat in Oberitalien von der Sesia bis zum Ticino aus; dazu fügte endlich der Wiener Kongreß Ligurien, das Gebiet der alten Republik Genua. Es war ein Militär- und Beamtenstaat; der zahlreiche, aber nur mäßig begüterte Adel besetzte die leitenden Stellungen in der Verwaltung und im Heere; doch besaß der Staat auch einen wohlhabenden, rührigen Bürgerstand und eine kernige Landbevölkerung. Alle Schichten des Volkes aber zeichnete — wenn wir von dem neu erworbenen Ligurien absehen — erprobte Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus aus, das in zäher siebenhundertjähriger Arbeit den Staat gezimmert hatte; damit verband sich, ungeachtet des Umstandes, daß Sprache und Kultur der höheren Stände französisch waren, ein lebhafter Sinn für nationale Selbständigkeit, der besonders seit dem Wiener Kongreß eine entschiedene Richtung gegen das benachbarte Österreich nahm. Selbst der alte König Viktor Emanuel I., der den Verbündeten seine Herstellung im Jahre 1814 verdankte, war eifersüchtig darauf bedacht, sich so viel nur immer möglich unabhängig von dem übermächtigen Nachbar zu erhalten. Tiefer noch griff der Gegensatz zu Österreich in das Geschick des Neffen und zweiten Nachfolgers Viktor Emanuels, Karl Albert, ein, dem, wie wir schon sahen, der Kampf gegen den Kaiserstaat zum Verhängnis wurde. Aber er hatte nicht vergebens gelebt und gewirkt. Indem sich Karl Albert schon vor 1848, ja von Anfang seiner Regierung an, mit dem Verlangen erfüllte, der Befreier Italiens zu werden, hatte er in seinem Lande lebendige Kräfte entfesselt. Der Wunsch, in der Stunde der Abrechnung mit dem gefürchteten Wider-

sacher sein Volk einmütig um sich geschart zu sehen, trug über die Abneigung des Königs vor Zugeständnissen an seine Untertanen und Teilung seiner Gewalt schließlich den Sieg davon und nach langem Schwanken hatte Karl Albert zuerst — im Oktober 1847 — eine Reihe tiefgreifender Reformen gewährt, denen wenige Monate später, Anfang Februar 1848, die Verkündigung eines „Statuts" oder Staatsgrundgesetzes folgte, das eine ziemlich freisinnige Repräsentativverfassung mit zwei Kammern einführte. Inmitten der Wirren des Krieges mit Österreich trat diese Verfassung ins Leben; aber als dann die Niederlage im Felde erfolgte und zugleich die Reaktion aufs neue über Europa heraufzog, da mochte es sich wohl fragen, ob die junge Pflanze parlamentarischer Freiheit im subalpinen Königreich bereits stark genug sei, um den unausbleiblichen Stürmen standzuhalten.

Zuvörderst kam dafür am meisten auf den neuen König an, der sich seine Krone vom blutigen Schlachtfeld von Novara aufnehmen mußte. Karl Albert hatte den Thronfolger von den Staatsgeschäften durchaus ferngehalten, ja ihn vielfach vernachlässigt. Aber Viktor Emanuel II., der im kraftvollen Alter von 32 Jahren den Thron bestieg, eine offene, leutselige, ritterliche Natur, ersetzte vielfach durch einen glücklichen Instinkt, was ihm an eingehenderem Verständnis abging. Und bereits hatte auch von seinem tapferen Herzen die Idee der Befreierrolle für Italien Besitz ergriffen. Es zeigte sich das schon in den schwierigen Anfängen seiner Regierung, die ihm als erstes die herbe Verpflichtung auferlegte, sich mit dem Sieger abzufinden. Am Tage nach der Schlacht hatte der junge Monarch eine Unterredung mit Marschall Radetzky. Dieser versicherte ihn des Wohlwollens Österreichs und ließ die günstigsten Friedensbedingungen erhoffen; nur wünschte er, daß Viktor Emanuel das „Statut" aufhebe, das absolute Regiment herstelle und sich eng an den Kaiserstaat anschließe. Aber Viktor Emanuel wies diese Zumutung mit aller Entschiedenheit ab und ließ dem Österreicher keinen Zweifel, daß er den Weg des Verräters an seinem Volke nie gehen werde. Er wandte sich von dem blutigen Schlachtfeld und eilte nach Turin, um hier ohne Zaudern die Verfassung Karl Alberts feierlich zu beschwören.

So hielt Viktor in schwierigster Lage mutvoll aus und gab von den Bürgschaften der Zukunft seines Staates und Hauses nicht das mindeste preis. Dafür belohnte ihn das Geschick und führte den Mann an seine Seite, der es verstand, die lebendigen Triebe der Nation zusammenzuführen und der Werkmeister der italienischen Einheit, der Erfüller der patriotischen Träume und Hoffnungen seiner Landsleute wurde — Camillo Cavour!

Der Befreier Italiens, der am 10. August 1810 in Turin geboren wurde, entstammte einer alten Adelsfamilie, den Benso, die wir seit der Zeit der Kreuzzüge in Piemont angesessen finden; von mütterlicher Seite jedoch floß hugenottisches Blut in seinen Adern, und die schönsten und reichsten Anregungen empfing der Knabe in der Stadt Calvins, Genf, wo die Angehörigen der Mutter lebten. So wurde er schon früh gewahr, daß man anderswo freier und menschenwürdiger lebte als in dem Piemont der Restaurationsepoche. Als jüngerer Sohn seines Hauses zum Offiziersstand bestimmt, erhielt Cavour

seine Erziehung und Bildung in der Turiner Militärakademie. Sein lebhafter Geist und sein früh reges Selbstbewußtsein stießen mit der Disziplin der Anstalt nicht selten zusammen; aber die Gewöhnung an strenge Zucht war wohltätig; ebenso verdankte Cavour den mathematischen Studien, zu denen er auf der Anstalt angeleitet wurde, die beste Schulung des Geistes und Gewöhnung an logisches Denken und zielbewußtes Handeln. Überhaupt bewährte der junge Cavour früh einen auf das Reale, das Praktische gerichteten Sinn; sein unbestechlicher Blick zeigt ihm die Dinge, ihres Scheins entkleidet, in ihrer wahren Gestalt. So wird er früh der Schäden des in seinem Vaterlande herrschenden Systems inne und wendet sich von ihm ab. Auch bei ihm, wie bei Mazzini, knüpft diese Entwicklung an die Ereignisse von 1821 an; Cavour erfüllte sich mit lebhafter Sympathie für die Teilnehmer der Erhebung und erkor ihren Führer, den Grafen Santorre di Santa Rosa neben dem Befreier der Amerikanischen Union, Benjamin Franklin, schon als Militärschüler zu seinem Lieblingshelden. Seitdem ist Cavour der eifrigste Parteigänger des Liberalismus geworden und hat sich dessen Ziele zu eigen gemacht. Schon als blutjunger Offizier träumte er davon, einst leitender Minister eines konstitutionellen Königreichs Italien zu werden! Hat er aber einige Jahre später über solche Träume selbst gelacht, so wollte er doch der Reaktion nicht dienen und zog im Jahre 1832, nachdem seine Hoffnung, daß der Juli-Revolution eine freiheitliche Umgestaltung in Italien folgen werde, gescheitert war, den Offiziersrock aus. Allerdings sah er sich nun jeder Aussicht beraubt, sein Wissen und Können dem Vaterlande irgendwie nützlich machen zu können, und war nahe daran, sich selbst zu verlieren; der Gedanke an Selbstmord blieb ihm nicht fern. Rettung brachte dann die Landwirtschaft, der er sich, zunächst auf den väterlichen Gütern, zuwandte. Hier fand sein Tatendrang einen Ausweg, und in der Freude des Schaffens unter eigener Verantwortung gewann er Befriedigung, und der Mut zum Leben kehrte seiner elastischen Natur zurück. Mit voller Hingabe, theoretisch und praktisch, widmete er sich dem Berufe des Landwirts, den er in seinen mannigfachen Verrichtungen wohl einmal mit der Verwaltung eines Staates vergleicht. Jedenfalls erfaßte er seine Aufgabe in der großzügigsten Weise und sah entsprechenden Erfolg. Er wandelte ungesunde Sumpflandschaften in Mustergüter um und erwarb ein beträchtliches eigenes Vermögen. Seinen Kolonen leuchtete er mit Wort und Tat vor, erkundete ihre Lebensbedingungen, sorgte für ihre Bedürfnisse und suchte sie in einer gewissen Selbständigkeit an dem Betrieb zu beteiligen. In dieser sozialen Betätigung erblickte er die Daseinsberechtigung der höheren Stände, insbesondere des grundbesitzenden Adels, von Privilegien und Standesvorzügen aber wollte er nichts wissen; diese paßten seiner Ansicht nach nicht mehr für das 19. Jahrhundert.

Denn Cavour stand durchaus auf dem Boden seiner Zeit. Die stärksten Einwirkungen hatte er, zuerst durch das Mittel der Literatur, dann auf wiederholten Reisen während der dreißiger und vierziger Jahre, von den beiden großen Kulturmächten Frankreich und England empfangen. Der prickelnde Pariser Esprit war ihm ein Labsal gegenüber der geistigen Dumpfheit, die damals

noch über Piemont und Italien brütete. Noch bedeutsamer wurde für ihn die Berührung mit England, dem Musterlande des Parlamentarismus, und dessen hochentwickeltem wirtschaftlichen Leben. Mit lebhafter Teilnahme verfolgte Cavour, der auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet für freie Betätigung war und sich der Adam Smithschen Schule und dem Freihandelsprinzip aufs engste angeschlossen hatte, den Übergang des Britischen Reichs vom Schutzzoll zum Freihandel unter dem großen Robert Peel, der als Hochtory und Schutzzöllner die Regierung überkommen hatte. Cavour sah darin eine befreiende Tat und den größten Kulturfortschritt und nahm die Feder zur Hand, um seinen Landsleuten die Bedeutung dieser Wendung zu erläutern, sowie ihnen die Kenntnis Englands, dieser „Vorhut der Zivilisation", und seiner Lebensbedingungen näherzubringen. Auf der anderen Seite wurde ihm an England und Frankreich erst klar, wieweit Italien unter dem Absolutismus und der Fremdherrschaft hinter jenen Nationen zurückgeblieben war. Aber als man ihm in Frankreich zuredete, dem Beispiel zahlreicher Landsleute zu folgen und sich in Paris niederzulassen, da wies Cavour solche Vorschläge mit Entrüstung zurück: gerade weil es unglücklich sei, werde er das Vaterland nie verlassen; nicht sein Verräter, sondern sein Retter wollte er werden! Und er verzweifelte an dieser Aufgabe nicht; seine Studien und Erfahrungen hatten ihn von einem steten Fortschritt des Menschengeschlechts überzeugt, von dem auch Italien auf die Dauer nicht unberührt bleiben konnte. Allerdings glaubte Cavour nicht an die segenbringende Macht plötzlicher Umwälzungen, noch sah er das Wesen des Fortschritts in der Einführung bestimmter, politischer Institutionen, sondern in der allmählichen und harmonischen Fortentwicklung auf allen Gebieten des Lebens, in Politik, in Wirtschaft, in gesellschaftlicher und kultureller Hinsicht. Zu diesem Fortschritt suchte er auch bereits als Privatmann beizutragen. Er schrieb über die Armengesetzgebung, richtete Kleinkinderschulen ein, machte sich um die Begründung der amtlichen Statistik und die Einrichtung der ersten öffentlichen Kreditinstitute der Monarchie, die Zettelbanken in Genua und Turin, verdient und förderte die Einführung der Eisenbahnen in Piemont.

Die ungeheure kulturelle Bedeutung der letzteren durchschaute er frühzeitig in dem Grade, daß er diese Erfindung den größten Geistestaten der Menschheit, der Entdeckung Amerikas und der Erfindung des Buchdrucks, an die Seite stellte; nicht minder aber würdigte er die Eisenbahn als eine völkerverbindende Macht und erhoffte von ihr die bedeutsamsten Wirkungen für die Sache der Einigung seines zerstückelten Vaterlandes. Seinen Erwartungen in dieser Hinsicht gab ein für König Karl Albert bestimmter Artikel seiner Feder im Jahre 1846 beredten Ausdruck. Dann aber schufen die Reformen des genannten Königs, insbesondere die Aufhebung der Präventivzensur, Cavour die Möglichkeit, als Redakteur der Ende 1847 begründeten liberalen Tageszeitung „Il Risorgimento" mit vollen Segeln in das öffentliche Leben einzufahren und in den Spalten dieses Blattes seine Idee eines langsamen, aber stetigen, allseitigen Fortschritts auf das eindringlichste zu vertreten. Und bald konnte er auch von der Tribüne des Parlaments aus sein Wort erschallen

lassen. Zwar bei den ersten Wahlen erlag er der allgemeinen adelsfeindlichen Strömung, die damals das Land durchwogte, aber die bald folgenden Nachwahlen verschafften ihm als Vertreter der Hauptstadt den ersehnten Kammersitz. Cavour nahm seinen Platz auf der Rechten, da die Linke damals einen wesentlich demokratischen Charakter zeigte; aber er war nicht der Mann, sich an die Parteischablone zu binden. Er stand, ebenso gegen das Vorwärtsstürmen der Radikalen wie gegen die rückläufigen Tendenzen, die auf der Rechten ihre Vertreter fanden, eifernd und je nach Umständen bald zügelnd und warnend, bald antreibend und befeuernd, nicht sowohl zwischen als über den Parteien, wurde freilich eben deshalb vielfach mißverstanden und verkannt und wechselnd von der einen oder der anderen Seite angegriffen und befeindet. Doch brach sich nach und nach sein Übergewicht Bahn, und in dem Parlament, das Viktor Emanuel Ende 1849 berief, fand sich Cavour an der Spitze einer ansehnlichen Schar von Anhängern und Gleichgesinnten, die das Zünglein an der Wage darstellten. Von dieser Position aber war es dann nur ein Schritt bis zum Eintritt in die Regierung; im Oktober 1850 übernahm Cavour das Doppelportefeuille für Handel und Ackerbau und für die Marine; ein halbes Jahr später erhielt er dazu noch das Department der Finanzen.

Und sein Eintritt in die Regierung machte alsbald Epoche.

Dem Kabinett, in das Cavour aufgenommen wurde, gab Massimo d'Azeglio den Namen, den bald nach Novara König Viktor an seine Seite berufen hatte: ein bewährter Patriot von ehrlichem Wollen und makellosem Charakter, jedoch kein Staatsmann höheren Stils, ohne Schwung und schöpferische Gedanken. Doch war es unleugbar im wesentlichen Azeglios Verdienst, den Staat nach den schweren Niederlagen im Felde vor größeren Erschütterungen bewahrt und ohne Einbuße an Freiheiten durch schwierige Zeitläufte hindurchgebracht zu haben. Aber je weiter man sich von 1848 entfernte und je mehr allerorten die Reaktion erstarkte, desto bedenklicher wurde die internationale Lage Piemonts. Dieser Staat sah sich, indem er seine freiheitliche Verfassung aufrecht erhielt, nicht nur in Italien, sondern auf dem ganzen Kontinent fast völlig isoliert, und es wurde schon zweifelhaft, ob die Großmächte diesen Pfahl im Fleische der Reaktion noch lange dulden würden; die Beziehungen zu Frankreich und Rußland, zu Österreich und Preußen spannten sich von Monat zu Monat. Da trat Cavour ein und ließ es sein erstes sein, den Staat aus seiner Isolierung herauszuheben, indem er die Grenzen öffnete und durch den Abschluß von Handelsverträgen mit England, Frankreich, der Schweiz, Spanien, Belgien, Schweden, dem deutschen Zollverein und sogar mit Österreich ein Interessenband knüpfte, das sein Land mit dem europäischen Wirtschaftsleben in die engste Gemeinschaft brachte und damit auch Piemonts politische Stellung von Grund aus änderte. Außerdem führte die Beseitigung oder Lockerung der Zollschranken neues Leben in die Monarchie, wo Handel und Wandel in Kürze den bedeutsamsten Aufschwung erfuhren. Den zerrütteten Staatsfinanzen aber half Cavour, indem er zugleich Ordnung und Klarheit auf diesem Gebiete herstellte, durch die Aufnahme einer größeren Anleihe in England auf, bei der ihn die nicht unberechtigte Hoffnung leitete,

auf diesem Wege englische Kreise ebenfalls mit den piemontesischen Interessen näher zu verknüpfen.

Um aber für die Durchführung seiner Ideen eine breitere Grundlage zu gewinnen, zog Cavour die gemäßigten Elemente der Kammerlinken an sich und gab sich Mühe, aus ihnen und den verfassungstreuen Bestandteilen der Rechten eine große Mittelpartei als feste Regierungsmehrheit zu schaffen. Indes nahm die Engherzigkeit des leitenden Ministers Azeglio an diesem, freilich durchaus eigenmächtigen Schritte seines Kollegen Anstoß und zwang letzteren, das Ministerium zu verlassen. Doch schon ein halbes Jahr später kam Azeglio selbst zu der Erkenntnis, daß das Land ohne Cavour nicht mehr regiert werden könne und räumte dem Nebenbuhler seinen Platz. So trat Cavour, vom König mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet, im November 1852 an die Spitze des Landes und bildete sein „großes" Ministerium, mit dessen Hilfe er den piemontesischen Staat für die hohen Aufgaben, die seiner harrten, heranbildete.

Das Ziel der Politik Cavours war, Italien von dem Drucke des Fremden zu befreien, die Unabhängigkeit seiner Nation mittelst Beseitigung der österreichischen Herrschaft und des österreichischen Einflusses herbeizuführen. Dabei verstand sich, daß, wenn dies gelungen sei, an die Stelle Österreichs Piemont als die Vormacht Italiens treten müsse. Einer weiteren Zukunft aber mochte es dann anheimgestellt werden, wieweit die Monarchie Viktor Emanuels über ihre jetzigen Grenzen hinaus ihre unmittelbare Herrschaft erstrecken, welche Staaten neben ihr bestehen bleiben und welchen staatsrechtlichen Ausdruck der engere Zusammenschluß der Halbinsel finden würde.

Indem nun Cavour die Kräfte und Hilfsquellen seines Landes allseitig entwickelte und im besonderen, unterstützt von dem Kriegsminister General Alfonso Lamarmora, nichts vernachlässigte, damit die Monarchie für die Stunde der Entscheidung wohl gerüstet dastehe, ließ er es zugleich sein Augenmerk sein, Piemont mittlerweile zur Stütze und Hoffnung des nationalen Italiens zu erheben, die Blicke der Patrioten aller Teile der Halbinsel nach Turin zu richten und ihnen die Gewähr zu geben, daß man dort fähig und gewillt sei, ihren Erwartungen zu entsprechen und ihr Interesse zu vertreten. Dabei war er beflissen, in scharfem Kontrast zu der heillosen Willkürherrschaft, die auf dem Boden der übrigen Staaten der Halbinsel ihr Lager aufgeschlagen hatte, in Piemont ein Regiment strengster Gesetzlichkeit und weitester individueller Freiheit aufrecht zu erhalten. Wie ihm die Macht nie Selbstzweck, sondern ausschließlich Mittel zum Ziele war, so handhabte er sie nie im Interesse einer Partei, sondern im Interesse des Ganzen, des Staates. Er selbst verfuhr so streng konstitutionell, daß er einst, als seine Person der Herstellung des Friedens mit dem heiligen Stuhle im Wege zu stehen schien, ohne Bedenken seine Entlassung anbot, die freilich des Königs richtige Einsicht ihm verweigerte. Auch der überragende, unvergleichliche Einfluß, den Cavour in seinen letzten Jahren gewann, hat ihn nie verlockt, die Grenzen des Gesetzes und der Verfassung auch nur um eine Linie zu überschreiten; selbst seinen politischen Widersachern begegnete er mit peinlichster Loyalität und respektierte die Freiheit eines jeden

in den weitesten Grenzen. Das blieb denn auch nicht ohne bedeutsame Folgen. Wie unter der Herrschaft von Freiheit und Gesetz Piemont im Innern an Wohlstand und Gedeihen zunahm, so wuchs sein Ansehen nach außen; die Politik der moralischen Eroberungen trug ihre Früchte in dem Maße, daß Cavour sich bald stark genug fühlte, um sein Land in das Getriebe der europäischen Politik zu stellen und die Sache Italiens vor das Forum der Großmächte zu bringen.

Diese bedeutsame Wendung knüpft an den Krieg der Westmächte gegen Rußland, den sogenannten Krimkrieg, an. Während in diesem Konflikt Österreich zu nachhaltigem Schaden seiner europäischen Stellung über eine laue Neutralität nicht hinauskam, hatte das kleine Piemont die Keckheit, mit den Westmächten ein förmliches Bündnis als selbständiger Staat einzugehen und ein eigenes Korps unter Lamarmora nach der Krim zu schicken, das sich tapfer schlug und an dem Siege an der Czernaja vom 16. August 1855 ruhmvollen Anteil nahm. Dieser Schritt Cavours war, wie ein preußischer Staatsmann mit treffendem Vergleich sagte, ein vor den Ohren Österreichs abgefeuerter Pistolenschuß. Letzteres vermerkte die Sache denn auch sehr übel, konnte aber nicht einmal hindern, daß Piemont nach dem Kriege zur Teilnahme an dem Pariser Kongreß von 1856 hinzugezogen wurde und hier als mit den Großmächten gleichberechtigtes Glied des europäischen Konzerts auftreten durfte. Cavour hatte sich persönlich nach Paris begeben, um sein Land zu vertreten, was er mit so großem Geschick tat, daß er die Beachtung aller europäischen Mächte auf sich zog. Er erreichte es auch, daß die italienische Frage auf die Tagesordnung des Kongresses gesetzt und verhandelt wurde. Allerdings wußte hierbei Österreich positive Ergebnisse zu vereiteln, und der Vertreter Piemonts kehrte ohne irgendwelchen materiellen Erwerb aus Paris zurück; aber der moralische Gewinn, den er gemacht, war ungeheuer, unermeßlich. Die trostlose Lage Italiens war vor Europa enthüllt, und die Notwendigkeit von durchgreifenden Änderungen wurde wenigstens im Grundsatz von niemandem mehr bestritten. Vor allem aber begann die italienische Frage nunmehr den Mann näher zu beschäftigen, der seit dem Krimkrieg als Schiedsrichter Europas dastand, den Kaiser der Franzosen, Napoleon III. „L'Empire c'est la paix" hatte der Kaiser gesagt; er fühlte den Beruf in sich, Europa den Frieden zu geben, indem er seine große Macht dafür einsetze, daß allerorten haltbare Zustände geschaffen würden; damit glaubte er auch für die Befestigung und Dauer des Übergewichts Frankreichs in Europa am besten zu sorgen. Vor allem lag ihm dabei Italien am Herzen, für dessen Freiheit er einst als Jüngling sein Leben eingesetzt hatte, während sein einziger Bruder das seine verlor. In dem Herzen des rätselhaften Mannes tönte seitdem eine fühlende Seite, sobald der Name Italien erklang. Selbst der Mordanschlag, den am 14. Januar 1858 der Italiener Felice Orsini gegen den Kaiser in Szene setzte, machte Napoleon nicht nur an seinem Vorsatze, Italien zu Hilfe zu kommen, nicht irre, sondern bestärkte ihn darin. In den Tuilerien sagte man damals: Solange die Österreicher in Italien stehen, wird es in Paris Attentate geben!

Da war denn aber Cavour gerade der richtige Mann dazu, um des Kaisers Absichten zur Tat zu machen. Der geniale Realpolitiker hatte von dem Worte Karl Alberts: l'Italia farà da se, nie viel gehalten. Schon 1848 hätte er Frankreichs Intervention nicht ungern gesehen, und der Erfolg zeigte denn ja auch, daß den bestehenden Machtverhältnissen gegenüber jene Wendung nur den Wert einer Phrase hatte. Lange hoffte Cavour, während er in Napoleon anfangs den Mann des Rückschritts und Förderer des Klerikalismus sah, auf das freiheitliche England; aber, als er nun bei diesem sondierte, wurde er inne, daß für die Tat von dem Inselreiche nichts zu hoffen sei. Mittlerweile war er Napoleon näher getreten, der ihm schon Ende 1855 die schwerwiegende Frage vorlegte: „Que peut-on faire pour l'Italie?" Damit war ein Zusammenwirken zwischen den beiden Männern eingeleitet, das auf einer geheimen Begegnung zu Plombières im Sommer 1858 zum Offensivbündnis gegen Österreich führte. Napoleon verbürgte sich dafür, daß Italien „frei bis zur Adria" werden solle; allerdings vergaß er sich auch selbst nicht, er verlangte als Entgelt die Hand der ältesten Tochter Viktor Emanuels, der fünfzehnjährigen Klotilde, für seinen Neffen, den Prinzen Napoleon; außerdem eine bedeutsame Landabtretung: Savoyen, die Wiege der Dynastie, nebst Nizza. Cavour verkannte die Schwere der Opfer nicht, die das Bündnis erforderte; aber er sah keinen anderen Weg, um ans Ziel zu gelangen, und überredete den König, die Bedingungen des mächtigen Alliierten gutzuheißen.

Auf solcher Grundlage kam es dann im Frühsommer 1859 — zehn Jahre nach Novara — zur „terza riscossa". Verbündet zogen Franzosen und Piemontesen gegen die Österreicher, die in den beiden großen Schlachten von Magenta und Solferino (4. und 24. Juni) geschlagen wurden. Trotzdem vermochte Napoleon seine Verheißung, Italien bis zur Adria frei zu machen, nur zur Hälfte zu erfüllen; die Schwierigkeiten, die die Fortsetzung des Krieges in dem noch unbezwungenen Festungsviereck geboten hätte, dazu die Haltung der Klerikalen Frankreichs und die Besorgnis vor internationalen Verwicklungen bewogen Napoleon, den Krieg vorzeitig abzubrechen und sich mit Kaiser Franz Josef direkt in Verbindung zu setzen. Schon am 11. Juli wurde in Villafranca der Friede vereinbart, mittelst dessen Österreich nur die bereits durch die Entscheidung des Schlachtfeldes verwirkte Lombardei herausgab, Venetien aber behauptete. Mit dieser Provinz sollte gemäß der nämlichen Vereinbarung der Kaiserstaat auch fernerhin an der Konföderation teilnehmen, zu der nach Napoleons Idee unter dem Ehrenvorsitz des Papstes die verschiedenen Staaten Italiens zusammentreten sollten.

Das war dann freilich alles andere eher als die Erfüllung des Cavourschen Programms: das nur mäßig vergrößerte Piemont, künftig zusammengekoppelt mit einem Kreis ihm mindestens in ihrer Verbindung weit überlegener feindlicher Staaten, zusammengekoppelt vor allem mit dem Erbfeind, dessen unheilvollen Einfluß in Italien der Friede nicht wesentlich minderte — dieses Ergebnis war das vergossene Blut nicht wert! Cavour forderte daher, als Viktor Emanuel dem ohne ihn vereinbarten Frieden notgedrungen beitrat, seine Entlassung und verließ tief erbittert Piemont. Allein es war den Ab-

machungen, die die beiden Kaiser getroffen hatten, nicht bestimmt, Gestalt zu gewinnen; der Friede von Villafranca bedeutete nicht das Ende des Nationalkrieges Italiens, sondern er gab ganz im Gegenteil der nationalen Bewegung neue Kräfte und führte sie weit über das Ziel hinaus, das zu Beginn des Krieges hatte ins Auge gefaßt werden können. Der Gedanke der Konföderation, der bis dahin der Gedanke des Liberalismus gewesen, wurde — dank der Gestalt, die ihm Napoleon in Villafranca gab — verlassen und überwunden, und ein neues Ziel stellte sich den Patrioten dar: die Einheit der Halbinsel, ein starkes Königreich Italien unter Viktor Emanuel von Savoyen!

Und dieses Ziel wurde über alle Erwartung schnell im wesentlichen erreicht.

Begreiflicherweise hatte schon die nahende Entscheidung die Halbinsel mächtig erregt, und die von Cavour gesäete Saat war allerorten aufgegangen. Am 27. April des Jahres 1859, noch ehe in Oberitalien der erste Schuß gefallen war, trieben die Toskaner ihren habsburgischen Beherrscher samt seiner Familie aus dem Lande. Gleichzeitig brachen die Throne von Modena und Parma zusammen; die Gewaltherren verließen — dieses Mal auf Nimmerwiederkehr — ihre Staaten, deren Bewohner auf die im Jahr 1848 beschlossene Fusion mit Piemont zurückgriffen, gleich als habe diese seitdem zu Recht bestanden. In Florenz aber proklamierte man die Diktatur König Viktor Emanuels für die Zeit des Krieges, und aus Turin eilte ein königlicher Kommissar herbei, um die Leitung zu übernehmen.

Dann aber griff die Bewegung weiter. Als im Juni, nach der Niederlage von Magenta, die Österreicher ihre Besatzungen aus Mittelitalien abriefen, ertönte auch hier der von den Weißröcken bisher gewaltsam zurückgehaltene Ruf der Freiheit. Mit der Hauptstadt Bologna, das seinen Kardinallegaten vertrieb, schloß sich die ganze Romagna der nationalen Sache an, die auch in Umbrien und den Marken täglich mehr Anhänger gewann. Auf der anderen Seite unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade diese Entwicklung dazu beigetragen hat, Napoleon dem Frieden mit Österreich geneigt zu machen; soweit ging seine Uneigennützigkeit nicht, um die Entstehung eines großen einheitlichen Reiches in Nord- und Mittelitalien zu wünschen. So hoffte er der Bewegung durch die Bestimmungen von Villafranca einen Riegel vorzuschieben. Aber der mächtige Kaiser harrte vergeblich, daß die von seiner Politik beabsichtigten Wirkungen einträten. Ganz anders war der Verlauf. So beantwortete Toskana unter dem Einfluß des „eisernen Barons", Bettino Ricasoli, die Ankündigung des Friedens von Villafranca damit, daß es auf dem Wege eines einstimmigen Beschlusses seiner „Konsulta" am 16. August die förmliche Entsetzung des Hauses Lothringen für alle Zeiten aussprach. Dabei vermied man aber hier wie auch an den übrigen Orten soviel immer möglich jede Gewaltsamkeit und Ausschreitung; in langer Leidensschule erzogen, bewiesen die Führer der Patrioten eine nicht gewöhnliche Klugheit und Besonnenheit. Wie unter der Herrschaft eines Naturgesetzes nahm die Bewegung ihren Lauf, und die ober- und mittelitalienischen Landschaften wuchsen täglich enger zusammen. Da bot sich auch für Napoleon

keine Handhabe, um hemmend dazwischenzutreten, er hätte denn zu den Waffen greifen müssen, um selbst das Werk zu zerstören, zu dem er soeben den Grund gelegt hatte. So stellte sich der kluge Emporkömmling jetzt auf den Boden der Tatsachen. Er zeigte sich geneigt, die italienischen Dinge einem europäischen Kongreß zu unterbreiten, womit der Standpunkt von Villafranca bereits verlassen war, und ließ selbst durchblicken, daß der Papst sich mit dem Verlust der Romagna werde abfinden müssen; eine auf den Kaiser zurückgeführte politische Broschüre verfocht die These, daß der heilige Stuhl des Temporale wenigstens in seinem ganzen Umfange nicht mehr bedürfe.

Indem dann aber die Kurie sich dieser Sondierung gegenüber durchaus intransigent zeigte und durch ihre Haltung den geplanten Kongreß vereitelte, wurde Napoleon nur um so mehr auf die italienische Seite geführt. Es kam hinzu, daß Cavour Anfang 1860 die leitende Stellung in Piemont aufs neue übernahm, nachdem sich gezeigt hatte, daß Italien seiner jetzt weniger als je entraten könne. Ihm gab der Kaiser nach, daß Toskana durch Plebiszit über seinen Anschluß an Italien entscheiden dürfe; freilich forderte er dafür nunmehr die Einlösung der alten Zusage in betreff Savoyens und Nizzas, die er selbst durch den Frieden von Villafranca nicht als verwirkt hatte bezeichnen können. Jetzt aber sollte auf dem gleichen Wege des Plebiszits über jene Gebiete, die Napoleon für die französische Nationalität in Anspruch nahm, entschieden werden. So löste sich Savoyen von Piemont, vielleicht nicht zum Schaden des werdenden Königreichs Italien; anderseits wurde Toskana letzterem angeschlossen, und am 2. April 1860 konnte in Turin ein Parlament eröffnet werden, zu dem außer den alten Landschaften die Lombardei, Toskana, die Romagna, Parma und Modena ihre Abgeordneten entsandt hatten.

Der erste Akt des großen Schauspiels war zu Ende, aber eben auch nur der erste Akt; zu einem befriedigenden Abschluß war, das lag am Tage, das Ringen Italiens um seine Neugestaltung noch nicht gekommen.

Da handelte es sich nun, während die venetianische Frage zurücktrat, vor allem um die Auseinandersetzung mit dem Papste, als dem Besitzer des Kirchenstaats, und dem Bourbonen. Dem ersteren war man bemüht, goldene Brücken zu bauen: König Viktor Emanuel sollte die Romagna als „Vikar" des heiligen Stuhls innehaben. Aber letzterer zeigte wieder einmal seine Unverträglichkeit mit den Gesetzen des modernen Lebens und verweigerte jedes Zugeständnis. Pius IX. wollte nicht einmal die zeitgemäßen Reformen, die das Friedensinstrument von Villafranca den einzelnen Staaten auferlegt hatte, ohne weiteres gewähren; er verlangte die bedingungslose Rückgabe der Romagna und rüstete sich sogar, seine Rechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Das seit Jahrhunderten überwundene Mittelalter vermaß sich, den rauschenden Strom der Gegenwart zurückzudämmen. Eitles Bemühen! An Zulauf freilich fehlte es Pius nicht; der heilige Kampf gegen das freiheitliche Piemont begeisterte die rückschrittlichen Elemente aller Länder zu einem Kreuzzug, und buntscheckig genug war das Heer, das der heilige Vater unter seiner Fahne versammelte. Aber als dann die Päpstlichen,

an deren Spitze Pius einen französischen Offizier, General Lamoricière, gestellt hatte, damit begannen, in den Marken und Umbrien schändliche Greuel gegen die Nationalgesinnten zu verüben, gab dies Treiben Cavour die Legitimation zum Einschreiten. Ein piemontesisches Heer drang im September 1860 in den Kirchenstaat ein und besiegte Lamoricière bei Castelfidardo unweit Ancona. Innerhalb achtzehn Tagen war der Feldzug beendet, dessen Siegespreis Umbrien und die Marken bildeten; auch hier bestätigte ein Plebiszit die Veränderung. Dem Papste aber blieb von seinen Gebieten nur das, was französische Besatzungen für ihn hielten: das Patrimonium und die Stadt Rom, worin freilich Cavour und die Seinigen weit entfernt waren, ein endgültiges Ergebnis zu erblicken.

Dagegen ward ein solches schon damals in Unteritalien erzielt, wo die Bourbonen, die Wind gesäet, nunmehr Sturm ernteten. Freilich schien ihnen das Schicksal nochmals die rettende Hand zu reichen; in dem Augenblick, da die italienische Frage aufgerollt wurde, starb — am 22. Mai 1859 — der ruchlose König Ferdinand II., mit dem eine Verständigung von vornherein ausgeschlossen gewesen wäre. Dagegen war sein Nachfolger, der dreiundzwanzigjährige Franz II., politisch noch ein unbeschriebenes Blatt; in seiner Hand stand es, durch Anschluß an die nationale Sache seinen Thron zu retten. König Viktor Emanuel verfehlte auch nicht, den jungen Monarchen zum Bunde gegen Österreich aufzufordern. Einen Augenblick schien es nicht aussichtslos, daß Franz diesen Weg gehen werde; aber bald trug die reaktionäre Kamarilla, deren Seele die Stiefmutter des Königs, eine Prinzessin habsburgischen Stammes war, den Sieg davon, und unter ihrem Einfluß entfaltete sich nun ein Regiment, das dem des verstorbenen Königs an Willkür und Niedertracht nichts nachgab, ja es womöglich noch überbot.

Aber die Saat war reif und der Schnitter schon in der Nähe.

Es war der Radikalismus, der nun gegen die Bourbonen in Tätigkeit trat, verkörpert in dem Nizzarden Giuseppe Garibaldi, einem Mann aus dem Volke, den seine kühnen patriotischen Taten zum Abgott seiner Landsleute gemacht hatten. Der Anblick Roms, wohin einst der Vater den Knaben genommen, mit seinen Monumenten, den zerfallenden Zeugen vergangener Macht und Herrlichkeit, hatten Garibaldis Herz in Flammen gesetzt, die nicht mehr zu löschen waren; Rom für das Vaterland zu gewinnen, blieb sein Lebensziel. Er suchte diesem zuvörderst durch Anschluß an Mazzini und das „junge Italien" näherzukommen, sah sich aber statt dessen verfolgt und des Vaterlandes verlustig. Doch suchte er die in Europa verlorene Sache der Freiheit jenseits des Weltmeeres auf und stritt für die Republiken Südamerikas. Hier gewann sein Name zuerst helleren Klang; der Ruf seiner Taten an der Spitze der aus Schicksalsgenossen von ihm gebildeten „italischen Legion" drang nach Europa und erfüllte die Landsleute des Helden mit freudigem Stolz. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 aber litt es Garibaldi nicht mehr in der Fremde; er eilte mit den Seinigen herbei und stellte sich trotz seiner republikanischen Gesinnung Karl Albert zur Verfügung. Zur Linken des Hauptheeres machte er den Österreichern durch kühne Vor-

stöße in den Alpentälern zu schaffen und war der letzte, der die Waffen aus der Hand legte. Doch vertauschte er nur den Schauplatz seiner Taten. Als Rom Ende 1848, wie erzählt, seinen Landesherrn vertrieb und ein demokratisches Regiment einrichtete, war Garibaldi zur Stelle, um sich an der Proklamierung der Republik von ganzem Herzen zu beteiligen, dann aber den Widerstand gegen die Intervention der Fremden zu organisieren. Sein Verdienst war in erster Linie der heldenmütige und nachhaltige, wenn schon schließlich erfolglose Widerstand, den die ewige Stadt den Franzosen entgegensetzte. Als sie endlich einzogen, ging Garibaldi aufs neue in die Verbannung; schließlich ließ er sich, nachdem die Geister sich einigermaßen beruhigt hatten, auf der kleinen Insel Caprera nördlich von Sardinien nieder, um der Stunde der Erlösung seines geliebten Vaterlandes zu harren. Wieder stritt er dann 1859 an der Spitze seiner Alpenjäger zur Seite der Piemontesen; hernach bediente sich die Regierung seiner eine Zeitlang in der Romagna. Die Stärke Garibaldis beruhte, außer auf seiner Eigenschaft als trefflicher Freischarenführer, auf seiner großartigen Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, seiner glühenden Vaterlandsliebe und seinem ungebändigten Haß gegen alle Mächte des Rückschritts. Das gab ihm eine unermeßliche Gewalt über die Gemüter, die noch zunahm, als infolge der schmerzlich empfundenen Landabtretungen an Frankreich der Glanz des Namens Cavours bei manchen Patrioten sich verfinsterte. Jedenfalls führte dieser Schritt zur Verstärkung des Radikalismus, der sich ja, da er keine Verantwortlichkeit trug, recht wirkungsvoll mit dem Mantel eines herben Heroismus, der unter keinen Umständen auch nur einen Fußbreit Landes aufgibt, zu drapieren imstande war. Auch Garibaldi selbst hat Cavour die Abtretung seiner Vaterstadt niemals verziehen.

Aber diesem Radikalismus eröffnete sich nun ein Tummelplatz im Süden. Ein in Genua gebildeter Aktionsausschuß wandte sich im Frühling 1860 an Garibaldi mit der Aufforderung, den aufständischen Elementen der Insel Sizilien zu Hilfe zu kommen, ein Auftrag, den Garibaldi um so lieber auf sich nahm, als sich seinem Geiste dabei die Möglichkeit vorstellte, von Süden her nach Rom vorzudringen, um dem werdenden Italien in ihm die Hauptstadt zu gewinnen.

Mit dem sizilischen Unternehmen der „Tausend von Marsala“ glauben wir uns in die Sphäre der Romantik entrückt. Märchenhaft erscheinen die Taten und Erfolge Garibaldis: wie er zuerst sich auf das in fast unangreifbarer Stellung bei Calatafimi dastehende, weit überlegene bourbonische Heer stürzt und durch dessen Bewältigung sich den Weg nach der Hauptstadt freimacht; wie er dann mit gefälltem Bajonett in Palermo eindringt und, von der Bevölkerung unterstützt, die Stadt erobert, wie er bei Milazzo die abermals gesammelten Königlichen zerstreut und nun, zwei Monate nach seiner Landung bei Marsala, als Herr der Insel dasteht; wie er dann seine Tapferen über die Meerenge führt und von Calabrien aus, während bereits alles den Bourbonen verläßt, in ununterbrochenem Siegeslauf bis Neapel gelangt, wo tosender Jubel ihn umfängt, und endlich durch den blutigen Sieg am Volturno gegen das letzte feindliche Heer sein Werk krönt und befestigt: das wird

man stets den glänzendsten Ruhmestaten der Geschichte zuzählen, auch wenn man in Rechnung zieht, daß die ursprünglichen Tausend des Generals sich durch Nachschübe von draußen wie durch Zufluß von Einheimischen bald vervielfachten, und daß so große und schnelle Erfolge trotz aller Tapferkeit Garibaldis und der Seinen unmöglich gewesen wären, wenn nicht eben die Schandtaten der Herrscher das ganze Volk der Dynastie in dem Maße entfremdet hätten, daß es in den Landsleuten von Norden seine Befreier begrüßte.

In Turin waren die Rüstungen für die Expedition Garibaldis ebensowenig unbemerkt geblieben, wie man über Zweck und Ziel der Fahrt im unklaren war; es hätte auch nur eines Winkes Cavours bedurft, um die Abfahrt zu verhindern. Wenn der Minister diesen Wink nicht gab, vielmehr seine Hand im verborgenen schützend über der Expedition hielt, so drängt sich da die Frage auf, was den großen Staatsmann bestimmt hat, sich die Bundesgenossenschaft der Radikalen, die er bis dahin stets von sich gewiesen, hier gefallen zu lassen. Keinem Zweifel kann es wohl unterliegen, daß Cavour und sein tapferer König am liebsten den Stier bei den Hörnern gepackt, nämlich dem Bourbonen offen den Krieg erklärt hätten, wozu es an vollgültigen Gründen sicherlich nicht gefehlt hätte. Allein die Rücksicht auf Europa verschloß diesen Weg; schon allzuviel hatte sich das revolutionäre Italien von Europa verzeihen zu lassen, als daß Cavour es hätte wagen können, dieses wiederum zu reizen. Man hätte zweifellos Napoleons Begehrlichkeit aufs neue aufgestachelt; auch Österreich, dessen Zurückhaltung seit Villafranca beinahe wunderbar erschien, durfte nicht herausgefordert werden; endlich erfreute sich der Bourbone der Gönnerschaft des Zaren. Unter diesen Umständen begreift man, daß Cavour, selbst nicht in der Lage, die zur Sicherung des Errungenen unerläßliche Auseinandersetzung mit Neapel in die Hand zu nehmen, den Radikalismus zwar nicht zum Kampfe gegen Neapel veranlaßte oder ermutigte, aber ihn doch wenigstens gewähren ließ, und es ist, wofern man nur an das Verhalten eines Staatsmannes, zumal in Zeiten schwerster Krisen und wichtigster Entscheidungen, nicht den geradlinigen Maßstab der schlichten Moral eines Privatmannes anlegt, kaum berechtigt, wie vielfach noch heute geschieht, aus jener Handlungsweise schwere moralische Vorwürfe für Cavour herzuleiten. Im übrigen erwuchs nun letzterem aus der Gestalt, die die Dinge in Süditalien annahmen, keine geringe Verantwortung. Garibaldi hatte das Reich der Bourbonen erobern können, es zu organisieren aber reichte weder seine Begabung aus noch die der Männer, die sich unter und neben ihm dort der Leitung der Dinge zu bemächtigen strebten. Neapel ward nämlich zum Hauptquartier der Mazzinisten; auch Mazzini selbst hatte sich dort eingefunden. In diesen Kreisen aber herrschte keine sonderliche Geneigtheit, Piemont die Früchte des Feldzuges ernten zu lassen; Garibaldi, der in den eroberten Landen die Würde eines Diktators angenommen hatte, tat nichts, die Annexion mit dem nördlichen Königreich herbeizuführen; ja, er schleuderte, im Banne des Radikalismus, schwere Vorwürfe gegen den leitenden Minister und verlangte, daß dieser als Geschöpf Napoleons und Verräter des Vaterlandes seiner Stellung beraubt und durch ihn, Garibaldi, ersetzt werde. Das offenbarte

eine Lage, die um so gefährlicher war, als sich König Franz noch im Lande befand und seine Streitmacht um Volturno zwar zurückgeschlagen, aber keineswegs vernichtet worden war. So ergab sich hier zugleich mit der Notwendigkeit auch die Rechtfertigung des Eingreifens Italiens. Doch trat Cavour zuerst vor das Parlament, damit es zwischen ihm und Garibaldi entscheide. Er verlangte ein Vertrauensvotum nebst der Ermächtigung, in Neapel einzuschreiten. Da zeigte sich denn, daß die Verdächtigungen der Radikalen dem genialen Minister das Vertrauen seiner Landsleute nicht hatten nehmen können; so gut wie einstimmig stellten sich die Vertreter der Nation auf die Seite des Mannes, der sie geeinigt hatte. Wenig später überschritt ein italienisches Heer unter König Viktor Emanuel die Grenze des neapolitanischen Reiches und operierte so erfolgreich, daß ohne größere Zusammenstöße die Armee des letzten Bourbonen völlig lahmgelegt wurde. Beträchtliche Teile wurden in Capua zur Ergebung gebracht, andere zerstreuten sich, der Rest schloß sich mit König Franz in Gaëta ein. Mittlerweile aber war auf Garibaldi nicht erfolglos im Sinne der Mäßigung eingewirkt worden. Der Mann mit dem Kopfe eines Büffels und dem Herzen von Gold, wie Azeglio ihn charakterisierte, bewährte nunmehr diese letztere Eigenschaft. Er zog an der Spitze der Seinen aus Neapel Viktor Emanuel entgegen; am 26. Oktober 1860 trafen beide unweit Caserta zusammen. Hier aber begrüßte der volkstümliche Held und Republikaner den Sprossen der alten nationalen Dynastie, indem er ihm die beiden Kronen von Neapel und Sizilien darbrachte, als „König von Italien"; dann legte er seine Diktatur nieder und zog sich nach Caprera zurück; Neapel und Sizilien aber vollführten auf dem Wege des Plebiszits ihre Einverleibung in die Monarchie Viktor Emanuels. Zu Anfang des folgenden Frühjahres fiel endlich auch Gaëta; nicht ohne Würde trat der letzte Bourbon vom Schauplatz der Ereignisse ab; er verteidigte sich umsichtig und tapfer: als aber die französische Flotte, die den Winter über das Meer gehalten hatte, von Napoleon abberufen wurde, und die Italiener nunmehr auch die Seeseite sperrten, war das Spiel für den Eingeschlossenen verloren; am 13. März 1861 kapitulierte er und wandte sich ins Exil. Nur einen Tag später zog in Turin das versammelte Parlament, zu dem nunmehr auch die ehemals päpstlichen Gebiete und das südliche Italien ihre Vertreter entsandt hatten, die notwendige Folgerung aus den Ereignissen der letzten zwei Jahre und dekretierte die Errichtung des Königreichs Italien unter Viktor Emanuel, „König durch die Gnade Gottes und durch das Volk".

So war das Gebäude aufgerichtet und gekrönt. Doch die Anfänge des neuen Staates waren nicht glücklich; schon nach wenigen Monaten traf ihn der schwerste Schlag: er wurde seines genialen Schöpfers durch einen unzeitigen Tod beraubt. Allein so schmerzlich sich auf allen Gebieten das Fehlen des gewaltigen Mannes bemerkbar machte, sein Werk hatte gleichwohl Bestand, und mit ihm lebt unverlöschlich das Gedächtnis Camillo Cavours als eines der hervorragendsten Staatsmänner aller Zeiten und Völker fort, dem das schwere Werk gelungen ist, ein großes Reich auf dem Grunde der Freiheit zu errichten.

In der Wüste.

Roman
von
Grazia Deledda.

(Schluß.)

VII.

Das Glycinenhäuschen ward mit einem Male durch das Jauchzen der Kinder und Lias Lächeln erhellt. Ein leises, fast geheimnisvolles Lächeln, wie das einer Nachtwandlerin.

Salvador rannte hin und her durch die kleinen, kühlen Zimmer, die in einem grünlichen Lichte schimmerten, und Lia mitschleppend, rief er:

„Sieh, wie hübsch! Anders als die Hütte vom vorigen Jahr. Nun haben wir es fast herrschaftlich, nicht wahr?"

Er redete in aller Unschuld, und doch klang es ein wenig wie Ironie. Nino hingegen, der noch nichts begriff, sah rings um sich her, dann voll Bewunderung auf den Bruder und wiederholte:

„Wie hübsch! Hier ist es wirklich hübsch!"

Lia war berauscht und dachte:

„Er liebt mich und ich liebe ihn."

Sie lebte in diesem Gedanken, und die Luft, die sie umgab, schien ihr weich und duftig. Alles nahm eine phantastische Gestalt an, alle Wege waren geebnet und der Horizont strahlte.

Guidi seinerseits fühlte das nahende Glück; nur noch wenige Monate, wenige Wochen, vielleicht Tage, und Lia würde ihm in die Arme fallen, wie die reife Frucht in die Hand fällt, die sich ausstreckt, um sie zu pflücken. Er wartete auf diesen Tag mit Zuversicht und Geduld, wie der Verlobte dem Tage der Hochzeit entgegensieht, und war von den besten Vorsätzen beseelt, von dem festen Entschluß, Lia zur Seinigen zu machen, sie nicht mehr zu verlassen, mit ihr eine neue Familie zu bilden. Er sah aber ein, daß zwischen ihnen sich noch viele Hindernisse erhoben, daß nur in einem Augenblick des Vergessens Lia sie überwinden könnte. Und er wartete auf diesen Augenblick, den er seit dem Tage erträumt hatte, da sie ihm am Strande des Meeres erschienen war wie ein Bild der Schönheit und Güte. Seit jenem Tage hatte er in Gedanken das Glycinenhaus gemietet. In den

zwei Jahren aber war sein Gefühl ein anderes geworden: damals war es Verlangen gewesen, jetzt war es Liebe.

Lia hingegen lebte in der Gewißheit, daß der verhängnisvolle Augenblick niemals kommen werde. Sie fühlte sich ihrer selbst sicher, und dieser Rausch, an dem Stolz mehr teil hatte als Liebe, ließ sie wie in den Wolken schweben. Sie träumte wie ein junges Mädchen von einer reinen Liebe ohne Küsse, einer solchen, die mehr einem idealen Wesen als einem lebenden Menschen geweiht ist. In Begleitung der Kinder und der Wärterin sah sie sich Haus und Garten an. Durch die Bäume leuchtete das Meer blau und hoch wie ein Gebirge. Die Grillen füllten die ländliche Stille mit ihrem unausgesetzten Zirpen, die Tauben girrten auf dem Dache des Häuschens, und der Seewind strich durch die Wipfel der Bäume, die sich wie zur Begrüßung Lias und der Kinder neigten.

Zwei Wege kreuzten sich an der Ecke des Hauses; der eine führte vom Hügel zur See, der andere vom Bahnhof zur Heide.

Das obere Stockwerk des Häuschens bestand aus drei ineinander gehenden Zimmern und einer großen Terrasse, die eine Marmorbalustrade umschloß.

Die Alte betrachtete Lia mit wohlwollender Neugierde. Klein und knochig, mit einem winzigen, beweglichen Köpfchen und grauem, wirrem Haar, das ihr über die Stirn fiel, glich sie fast einem Kinde.

„Und kommt der junge Herr nicht?"

„Er wird hin und wieder kommen, wenn er Urlaub hat, denn er geht ins Amt."

Die Alte fing an, ihn zu preisen, als ob sie ihn seit Jahren gekannt hätte.

„Er ist gut, wirklich gut und freundlich. Als er am vorigen Sonntag herkam, unterhielt er sich mit mir fast als ob er meinesgleichen wäre. Er wollte alles sehen; er untersuchte alles, er wollte mich sogar im voraus bezahlen, aber natürlich nahm ich es nicht an. Arm bin ich, aber nicht habgierig; auch ich habe bessere Tage gekannt . . ."

Sie begann eine lange Geschichte von fünf Brüdern zu erzählen, die sämtlich Geistliche waren, und von denen der jüngste aus dem Seminar von Corneto entfloh, als er eben die Weihe empfangen sollte, und Gott verriet aus Liebe zu einem Weibe.

Das Weib war eben sie, die Alte, und ihre kleinen Augen glänzten noch in der Erinnerung an die Liebesabenteuer der Jugend. Sie war von guter Familie, allein ihr Vater enterbte sie, weil sie einen Mann heiraten wollte, der dem Herrn geweiht war, und auch der Gatte wurde von seinen Brüdern verleugnet.

„Unser Leben war Liebe und Arbeit. Fünfzig Jahre sind wir zusammen geblieben, arm, aber glücklich! Wenn man die Liebe aus der Welt schafft, was bleibt dann, Signora?"

„Das ist wahr, das ist wahr," meinte Lia.

Sobald die Stuben in Ordnung waren, bat die Alte, sie möchte sich nun ihre Behausung ansehen, die Salvador und Nino schon bis in jeden Winkel

durchstöbert hatten. Küche und Schlafkammer, Speise- und Arbeitszimmer, alles zusammen ein Raum, erhellt durch ein Fenster, das blühender Jasmin umwand, mit dem Blick auf das Meer.

Girlanden getrockneter Geranien schmückten die Wände, und in jedem Glas, jeder Flasche und sogar in der Öffnung eines umgestülpten Trichters steckten Sträußchen goldgelber Immortellen. Lia sah sich erstaunt um. Die Alte hatte einen primitiven Kunstgeschmack, einen angeborenen Sinn für Schönheit und Poesie.

Ein altes, halb zerfetztes Buch lag auf der Kommode von rötlichem Holz. Es war das Leben des heiligen Gabriel, und die Alte bot es gleich ihrer Besucherin an, wobei sie sie auf die besonders rührenden Stellen aufmerksam machte. Gelbe Bändchen bezeichneten die Seiten, die sie umblätterte und küßte.

„Können Sie lesen?" fragte Lia, indem sie das Buch zurückgab.

„Mein Mann konnte lesen, ich kann es nicht. Dies ist aber ein Wunderbuch, und wenn Ihr, was Gott verhüte, das Malariafieber bekommt, sagt es mir, dann borge ich es Euch."

„Vielen Dank," sagte Lia.

Am Nachmittage gingen sie zum Strande, und der noch unberührte weiße Sand zeigte bald die Spuren der kleinen Füße und die Furchen von Kanälen und Wasserleitungen.

Lia saß auf dem Seetang, und in ihren Augen spiegelte sich das Leuchten des Meeres — des Meeres, das so groß und so tief war wie ihr Glück. Sie dachte an die letzten vierzehn Tage, die hingegangen waren wie ein süßer, keuscher, unergründlicher Traum.

Sie saß in Gedanken wieder in Pieros Wohnzimmer auf dem Diwan neben ihm und fühlte, wie seine schmalen, feinen Hände die ihrigen brüderlich drückten. Er sprach mit warmer, bewegter, zuweilen modulierter Stimme, und sie hörte schweigend zu. Er sprach von Vergangenheit und Gegenwart, von Dingen, die ihn als Menschen, als Beamten und als Bürger angingen; er sprach auch von der Zukunft und gab Lia zu verstehen, daß die Zukunft bleiben werde wie die Gegenwart, immer wie die Gegenwart.

Sie lebte in dieser Täuschung.

Tiefblau in der Ferne unter dem veilchenfarbenen Himmelsbogen, grün in der Nähe, noch näher violett, brach sich die See schwarz und weiß gegen das Ufer an dieser mit Seetang bedeckten Stelle.

Die Wellen hatten die Sandbänke nicht rechtzeitig erreicht, traten schon zurück und überschlugen sich mit neuen Wellen, die ihnen entgegenrollten. Im Augenblick des Zusammenstoßes kam es zu einem flüchtigen Halt; es war, als sagten die zurücktretenden Wellen zu den herankommenden: es ist unnütz, ihr könnt nicht weiter, so gering auch das Hindernis ist. Aber die herankommenden Wellen glaubten es nicht, kämpften, um weiter zu kommen, bis auch sie zurückgingen und den nachfolgenden Wellen dasselbe wiederholten. Lia sah zu und sagte:

„Nein, auch wir gehen nicht weiter, es ist nicht möglich."

Es waren die köstlichsten Tage ihres Lebens, eine Oase in der Wüste mit all ihrem Blendwerk. Das Wetter war noch frühlingshaft; die Ginsterbüsche, mit Blumen bedeckt, gelb zwischen den blühenden Myrten, wie Flammen mitten im Schnee, verbreiteten ihren Wohlgeruch über die Heide.

War das auch eine Täuschung? Die Landschaft, die ihr jüngst noch öde und traurig vorgekommen war, fand sie jetzt wunderschön. Wallende Wolken beschatteten wie bläuliche Schleier die Hügel, und gegen Abend war der Himmel ganz rot und das Meer ganz von Gold.

Salvador und Nino, wenn sie nicht mit der Mutter am Strande waren, hockten neben der Wärterin, dem unerschöpflichen Quell von Märchen und Liedern. Auf den Stufen vor der Tür, zu Füßen der Alten, die Arme auf ihre Knie gestützt, die Blicke gespannt auf ihr bewegliches Gesicht gerichtet, waren sie wie zwei Blumen, die an einem verwelkten Stengel hängen.

Mancher Fischer, dessen Haut wie Kupfer glänzte, ging an dem Häuschen barfuß vorüber, und beim Anblick Lias und der Alten setzte er sein Körbchen hin, das mit grauen Muränen oder rötlichem Drachenfisch gefüllt war. Ein alter Gemüsehändler, noch rüstig, dürr, mit gebräuntem Gesicht und Augen, die von Leben und Bosheit funkelten, kam öfters des Weges mit einem Bündel Grünzeug, in ein Tuch gewickelt und an einem Stocke befestigt; auch er blieb stehen. Die Alte winkte ihm, sich zu nähern, sah in das Tuch hinein, nahm eine Handvoll Kirschen heraus und bot sie den Kindern. Diese blickten auf die Mutter, blickten auf den Händler und zögerten. Der Alte aber sagte: „Nehmt, nehmt!" Die Mutter nickte zustimmend, Salvador hing sich die Kirschen über die Ohren, und Nino machte es ihm nach.

Abends, wenn sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, trat Lia auf die Terrasse hinaus und gab sich ganz ihren Träumen hin. Die Nächte waren mild und dufterfüllt. Unter der kleinen goldenen Sichel des jungen Mondes erschien das Meer, von der Terrasse aus gesehen, wie eine großmächtige Sichel aus stumpfem Metall, hier und da funkelnd von Lichtern und ihrem Widerschein. An die Balustrade gelehnt, hob Lia die Augen nach oben und sah auf den großen Bären und andere Sternbilder, die über ihrem Haupte leuchteten wie Diademe, die ihr allein gehörten; sie blickte auf das Meer, das ihr wie die Grenze der Welt vorkam; sie blickte auf die Hügel und die Heide; und die Straßen, die darüber führten, weißschimmernd in der nächtlichen Dämmerung, erweckten in ihr die Vorstellung, daß jemand das Zeichen des Kreuzes auf der blühenden Erde angebracht habe, um die glücklichen Träumer daran zu erinnern, daß es auch noch Schmerzen gibt.

So träumte sie, aber ohne zu vergessen. Ihr Rausch war klar und bewußt. Sie überließ sich der Wonne des Liebens und fühlte, daß dies ihre erste wahre und letzte Liebe sei; sie vergaß aber nicht, wer sie war, und sie wollte nicht sündigen.

Gegen das Ende der Woche änderte sich das Wetter. Sie hoffte und fürchtete, daß Piero am Sonnabend kommen werde. Als sie den Himmel voller Wolken sah, zweifelte sie sehr an seiner Ankunft. Dennoch richtete sie sich mit dem Mittagessen auch auf ihn, empfand aber plötzlich eine Traurig-

keit, als ob sie während all dieser Tage einzig in der Hoffnung gelebt hätte, ihn wiederzusehen. Auf einmal, noch in der Küche beschäftigt, hörte sie Nino von der Straße her jauchzen.

„Da ist er, da ist er, er kommt, er trägt die Reisetasche!“ und sie fuhr zusammen. Zum ersten Male schämte sie sich, von ihrem Freunde in der Küche angetroffen zu werden, und lief ins Zimmer, sich umzukleiden. Sie wollte ihm also besser gefallen als sonst, ward sich sofort dieses unwillkürlichen Begehrens bewußt und erschrak davor, unterließ aber dennoch nicht, ihren Anzug zu wechseln.

Im Erdgeschoß ertönte schon der Jubel, das Begrüßen, das Lachen der Kinder, während Piero die Reisetasche hochhielt und sie raten ließ, was sie wohl enthielte; die Wärterin, die gleich herbeigeeilt war, fragte und staunte mit den Kindern um die Wette, und sie war es, die zuletzt erriet, daß die Tasche Obst und Süßigkeiten berge. „Wer am stillsten ist, bekommt gleich eine Aprikose.“

Lia kam herunter. Tiefes Schweigen! Um den Tisch herum, im grünlichen Licht des Zimmers, standen die Kinder, die Wärterin und Piero wie die Figuren eines Bildes.

Er trug einen weißen Anzug, ein Panamahut saß auf dem braunen Haar, und Lia sah sofort, daß auch er sich schön gemacht hatte, um ihr zu gefallen. Ihre Augen begegneten sich über den Köpfen der Kinder und der Wärterin; beide fühlten alsbald ein inneres Beben und bemerkten, daß, wie in ihrem Äußeren, auch in ihren Seelen sich etwas geändert habe.

Dennoch begrüßten sie sich, ohne ihre innere Erregung zu verraten, und Lia fragte scheinbar unbefangen: „Was haben Sie denn Schönes mitgebracht?“

Dann verteilte sie die Aprikosen, mit Bedacht diejenigen aussuchend, die bereits etwas angegangen waren, stellte den Rest in den Speiseschrank und fragte, ehe sie dessen Glastür schloß, wiederum mit vollkommener Selbstbeherrschung: „Was kann ich Ihnen anbieten, Piero?“

Aber als sie ihm zu trinken einschenkte, zitterte ihr die Hand.

Er ließ sich von den Kindern da- und dorthin führen, bis zur Behausung der Wärterin, die wieder von ihrem verstorbenen Mann und den fünf geistlichen Brüdern erzählte und ihm auch das Leben des heiligen Gabriel anbot.

Unterdessen deckte Lia den Tisch, die Alte, die sich gleichfalls hell gekleidet und ein gelbes Kämmchen ins Haar gesteckt hatte, wartete bei der Mahlzeit auf. Es war eine heitere glückliche Stunde, als ob sie alle Kinder wären, und die Unschuld ihrer Gespräche wurde nur durch einige boshafte Anspielungen, die Piero an die Alte richtete, und durch Lias Unruhe unterbrochen.

„Ihr sollt sehen, daß ein Gewitter binnen kurzem da ist,“ rief sie von Zeit zu Zeit aus.

Um das Wetter zu prüfen, stiegen sie alle auf die Terrasse hinauf.

Das Rollen des Donners schien aus der Tiefe des Meeres herauf zu kommen; Wolken, die wie ungeheure zerzauste Köpfe aussahen, erschienen am Horizont, und hinter ihrem Dunst sah man Flammen und leuchtende

Räder, wahre Riesenfeuer zogen vorüber, und züngelnde Blitze durchzuckten den Himmel und das Meer und verschwanden. Aber während der Osten im Aufruhr war, blieb der westliche Himmel heiter, gelb und grün wie ein fernes Tal; der Wind wehte den Duft der Myrthe und des Ginsters heran, der sich mit dem Geruch des Seetangs vermischte.

Der Frohsinn der Kinder und der Erwachsenen war verschwunden; alle schwiegen, standen an der Balustrade wie geblendet durch das furchtbar schöne Schauspiel des Gewitters. Die Luft wurde feucht.

„Gehen wir," sagte Lia, „man kann nicht trauen. Salvador, Nino, es ist Zeit, zu Bett zu gehen."

Die Kinder wollten nicht, aber sie nahm Nino bei der Hand und führte ihn widerstrebend ins Schlafzimmer. Auch Salvador mußte gehorchen. Beide aber fingen an zu weinen und baten wenigstens um die Gegenwart des Herrn Piero. Er trat herein und beugte sich zu ihnen, während Lia, um sie zu beruhigen, noch die letzten Süßigkeiten verteilte. Sie dachte zurück an den ersten Abend ihrer Vermählung in Anzio, an Justo, wie er gebeugt über das Bettchen Salvadors stand, und Trauer bemächtigte sich ihrer.

„Ihr Zimmer ist unten," sagte sie zu Piero, als die Kinder still waren. „Wenn Sie noch ausgehen wollen, da ist der Schlüssel."

„Ich werde doch nicht mehr ausgehen! Wohin denn soll ich bei dem Wetter?"

„Komm, bleib bei mir," rief Nino, ihn beim Rock festhaltend.

„Gerne, mein Kind, aber die Mama erlaubt es nicht."

„So werde ich morgen früh zu dir kommen."

„Nein, ich," sagte Salvador.

Und sie fingen wieder an zu schwätzen und zu streiten. Lia ging hinunter, um Pieros Zimmer in Ordnung zu bringen, und er blieb bei den Kindern. Als Lia wieder herauf kam, waren sie eingeschlafen, und Piero wartete an der Balustrade.

Sie ging zu ihm, hatte aber ein Gefühl von Angst; seine Stimme, wiewohl er nur gleichgültige Worte sprach, klang ihr zitternd, und die ganze Landschaft erschien ihr ungewohnt geisterhaft.

Der Wind hatte sich beruhigt, und der Mond trat durch die schwarzen Wolken hervor. Die Bäume, unbeweglich zum schwarzblauen Himmel ragend, schienen am Horizonte zu schweben. Man hörte Gebell und meinte, es käme von der See. Die weißen Tauben schliefen auf den Weinlauben, die einzigen Punkte, die man in der Dämmerung unterschied, und dies geheimnisvolle, dies zweideutige Halbdunkel war auch in Lias Seele. Alle Freude, alles Licht der vergangenen Tage waren geschwunden; sie fühlte sich erregt, beunruhigt durch eine unbestimmte Bangigkeit, von der sie nur wußte, daß sie durch Pieros Gegenwart hervorgerufen war.

Und doch war er nicht anders als sonst. An die Balustrade gelehnt, neben ihr stehend, sprach er mit ruhiger Stimme von den Kindern.

„Sie waren heut Abend unruhig," sagte Lia, — „es ist das Wetter, auch ich empfinde es."

Er nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen.

„Bin ich es, der dir Verdruß macht?"

„Ach nein! warum auch?" erwiderte sie kalt, „es tut mir nur leid, daß das Wetter so ist. Es war immer schön, und wenn es morgen so bleibt, wirst du dich zu Tode langweilen."

„Glaubst du?" sagte er, indem er sein Gesicht dem ihrigen näherte. Sie blickten einander in dem nächtlichen Halbdunkel an, wie sie sich beim Lichte der Sonne noch nie angeblickt hatten: Lia glaubte sich stark, meinte widerstehen zu können und mißbrauchte ihre Kräfte.

„Gewiß!" sagte sie — „was wirst du den ganzen Tag tun?"

Er umfaßte sie. „Warum redest du so? Bin ich nicht für dich gekommen? Während der letzten Tage meinte ich zu sterben; die Luft fehlte mir. Und du, wie es scheint, hast gar nicht an mich gedacht?"

„Ich!" sagte sie, aufzuckend — „ich?"

Plötzlich verschwanden auch die weißen Punkte auf den Weinlauben, die Lichter auf dem Meere, das trübe Auge des Mondes. Sie meinte, ein Schleier lege sich ihr auf die Augen, während seine weichen, warmen Lippen die ihrigen mit brennendem Begehren suchten.

Sie stieß ihn zurück, vor Liebe und Reue weinend, und obwohl er sie sanft wieder an sich zog und ihr wie einem beleidigten Kinde zuredete, ging sie fort und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Sie verbrachte die Nacht in fieberhafter Aufregung. Der Stolz, über sich selbst gesiegt zu haben, hob sie in ihren eigenen Augen; die Erinnerung an seine Lippen, seine Worte versenkte sie in ein Meer von Unruhe. Sie meinte, daß für einen Augenblick ein Freudenparadies sich vor ihr geöffnet habe, aus dem sie unerbittlich verbannt sei, und der Gedanke, jeden Verkehr mit Piero endgültig abzubrechen, peinigte und beunruhigte sie zugleich.

Aller schlechten Voraussagungen ungeachtet, heiterte sich am folgenden Tage das Wetter auf. Als Lia herunterkam, war Piero schon ausgegangen, und einen Augenblick hoffte und fürchtete sie, daß er überhaupt fort sei.

Traurig, aber ihrer selbst sicher, machte sie sich an die gewohnte Arbeit, zog die Kinder an und bereitete das Frühstück.

Er kam spät zurück mit einem Strauß Feldblumen, zwei Libellen und einigen Goldkäfern in ein Stück Papier gewickelt. Lia setzte ihm den Kaffee vor, nahm die Blumen, sah sich mit den Kindern die Libellen und die Käfer an und vermied, dem Blicke Pieros zu begegnen. Der Tag ging ruhig dahin, scheinbar wie die anderen; nur sagte Piero vor der Abreise, halb schwermütig, halb lächelnd:

„Hast du mir verziehen? Es wird nicht mehr geschehen, sei sicher. Ich hatte den Kopf verloren . . . es war das Wetter . . ."

Sie lächelte ebenfalls, es klang aber wie ein Urteil, als sie sagte:

„Es ist besser, daß du nicht mehr hierher kommst."

„Wenn du es willst, komme ich nicht wieder . . ."

„Ja, es ist besser . . ."

Als sie sich trennten, waren sie aber doch beide sicher, daß sie sich bald wiedersehen würden.

Das Gift des Verlangens rieselte nunmehr in ihren Adern, und alles trug dazu bei, ihre Leidenschaft zu steigern, der Ort, die Einsamkeit, das Wetter, selbst die Entfernung und Pieros Fügsamkeit. Wenn er so vorgegangen wäre, wie der Maler, wäre sie gerettet gewesen. Aber er liebte und wußte, wie man in Liebeskriegen siegt.

Da er am folgenden Sonnabend nicht kam, wurde Lia wieder von heftiger Eifersucht ergriffen, von dem Zweifel, daß er sie nicht so liebe, wie sie glaubte, von dem trüben Gedanken, daß alles, alles zwischen ihnen zu Ende sei. Der Traum ging unter, verschwand wie der Mond, nachdem er seinen Kreislauf vollendet, und ein melancholisches Dunkel verhüllte die Nacht und fiel ihr auf die Seele wie ein Trauerschleier.

Wenn er nur wenigstens geschrieben hätte! Aber er kam nicht, er schrieb nicht, er würde sicher nie wieder kommen. Sie bereute, das Häuschen angenommen zu haben, machte sich Vorwürfe, daß sie den Genuß seines Anerbietens hatte, während er sich des Vergnügens beraubte, einige Tage außerhalb Roms zu verbringen; sie fühlte sich undankbar und gleichzeitig gedemütigt, sie liebte ihn und grollte ihm.

Eines Tages kam ein Brief von der Tante Gavina, die der Nichte vorwarf, nicht mehr nach der Heimat gekommen zu sein.

„Jetzt, da es Sommer ist, könntest du dich dazu entschließen," sagte sie. „Hier beginnt jetzt die Obstzeit, und die Knaben könnten daran mehr Vergnügen haben, als da, wohin du sie jedes Jahr führst. Simone Barba, der seit kurzem vom Festland heimgekehrt ist, sagt, daß dort Teuerung herrscht, und alles so viel kostet wie in Kriegszeiten. Auch hier, um die Wahrheit zu sagen, ist alles teurer geworden, aber man findet immer noch etwas, und wer arbeitet, leidet keine Not. Ich bitte dich daher, zu kommen, wenn du kommen magst, und dich nicht davon abhalten zu lassen aus Furcht, mir zur Last zu fallen. Wenn du etwas brauchst, sag es mir offen; ich werde mich freuen, dir zu helfen, und einstweilen grüße ich dich und küsse die Kinder."

Lia las und las diesen Brief immer wieder; wie eine Versuchung drängte sie das Verlangen, wieder auf einige Zeit nach Sardinien zu gehen. War es Angst, Reue, Bedürfnis nach Ruhe? Sie wußte es nicht und forschte nicht nach dem Grunde dieses Verlangens.

Die Reise war teuer, jetzt, da auch die Kinder zahlen mußten; dafür aber würde sie durch einen längeren Aufenthalt bei der Tante einige Ersparnisse machen können.

Aber fast als ob er ihre Gedanken erraten hätte, war Piero am Donnerstag Nachmittag plötzlich da.

Lia und die Kinder waren am Strande. Als seine weiße Gestalt auf der Höhe des Weges erschien, fuhr sie wie erschreckt empor, und ohne die Gegenwart der Kinder würde sie ihm entgegengeeilt und in die Arme gefallen sein. Als er ihr nahe war, hatte sie sich anscheinend schon beruhigt,

aber die Berührung ihrer Hände genügte, um ihnen beiden klar zu machen, daß nunmehr jede Verstellung nutzlos sei:

„Warum hast du dich nicht angemeldet?“ sagte sie. „Dafür werden wir heut Abend nur Eier und Milch haben.“

„So werden wir von Poesie leben,“ erwiderte er, indem er sich in den Sand hinstreckte und den Kopf an den Saum ihres Kleides lehnte. „Du schickst mich doch nicht fort? Verachte mich, wenn du willst, aber ich konnte nicht mehr leben, ohne dich zu sehen.“

Sie antwortete nicht, rührte sich aber nicht und wurde nicht unwillig. Er beschwor sie: „Sieh mich an, sieh mich an!“

Sie beugte sich über ihre Knie und sah ihn an, und seine Augen schienen ihr ein Abgrund, größer und tiefer als das Meer.

Sie blieben am Strande bis zum Sonnenuntergang; die Kinder liefen um die beiden Liebenden herum, sprangen auf Piero, begruben seine Füße im Sande. Alles ringsum war hell, weich, unendlich. Der Westwind kräuselte das Meer, das so ruhig war wie ein Landsee; auf einmal zeigte sich an der violetten Linie des Horizonts ein rot und weißer Dampfer, klein wie ein Kahn, und verschwand, langsam in den Wellen untertauchend. Salvador, auf Lias Schulter gelehnt, blickte mit seinen großen, verträumten Augen hin und sagte zu Piero:

„Weißt du, wohin jener Dampfer fährt? Nach unserer Heimat. In wenigen Tagen werden wir dort auf Deck sein und hersehen, und du wirst uns von hier aus mit dem Tuche zum Abschied winken . . .“

Piero sprang auf und sah Lia an; ein Schatten verdunkelte ihm den Blick. „Ist es wahr? Wollt ihr abreisen?“

Sie verneinte mit dem Kopf, Salvador aber wandte ein:

„Wie, hast du nicht gestern gesagt, daß wir zur Tante Gavina gehen werden?“

Nun konnte Lia unter den ebenso forschenden wie mißtrauischen Blicken des Freundes und des Knaben nicht mehr leugnen.

„Ja, ich denke daran, ich möchte die Tante besuchen, auf kurze Zeit nur, ich bin aber noch nicht entschlossen.“

Piero warf sich wieder auf den Sand und sprach nicht mehr; als aber Salvador sich entfernt hatte, erhob er sich und sagte mit gereizter Stimme, die gleichzeitig flehend und gebieterisch klang:

„Du wirst nicht abreisen, ich will es nicht. Jetzt nicht, jetzt nicht . . .“

Als sie nach Hause kamen, fanden sie den Tisch gedeckt und die Alte in Weiß gekleidet, mit dem gelben Kämmchen im geordneten Haar.

Ein Körbchen mit Obst, Wein- und Likörflaschen, Süßigkeiten und andere Leckerbissen, geschmackvoll auf Porzellantellern hergerichtet, zierten den Tisch, auf den die Alte auch einen Strauß dunkler Nelken gestellt hatte.

„Was haben Sie getan?“ schalt Lia, zu Piero gewendet, fast verletzt durch seine Gaben. „Sehen Sie, immer beschämen Sie mich.“

Dennoch ging es beim Mahle lustig und lärmend zu. Man sprach wieder vom Grünhändler, dem Freunde der Wärterin, vom heiligen Gabriel,

von den fünf geistlichen Brüdern. Nach einem Glas Malaga begann die Alte zu tanzen und zu singen, ihre Kinderaugen nahmen einen Ausdruck von Schelmerei und Gutmütigkeit an beim Anblick des schönen jungen Paares, das an der wie zum Hochzeitsmahl geschmückten Tafel saß. Plötzlich, als die Kinder hinausliefen, nach der Brücke zu, um den Eisenbahnzug zu sehen, trat die Alte an Lia heran, ergriff eine ihrer Hände, tat dasselbe mit Piero und vereinte die beiden Hände in den ihrigen mit den Worten:

„Gott segne euch!"

„Nun sind wir verheiratet!" — sagte Piero, während Lia ihre Hand zurückzog. Und beide lachten, aber mit einem Schatten von Traurigkeit in den Augen.

Er blieb drei Tage im Glycinenhäuschen. Wie ein Rausch, wie ein Verlangen war der Dunstkreis, in dem sie sich bewegten; Lia, von dem Wunsche getrieben, ihm zu gefallen, hatte endlich die Trauergewänder abgelegt und ein einfaches weißes Kleid angezogen, in dem sie dunkler und jünger erschien.

Die Kinder blickten sie neugierig an; Nino betrachtete ihr Kleid, wie um sich zu versichern, daß sie es sei, und Salvador sagte ihr:

„Du siehst aus wie eine andere!"

Ja, sie fühlte sich eine andere und mied die Blicke des Knaben, weil sie meinte, daß er in ihrer Seele lese.

Und doch ereignete sich nichts Neues. Piero brachte sie nicht in Versuchung, er drückte ihr nicht einmal die Hand; nur am Abend des dritten Tages bat er sie, mit ihm durch die Heide bis zum Meere zu gehen.

Die Kinder schliefen schon.

„Die Alte wird hier bleiben, bis wir zurückkommen. Nur zehn Minuten gehen wir," sagte er, „komm."

Zuerst weigerte sich Lia; sie ließ die Kinder niemals allein. Er geriet darüber in einen dumpfen Groll gegen diese, als seien sie das einzige Hindernis, das ihn jetzt noch von ihr trennte; er bezwang sich aber und rief die Alte zu Hilfe. Diese nahm Lia bei der Hand, drängte sie zur Tür hin und sah den beiden jungen Leuten nach, wie sie sich auf dem Pfade entfernten.

Piero ging voran, Lia folgte wie blind, mit gesenktem Blick; an der Biegung des Weges aber umschlang er sie, und so schritten sie eine kurze Weile schweigend weiter. Auf einmal machte Lia sich los und setzte sich an den Rand des Weges hin, von einer seltsamen Müdigkeit, einer unsagbaren Schwäche befallen.

Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand. Sie schwiegen beide wie lauschend und wartend. Die Dämmerung umhüllte sie wie ein grünlich rosiger Schleier. Jenseits der grünen Wiese sah das regungslose Meer wie eine azurne Wiese aus. Die ganze Landschaft war grün und bläulich, und nur am Rande der Wiese erblickte man durch die Stämme einer Baumreihe den purpurnen Himmel.

Der klagende Ton einer Handharmonika und ein Pfeifen, das deren einförmige, melancholische Melodie wiederholte, erweckten die Vorstellung, als

ob da oben im Wäldchen eine Herde weide und der Hirte daneben im Grase liege. Es war wie ein Traum, wie ein Idyll. Jetzt schwieg die Harmonika, das Pfeifen hörte auf, und man vernahm nur noch das zittrige, silberne Zirpen der Grillen. Eine unaussprechliche Harmonie lag in der entschlummernden Natur: die Landschaft, das Meer, der Himmel, das Licht, die Stimmen bildeten eine einzige, sanfte, unendliche Poesie. Die zwei Liebenden, überwältigt von jener göttlichen Verschmelzung aller Dinge, vereinigten, auch sie, ihre Lippen und fühlten sich ein einziges Wesen.

Lia war die erste, die wieder zu sich kam; sie blickte vor und hinter sich, ängstlich, gesehen worden zu sein, und hörte Pieros Worte, die wirr, wie aus der Ferne zu ihr drangen.

„Du wirst mein sein," sagte er, „ganz mein, auf ewig. Wir werden uns nie mehr trennen, werden glücklich sein, und du wirst mir alles geben, wie ich dir alles geben werde. Endlich, endlich, Geliebte! Wie viele Monate, wie viele Zeit haben wir verloren! Aber du hast Furcht vor mir gehabt, hast mir mißtraut; warum? warum? Nun hast du dich überzeugt: ich bin dein, ganz dein. Du warst eifersüchtig, nicht wahr?"

„Ja, ja," sagte sie leise.

„Ich habe es bemerkt, ja — o Teure, wer kann mich von dir reißen?" Er küßte ihr die Hände sanft, sie liebkosend wie ein Kind, und dann preßte er sie mit wilder Gewalt an sich.

Sie fühlte sich verloren, und der Drang, sich zu verteidigen, erwachte in ihr und vermischte sich mit ihrem Rausche.

„Ich habe dich geliebt von dem Morgen an, da du zuerst in mein Zimmer tratest. Weißt du noch? Aber ich hatte beinahe Scheu vor dir. Deine Trauer, deine Strenge schreckten mich. Dann kam ich hierher, erinnerst du dich? Zwei Jahre sind es, und zwei Jahre, daß ich warte. Gestehe, kein anderer Mann hätte das über sich vermocht . . ."

Sie dachte an den Maler und lächelte bitter, sagte aber nichts.

Er begann aufs neue, sie mit wirren, abgerissenen Worten an alle Ereignisse jener zwei Jahre zu erinnern. Er gedachte des Novembermorgens, an dem er versucht hatte, ihr die Hand zu drücken, und des Abends, an dem er von seiner Sendung heimgekehrt war. Er sprach von der Gewalt, die er sich am folgenden Morgen angetan, sie nicht in seine Arme zu schließen; wie er später gemerkt, daß sie eifersüchtig sei, sich in Liebe verzehre, und wie er wartete, sie zu der Seinen zu machen, bis sie sich ihm freiwillig gebe.

„Du wirst mein," schloß er, „die Alte hat uns wie eine gute Fee verheiratet. Wer vermag uns zu trennen? Ich bin jetzt frei, und du bist es auch. Gib dich mir. Sei mein."

„Man sieht uns," sagte sie abwehrend und erhob sich schaudernd. Ihr war, als ob aus dem Walde hinter dem Pfade ein Schatten käme, und sie bildete sich ein, es sei Salvador, der sich dort herumtreibe und sie belausche.

„Gehn wir, gehn wir," rief sie, „die Kinder sind allein," sagte sie laut.

„Noch einen Augenblick," bat er, aber mit veränderter Stimme. Er versuchte, sie wieder an sich zu ziehen; da sie aber widerstand und sich auf den Weg machte, fuhr auch er empor und umschlang sie.

„Ich lasse dich nicht mehr!“ sagte er. „Wir sind auf Tod und Leben vereint.“

Sie suchte noch immer ihren Traum zu verteidigen:

„Und war ich, bin ich denn nicht dein? Es war schön, so zu leben!“

„Das genügt nicht,“ sagte er. „Wir sind jung und lieben uns; warum sollen wir das Glück nicht ergreifen, das sich uns bietet? Wir haben so viel gelitten, Lia. Das Leben ist kurz, wir wollen niemandem weh tun. Aber bist nicht auch du des Leidens müde? Ist es nicht genug? . . .“

„Ja, es ist genug,“ wiederholte sie, fühlte aber, daß sie nicht die Wahrheit sagte.

Sie schritten nach Haus. Er machte Pläne für die Zukunft: sie würde nicht mehr arbeiten, sie würden wie legitime Eheleute miteinander leben, er würde sich um die Erziehung der Kinder kümmern . . .

Einen Augenblick ließ auch Lia sich von dieser Illusion hinreißen: mit aufgeregten Sinnen, überwältigt von der Süße des Ortes und der Stunde, schwebend über dem Abgrund der Wonne und der Sünde, empfand sie dennoch im tiefsten Innern eine unergründliche Traurigkeit. Alles Mißtrauen, das ihrem Wesen eigen war, übte wieder seine Macht über sie; voll leidenschaftlicher Liebe für den Mann an ihrer Seite, kam sie sich doch vor wie von einem Feinde geraubt, von einem Wilden, der nur an sein Vergnügen dachte und auf ihren Schmerz nicht achtete. Noch einmal hatte sie die Empfindung des völligen Verlorenseins; sie fühlte sich allein, ohne Schutz, von einer dunklen Gefahr umgeben, und beschloß, sich zu verteidigen.

Auf der Türschwelle war die Alte eingeschlafen; Lia mußte sie rütteln, um sie zu wecken, und dachte: „Sieh, es hätte den Kindern ein Unglück geschehen können, und ich war so weit von ihnen entfernt.“

Als sie wieder allein waren, versuchte Piero, sie in sein Zimmer zu ziehen; aber beim Licht der Lampe sah er, daß ihr Gesicht blaß war, ihr Ausdruck hart, ihr Blick glühend und wirr wie der einer Fieberkranken, und als sie, der Treppe zugehend, sagte:

„Jetzt nicht, jetzt nicht, die Kinder sind allein,“ stand er davon ab. Er begleitete sie bis zur Terrasse und sagte:

„Ich warte auf dich!“ wußte aber, daß sie nicht kommen werde.

Sie schloß sich in ihrem Zimmer ab, warf sich angekleidet aufs Bett, wie wenn von außen ihr eine schwere Gefahr drohe, und sank gleich in Schlaf, ermattet durch den furchtbaren Kampf, den sie für den Augenblick niedergeschlagen hatte, der aber noch fortdauern und sich erneuern würde, bis sie endlich vielleicht unterlag.

Im Schlaf setzte sich der Kampf fort. Der Pfad hinter dem dunklen Buschwald, die goldgrünen Wiesen, das regungslose Meer, das Geheimnis der Nacht, die Musik des Hirten, die Berührung mit Pieros Händen und Lippen — alles hatte sich ihr eingeprägt, und sie konnte sich im Traum so wenig davon befreien, wie sie sich jemals in der Wirklichkeit davon befreit haben könnte. Den Mann, der ihr gesagt hatte, er sei auf Tod und Leben mit ihr vereint, stieß sie zurück und hatte dennoch Angst, daß er davon ginge. Und

die Kinder waren da, Zeugen dieses Kampfes. Sie fürchtete und schämte sich vor ihnen. Die großen Augen Salvadors, betrübt und nachdenklich, forschten im Schatten, und Nino lachte darüber, daß sie mit Piero kämpfe. Sie war empört über die Kinder und fand sie frech und unverschämt, und das war ihre größte Pein.

Als sie sich bei Sonnenaufgang erhob, fand sie Piero zur Abreise gerüstet auf der Terrasse. Er sah aus, als ob er die ganze Nacht im Freien gewartet hätte; er war fahl im Gesicht, Bart und Augen waren farbloser als sonst, und sie wunderte sich, ihn fast häßlich zu finden.

„Ich reise ab," sagte er mit heiserer Stimme.

Sie sah ihm traurig, aber ruhig ins Gesicht.

„Bist du gekränkt? Verzeih mir . . ." murmelte sie.

Er aber kehrte ihr den Rücken, und wie ein zorniger Knabe stellte er sich an die Balustrade und sprach gereizt:

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, laß mich gehen; du liebst mich nicht."

„Piero," erwiderte sie, indem sie seine Schulter leicht berührte, „du glaubst nicht an das, was du sagst . . ."

Er antwortete nicht, und beide blieben für einige Augenblicke stumm, wie versunken in die Betrachtung der ruhigen Landschaft. Ein goldener Schleier lag über den Hügeln und dem Meere und wallte zwischen den funkelnden Bäumen, in den Büschen der Heide, in der heiteren Luft. Alles war Frieden und tiefes Schweigen; es schien, als ob selbst das Meer sich nicht mehr bewegen dürfe. Nur in den Herzen der beiden, die sich liebten, dauerten der Kampf und der Sturm fort. Lia dachte mit Beben:

„Wenn ich ihn jetzt gehen lasse, werde ich ihn nie wieder sehen."

Und er sagte zu sich selber:

„Jetzt wird sie zu mir kommen, wird sie mich anflehen, sie nicht zu verlassen . . ."

Und doch erhob er sich plötzlich, um sie in seine Arme zu ziehen, und abermals wehrte sie ihn ab. „Ich muß ihn abreisen lassen . . ." dachte sie, während er auf der Terrasse hin und her schritt.

„Du liebst mich nicht, Lia! Eine Frau, die wirklich liebt, handelt nicht so wie du, genügt sich nicht selbst und quält den Mann zu Tode, den sie liebt . . . Ja, ja, ich habe es gehört, wie du deine Tür verschlossen hast, als ob ich ein Dieb wäre. Du kennst mich nicht. Erinnere dich, was ich dir eines Abends sagte: es ist schwer, einander ganz zu kennen."

„Es ist wahr" — dachte sie.

„So will ich denn gehen," wiederholte er. „Wenn ich bliebe, würde ich wahnsinnig werden; du machst aus mir wirklich das, wofür du mich hältst. Laß mich gehen, Lia," fügte er hinzu, „laß mich gehen, habe Mitleid mit mir . . ."

„Beruhige dich," erwiderte sie, „du bist es, der mit mir Mitleid haben sollte. Ich bin eine einfache Frau, eine Frau von alter Art . . . Du wußtest das, sagtest mir sogar, daß du mich darum lieb hättest. Also ist es nicht wahr . . . auch ich könnte dir sagen, daß du mich nicht lieb hast . . .

da du so bist, wie alle anderen . . . und willst, daß auch ich sei wie alle anderen . . . Nein, nein, Piero . . . nein . . . siehst du, auch du willst so wie jener andere sein . . . Ja, jetzt kann ich es dir sagen . . . dein Freund, der Maler, der mir beistehen sollte, versuchte statt dessen mich zu verderben. Eines Tages schloß er die Tür und hielt mich fest, wie ein Barbar . . . ich vermochte mich kaum zu retten. Und er sagte, daß er mich liebe!"

Erstaunt blieb Piero stehen, um zu hören.

„Und du"? — — — fragte er.

„Ich? ich habe ihn nicht wiedergesehen. Ich hatte ihn gern, wie man ein Kind gern hat; ich hatte Vertrauen zu ihm, und nun trage ich ihm einen tiefen Groll nach."

Da begriff Piero, daß er abreisen müsse.

Lia hielt ihn nicht mehr auf, aber als er sich der Treppe näherte, wurde sie leichenblaß, öffnete den Mund, um zu sprechen, blieb aber einige Sekunden mit zitternden Lippen unfähig, ein Wort hervorzubringen. Endlich fragte sie:

„Willst du die Kinder sehen?"

Er verneinte, stieg hinunter nach dem Erdgeschoß und packte seinen Koffer. Lia folgte ihm gefügig, und voller Eifer, wie sie nie gewesen, sorgte sie sich um tausend Kleinigkeiten, als ob er eine lange Reise antreten werde. Er lehnte jedoch alles ab, und es schien, daß von den beiden er es sei, der zur Trennung entschlossen war.

Die Wärterin klopfte bescheiden an die Tür. Lia öffnete, sagte, daß sie nichts brauche, rief sie dann zurück und schickte sie abermals fort.

Als sie wieder eintrat, fand sie Piero reisefertig mit dem Kofferchen in der Hand; sein kaltes, kummervolles Antlitz spiegelte sich in der grünlichen Glastüre des Speisezimmers. Lia näherte sich verwirrt, betrachtete die Widerspiegelung ihrer beiden Gestalten in den Scheiben und hatte eine seltsame Empfindung: es war ihr, als seien es zwei Gespenster, die zufällig an einem unirdischen Ort einander begegnet.

Sie nahm seine Hand und neigte sich darüber, als ob sie ihre Worte an diese feine, weiße Hand richte, die ihr umsonst die Welt der Träume gezeigt hatte. „Wirst du bald wiederkommen?"

„Nein, nicht eher, als bis du mir schreiben wirst, daß du mich wirklich liebst."

Sie hob die tränenerfüllten Augen und suchte mit unaussprechlicher Anstrengung ihren Schmerz zu überwinden.

„Ich werde es dir also schreiben, da du meinen Worten nicht glaubst," sagte sie, indem sie ihn bis zum Fußpfad begleitete.

Dort blieb sie, so lange sie ihn noch sehen konnte; dann lief sie auf die Terrasse und verfolgte seine weiße Gestalt, bis sie sich im rosigen Licht des Morgens verlor. Als er verschwunden war, meinte sie, daß ein endloses Schweigen sich um sie breite, solch eines, das kein Laut je mehr unterbrechen könne. Sie warf sich auf die Erde und brach in Tränen aus, so heiß und heftig, als ob sie über sich selbst wie über eine Tote weine.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, erhob sie sich, schüttelte die Kleider, als ob sie aus dem Staube aufgestanden wäre, und ging zu den Kindern

hinein. Beide schliefen noch in derselben Lage, wie sie sie damals an dem Abend von Pieros Heimkehr gesehen hatte. Der Anblick tröstete sie nicht, erinnerte sie aber an etwas, was sie vollständig vergessen hatte. Sie ging und zählte ihr Geld. Es war wenig, würde aber für die Reise in die Heimat genügen. Seit dem Abend vorher schwebte ihr die Hütte mit der Palme, Tante Gavina und die mit Sieben und Körben ausgestattete Kammer wie eine Zuflucht vor.

Ihre ursprünglichen Empfindungen erwachten wieder: sie wollte fliehen, sich verbergen, weil eine schwere Gefahr sie bedrohte.

Noch immer erregt, halb unbewußt, legte sie ihr schwarzes Kleid wieder an und begann an Tante Gavina zu schreiben, wie sie einst an Onkel Asquer geschrieben hatte, indem sie ihr in kindlicher Weise von ihren Schmerzen, ihren Sorgen, ihren Erlebnissen erzählte.

„Ich werde für einige Zeit zu euch kommen, liebe Tante Gavina, bis das Feuer erloschen ist, das in mir brennt und mich fast wahnsinnig macht.

„Ich fürchte unterzugehen. Was wird dann aus mir und den Kindern werden, die niemanden haben außer mir?

„Er sagt, daß er sie liebe; es ist aber nicht wahr; er meint sie zu lieben, weil er mich lieb hat; vorhin aber hat er sie nicht einmal sehen wollen; ihm liegt nichts an ihnen, das begreife ich ganz gut, und ebenso würde ihm in einigen Jahren auch an mir nichts liegen, wenn ich seinem Verlangen nachgäbe. Ich weiß, ich weiß es! Er sagte mir, daß er mich lieb habe wie eine Schwester, und statt dessen wollte er seine Geliebte aus mir machen. Alle Männer sind sich gleich! O meine Tante, wüßtet Ihr nur, wie die Welt ist! Alle stürzen sich auf das arme, einsame Weib, wie die wilden Tiere in der Wüste den einsamen Wanderer anfallen. Ich habe niemanden, den ich um Rat fragen, an den ich mich wenden kann, und fürchte mich vor mir selber, mehr sogar als vor den anderen, denn ich bin meine ärgste Feindin. Was ich auch tun mag, schlägt übel aus; wenn ich bleibe, gehe ich zugrunde, wenn ich fliehe, mache ich mich todunglücklich, denn ich liebe den Mann, wie ich nie geliebt habe.

„Ich fühle, daß dies die wahre, die einzige Liebe meines Lebens ist, und alles drängt mich zu dem Glauben, daß er es ehrlich meint, daß er mich liebt, mich für das ganze Leben glücklich machen möchte, während ich durch meine Flucht seinen Tod herbeiführe . . ."

Tränen des Mitleids und der Zärtlichkeit traten ihr wieder in die brennenden Augen; aber plötzlich hörte sie, wie die Kinder sich regten und flüsterten. Sie schämte sich, diesen Brief geschrieben und ihn an die Tante gerichtet zu haben. Gleich jenem Brief an Onkel Asquer ging auch dieser niemals ab.

VIII.

Unterdessen erwartete Tante Gavina mit Ungeduld die Ankunft der Nichte.

Seit einigen Jahren, in der Tat seit Lias letztem Besuche, war sie ein wenig sonderbar geworden; fast nie mehr verließ sie das Haus; sie hielt Türen und Fenster immer verschlossen, wie wenn sie vor Dieben oder anderen Gefahren Furcht hätte. Die Nachbarn hatten sie zum besten.

„Habt Ihr einen Schatz gefunden, Tante Gai?"

„Ja, aber als ich ihn fand, dachte ich an euch, und da hat sich das Geld in Kohle verwandelt" [1]).

Anderen, die sie ernstlich fragten, ob sie sich vor Einbrechern fürchte, antwortete sie:

„Der Einbrecher, den ich fürchte, kommt auch durch die Türspalte; den Tod, mein Herz, nur den Tod fürchte ich."

Viele meinten, daß Lia ihr Geld schicke, und daß Tante Gavina es aufhäufe und verstecke, nach der üblichen Sucht der alten sardinischen Bäuerinnen.

Die Kunde, daß die junge Witwe kommen werde, über die aus der Ferne seltsame Gerüchte heranflogen, wie der Wind oder die Wolke heranweht, versetzte die ganze Nachbarschaft in Aufruhr.

Manche sagten, daß Lia sich wieder verheiratet habe mit einem mächtigen Herrn, einem „Ingenieur des Königs"; andere erzählten, sie sei eine Weltdame geworden von der Art derer, die mit den Herren allein spazieren gehen, andere wieder, daß sie einen alten, reichen verheirateten Liebhaber habe. Tante Gavina glaubte nicht an den Klatsch, und im übrigen genügte es ja, daß etwas erzählt wurde, damit sie das Gegenteil davon glaube. Sie war aber weit entfernt, gut zu heißen, daß Lia in Rom geblieben war, allein mit den Kindern, ohne Verwandte und inmitten aller Versuchungen der Welt. Die Versuchung ist schon so mächtig in den kleinen einsamen Ortschaften, wie nun erst in den großen Städten, wo man zudem nicht mehr an Gott glaubt und nicht einmal die einfachste Vorsicht anwendet, um den Teufel fern zu halten. Tante Gavina hatte zur eigenen Beruhigung, als sie das Zimmer für Lia und die Kinder instandbrachte, die Sichel wieder an dem Fenster befestigt und das Palmenkreuz zu Häupten des Bettes erneuert [2]). Kaum aber sah sie Lia, hochgewachsen und schwarz, auf dem kleinen, verlassenen Marktplatz, der wie ein Backofen glühte, aus dem Postwagen steigen, so fiel ihr all das boshafte Geschwätz wieder ein. Lia erschien ihr nicht nur wie eine Frau, die der Versuchung erlegen war, sie kam ihr geradezu verhext vor: das Gesicht zeigte eine fahle Blässe, die großen, tiefliegenden Augen waren schwarz umrändert und hatten einen trüben Glanz. Die Knaben mit den nackten, nußbraunen Knieen, den Strohhüten, so groß wie Regenschirme, glichen wahrhaften, echten Teufelchen, oder hatten wenigstens deren Farbe und Beweglichkeit.

„Und warum bist du denn so, mein Herzenstrost?" fragte die Alte, mit prüfendem Blick die Nichte betrachtend. „Hast du irgend einen Schreck gehabt? Und die Kinder sind schwarze Kerlchen, als ob sie aus einem Ofen kämen."

[1]) Wenn man beim Auffinden eines Schatzes an den Teufel denkt, wird das Geld zu Kohle.

[2]) Die Sichel wird hauptsächlich gegen die Fledermaus angewendet, die sich aufhält, um die Zinken zu zählen, und da es ihr nicht gelingt, weil sie nur bis sieben zählen kann, fängt sie immer wieder von vorn an, wird von der Dämmerung überrascht und ist gezwungen, sich zurückzuziehen.

„Wir waren an der See, wißt Ihr, und die Überfahrt war nicht gut, und dann die Reise im Eilwagen bei der Gluthitze, bedenkt das!"

„Habt ihr denn nicht gesessen?" bemerkte sie rauh.

Sie schritten der Hütte zu. Die Frauen kamen auf die Straße, um Lia zu sehen, und im Nu waren alle Kinder des Dörfchens zusammengelaufen. Die einen in der Landestracht, andere halbnackt, wieder andere vermummt in seltsame Kleider, die aus Soldatenröcken oder aus Bauernmänteln geschnitten waren, umringten die Knaben, die von jenseits des Meeres gekommen waren.

Salvador erkannte einige der Bengel wieder und rief sie beim Namen. Binnen kurzem bildeten die Strohhüte, die Mützen, die Hauben mit Fransen und ein Käppi, das sich unter allen anderen absonderlichen Kopfbedeckungen hin- und herbewegte, eine einzige Gruppe. Lia und Tante Gavina mußten sich mehrmals umkehren, um die beiden Strohhüte zu rufen, und die Alte nahm den kleinen Nino auf den Arm und versprach ihm Rosinen und Honig, um ihn nur ins Haus zu bringen.

„Weißt du, daß dieses Kind schön ist?" sagte sie, indem sie es genau ansah und an ihm die Zeichen des Stammes fand, dem sie angehörte: lange Oberlippe, dichte Augenbrauen, krauses Haar und mißtrauischen Blick.

Lia sagte mit leichtem Lächeln:

„Alle finden, daß er dem armen Onkel Asquer ähnlich sieht."

Und sie wunderte sich, Tante Gavina zum erstenmal den armen Onkel Asquer loben zu hören:

„Er war nicht schön, hatte aber ein treffliches Herz . . . Er hatte dich lieb, meine Rosa; er ließ dich nach Rom kommen. Wenn du auf ihn gehört hättest . . ."

Lia zog die Stirn in Falten: „Was wollt Ihr damit sagen, Tante?"

„So wärest du jetzt nicht Witwe, wärest nicht wie der Vogel auf dem Ast, allein mit deinen Kleinen . . ."

„Tante! Er hätte doch den Tod meines armen Justo nicht hindern können."

„Aber er hätte dafür gesorgt, daß du einen anderen heiratetest, einen mit einer festen Anstellung . . ."

„Lästert nicht, Tante," sagte die Witwe, in Tränen ausbrechend.

Ach, ihr war, als müsse sie ersticken. Das von Glycinen bedeckte Häuschen mit seinen Glasfenstern, die Terrasse, die Blumen, der leuchtende Halbkreis des Meeres wie weit war das alles! In der Hütte, deren Eingang mit großen Kieselsteinen gepflastert war, in den niedrigen, schwülen Zimmern meinte man in einem Gefängnis zu sein. Lia empfand auf einmal die ganze Trostlosigkeit ihres Schicksals, und sie weinte in der Verzweiflung einer lebendig Begrabenen.

Die Tante dachte: „Sie muß diesen Fremden doch sehr geliebt haben, daß sie ihn noch so beweint."

Indessen durchwühlten die Kinder jeden Winkel des Häuschens, und alle Augenblicke kamen sie zur Mutter, um ihre Entdeckungen ihr mitzuteilen.

Als er sie weinen sah, blickte Salvador sie verwundert an und sagte ihr zaghaft: „Warum weinst du, Mama? Dies Häuschen ist doch so hübsch. Es gehört dir, nicht wahr? Da ist der Brunnen, da sind die Hühner; willst du sie dir nicht ansehen?"

Lia ließ sich von dem Knaben führen; und da ist der kleine Hof, über dessen halb eingestürzter Mauer man die Heide grün und rötlich und jenseits der Heide, in der Ferne, das Meer blau unter einem fahlen Himmel sieht. Da ist der mit Moos bewachsene Brunnen, da das Laubdach, unter dem die bestaubten Hühner Schutz suchen, und die weißgetünchte Kammer der Tante Gavina mit den Körben und Sieben an den Wänden, mit dem hölzernen Bett, der alten, geschnitzten Truhe und der Öffnung, die nach dem Boden führt. Über dem Bette hängt, mit den Wachskerzen und den vergoldeten Palmwedeln, die byzantinischen Kreuzen gleichen, ein Stab aus Olivenholz, auf dem christliche Sinnbilder eingeschnitten sind: der Fisch und die Taube; das Ende bilden die zwei Finger mit eingedrückten Daumen gegen den bösen Blick.

Und hier endlich ist Lias Zimmer aus der Mädchenzeit. Tante Gavina hat es neu hergerichtet; sie hat zwei eiserne Bettchen mit weißen Decken hingestellt; eine Zuckerdose aus Kristall steht auf dem Tisch; Bilder hängen an den Wänden; eines davon, ganz rot und blau, stellt den heiligen Hyacinth dar, der, mit einer kleinen Madonna aus Marmor im Arm, ein bewegtes Meer durchwatet. In der Entfernung sieht man eine brennende Stadt.

Lia betrachtete es nachdenklich und verglich ihre Vergangenheit mit dieser schönen, verfluchten Stadt: alles war Asche geworden! Und sie, sie war der kleine Heilige: wie er, um die Madonna zu retten, übers Meer floh, so war sie geflohen, um ihre Tugend zu retten.

Die Tage vergingen; Lia war beständig durch Besuche in Anspruch genommen, und ihr kaltes, ernstes Wesen ließ sie in dem alten Lichte einer tugendhaften Frau erscheinen. Nur Tante Gavina begann das Gegenteil zu vermuten. Von wem waren die ellenlangen Briefe, die ihre Nichte erhielt? Und an wen schrieb Lia Stunden und Stunden lang? Und warum mußte sie, Tante Gavina, hernach die unzähligen geschriebenen Papierschnitzel wegfegen, welche die Witwe zum Fenster hinauswarf?

Lia vernachlässigte auch die Kinder. Den ganzen Tag rannten sie um das Häuschen herum, drangen bis zur Heide und folgten gern dem Rufe der Nachbarinnen, die ihnen Milch, Rahmkäse und unreife Birnen gaben, um dann ihrerseits zu bemerken, daß Kinder vom Festland frech, gefräßig und naschhaft sind. Am Abend, wenn der Mond die Dorfstraße zur einen Hälfte mit seinem gleichmäßigen Glanz erhellte, sah man einen seltsamen Kranz barfüßiger Kinder, weiß im Mondlicht, schwarz im Schatten sich umherbewegen, die im Chore sangen:

Wir wollen eine Tochter, Madonna Dunré —
Wie wollt Ihr sie kleiden, Madonna Dunré?
Mit einem Kleid aus Kork, Madonna Dunré.

Unter den vielen nackten Füßchen, den braunen und den weißen, sah man vier, die mit sehr abgenutzten Sandalen bekleidet waren: die Nachbarinnen merkten es, und bald war das ganze Dorf überzeugt, daß Lia Asquer nicht reich war, wie die Tante behauptete: eine wohlhabende Frau läßt die Kinder nicht in solchem Schuhwerk herumlaufen.

Tante Gavina bebte, und was sie am meisten erzürnte, war die Gleichgültigkeit ihrer Nichte, die sich um das boshafte Geschwätz nicht kümmerte.

Lia lebte in einer fernen Welt voll unklarer, trüber Bilder, schreckhafter Phantome. Sie hatte jedoch das Bewußtsein, sich in einem unnatürlichen Zustande zu befinden, und wartete, daß der Wirbel, der Wahn ein Ende nähmen. Sie mußten ein Ende nehmen, das wußte sie. Andere Stürme hatten ihr das Dasein verheert, und es schien ihr sogar, als sei dieser letzte darum so furchtbar und beharrlich, weil er nichts mehr zu zerstören fand.

Eines Morgens, beim Lösen ihrer Haare, bemerkte sie, daß sie schon viele weiße hatte; die Entdeckung schmerzte sie nicht, überraschte sie aber; sie teilte über der Stirne das volle Haar und blickte in den Spiegel. Sie sah, daß ihr Gesicht grau, hager war und daß ihre großen Augen sich verkleinert hatten: sie kam sich alt vor und schämte sich, daß sie sich der Liebe hingegeben habe wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Sie dachte nicht, daß es eben ihre Leidenschaft war, die sie verzehrt und alt gemacht hatte.

„Und ich habe das getan!" sprach sie laut, wie verwundert. Plötzlich, nach langen Tagen der Verblendung, erschien ihr die Leidenschaft, vor der sie sich durch die Flucht in die Heimat hatte retten wollen, wie eine Laune, eine nutzlose Episode ihres Lebens.

Sie ging auf die Straße hinunter, rief die Kinder und fing wieder an, sich mit ihnen zu beschäftigen, und am Nachmittag ließ sie ihren alten Freier, den Schulmeister, rufen und bat ihn, Salvador Stunden zu geben.

Der Lehrer hatte eine reiche Bäuerin geheiratet und war ein Trunkenbold geworden; in lichten Momenten übrigens wußte er noch gut zu reden, und um seine Frau, die sehr fromm war, zu ärgern, las er den Koran. Auch Lia fragte er gleich, ob sie Mohammeds Leben kenne. Wenn er aber auch die Vorschriften des großen Propheten las, so befolgte er sie durchaus nicht. Er trank hintereinander drei Gläser Wein und hub an von Rom zu reden wie von einer phantastischen Welt, voll von Licht und Farben, einer Welt, in der alles Jubel und Freude ist und das Leben leicht und sanft dahinfließt wie ein schöner Traum. Lia lachte bitter und sarkastisch; Tante Gavina horchte staunend hinter der Tür.

„Ein Paradies, sage ich Ihnen, ein Paradies!" rief der Lehrer aus, wobei er mit der Spitze seines Hirtenstabes auf den Ziegelboden schlug.

Und Lia, die an Rom wie an ein verlorenes Paradies dachte, begann, mehr um sich selbst als den Schulmeister zu überzeugen, ein etwas trüberes Bild von der Stadt zu entwerfen.

„So sehr ist dies wahr, daß ich fortziehen will. Bescheidene, unbemittelte Menschen wie wir können dort nicht mehr leben."

Der Lehrer schwieg verwundert, und erst nach einer längeren Pause rief er:

„Und Sie wollen wirklich Rom um dieses Vipernnest aufgeben?"

„O nein, hier ist es nicht möglich. Die Kinder müssen lernen. Ich werde nach Nuoro gehen, wo das Leben nicht viel kostet."

„Aber warum sprechen Sie so? Fürchten Sie denn, daß wir von Ihnen Geld borgen wollen? Wir wissen, daß Sie reich sind . . ."

„Und was verstehen Sie denn unter Reichtum? Einst lasen Sie Horaz..."

Er stand beleidigt auf.

„Armselig sind wir hierzulande, aber nicht dumm. Sie können mir sagen, was Sie wollen, sich über mich lustig machen; aber daß man in Rom nicht mit dreitausend Lire Rente leben kann, das können Sie nicht behaupten."

„Dreitausend? Freilich, wer sie hat, dem genügen sie . . ."

„Und Sie haben sie nicht? Und Ihr armer Onkel Luigi Asquer hatte sie nicht?"

„Luigi Asquer besaß nichts," sagte Lia, die wieder ernst ward und, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, den Lehrer nach seiner Lebensweise befragte.

„Ich bin arm, ja," sagte er, seinen Blick wieder auf den Ziegelboden heftend, „ich bin wie einer der Hunde, die an den Türen der Reichen angebunden sind. Ich sehe die Menschen vorübergehen und sich amüsieren, knurre und kann die Kette nicht zerreißen. Tut nichts," fügte er hinzu und sagte ein paar Verse aus dem Koran her. „Jeder wird nach seinem Verdienste erhoben werden. Jeder wird den Lohn seiner Werke haben, und keiner wird betrogen werden . . ."

Kaum war er gegangen, so trat Tante Gavina ein. Wie immer, hielt sie die Hände unter der Schürze und sah blaß und finster aus; aber Lia bemerkte, daß ein leises Zittern um ihr Kinn spielte.

„Lia, meine Rosa," sagte sie, die Hände unter der Schürze bewegend, „was hast du jenem Weinfaß, jenem Gottesleugner gesagt? Heute abend wird das ganze Dorf wissen, daß du wie eine Frau gesprochen hast, die keine Vernunft hat."

„Was habe ich denn gesagt, Tante?"

„Scheint dir das nichts? Daß du arm bist, daß du den Wohnort wechseln willst, wie eine Vagabundin?"

„Tante, ich habe die Wahrheit gesagt. Ich kann in Rom nicht mehr leben. Alles dort ist teuer, das Leben ist mühselig, fast wie in einer belagerten Stadt. Ich arbeite, um das Leben zu fristen; ja, Ihr müßt es endlich wissen: ich arbeite, um zu leben, aber auch damit komme ich nicht vorwärts. Und dann die Versuchungen, achtet Ihr die für nichts?" fuhr sie mit bitterem Lächeln fort. „Die Frau, die arm ist, wird stets von den Versuchungen verfolgt, und die Beschwörungen nützen nichts. Ich habe Rom nicht verlassen wollen, weil es der Wunsch meines armen Justo war, aber nun . . . nun . . . muß ich mich entschließen. Wenn er dort oben ist und in meiner Seele liest, wird er es billigen . . ."

Lia senkte den Kopf und legte den Rücken ihrer Hand auf die Augen wie ein Kind, das seine Tränen verbergen will.

Tante Gavina sah sie voll Kummer und Erbarmen an und sprach endlich:

„Dein Onkel hatte Recht, deiner Heirat mit einem Manne ohne feste Anstellung nicht beizustimmen . . .“

Da hob Lia stolz den Kopf und wurde wieder finster und höhnisch:

„Der muß ein Heiliger sein, der das Wunder vollbringt, daß Ihr gut von ihm sprecht.“

Aber die Alte sagte ernst:

„Ehre die Toten, mein Herzenstrost! Sie mögen in der Hölle sein, stehen aber dennoch über uns, weil sie im Reiche der Wahrheit sind und nicht mehr lügen, selbst wenn sie es wollten. Wir hingegen leben von der Lüge. Du zum Beispiel hast mir nie gesagt, daß du arbeiten müßtest, daß du arm wärest. Ich glaubte dich reich, und du mußtest arbeiten! Wieviel ist dein sicheres Einkommen monatlich?“

„Sicheres Einkommen? Wollt Ihr es wirklich wissen? Fünfzig Lire; und um in Rom mit Kindern zu leben, die täglich wachsen, Luft, Licht und Nahrung brauchen, muß man wenigstens zweihundert haben . . . vielleicht noch mehr.“

Die Alte machte das Zeichen des Kreuzes und fragte dann:

„Was wirst du in Nuoro tun?“

„Ich werde ein kleines Haus mieten und die Knaben in Pension nehmen, die aus den anderen Ortschaften kommen, um dort die Schule zu besuchen . . .“

„Und wenn deine Kinder erwachsen sind?“

„Dann werde ich das Vermögen für sie ausgeben, bis sie selber eine Stellung haben; und dann wird die Reihe an ihnen sein, mir zu helfen . . .“

Die Alte erwiderte nichts, aber unruhig unter der schwarzen Schürze bewegten sich ihre Hände. Lia erhob sich und ging in der kleinen Stube auf und ab, und von dem Bedürfnis gedrängt, sich Luft zu machen, sprach sie wie mit sich selbst:

„Ja, ich hoffe, daß sie willensstarke Männer werden. Das Beispiel wird ihnen nicht fehlen. Sie wenigstens sollen das Elend und die Einsamkeit nicht kennen lernen, und wehe mir, wenn es anders wäre. Dann würde ich an die göttliche Gerechtigkeit nicht mehr glauben . . .“

„Der Schulmeister, das Weinfaß, glaubt an die göttliche Gerechtigkeit, und du willst nicht daran glauben? . . . Verlaß dich darauf, es gibt eine,“ versetzte die Alte.

„Wer weiß, wer weiß!“ sagte Lia mit einem Ausdruck, der hoffnungslos klang.

Da trat Tante Gavina an sie heran, zog sie beim Ärmel und winkte ihr zu folgen. Sie führte sie in ihre Kammer und holte unter einem Ziegel des Fußbodens einen Schlüssel hervor, der so schwarz war, daß er von einer prähistorischen Ausgrabung zu stammen schien.

„Öffne die Truhe, Rosa!“

Lia lachte, unwillkürlich erregt. „Wollt Ihr mir schon mein Erbteil übergeben?"

„Öffne, sag ich dir, und lache nicht. Du bist wie ein Märztag, bald finster, bald sonnenhell . . ."

Lia bückte sich und sah auf dem schwarzen Deckel Asphodel und Flamingos von roher Künstlerhand geschnitzt, und beim Öffnen der Truhe drang ihr, wie aus der dunklen Ecke eines Gartens, ein starker Geruch von Lawendel und reifen Birnen entgegen.

„Nun hab ich geöffnet: wo ist der Schatz?"

„Gib wohl acht, nimm alles heraus . . ."

„Alles? Da ist der Rock, da die Jacke, da die Decke, da das Leibchen, da die roten Strümpfe . . . Was ist es aber mit diesem Gefäß, ist darin der Schatz?"

„Laß es liegen und sieh unter dem Tischzeug nach . . ."

Lia richtete sich empor, bleich, mit funkelnden Augen: „Ist es viel, Tante," rief sie, „eine Million?"

Aber die Alte gab darauf keine Antwort: dies war nicht der Augenblick zum Scherzen. Lia bückte sich wieder und fühlte ihr Herz heftig schlagen . . .

„So, nun nimm das Bündel da, die zusammengebundene Serviette . . ."

Lia erhob sich mit dem Bündel in der Hand und starrte es an, bis die Alte befahl:

„Binde es auf."

Sie band es auf und fuhr zusammen wie von einer Sinnestäuschung benommen. Es war ihr, als sehe sie das Zimmer von Onkel Asquer wieder, ein Körbchen mit Rosen auf dem Tisch, den Alten gebückt vor einer offenen Schublade und in der Schublade einen gelben Umschlag mit fünf roten Siegeln.

Derselbe Umschlag befand sich jetzt in der weißgrauen Serviette, die sie der Truhe entnommen; und bei diesem uneröffneten Paket lag ein vergilbter, zerfetzter, beschmutzter Brief mit der Aufschrift „An Frau Gavina Asquer". Lia las zuerst den Brief, der die Erklärung des ganzen Geheimnisses enthielt. Er war kurz, in den fast unleserlichen Schriftzügen des gelähmten Alten.

„Liebe Gavina!

„Du weißt vielleicht, daß unsere Nichte Lia einen Mann heiraten will, der viel älter ist, als sie, einen Ausländer, ohne feste Stellung und mit einem Charakter, glaube ich, der mit dem unserer Nichte nicht übereinstimmen kann. Ich habe bis jetzt mein Mögliches getan, um Lia zu überreden, diese Tollheit nicht zu begehen; aber ich habe nichts erreicht. Ich sehe nichts Gutes von dieser Heirat voraus. Eines Tages vielleicht — was Gott verhüten möge — wird Lia in Not geraten. Diesen Fall voraussehend, hinterlasse ich ihr eine Rente, die zu ihrem Unterhalt beitragen wird. Ich wünsche jedoch, ja verlange von Dir, die Du Mutterstelle an Lia vertreten hast, daß Du diesen meinen Willen unserer Nichte nicht kundgibst, so lange sie sonst zu leben hat, das heißt, bis sie Dir nicht selbst erklärt, daß sie der Hilfe bedarf, oder in anderen Worten, daß sie in Armut verfallen ist. Sollte dies

jedoch nach zehn Jahren oder bei Deinen Lebzeiten nicht eingetreten sein, so soll ihr, auch wenn sie nicht in Not ist, das beiliegende Paket, das meine testamentarischen Verfügungen enthält, ausgehändigt werden.

„Überzeugt, daß Du diesen meinen letzten Willen erfüllen wirst, grüße ich Dich und nenne mich immer Deinen Vetter Luigi Asquer."

Lia war ans Bett getreten und hielt sich daran fest. Sie zitterte am ganzen Leibe, meinte umzusinken und daß alles nur ein Traum sei. Einige Augenblicke wagte sie nicht, den gelben Umschlag zu öffnen, aber sie sah ihn unverwandt an, drehte ihn um und um und prüfte ihn von allen Seiten.

Endlich trat Tante Gavina, die unterdessen alles Zeug wieder in die Truhe gepackt hatte, an Lia heran und sagte leise:

„Mach doch auf. Darin ist das Geld."

„Nein, nein, es ist das Testament . . ."

„Was? nur das Testament, und wo ist denn das Geld?"

Sie hatte immer geglaubt, daß der Umschlag die Banknoten enthalte.

„Macht Ihr es auf," sagte Lia, ihr das Paket reichend. „Ich kann es nicht . . . kann es nicht."

„Wie mutig du bist, meine Rosa!"

Die Alte nahm den Umschlag und riß ihn langsam auseinander, die Reste des Papiers und des Siegellacks in der geschlossenen Hand bewahrend.

„Dies hier ist ein Stempelpapier und dies — — ein Brief? Und das?"

Sie reichte Lia eins nach dem andern, was sie aus dem Umschlag nahm: den Stempelbogen, einen Brief, eine kleine Umhüllung aus Velinpapier . . .

Vorsichtig entfaltete Lia das Papier und entdeckte darin eine verwelkte Rose, deren Blätter schon zu einer rötlichen Asche geworden waren, während Stiel und Kelch wie wurmstichiges Holz aussahen; und von dem Zweifel ergriffen, daß hinter diesem ganzen Geheimnis sich ein altes Liebesdrama verberge, öffnete sie, ehe sie das Testament las, das blaufarbene, durch die Zeit vergilbte Blatt, das noch die Reste der rosafarbenen Oblaten bewahrte, mit denen es geschlossen worden war. Auf der inneren Fläche las sie einige Zeilen, in denen sie die Schriftzüge ihrer Mutter erkannte.

„Lieber Luigi!

„Es ist nutzlos und schmerzlich, darauf bestehen zu wollen. Das Verhängnis hat uns zu spät unsere Gefühle erkennen lassen . . . Ich betrachte mich schon an den Mann gebunden, der mein Wort hat . . . und würde eher sterben, als es zurückziehen . . . Lebe wohl, lebe wohl, verzeihe mir, es muß für dieses Leben alles zwischen uns zu Ende sein. Vielleicht finden wir uns in einem besseren Leben wieder: dies ist die einzige Hoffnung, die mich noch am Dasein hält. Lebe wohl für immer. Simona."

Während Lia las, beobachtete Tante Gavina sie mit weitgeöffneten Augen voll Neugierde und sah, wie das Antlitz der Nichte in raschem Wechsel erbleichte und errötete, als sei sie von Schwindel ergriffen.

Was die Alte jedoch am meisten in Erstaunen setzte, war der geringe Eifer, den Lia zeigte, das Testament zu lesen. Wo war das Geld? Wer hatte es in Verwahrung? Diese Fragen hinderten sie, andere zu stellen; sie

mußte sie aber mehrmals wiederholen, ehe Lia darauf acht gab; bis endlich diese, gleichsam aus einem Traum erwachend, das blaufarbene Blättchen zusammenlegte und das Stempelpapier entfaltete.

„Lies laut, Rosa!"

Und Lia las mit lauter, etwas heiserer Stimme:

„Ich, Luigi Asquer, Sohn von weiland Filippo, pensionierter Divisionschef des Finanzministeriums, wohnhaft in Rom, im vollen Besitze meiner geistigen Fähigkeiten, erkläre zu meiner Universalerbin einzusetzen Lia Asquer, vermählte Villanueva, Tochter des weiland Ignazio und der weiland Simona, gegenwärtig in Rom lebend.

„Genanntes Erbe besteht aus fünfhundert Obligationen, jede zu hundert Lire italienischer Rente, vererbt auf meine genannte Nichte Lia Asquer und deponiert beim Notar Cavaliere Rafaele Vigna, wohnhaft in Rom, via Buoncompagni Nr. 50. Meine genannte Nichte Lia Asquer wird in den Besitz der Obligationen und der bezüglichen Zinsen kommen, sobald sie genanntem Notar Cavaliere Rafaele Vigna oder seinem Vertreter den Depotschein vorzeigen wird, welcher regelrecht registriert ist und der vorliegenden testamentarischen Verfügung beiliegt. Im Falle des Ablebens der oben erwähnten Lia Asquer wird die gegenwärtige Verfügung für ihre legitimen Erben gültig sein."

„Lies noch einmal, erkläre es mir ordentlich" — sagte die Alte leise, wie von frommer Angst befallen. „Wieviel wird es sein?

Lia las noch einmal, erklärte, berechnete die Summe und die Zinsen. Aber ein Schatten von Ungläubigkeit verfinsterte die harten Züge der Tante Gavina.

„Ich würde dem nicht trauen, nein, nein, liebe Rosa! Wer weiß, ob der Notar noch lebt, wer weiß, ob er dir das Geld geben wird."

„Es ist alles in bester Ordnung, Tante," sagte Lia, von Zeit zu Zeit sich mit der Hand über die Stirn fahrend; sie schien verwirrt, aber eher traurig als froh.

Die Alte fing wieder an, von dem armen Onkel Asquer schlecht zu sprechen.

„Er hat niemals richtig gehandelt, weder im Leben noch im Tode. Verrückt, wie er gelebt, ist er gestorben. Glaube nur, so ist es. Du wirst sehen, daß du nur mit Mühe das Geld bekommen wirst, wenn du es überhaupt bekommst. Der Notar wird tot oder bankrott sein, man hört immer dergleichen Geschichten. Und mit zehntausend Scudi hättest du einen hohen Beamten heiraten können, einen mit einer festen Anstellung. Und ich, die ich stets in dem Glauben gelebt habe, daß das Geld in der Truhe läge!"

Das Gebrumme der Tante Gavina brachte Lia zur Wirklichkeit zurück, wie das Besprengen mit Wasser einen, der in Ohnmacht gefallen ist, wieder zu sich kommen läßt. Sie trat der Alten lebhaft entgegen, verteidigte den armen Onkel und schloß damit, daß sie, wie es auch kommen möge, die Großmut und Güte des Verstorbenen gleich schätzen werde. „Übrigens ist es ein Leichtes, sich gleich zu überzeugen. Ich werde dem Notar telegraphieren."

„Tue es dann sofort, warum wartest du? Geschwind, geschwind . . .“ schrie Tante Gavina und lief eifrig nach Feder und Papier. Als sie wieder hereinkam, sah sie, daß Lia, anstatt das Testament zu lesen, immer noch an dem vergilbten Brief studierte. So viele Fragen sie aber auch stellte, so gelang es ihr doch niemals, zu erfahren, von wem der Brief war und warum der Narr von Luigi Asquer seiner Nichte zum Andenken eine vertrocknete Rose hinterlassen hatte.

Der Zweifel, die Furcht und die Hoffnung hielten die beiden Frauen den ganzen Tag in der größten Aufregung. Auch Lia ließ sich durch das Mißtrauen der Alten beeinflussen und meinte, daß so viel Glück wirklich nicht möglich, daß es nur ein phantastisches Abenteuer sei.

Die geringsten Vorkommnisse aus der Zeit, die sie mit Onkel Asquer verlebt hatte, kamen ihr wieder in die Erinnerung, und jetzt erklärte sie sich auch vieles, was ihr rätselhaft geblieben war. Das ganze Wesen des Greises, sein Charakter, sein Pessimismus, sein Haß gegen die Heimat, die merkwürdige Zuneigung, die er für sie empfunden, ein Gemisch von Liebe und Groll wurden ihr mit einem Male verständlich, und auch die Gestalt der Costantina, der treuen Dienerin, die mit in das Geheimnis gezogen war, erschien Lia jetzt erst in ihrem wahren Lichte.

Die Arme über der Brust gekreuzt, unter der halb vertrockneten Palme sitzend, sah sie gegen Abend auf den rötlich blauen Dunst, der hinter der bräunlichen Linie der Heide das Meer bedeckte, und folgte den Spielen der Kinder in der Ferne, als Tante Gavina vor der Tür der Hütte erschien und, ein Blatt in der Hand, langsam näher kam.

Lia erbebte bei ihrem Anblick, blieb aber ruhig sitzen; es war ihr, als erlebe sie noch einmal jenen weit zurückliegenden Abend, da der Brief von Onkel Asquer gekommen war. Die Alte war genau so wie damals, dasselbe nonnenhafte, von einer schwarzen Binde umrahmte Gesicht, derselbe starre, geheimnisvolle Blick, derselbe lautlose Schritt unbekleideter Füße. Sie erinnerte an eine jener Feen, die Verkünderinnen des weißen oder schwarzen Loses sind.

„Es ist die Antwort des Notars,“ sagte Lia, nachdem sie das Telegramm gelesen hatte; „er lebt, ist nicht auf und davon, und bereit, das Geld abzuliefern,“ fügte sie mit leisem ironischen Lächeln hinzu; ihre Lippen aber zitterten.

Wie an jenem fernen Abend setzte sich auch die Alte auf die Steinbank und fragte:

„Und was wirst du jetzt tun?“

„Jetzt? Jetzt habe ich nichts mehr nötig.“

„Wirst du nach Rom zurückgehen?“

„Nein!“

„Was, genügt dir selbst dieser ganze Reichtum nicht dazu?“

„Er genügt nicht, Tante!“

„Aber was ißt man denn in Rom? Gold?"

„Ja, viele essen Gold."

Die Alte fing wieder an zu brummen, dann aber wurde sie nachdenklich und forschte weiter:

„Wirst du wieder heiraten, Lia?"

„Nein, nein! Ich denke nur an meine Kinder, Tante! Für sie werde ich leben, für die übrige Welt werde ich wie tot sein . . . Ich habe einmal gelebt, das ist genug . . ."

„So sprach Simona, deine Mutter, ich erinnere mich, gerade so!"

Lia senkte den Kopf und nahm ihre vorige Stellung wieder ein, während die Alte für sich und die Nichte tausend Pläne machte, einer kindischer als der andere.

Der Abend dämmerte heran, die Kinder der Nachbarschaft bewegten sich um die Hütte herum und pfiffen, um Salvador und Nino heranzurufen; plötzlich hörte man vom Hofe her ein Gegacker, ein Gebrüll und wie eine heisere Stimme, die um Hilfe bat.

„Ach — meine Hühner! Jetzt sollt ihr euern Spaß haben, ihr Teufelsjungen. Ihr!" schrie Tante Gavina und lief nach dem Hof.

Lia blieb allein und blickte verloren in die Ferne. Der Dunst am Horizont erglühte in leuchtendem Rot, dessen Widerschein das Meer und die Heide überflutete, und sie hatte wiederum das Gefühl, sich in einer trostlosen Einsamkeit zu befinden. Der Gedanke, daß ihre Zukunft gesichert sei, daß sie nicht mehr in die Lage kommen würde, sich um die Kleinigkeiten des Lebens zu sorgen, machte sie nicht froh, betrübte sie vielmehr, und die Frage der Tante Gavina fiel ihr wieder ein:

„Ja, was werde ich jetzt tun?"

Die Stimmen der Kinder, die durch das Schweigen der Nacht klangen, machten sie nur noch trauriger. Salvador sang: „Wir wollen eine Tochter, Madonna Dunré," und Lia dachte an die Zeit, da auch ihre Kinder sie verlassen würden, um ihren Kopf an das Herz einer anderen Frau zu lehnen.

Die Augen füllten sich ihr mit Tränen; aber wie durch einen leuchtenden Schleier sah sie plötzlich einen Kranz lieber Erscheinungen um sich her auftauchen: ihre Mutter, den armen Onkel Asquer, den armen Justo. Nein, die würden sie nicht mehr allein lassen, wie sie sie niemals allein gelassen, auch da nicht, als sie ihrer vergessen hatte.

Ernst Zahns Lebensanschauung.

Von
Prof. D. **Martin Schian** in Gießen.

Hat die Zahl der Bände, die ein Dichter schuf, längst das Dutzend überschritten, ist die Zeit für eine Gesamtausgabe bereits gekommen, dann darf man auch die große Frage an ihn richten, die jeder Dichter sich gefallen lassen muß, wenn er ernst genommen werden will: die Frage nach seiner Welt- und Lebensanschauung. Für unberechtigt könnte das nur halten, wer den engen Zusammenhang zwischen Dichtkunst und Gedanken leugnen wollte. Wer aber wollte das? Vielleicht mag der Maler sich die gleiche Frage verbitten; der Bildhauer meinetwegen auch. Der Dichter wird sie beantworten müssen. Sein Handwerkszeug ist das Wort. Und das Wort lebt vom Gedanken. Und wenn er nicht Gedankensplitter gibt, so muß hinter jedem Wort die eine gleiche einheitliche Weltanschauung stehen.

Täppische Ausfrager wenden sich mit solchem Anliegen an den Dichter selber mündlich oder schriftlich, am liebsten durch Rundschreiben an mehrere. Die Antworten bilden dann ein Buch, das den Namen des Sammlers bekannt macht. Aber die Besten werden nicht antworten. Was sie enthüllen wollen von ihrem innersten Sein, das steht ja in ihren Werken. Suche und grabe; vielleicht findest du! Es gibt Dinge, die müssen mühsam gewonnen werden, sonst haben sie keinen Wert. Nicht um das handelt es sich, was einer etwa ganz persönlich für sich haben will. Den Schleier, der darauf liegt, zu lüften, überlassen wir neugierigen Reportern. Um das handelt es sich, was der Dichter in seiner Dichtung der Welt sagt, was er ihr nicht verraten will, sondern was er ihr hat künden müssen.

Ernst Zahn, der den Lesern Wohlbekannte, gehört nicht zu den Schriftstellern, die mit voller Hand ins Gefach Weltanschauung hineingreifen und, was ihre Finger gefaßt, mit üppiger Freigebigkeit ausstreuen. Das würde nicht der zurückhaltenden Art des Gebirgsvolks entsprechen, zu dem er sich zählt, unter dem er lebt. So wunderlich es klingt, in etwas wird man doch auch ihn, den fruchtbaren Schriftsteller, zu dem Geschlecht der Verschlossenen rechnen dürfen, dem er seine „Clari-Marie“ widmet:

Die dieses Volks, wenn weit ihr Busen schwillt,
Und wenn die Liebe drängt in ihren Seelen,
Und wenn der Born der Freude ihnen quillt,
Sie suchen herben Mundes es zu hehlen.

Ihr Leben ist wie eine tiefe Scham,
Daß da das Glück zu prahlen mag begehren,
Daß dort der Schmerz der Würde sich benahm
Und vor der Welt zur Schau trägt seine Zähren.

Aber das wird nicht das Einzige sein, was ihn von eigentlichen Weltanschauungsdichtungen fernhält. Lassen seine Erzählungen einen zutreffenden Schluß zu, so geht er in der Richtung, daß Zahn zum Theoretisieren überhaupt nicht viel Neigung hat. „Weltanschauung" hat aber immer ein wenig theoretischen Charakter. Sie sieht vom Einzelnen ab, um das Ganze zu erfassen; sie umspannt es mit spekulativer Energie; sie bedient sich gern der Deduktion, weil sie mit ihrer Hilfe am ehesten weiter kommt. Alles das paßt nicht zu Zahns Wesensart. Er bleibt beim Einzelnen stehen, oft sogar beim kleinen Einzelnen. Er bohrt bei dem Einzelnen in die Tiefe, aber es ist mehr die Tiefe des Gemüts als die des abstrakten Gedankens. Er erfaßt die Zusammenhänge zwischen denen, die im einzelnen Fall aufeinander gewiesen sind; aber wie sie ins große Weltganze mit seinen Rätseln sich eingliedern, darüber grübelt er nicht — zum mindesten läßt er den Leser nicht darüber grübeln. Daher fehlen die Diskussionen über Gott und Welt, über Dogma und Kirche, über Naturgesetz und Wunder, über Entstehen und Vergehen: also das eigentlich Weltanschauungsmäßige. Wir wären doch auf der falschen Bahn, wenn wir seinen Horizont darum eng schelten wollten. Es ist eine andere Weite bei ihm zu finden als die des Gedankens: die Weite des Lebens. Darum wollen wir lieber von seiner *Lebensanschauung* reden.

Das Leben ist Zahns eigentliches Thema. Man darf genauer sagen: das Menschenleben. „Menschen" ist der Titel eines ganzen Erzählungsbandes.

Menschen! — Selber schreiten wir im Zug,
Den seit grauer Zeit die Erde trug.
Der, ein niemals abgewundnes Band,
Dieses Lebens Hügel überspannt . . .
Menschen! — Aus dem Zug sah dann und wann
Eines Trägers Angesicht mich an;
Fest hielt ich in diesen Blättern, was
Ich aus des Genossen Antlitz las.

Das ist das Geheimnis, das ist das Programm von Zahns schriftstellerischer Kunst. So gut wie den einen Band könnte man auch die anderen alle „*Menschen*" überschreiben. „Die da kommen und gehen", die „Helden des Alltags", die, deren Geschicke von „Herrgottsfäden" durchwoben werden, des „Bergvolks" Glieder, die Träger der „Kämpfe", sind sie nicht alle Menschen? Will er sie nicht gerade als Menschen beschreiben? Auch er hat, wie er selber berichtet, anfangs nur in die eigene Seele hinabgesehen; es hat eine Weile gedauert, bis er sehen lernte, was Großes und Hohes in

seiner Umgebung lag; noch länger, bis er das Kleine in der Natur und bis er den Menschen sehen lernte. Anfänglich hat er dann Menschen gezeichnet, überlebensgroß an Kraft und Güte oder unnatürlich und unbegründet schlecht von Charakter. Das plastische Bild war ihm mehr als das innere Erlebnis. Allmählich „kam der Alltag und nahm den Menschen in seine harte und gesunde Lehre". — „Aus seinen eigenen Zweifeln und Nöten und Lasten heraus lernte der Mensch die Menschen verstehen. Es war ihm, als sänken Schleier von seinen Augen, und immer tiefer sah er hinab in die Gründe der Seelen." („Wie ich Schriftsteller wurde.") Damit war er am rechten Ziel, zum mindesten für sein Schaffen. Denn wenn einer die Menschen sehen gelernt hat, dann hat er die Schlüssel zu allen Tiefen und zu allen Höhen. „Einst brauchte ich" — so Zahn — „Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich Menschen und gehe ihnen nach, sehe sie durch das Land wandeln, in das ihr Schicksal sie führt, und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten."

Der eben zitierte Satz, ebenso wie die anderen letzthin angeführten der Einleitung zur Gesamtausgabe entnommen, scheint einen Gegensatz zwischen Zahn und der gewöhnlich mit Heimatkunst bezeichneten Strömung einzuschließen. Die Heimatkunst läßt den Menschen aus seinem Zusammenhang mit der heimischen Scholle heraus werden; Zahn erklärt, er brauche nur Menschen. Ein Unterschied, im Verhältnis zu manchen Heimatkünstlern ein Gegensatz, mag freilich da sein. Wo der Dichter den Menschen ganz aus des Landes und Stammes Art herauswachsen läßt, entsteht ein Typus Mensch, keine Eigenpersönlichkeit, zum wenigsten keine starke, sich selber durchsetzende, auch einmal der Umwelt entgegensetzende. Das würde Zahn nie mitmachen — und er hat recht. Auf der anderen Seite scheint mir der Ausdruck in jenem Satz zu scharf gewählt. Gewiß ist für ihn der Schauplatz nicht mehr das Erste; das ist der Mensch. Aber „nur Menschen" schildert er nie in dem Sinn, daß er sie von der Heimat loslöste. Nicht die Besonderheit des Schauplatzes ist's, die ihn anregt, ihm recht eigentlich den Stoff gibt; das ist der Mensch. Aber daß dieser Mensch in seine Umgebung hineingehört und im Zusammenhang mit ihr zu verstehen ist, das ist und bleibt ihm selbstverständliche Voraussetzung. Ich wüßte auch nicht, wie man seine Clari-Marie, seinen Lukas Hochstraßer, seinen Christen Russi sich anders denken könnte als im Schweizerland. Er selber hat die enge Verbundenheit von Land und Mensch zu meisterhaftem Ausdruck gebracht in der kleinen Erzählung „Das Lem", in der er den klaren, weißen Steingletscher so wundersam hereinleuchten läßt in die Sterbekammer der Lammwirtin und in das Leben des fleißigen Kindes; nicht minder in „Kunis Heilung", da ein in der Fremde weilendes Mädchen in der Stunde der Versuchung durch das Leuchten der weißen Heimatsberge im Mondschein zur Besinnung gebracht wird. Und dem Einfluß der Heimat auf das Volk hat er selber das Wort geredet in seinem „Firnwind".

Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie er frostig durch mein Bergland braust,
Wie dem Volke, dem hier Hütten stehen,
Er den Sinn gehärtet und die Faust.
Wie er aufspringt, frei und ungelinde,
Wo der Frömmler buckelt und scharwenzt,
Von den Köpfen reißend das Gewinde,
Das sie weiß und tugendhaft umkränzt.

Aber das trifft allerdings zu: nirgends gehört seine Aufmerksamkeit der Natur als Natur, immer ist es der Mensch, den er vorerst sieht; die Natur sieht er nur als des Menschen Bodengrund, als ein Arbeitsfeld, seine Stärkung, seine Lust, seine Liebe. Insofern ist seine Kunst wahrlich rechte Heimatkunst. Seine Menschen wurzeln fest im Schweizerland. Die Lebensanschauung manch eines unter ihnen besteht zu allererst darin, daß er zu dieser Heimat gehört. Zu ihnen zählt der Geiß-Christeli („Helden des Alltags"). Er mag nicht einmal in der doch auch nicht heimatlichen Fremdenstadt bleiben. „Blas mir" ist seine einzige Antwort auf alle zum Ausharren mahnenden Vorstellungen. Und seitdem ist auf einmal „etwas Großes" an ihm. „Heim ist er gekommen, weil er nicht abtrünnig werden kann; und es ist etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig wird in dieser Zeit, da die Geschmeidigen und Feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden, und denen die Welt gehört." Es ist nicht zu verkennen, daß dieses zähe Heimatsgefühl auch seine Nachteile hat. „Da hocken die Bauern und hungern und sehen weiter unten im Tal die Leute auswandern, die arm sind wie sie, und anderwärts ein leichteres Brot suchen, sehen es und bleiben sitzen, weil — weil es nur einen Heimatboden gibt!" Aber ganz abgesehen von der Liebe, die sich gerade in diesem Aushalten kund tut, würdigt Zahn auch das bewahrende, charakterstärkende Moment, das darin liegt. Als die Lochstafelkinder („Menschen") aus ihrer heimischen Hütte verjagt werden, ahnt es der Marti, daß die Schwester bei anderen Leuten verunglücken wird; und nach seiner Ahnung geschieht es. Nicht bloß um Vaterlandsliebe handelt es sich; auch für ihre Äußerungen zeigt freilich der Dichter inneres Verständnis, tiefe Sympathie. Wüßten wir's nicht aus den Prosaerzählungen, so sagten es uns die sieben Lieder, die in der jüngst erschienenen Gedichtsammlung unter der Überschrift „Mein Vaterland" zusammenstehen, und in denen das milde, gewaltige Vaterland gepriesen wird mit Tönen, aus denen die innigste Liebe klingt:

Mein Land, nun muß ich jauchzen eins
Und kann und kann nicht schweigen,
Weil du im Glanz des Abendscheins
Mein Herz bewegst so eigen,
Weil dort das Haus am steilen Rand
Und die sich drin muß plagen,
Und du, mein Land, mein Schweizerland,
Mir lieb seid, nicht zum Sagen!

Aber Heimatsgefühl ist noch etwas anderes, fast möchte ich sagen, etwas Tieferes als Vaterlandsliebe; es schließt gegenseitiges Verbundensein,

innerste, heiligste Verpflichtung ein; es ist der Keim zu starker Kraftentfaltung und der Wurzelboden zartesten Glücksgefühls. Es will etwas bedeuten, wenn in der Lebensauffassung eines Dichters das Heimatsgefühl so stark sich ausspricht wie bei Ernst Zahn; einen Protest gegen alle Heimatslosigkeit der Gesinnung, gegen alles schlaffe Weltbürgertum, gegen alle bloß materialistische Orientierung der Lebensziele schließt es ein; ein ideales Motiv von höchstem Wert bildet es. So entstanden, ist es nicht in erster Linie künstlerisch zu würdigen; nicht nur verstehen sollen wir den Menschen aus seiner Umgebung; vielmehr ist es ethisch wichtig. Zahn weiß nicht bloß, daß der Mensch seines Stammes und seines Landes Art trägt; er hat auch verstanden, daß der Mensch mit seinem besten Wesen dort am besten gedeiht, wo er wurzelfest ist. Darum singt er vom Bergtal:

Wer sagt, daß es des Weges lohnt?
Viel schönres Land liegt aufgetan.
Und doch, wer in dem Tal gewohnt,
Wuchs mit dem Herzen fest daran.

Also nicht „nur Menschen" sieht Zahn, sondern Menschen in den Zusammenhängen, in denen sie stehen. Es sind die Zusammenhänge des äußeren Geschicks, ob es nun Leid oder Freude bringe. Er hat ein sehr offenes Auge für das Leid, des Lebens Lasten. Er sieht die Menschen schreiten in großem Zug, und kein Rücken ist aller Lasten bar; keuchend schleppen sie auf Schritt und Tritt ihre klein' und großen Kreuze mit („Menschen", Widmung). Er weiß von einem Geschlecht, das „schattenhalb" wohnt:

An der Halde, wo der Schatten „Not"
Und der Winter „Mühe" ewig droht,
Wo das Kraut „Entsagen" sprießt heraus,
An der Halde ist ein Volk zu Haus. („Schattenhalb".)

Gelegentlich kann's dem Leser scheinen, als trüge er die dunklen Farben allzu stark auf. Sehen wir alle seine Geschichten durch: es ist kaum eine darunter, in der nicht Lasten drücken. Gelegentlich kommen sie nicht als Lasten im eigentlichen Sinn in Frage („Wie es in Benzikon menschelte"); in anderen Stücken ist das Leid wundersam verklärt, so daß es keine Bürde mehr bedeuten will („Requiem"; „Wie Sepp und Pepp den Himmel finden"); aber ganz tritt es höchstens in ein paar Skizzen zurück, die ich nicht zu seinen gelungensten Schöpfungen zählen würde („Die Begegnung"; „Ein kleiner Frühling"). Weitaus überwiegt das Schwere, Trübe, Harte, Drückende. Unter welchem Druck geht Marianne Denier, deren Mann am Hochzeitstag zum elenden Krüppel ward, ein langes Leben umher! Welche Lasten häufen sich auf Lukas Hochstraßers Haus! Wie schwer trägt die Clari-Marie und ihre Schwester, die Cille, am Leben! Welche Tragik ist in dem Schicksal der Violanta von der Intschihütte, des wackeren Lentin! Sind es nicht wirklich allzuviele Lastenträger? Vergißt Zahn die Freude des Daseins? Muß er wirklich auch den Pfarrer Huldreich Rot („Einsamkeit") mit seiner großen Liebe zu den Menschen scheitern lassen?

Wenn man schon von hier aus Neigung gewinnen kann, Zahn eine pessimistische Lebensanschauung nachzusagen, so scheint eine andere Beobachtung fast noch stärker in die gleiche Richtung zu weisen. Ein Thema, das er besonders zu lieben scheint, ist das des unheimlichen Einflusses der Verhältnisse, in denen der Mensch aufwächst, der Familie, zu der er gehört, auch des Erbes, das er von den Eltern her trägt. In der Erzählung „Grundwasser" wird für diesen Einfluß das Bild des Sees gebraucht, in dessen Tiefe mächtige Strömungen gehen, die von einer Stelle der Oberfläche alles auf den Grund hinabzureißen vermögen, was dort schwimmt. Der Flori Bennett hat ganz guten Willen; er findet in dem Dorfvogt wackere Unterstützung, und des Dorfvogts Leni will ihm, der sie braucht, die beste Hilfe gewähren, die einer finden kann; sie will ihm die Hoffnung geben, später ihm, der sie liebt, zu gehören, wenn er nur brav bleiben will. Aber die Sünden böser Zeiten klammern sich an ihn; er sieht, daß er sein Versprechen nicht halten kann; er, eines verkommenen Weibes Bub, mußte zurück zu dem Volk, das seinesgleichen war, und mußte verkommen. Brechen will er die Zusage auch nicht; in Schlechtigkeit weiter versinken will er nicht. So geht er in den See, mit eisernem Mut, mit großer, entschlossener Ruhe. Und das Grundwasser zieht ihn hinunter. Ganz ähnlich, wenn auch in anderer Ausführung, ist das Thema in „Die Säge von Mariels". Moses Aschwanden, eines Verbrechers Sohn, wird wieder zum Verbrecher. Nur ist es hier nicht die Macht des Familieneinflusses noch eigene Vergangenheit, was ihn hinabreißt, sondern viel mehr die Unvernunft der Dörfler, die es nicht anders haben will, als daß des Zuchthäuslers Sprößling wieder zum Verbrecher werde. „Es hat nicht anders kommen können. Sie haben es nicht anders gewollt, hier im Dorf." Man kann auch die Johanna Deutsch aus dem Roman „Einsamkeit" heranziehen. Sie geht den Weg ihrer Mutter, die festen Halt und Ehre verloren hat. „Jetzt oder später — es wäre doch dazu gekommen. Unsere Wege sind geschnitten. Wir müssen sie gehen. Ich habe eingesehen, daß wir dem nicht entgehen, was uns bestimmt ist." Gibt es eine traurigere Auffassung als diese fatalistische, daß das Kind die Wege gehen muß, die des Vaters oder der Mutter Schuld ihm gewiesen? Ist es nicht der Gipfel des Pessimismus, wenn nicht bloß das Leid, sondern auch die Schuld zum unentrinnbaren Geschick wird?

Aber diese Auffassung ist nicht diejenige Ernst Zahns. Man wird die Erzählungen, die ich eben anführte, auch anders deuten dürfen: als Schilderungen des Lebens, wie es ist, als Ausdruck einer Wahrheit, die unendlich oft begegnet. Daß er nicht von einem unentrinnbaren Zwange reden will, zeigt schon Moses Aschwanden, der in sich selber gute Anlagen und treffliche Kräfte birgt. Man wird diese Erzählungen so deuten müssen, wenn man in dem Roman „Clari-Marie" auf die beiden Kinder der Furrer-Leute achtet: die Eltern in Geiz völlig verkommen, die Kinder wacker und brav. Einen weiteren Beweis bringt „Der Schatten". Die Violanta stammt aus faulem Boden, aber sie rafft sich auf und setzt sich durch. Und wenn sie schließlich doch ein trauriges Ende findet, so ist es in der Fortentwicklung

einer vergangenen Schuld begründet, nicht aber in angeborener, unbesiegbarer sittlicher Verkommenheit. Ja, diese letztere Erzählung, in Gemeinschaft mit anderen Momenten, berechtigt uns zu konstatieren, daß Ernst Zahn nicht nur Ausnahmen von solcher, in der Umwelt begründeten Verlorenheit anerkennt, sondern daß ein Sichaufraffen aus ihr nach seiner Lebensauffassung zur Forderung wird. Ist die Möglichkeit gegeben, so wird sie ohne weiteres zur Pflicht. Dann gewinnt sie, ganz gleich, welches der Ausgang sei, den Charakter des kategorischen Imperativs.

Diese Erwägung führt zum eigentlichen Herzpunkt der Lebensauffassung unseres Dichters. Er ist Realist genug, um Menschen zu schildern, die schier willenlos oder doch mit Aufbietung allzu geringer Willenskraft im Strudel untergehen. Aber er ist keineswegs Pessimist genug, um es dabei bewenden zu lassen. Er ist Tatsachenbeobachter genug, um des Lebens Dunkelheiten auf die Gemüter wirken zu lassen; aber wiederum ist er durchaus nicht Pessimist genug, um sich mit dieser düsteren Wirkung zu begnügen. Er sieht nicht bloß Untergehende, sondern auch Aufstrebende, auch Siegende. Er sieht nicht bloß unter dem Leid Erliegende, sondern ihrer viele, die des Kreuzes, das sie tragen, Herr werden:

Und mir war und ist, als sei das Los,
Ihres und das unsre, stolz und groß,
Wurde jedem doch zu zeigen Frist,
Daß er stark auch unter Lasten ist. („Menschen".)

Und es handelt sich dabei für ihn nicht um passive Stärke, die nichts als tragen kann, ohne gerade völlig zu erliegen. Nicht bloß tragen ist seine Losung, vielmehr überwinden. Und was überwunden werden muß, ist nicht bloß das drückende Leid des Lebens, sondern auch die Neigung zum Schlechten, die Versuchung zum Bösen oder auch zum minder Guten. Auch wo mehr das Leid im Vordergrund steht, stellt er doch die Verknüpfung zwischen Leid und sittlichem Ringen ans Licht; in vielen anderen Fällen geht es geradezu um den Kampf zwischen Gut und Böse. Immer aber, in jenen wie in diesen Fällen, kündet Zahn die Forderung, nein, das Evangelium von der sittlichen Kraft. Natürlich muß er, der Menschenschilderer, auch solche Seelen malen, in denen die sittliche Kraft nicht oder in sehr geringem Maße zur Entfaltung gelangt, Seelen, die sich in den Strudel hinabziehen lassen, ohne viel Widerstand zu leisten. So braucht es bei den Frommen im Dorfe Brenzikon („Firnwind") gar nicht eines besonders großen Anstoßes, um sie zu Falle zu bringen; so setzen der Pfarrer wie seine Pfarrmagd im Isengrund („Clari-Marie") keine Anstrengung ein, um das Laster des Trunks abzuschütteln; so steigt der Leutnant Renner wie selbstverständlich Stufe um Stufe tiefer ins Verderben („Menschen"); so ergibt sich der Vetter Wilhelm („Verena Stadler") dem Wein, als müßte es so kommen. Aber es darf so nicht sein, und es braucht nicht so zu sein. Es gibt andere, die den Beweis liefern, daß der Mensch aufwärts streben kann. Unter erdrückenden Verhältnissen, in Not und in Mühe wahren sie sich die Selbständigkeit ihrer Persönlichkeit, den Willen zum Guten; setzen

sich durch, wo viele erliegen würden, zeigen den anderen die Wege, die zu gehen sind — und erringen bei vieler Verkennung schließlich doch die staunende Achtung der Mitmenschen. Aber auch bei ihnen ist's nicht selbstverständliche Güte, sondern innere Überwinderkraft, die weiterhilft; auch bei ihnen gibt's Stunden der Schwäche, Zeiten, da sie erliegen wollen. Zahn schildert keine Heiligen, sondern Menschen; aber mit besonderer Freude schildert er erstarkende und starke, mühsam, aber erfolgreich überwindende Menschen, Menschen der sittlichen Kraft, mit einem Worte: Helden des Alltags.

Helden des Alltags! Sollte man über Zahns gesammelte Werke eine einheitliche, inhaltlich treffende Überschrift setzen, ich würde nicht die farblosere „Menschen" wählen, sondern die kraftvolle „Helden des Alltags". Er selber hat einen Band so betitelt; der zeichnet denn auch wirkliche Heldengestalten: den viel verlachten, sonderbaren Huber-Dres, der in der Stunde der Not nicht bloß alle Kräfte, sondern auch alle Habe für die Mitmenschen einsetzt; den Vinzenz Püntiner, diesen Prachtmenschen, der immer nur für die Seinen schafft und, als ihm schließlich der Bruder auch noch das Mädchen seines Herzens weggewinnt, lieber sich selber opfert, als daß er vergäße, was Treue und Pflicht gebieten; die Verena Stadler: der, dem ihr Herz gehört, bricht ihr das Wort, und sie dient ihm doch bis zuletzt in beispielloser Selbstverleugnung, weil er sie braucht, um halbwegs oben zu bleiben. Es weht in allen diesen schlichten Erzählungen, in denen wirklich vom Alltag die Rede ist, wie wir ihn in jedem unscheinbaren Haus jeder geringen Straße in Stadt und Dorf erleben können, eine wunderbar herzstärkende, stählende Luft; ohne daß große Taten geschehen, ohne daß Welt und Menschheit groß Notiz davon nehmen, werden in stillen Herzen Kämpfe von erschütternder Wucht ausgefochten und siegreich zu Ende geführt. Ich kann noch eine andere kleine Geschichte in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen: die von der zwölfjährigen Leni, die nach dem Tode der Mutter, um dem haltlosen Vater zu helfen, die Pflichten der Verstorbenen, soweit es irgend möglich ist, auf sich nimmt und mit schwachen, erliegenden Kräften die Aufgabe durchführt, bis der Bruder eine junge Frau ins Haus bringt. Dann legt sie, die Todmüde, sich hin, und ihr Blick sagt: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht, und daß es jetzt so still ist da!" Über ihre Augen kommt der Ewigkeitsschlaf. So müde war sie gewesen; Vater und Bruder waren mit Blindheit geschlagen; sie sahen nicht, was vorging. Das stille Heldentum ist nur größer dadurch, daß es ein stilles Heldentum ist. Ich kenne in der ganzen deutschen Literatur kein Prosastück, das so wundersam ergreifend und aus der Tiefe schöpfend und mit so einfachen Mitteln das Heldentum der sittlichen Kraft verkündete wie diese unscheinbare kleine Erzählung.

Sehen wir näher zu, so beschränken sich die Zeichnungen von Helden des Alltags durchaus nicht auf diesen Band. Die Violanta aus der Intschihütte („Schatten") zählt sogar in besonderem Maße unter ihre Schar. Denn sie muß sich aus dem Strudel retten, muß mit fauler Gewohnheit, täglich geschauter Schlamperei und Verkommenheit gründlich brechen, um sich den

Weg zur Höhe zu bahnen. Schon ist auch sie gefallen, als müßte es so sein; dem Ersten, der sie begehrte, hat sie sich ergeben, gleichgültig, wie im Traumwandel. Aber ihr ist wie jemandem, der im Fallen aufschlägt mit schmerzhafter Wucht. Nun springt's von ihrer Stirn wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf wird ihr plötzlich frei und ist nun voll schmerzlich klarer Gedanken. Ein unsäglicher Ekel vor Umgebung und Vergangenheit erfaßt sie. Fortan ist sie eine andere: eine fleißige, tätige, arbeitsfrohe, brave, treue Magd, eine selbstlose Gattin und Mutter. Auch als das Gespenst jenes einen sündigen Falles wieder auftaucht, bleibt sie eine Heldin. Was getragen werden muß, trägt sie allein; was — nach ihrer Meinung — für Mann, Kinder und Hof getan werden muß, tut sie allein. Staunen und Andacht ist in ihrem Manne, wenn er seines Weibes gedenkt. „Und er weiß nicht einmal, *wie* groß sie gewesen ist." — Nicht minder ist der Lentin (im Band „Schattenhalb"), der seines Vaters Schuld selbstverleugnend abverdient und dabei sein alles drangibt, ein Held; desgleichen das „Muttergöttesli" mit seinem langen Martyrium, seiner verratenen Liebe und seiner stillen Selbstüberwindung. Erst recht gilt das Gleiche von der Marianne Denier, die ich schon oben erwähnte: das kraftstrotzende Weib an der Seite des Krüppels braucht Heldentum, um der Stimme des Blutes zu widerstehen. In der „Clari-Marie" ist der ausschlaggebende Gesichtspunkt ein anderer; aber auch hier ist von Heldentum die Rede; eine Gute ist sie, das wird ihr hundertfach bezeugt, und sie ist es trotz des Leides, das ihr selber widerfahren.

Heldentum des Alltags, *sittliches Heldentum*: das ist der Herzpunkt der Zahnschen Lebensauffassung. Von diesem Herzpunkt gehen die Strahlen aus. Nicht in Einzelnes wollen wir uns verlieren. Aber die Hauptausstrahlungen sittlichen Heldentums gehören notwendig zum Gesamtbild. Es ist selbstverständlich, daß ein Ringen dieser Art *Persönlichkeiten* schafft. Nicht nur Individualitäten: ohne solche zu zeichnen wäre der Dichter unmöglich. Sondern Persönlichkeiten von eigenem, kraftgestähltem Wuchs. Mit dem Wort wirft Zahn nicht viel herum; er beschreibt seine Menschen so, daß uns das Wort auf die Lippen kommt. Nicht weichen Gestalten mit wehem Herzen begegnen wir bei ihm; fremd, ja zuwider ist ihm alles Sentimentale; er würde nie einen Schmerz mit innerer Anteilnahme schildern, der „vor der Welt zur Schau trägt seine Zähre". Wo einer kampflos erliegt, begleitet ihn die Verachtung, die dem Schwächling gebührt, dem Menschen, der kaum den Menschennamen verdient. Aber Männer zeichnet er gern, wie jenen Landammann („Der Guet"), der zum Pfarrer sagt: „Ich trage den schwarzen Rock nicht, aber ich habe mir als Ziel gesetzt, auch so einer zu werden, der dem Herrgott allzeit seine Abrechnung vorlegen darf! Dazu gehört aber, daß man über sich selber Herr ist, so daß alles Wünschen und Hoffen und Liebhaben vom eigenen Willen abhängt." Das sind starke Worte; Zahn selber schränkt, wie wir nachher sehen werden, ihre allgemeine Geltung auch wieder ein. Aber in dieser Richtung liegt sein Ziel. Selbst dort, wo dieses Programm am wenigsten energisch durchgeführt ist, in dem Roman

„Einsame Wege", fehlt doch das Persönlichkeitsmoment nicht. Der Pfarrer Huldreich Rot setzt den Reichtum seiner ganzen Persönlichkeit an seine Gemeinde; er tut es mit solchem Nachdruck, daß man seine Kraft staunend bewundern muß. Allerdings fehlt hier die nachhaltige Dauer; es ist merkwürdig, daß — ich wenigstens sehe die Sache so an — das rasche Nachlassen dieses persönlichen Sicheinsetzens zugleich einen Kunstfehler einschließt. Die Plötzlichkeit der Verzweiflung an den Menschen, die Huldreich Rot zum Verzicht auf sein Amt treibt, ist psychologisch nicht genügend motiviert. Sie entfremdet uns den Mann nicht nur innerlich, sie nimmt ihm nicht bloß unsere Bewunderung, sondern sie läßt seine Charakterzeichnung als nicht einheitlich erscheinen. Den Optimisten wollte Zahn zeichnen, der der Wirklichkeit des Lebens Rechnung zu tragen lernen muß. Aber er konnte nicht anders: er zeichnete einen Optimisten von starker persönlicher Art. Der Optimist mag dem Anprall des Pessimismus erliegen; aber die starke persönliche Art kann das nicht so rasch. So kam eine gebrochene Gestalt heraus, — weil Zahn auch dort, wo er ein Versagen der Persönlichkeit schildern wollte, doch wenigstens im Ansatz wieder den persönlichen Zug sittlichen Heldentums zu stark auftrug. Zahns vielbewährte Kunst versagte einmal, als er einen Mann in den Mittelpunkt eines Romans stellte, der — kein Held war.

Ein anderer Strahl sittlichen Heldentums ist für Zahn die Selbstaufopferung für andere. Ich brauche das Wort nur zu nennen, so stehen sie vor uns, die Männer und Frauen, die für andere leben, ihnen zu geben, ihnen zu helfen. Die Clari-Marie voran: „so stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich . . .; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöten zu helfen." Der Landammann zu Imboden („Der Guet"): ihn segnet Dorf und Tal, denn keine Not kommt auf trotz der Winterstrenge. Die Verena Stadler: die Base, der Vetter sind's, denen sie ihr eigenes Glück hingibt. Der Lochgadentöni: denn er tötet sich selber, um den darbenden Seinen zu dem Klümpchen Gold zu helfen, das er versehentlich verschluckt hat („Das Erbe"). Das Leni, der Vinzenz Püntiner und andere, von denen schon oben die Rede war. Der Pfarrer Rot: denn er will alle Freude eines Lebens in geistiger Anregung, in verfeinerter Kultur aufgeben, um anderen etwas zu sein. „Seine Seele war von nichts als Güte und edlen Gedanken für das Wohl dieses ihm anvertrauten Dorfes erfüllt." Und wie diese, so viele andere.

Die Frage legt sich nahe, ob wir nicht in Zahns Sinn diese Selbstaufopferung als Liebe bezeichnen dürfen. In „Einsamkeit" hat sie diesen Namen. „Die Liebe sei nicht falsch," predigt der Pfarrer. „Das, was uns Menschen untereinander verbindet, die Liebe, ist nicht so falsch, wie wir beide geglaubt haben," sagt Rot am Ende, wieder genesend, zu seiner Mutter. Es ist wohl kein Zufall, daß es Menschen aus hochgebildeten Kreisen sind, die also reden. Das Landvolk nimmt das Wort Liebe nicht gern in den Mund; auch bei Zahn nicht. Es redet von Barmherzigkeit, es nennt den Mann einen „Guten", die Frau eine „Gute". Es ist auch nicht immer Liebe

im eigentlichen Sinn, was zu solcher Selbstaufopferung führt. Bei der Marianne Denier ist es viel mehr Pflichterfüllung und Selbstbehauptung, bei der Verena Stadler das innere Müssen. Eine Heldin des Alltags besiegt sogar das in ihrem Herzen, was zur Liebe neigt, um der Kluft willen, die Artunterschied und Standesdifferenzen geschaffen haben („Elisabeth"). Zahn sieht ganz recht; es ist auch im Leben keineswegs so, daß immer die Liebe hinter der Selbstverleugnung steht. Aber darum bleibt es doch richtig, daß ihm die Liebe zum rechten Menschenwesen gehört. Er feiert die Kraft der Liebe des Mädchens zum Mann, wenn er die treue Angelina bei dem gehetzten Moses Aschwander ausharren und ihm zuletzt den Gnadenschuß geben läßt („Die Säge von Mariels"); er zeigt die Wucht der Liebe des Mannes zum Mädchen, wenn er den Christen Russi das ganze Dorf Fruttnellen bekämpfen läßt („Herrgottsfäden"); er läßt sie wunderbare Triumphe feiern, wenn Stephan der Schmied den Jungen, den sein Weib im Ehebruch geboren, und den er in der Wut Kain genannt hat, so liebgewinnt, daß er, um seinem Glück den Weg zu bahnen, selber einsam wird; er singt ihr Hoheslied, wenn er den gescheiterten Optimisten Huldreich Rot von der stillen Liebe der Pflegeschwester überwunden werden und zu der harten Mutter, die gar keinen Menschen zu brauchen erklärt, sagen läßt: „Wenn wir die Selbstsucht ablegten, würden wir Menschen weniger einsam sein."

Fast sonderbar nehmen sich in diesem Zusammenhang einige Erzählungen aus, die den starken Abstand verschiedener Gesellschaftsschichten in der gebildeten Schweizer Welt zum Thema haben. In „Einsamkeit" schließt sich des Pfarrers Mutter gegen die Menschen ab; darin kommt besondere Menschenverachtung zum Ausdruck, aber diese ruht mit auf Standesvornehmheit. „Elisabeth" läßt die Kluft als so groß erscheinen, daß auch Liebe sie nicht überbrücken kann. Das Mädchen mag die Werbung des Mannes nicht erhören: „Er hat an sich, was mich ihm gewonnen hat, und hat an sich, was mich nicht zu ihm läßt." — „Keine Brücke" zeigt, wie dieser Gegensatz, bei der Eheschließung außer acht gelassen, nachher den feiner empfindenden Teil unglücklich machen kann; trotz aller Anerkennung besten Willens bei den anderen kann der Pfarrer Heß das Wesen seiner — allerdings reichlich plebejisch geschilderten — Frau nun einmal nicht ohne Schmerz ansehen. Es ist, als hätte die Liebe, die Selbstüberwindung, hier ihre Grenze. Es klingt furchtbar hart, wenn Heß' Mutter es der Schwiegertochter gegenüber ausspricht: „So seid ihr ihr und wir sind wir; wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir nicht. Zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft." Und gewiß hat Zahn in diesen Novellen andeuten wollen, mit welchen mächtigen Hemmnissen die Liebe zu rechnen hat, die von einem zum anderen hinüber will. Mit an dieser Schwierigkeit seines aristokratischen Naturells scheitert Huldreich Rot. Eine wirkliche Grenze für die Liebe hat Zahn doch wohl nicht aufrichten, mit jenem Wort kein Definitivum des Sollens geben wollen.

Aber richtig ist, daß sittliches Heldentum nach Zahns Anschauung sich nicht bloß in Liebe zu äußern hat. Neben ihr steht stark und mächtig die Pflicht. Auch von diesem Abstraktum ist selten die Rede; um so wuchtiger wirkt sie als Konkretum. Violanta aus der Intschihütte, Verena Stadler, Marianne Denier, Lentin und Muttergöttesli sind im letzten Grund Pflichtmenschen, bei denen das „Du sollst" den Ausschlag gibt. Allerdings auch Pflichtmenschen um der Selbstbehauptung willen. Gerade das ist eine Feinheit Zahnscher Psychologie, daß er Pflichterfüllung und Selbstbehauptung so nahe aneinander bindet, besser noch, daß er beide dermaßen in eins schaut.

Zur Pflicht gehört die Arbeit. Überall bei Zahn sind Arbeitsamkeit und Bravheit eng beieinander. Wo Faulheit sich findet, da kehren auch andere Laster ein, der Trunk, die Liederlichkeit, die Schlaffheit. Wo Arbeit ist, weichen die bösen Geister. „Hab keine Angst, ich schaffe und bleibe ehrlich, die Arbeit macht gesund. Sie muß auch dich gesund machen, Mädchen!" sagt Tobias zu Josepha, als ihre Herzen irre gegangen waren („Herrgottsfäden"). Mit rastloser Arbeit bringt sich die Violanta herauf („Schattenhalb"). Als der sonderbare Lehrer vom Oberwald das Dorf verläßt, schlägt die Viktori, die ihm gern ihr Herz geschenkt hätte, mit harter Arbeit ihren Kummer tot („Menschen"). Kann's anders sein in dem festen und zähen Volk, das auf den Bergen wohnt?

Noch eines Strahls sittlichen Heldentums muß ich gedenken. Zahn rechnet zur braven Art auch die sittliche Reinheit. Er würde zwar nicht mittun, wenn einer nach dem Schema jeden Fehltritt verurteilen wollte — wir werden darüber gleich mehr hören —; aber das Weib gehört, selbst unter den erschwerendsten Umständen, dem angetrauten Mann („Marianne Denier"); und dem Dritten muß die Ehe heilig sein, selbst wenn sie im Irrtum des Herzens geschlossen ist („Vinzenz Püntiner"). Der Mann, der ein Mädchen sich gewann, daß es sich ihm gab, hat ihm die Treue zu halten („Marianne Denier"); dem Mädchen muß freilich freundliche Nachsicht und Liebe helfen, wenn jener seine Schuldigkeit nicht tut. Schwer rächt sich die sittliche Schuld, das Sichverschenken an ein unwürdiges Weib („Grundwasser"). In Zahns Erzählungen weht eine Luft sittlicher Reinheit und Klarheit. „Weißt du, was mich freut?" fragt beim Besuche der Vater die Marianne Denier: „Daß eine gute Luft in deinem Hause weht — wie es daheim gewesen ist!" Da leuchtet ihr Gesicht auf. „Das war, was gegen die heimliche Not half: im Gewissen ruhig sein zu können." Solche Luft weht überall bei Zahn. Er kennt die Forderungen des Gewissens.

Es sind anscheinend alltägliche Dinge, diese Ausstrahlungen sittlichen Heldentums. Aber Zahn will ja auch ein Heldentum des Alltags schildern. Und wer recht zusieht, weiß, daß gerade diese einfachen Dinge wie Liebe, Arbeit, Pflicht, Reinheit eine Fülle von Aufgaben, eine immer neuströmende Flut persönlicher Probleme enthalten. So sind sie auch bei Zahn behandelt: individuell, nie schablonenmäßig. Aber freilich mit einer sich gleichbleibenden Energie sittlichen Urteils.

Wer Zahn um dieser seiner Moral willen der Schablonenmacherei anklagen wollte, der würde übrigens noch mit anderen Momenten seiner Darstellung sich auseinanderzusetzen haben, die zum Schema durchaus nicht passen. Die Größe mancher seiner Gestalten führt zu oder gipfelt in Handlungen, die vor paragraphierter Sittlichkeit nicht bestehen können. Statt vieler Beispiele nur zwei. Eine Mutter greift, als der Sohn nicht nur durch ein Lotterleben den Eltern das Leben zur Hölle gemacht und am Vater sich tätlich vergriffen hat, sondern zuletzt der Pflegetochter, nicht achtend der Eltern, Gewalt antun will, zum Gewehr und erschießt ihn. Es ist nicht bloß äußerlich gemeint, wenn der Sohn, der die Mutter mit dem Gewehr stehen sieht, fühlt: „Was die groß ist, die Mutter!" Sie verzehrt sich nachher in Liebe zu dem, den sie getötet, und weiß doch, daß, wenn noch einmal alles käme, wie es gewesen, sie es nicht anders täte! — Und die Angelina rettet ihren Geliebten durch einen Todesschuß vor den Verfolgern („Die Säge von Mariels"). Auch von der Art, wie hier und da einer selber des Lebens Faden abschneidet, könnte man reden. Was beweisen diese Dinge? Nicht, daß Zahn ein Dichter des Sturmes und Dranges ist, der Gut und Böse nicht scheiden kann oder will. Sondern daß er weiß, wie das Leben nicht mit einer Formel zu packen ist, und wie, ob auch wohl im Irrtum, aus furchtbar schweren Stunden Taten geboren werden können, die ein Zeugnis sittlicher Größe sind, auch wenn sie scheinbar gegen Gebote Gottes und der Menschen fehlen.

Hierzu wie zu der Art sittlichen Heldentums, die Zahn verkündet, stimmt ganz, was seine Dichtung uns über seine eigene Art, die Menschen zu beurteilen, wissen läßt. Sittliches Heldentum geht, so wie er es versteht, nur aus inneren Kämpfen hervor. Je mehr Kraft es zeigt, desto schwerer ist es in der Regel geboren. Kein Held fällt vom Himmel. In dieses mühsame Werden echten Heldentums läßt uns der Dichter manchen erschütternden Einblick tun. Nicht bloß ein Ringen mit Hemmungen von außen her tut not, sondern gerade auch ein Überwinden innerster Widerstände. Das tritt freilich erst in den späteren Erzählungen hervor; gerade hier beobachten wir das Reifen der psychologischen Menschenauffassung bei ihm. Gerade das macht seine Helden zu Führern und Wegweisern.

Von hier aus ergibt sich aber auch eine *Menschenbeurteilung* von überraschender Milde. Der Dichter sittlichen Heldentums sieht nicht lieblos herab auf alles, was nicht heldenhaft ist. Er hat nach eigenen Worten eine „Ruhe der Anschauung, eine gewisse Milde in der Beurteilung der Menschen" gewonnen. Der Schlechte ist ihm nicht ganz schlecht, der Gute nicht völlig rein. „Keines Menschen Sündhaftigkeit ist so groß, daß ihm nicht in einem Herzenswinkel eine Reue bliebe, und niemand ist, der so gut und stark und rein wäre, als daß nicht auch an ihm Schlacken hafteten." Solche Milde des Verstehens gehört ihm nun selbstverständlich auch zur rechten Menschenart. Darum kommt sein aristokratischer Pfarrer Heß („Keine Brücke"), der eine Frau aus anderen Lebenskreisen geheiratet hat, nach vielem Sinnen über die Kluft, die beide Schichten trennt, zu dem Ergebnis: „Sie haben ihre

eigenen Wege . . ., aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale." Darum darf der Peter Meyer („Menschen"), obwohl er mit der Hansi schuldig geworden ist und wohl sieht, daß er gesündigt hat, doch zur Regina, die mit ihrer Frommheit schier heilig sein will, sagen: „Es ist mir, als dürfte ich vor dem droben stehen — so gut — wie du." Darum wird Zahn aber auch nie schärfer, als wo er pharisäische Überhebung geißelt und auf ihren ganzen Unwert zurückführt. „Wie es in Brenzikon menschelte" ist ein klassisches Zeugnis für diese Denkart. Am Anfang heißt es: „Das war ein schönes Dorf und ein braves Dorf, dieses Brenzikon! . . . Ein wunderbar schönes und braves Dorf war es! Der liebe Gott selber mußte seine helle Freude an ihm haben!" Und am Schlusse, nach dem Fall der Besten und Angesehensten, waren die Brenzikoner „mürbe, saßen auf niedereren Stühlen als sonst, seit — seit es unter den Besten und Frömmsten so — so gemenschelt hatte." Aus ähnlichen Empfindungen heraus erklärt sich auch die erbarmungslose, gelegentlich sogar etwas karikierende Abschüttelung alles Heuchelwesens. Sittliches Heldentum muß mühsam wachsen; wer es, ohne es zu besitzen, vortäuscht, führt das Urteil über die Menschen überhaupt irre, nimmt dem recht Kämpfenden den Siegespreis, will kampflos genießen, was nur unter heißer Arbeit zu gewinnen ist. Dazu kommt natürlich schlichte Offenheit und Geradheit als Motiv für diese verachtende Abneigung. Die notwendige Ergänzung seiner Botschaft vom Heldentum ist diese scharfe, rücksichtslose Verwerfung alles falschen Scheins. Die Widmung zu „Firnwind," die schon oben angeführt ist, gibt dem wundervollen Ausdruck.

Ein Dichter, der sittliches Heldentum preist, ist auch schuldig, den Weg zu dessen Höhe zu weisen. Viele Worte macht Zahn darüber nicht. Aber wenn ich die Gestalten übersehe, deren Erleben die Antwort gibt, dann ist mir, als ob sie in zwei Gruppen sich teilen ließen. Die einen haben in sich selber keine genügende Kraft; sie brauchen jemand anderen. Die Leni vom Dorfvogt weiß ganz genau, daß der Florian Bennett sie braucht, wenn er brav bleiben will. Sie ist überzeugt: solang sie um ihn ist, fällt er nicht wieder in sein Hudelleben zurück („Grundwasser"). Der Moses Aschwanden braucht die Angelina, um einen Halt zu haben („Die Säge von Mariels"). Aber die einen anderen Menschen brauchen, kommen selten ganz zur Höhe; es sind die schwächeren oder doch gefährdeteren Naturen. Anderer Menschen Hilfe kann stützen, kann fördern; die eigene Kraft ersetzen kann sie nie. — Die zweite Gruppe ist denn auch nicht auf andere Hilfe angewiesen, obwohl auch sie die Menschen nicht überhaupt entbehren kann und — darf. Typisch für den Weg zur sittlichen Kraft bei den Menschen dieser Gruppe ist die schon öfter genannte Marianne Denier. Als die Not über sie kommt, weil sie einen liebhaben möchte — einmal! —, da geht sie, die Protestantin, zum katholischen Pfarrer und fragt um Rat. Der weist sie aufs Gebet. Sie aber: „Ich sehe, Ihr könnt mir nicht helfen, Pfarrherr! Ich bin in mir selber krank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber gesund werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber, der mir über

das hinweghilft, was mich quält und mich gelüstet und mich hungert! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!" Diese Worte bringen wahrscheinlich in Zahns Sinne die Lösung für viele ähnliche Helden und Heldinnen. *Aus mir selber!* Über sich selber muß man — das wäre das Beste — Herr sein, so daß alles, selbst das Liebhaben, vom eigenen Willen abhängt („Der Guet"). Alle Kräfte gilt's dabei anspannen! Die *Arbeit* muß dabei das Mittel sein. Arbeit macht gesund! In der *Pflichterfüllung* kommt Befriedigung. Sogar ein so schweres Dasein wie das der Marianne mag dann dahin kommen, daß sie die Heiterkeit zurückgewinnt, die ihr als Kind eigen gewesen war. Eine stille Heiterkeit, die doch ein unwillkürliches Behagen weckt. Mag sein, daß doch — je nach den Kräften, die einer hat oder nicht hat — auch solches Heldentum einmal Stützung und Aufrichtung durch andere verlangt. Verena Stadler geht zum Antistes und holt sich von ihm die Gewißheit, daß sie auf dem rechten Wege ist. Sein Wort: „Achtung habe ich vor Ihnen, Verena Stadler, große Achtung" bedeutet für sie Stützung und Stärkung. Aber — den Kampf muß auch sie allein zu Ende führen. Wir sahen ja, wie Zahn die Liebe zu den anderen zur rechten Menschenart rechnet. Merkwürdig, aber bezeichnend ist es, daß er doch seine Besten den Weg innerer Einsamkeit gehen läßt. Gerade, wer aus sich selber allein Kraft hat, kann einer der Besten werden. Das ist ja törichte Menschenart, daß keiner über sich selbst hinaus kann, keiner sich völlig zu vergessen und im anderen aufzugehen vermag ... „Eigene Gedanken und Wünsche, Sorgen und Hoffnungen sprießen uns ewig. In sie versponnen geht jeder wieder über seine Brücke zurück, und jeder lernt es einmal, wie er im Grunde inmitten aller Liebe einsam ist." („Wie ich Schriftsteller wurde").

Wir spüren die Hoheit dieser Lebensanschauung, aber auch ihre Herbheit, ihre wuchtenden, dem einzelnen schwere Lasten aufbürdenden Ansprüche. Unwillkürlich werfen wir in diesem Zusammenhang eine Frage auf, die mit jeder Lebensanschauung eng verbunden ist: die Frage nach der Stellung zur *Religion*. Das ist ja der Punkt, an dem die Religion einzusetzen pflegt; wenn dem Menschen die Überwinderkraft fehlt, so soll er sie im religiösen Leben von Gott erbitten und empfangen. Da ist Antwort auf eine Frage, die bei Zahn bisher keine Antwort fand, auf die Frage: Was dann, wenn des Menschen eigene Kraft versagt? Zahn weiß, daß die Religion solche Antwort gibt. Der Pfarrer sagt zu Marianne Denier: „Bete, bete unablässig. So oft sollst du den Namen Gottes und der heiligsten Mutter sagen, daß deine Gedanken nicht Zeit haben, andere Wege zu gehen." Marianne lehnt ab, nicht bloß, weil sie Protestantin ist: „Wenn sie da ist, — die Sünde — mit eurem Gebet bringt ihr sie nicht hinweg." Gerade im Gegensatz dazu sagt sie ihr Wort: „Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber." Das klingt wie völlige Abweisung der Religion als des oder auch nur eines Weges zum Heldentum. In Wirklichkeit ist es doch nur die Ablehnung dieses mechanischen Gebetsweges. Nicht einmal der katholischen Frömmigkeit überhaupt. Ich kann mir die Clari-Marie nicht anders deuten,

als daß sie den engen Zusammenhang zwischen wahrer Religion und Opfermut, Festigkeit und Treue zeigen soll, zum mindesten zeigen soll, wie solcher Zusammenhang bei manchen vorhanden ist. Manche edle katholische Pfarrergestalt weist in dieselbe Richtung. Aber gerade dieser Roman soll allerdings noch ein anderes klar machen: nämlich, daß solche Verbindung nur bei sehr aufrichtiger Frömmigkeit besteht, durchaus nicht bei jeder Frömmigkeit; daß im Gegenteil unter der Maske ungeheuerer Frömmigkeit sich schandbarste Dinge finden können, scheinbar, ohne daß die Abergläubischen den Widerspruch merken. Die Clari-Marie muß es erleben, daß die Frömmsten im Dorf, die Furrersleute, zu Verbrechern werden, daß der Pfarrer selber dem Laster des Weins erliegt, und — daß der Lätz, der keinen Glauben hat und dem sie das Schlimmste zutraut, an einer Tat stirbt, wie sie edler kein anderer hätte tun können. So führt doch auch dieses Buch anscheinend zu dem Ergebnis, daß zwischen Frömmigkeit und sittlicher Kraft nicht notwendig feste Zusammenhänge sind. Das Dorf Brenzikon unterstützt die Beweisführung. Auch die Lebensphilosophie des Peter Meyer („Menschen") stützt die Sache der Religion nicht wesentlich. Er ist immer im Schatten gesessen und hat sehen müssen, daß andere in der Sonne herumgehen. Da will er nun auch einmal in die Sonne hinüber. „Bis daher hat der Mensch gedacht und gehandelt, und nun kommt der Herrgott, der dem Menschen die Sonne verboten hat, der allmächtige Herrgott, und löscht seine Sonne auch dort aus, wo der Mensch sie gesucht hat. Siehst — und in dem Augenblick muß der erkennen, was er in all seinem Hochmut für ein ohnmächtiger Zwerg ist, und in dem Augenblick fällt ihm das Verbot wieder ein, das er übertreten hat." Da ist der Herrgott der unerbittliche Gesetzgeber, der auf die Glückssehnsucht seiner Menschen keine Rücksicht nimmt. Eben als solcher ist er freilich von sittlichem Einfluß; aber er gibt nur das „du sollst", nicht das „du kannst". Es mag sein, daß Zahn hier die Gottesauffassung seiner Dörfler treffend gezeichnet hat; für seine eigene Anschauung dürfen wir aus diesem letzten Zitat kaum allzuviel schließen.

In den bisher angeführten Fällen handelte es sich nun freilich um katholische Frömmigkeit. Ein wundervolles Gegenstück haben wir in der Schilderung protestantischer Frömmigkeit in „Verena Stadler". Da ist die Base Waserin, die den Gang zur Kirche, wenn möglich, nie versäumt. Ihre Frömmigkeit ist fest, stark und streitbar; es ist etwas an ihr von der Glaubensstärke und dem Glaubenseifer, die aus der Haltung des Reformators sprechen, wie er dem Hause gegenüber auf seinem Stein stand. „Es war auch etwas an ihr von der Klarheit und Festigkeit, ja, fast Herbheit, die aus den Predigten des Antistes klangen, der jetzt in derselben Kirche, wo ehemals der Reformator gestanden, von der Kanzel sprach;" ja es schien, als habe ihr dieser die herbe Frömmigkeit ins Herz gegeben. Zu dieser Art der Base bekehrt sich auch Verena, die eine lauere Frömmigkeit gewöhnt war, allmählich; die Persönlichkeit des Antistes übt ihren Einfluß. Als dieser ihr viel später auf der Straße begegnet, da nimmt sein Gesicht den Ausdruck einer seltsamen, ernsten Freude an. Er grüßt sie still, fast feierlich. Ein eigentümlich beredter

Gruß. Es war so gewesen, als ob er gesagt hatte: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe!" Wir nehmen hinzu die schwere Stunde am Bette der Wöchnerin: „Es will ihr schwarz vor den Augen werden. Da sieht sie plötzlich einen vor sich — den eigenen Mann, drüben am See, den Reformator mit der freien Stirn, mit dem kampfmutigen Blick. Es durchrann sie sonderbar, als gösse ihr einer Stahl in die Adern. Sie biß die Zähne zusammen und stand todfahl, aber fest." Die anderen — Katholiken — rufen die Mutter Gottes an; sie betet nicht. Nur als die Not am größten, sagt sie, den Blick zur Diele erhoben: „Hergott, jetzt ist es genug!" Was soll diese Schilderung? Sicherlich doch zeigen, wie rechte Frömmigkeit den Charakter stählen, in bösen Stunden zu sittlichem Heldentum helfen kann. Zahn kennt auch andere protestantische Frömmigkeit; ihrer b e s t e n Ausprägung hat er nach der Seite sittlicher Energie hin in dieser Erzählung ein herrliches Denkmal gesetzt.

Frömmigkeit soll nicht bloß sittlich wirken; trösten und froh machen soll sie auch. Weiß Zahn auch von dieser ihrer Art? Er erzählt von dem Versuche eines Menschen, der aus reiner Liebe zu seiner Mutter ihr auf ihren eigenen Wunsch durch einen tötenden Gifttrunk Erlösung von namenlosen Qualen gebracht, diese Tat im Kloster zu sühnen und Gottes wieder froh zu werden; der Versuch endet mit negativem Ergebnis („Erni Behaim"). Er hat die Gestalt des alten Schullehrers Kolumban geschaffen, der überall im Menschenleben Herrgottsfäden sieht. „Was nutzt denn alles das viele Wollen und Planen und Suchen! Wenn die Sonne am blauen Himmel steht und die Lichtstreifen nach allen Seiten hinab auf die Erde fallen, da ist es mir alleweil, als hingen an Millionen und Millionen von Fäden die kleinen Erdenmenschlein, und der Herrgott da oben regierte mit einer einzigen Hand das Ameisengewimsel der Menschen und führte sie zusammen und voneinander, ließe hier einen Faden herab und dort einen herauf, und es wäre kein Wille als einzig der seine" („Herrgottsfäden"). Und auch sonst finden sich Anzeichen dafür, daß er religiöser Weltbetrachtung nicht fremd ist. Huldreich Rot („Einsamkeit") predigt nicht von der Menschenliebe allein, sondern auch von der Gottesliebe. Im Dorf Abfrutt vertritt der eifernde Benediktiner freilich eine harte, lieblose, ketzerrichtende, heucheleizüchtende Frömmigkeit, die dem Dichter sichtlich aufs äußerste unsympathisch ist; aber das Leben der Gemeinde zu den Zeiten des alten Kaplan Martinus war auch nicht unfromm; nur war's eine milde, freundliche, nicht gesetzliche, sondern menschlich edle Frömmigkeit, die damals regierte („Erni Behaim"). Darf man schließen, daß solcher nicht bloß im Entscheidungsfall zwischen beiden Arten, sondern absolut und durchaus Zahns Neigung gehört? Ich wage kein abschließendes Urteil. Es ist gerade hier, wo dichterisches Verständnis für Volksart und Volksbedürfnisse sich nicht immer mit dem endgültigen, eigenen, letzten Urteil deckt, nicht leicht, zu sagen, was eigentlich ein Moment der e i g e n s t e n Lebensanschauung des Dichters ist. Soviel wird doch richtig sein, daß Zahn mit feinem und tiefem Verständnis die Äußerungen des religiösen Gemüts begleitet: einem Verständnis, das auf die eigene

Stellung zu diesem ganzen Gebiet Rückschlüsse wohl erlaubt. Als Zeugnis dafür sei mir gestattet, aus seinen Gedichten noch das eine mit „Gebet" betitelte ganz herzusetzen:

Nicht, daß kein Kummer trübe meine Zeit,
Will ich, Allmächtiger, von dir erbitten!
So dunkel war mein Tag noch nie von Leid,
Daß nicht ein Strahl von Glück hereingeglitten.

Nicht bitt ich, Herr, daß Freude nur mein Los!
Jubel und Gram, das will sich ewig gatten!
Noch war kein Glück jemals so hell und groß,
Daß nicht ein Leid hineintrug seine Schatten.

Wie du es fügst, mein Gott, so sei es gut!
Der Freude will ich stehen und dem Leide!
Nur eines gib mir, Herr, — den heitern Mut,
Sie so für mich und still zu tragen beide!

Nicht Weltanschauung, sondern Lebensanschauung. Aber die Lebensanschauung birgt den Keim, bietet die Grundlage für die Weltanschauung. Der Dichter, der das Leben dichterisch ergreift, braucht in erster Linie Lebensanschauung. Indem Ernst Zahn, allem Theoretisieren abhold, seine Lebensanschauung an wirklichen Menschen zur Darstellung bringt, bewährt er eines rechten Dichters Art.

Ernst Zahns Lebensanschauung, die in dem Preis sittlichen Heldentums gipfelt, ist durch und durch gesund. Es ist die Anschauung eines festen, starken, durchgreifenden Charakters. Sie verbindet echtes Menschentum mit Reinheit, Würde und Selbstbeherrschung, mit Opferwilligkeit und Liebe. Sie weist dem Menschen einen hohen Platz an und führt ihn ragenden Zielen entgegen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß kraft dieser deutlich zum Ausdruck kommenden Lebensanschauung Zahns literarisches Schaffen ein starkes erziehliches Moment besitzt. Gelegentlich kann solches mit dem künstlerischen Charakter einer Dichtung in Widerspruch treten. Dann nämlich, wenn nicht mehr die künstlerische Darstellung, sondern die erziehliche Tendenz das eigentlich Regierende ist. Bei Zahn ist das aber nirgends der Fall, oder höchstens in einigen seiner frühen Schöpfungen („Erni Behaim"), nicht aber in den gereiften. Auch nicht dort, wo der Gehalt an erziehlich wertvollen Gedanken am größten ist. Denn auch in diesen Erzählungen — ich brauche sie nicht noch einmal zu nennen, es sind die in diesen Zeilen meist zitierten — findet sich der sittliche Gedanke nie als Gedanke an sich, geschweige denn als moralistische Anwendung; er findet sich nur in der Gestalt der lebendigen Verwirklichung im Menschen. Er tritt nie abstrakt auf, stets konkret. Nie als Forderung, stets als Lebensinhalt. So aber darf er auftreten, ohne daß die Kunst leidet. Zum mindesten der Erzähler darf ihn so auftreten lassen. Zahn müßte — so kann man ein wenig zugespitzt formulieren — kein Schweizer Dichter sein, wenn er nicht in solchem Sinn Erzieher wäre. Wo Jeremias

Gotthelf, wo Gottfried Keller die Wege gebahnt, da wird der Nachfolger auch gehen dürfen. Ja, die beiden Genannten sind unzweifelhaft viel stärker Pädagogen als Zahn; viel absichtlicher tritt bei beiden die Moral auf. Zahn ist Lebensdarsteller und, wie es sein soll, wenn es recht steht, als solcher Erzieher.

Es soll so sein. Allerdings tritt Zahn damit jedem Bloß-Naturalismus entgegen. Dort erst ist der Naturalismus vollendet, wo der Dichter nicht nur ungescheut alles, was er sieht, auch alles Häßliche, zeigen und malen will, sondern wo er es malt als einfache Tatsache, als gegebenes Objekt, ohne die treibenden Kräfte, die leitenden Ideen mitzuzeichnen. Zugleich verbindet sich mit dieser Art die Neigung, die Kraft der Natur im weitesten Sinn, die Macht der Verhältnisse stärker darzustellen als den Menschen. Menschliche Unkraft in menschlicher Naturgebundenheit bildet das Thema vieler derartiger Schöpfungen. Zahn mag nicht so schildern. Er kann nicht gedankenlos darstellen, was das Auge sieht; er tut recht daran. Der Dichter muß mit *eigenem* Auge sehen und *so* zeichnen, wie gerade er sieht. Ist er aber ein denkender Mensch, dann wird er seine Lebensanschauung, die ja aus der Lebensbeobachtung gewonnen ist, in seine Dichtung hineinlegen. Zahn mag auch den Menschen nicht als willenloses Objekt beschreiben; dazu steht ihm der Mensch zu hoch. Er *will* das Dennoch, das der Mensch der Natur entgegensetzt, zum kraftvollen Ausdruck bringen. Er tut auch daran recht. Das Leben gibt ihm recht, und — unsere Lebensanschauung, jede idealistische, jede sittliche Lebensanschauung desgleichen.

Zahns Lebensanschauung gipfelt im sittlichen Heldentum. Darum ist der Dichter Ernst Zahn zugleich der Erzieher zur sittlichen Kraft.

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

(Fortsetzung.)

31. (1800 Anfang September).[1])

Erst nach dem 10. Oktober abgegangen, vgl. den folgenden Brief Nr. 32 von diesem Tag, in dem Humboldt die Absendung des bereits vor längerer Zeit geschriebenen Briefes Schiller in Aussicht stellt. In Schillers Kalender nicht verzeichnet.

Ich habe mich seit vierzehn Tagen sehr anhaltend mit Ihnen beschäftigt, mein theurer Freund; denn ich habe Ihren Wallenstein gelesen, und wenn ich zu denen gehörte, an welche dieser Genuß am spätesten kam, so bin ich, denk' ich, auch vielleicht der, in welchem er am längsten und anhaltendsten dauert.

Wir redeten oft mit einander über diese Dichtung, da sie noch kaum mehr als entworfen war. Sie sahen sie als den Prüfstein an, an dem Sie Ihre Dichter-Fähigkeit versuchen wollten. Mit Bewunderung, aber auch mit Besorgniß sah ich, wieviel Sie an diesen Versuch anknüpften. Hundertmal ist mir während des Lesens das Ende des Reiterliedes eingefallen: „und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen seyn." Sie haben um das Höchste gerungen, und wenigstens was das Poetische betrift

[1]) Am 15. August hatte Karoline v. Humboldt an Schweighäuser geschrieben, sie hoffe, „ihre Freundin aus Berlin", nämlich Rahel Levin, werde am folgenden Tag ankommen (abgedruckt bei Leitzmann, „Neue Briefe von Karoline von Humboldt", S. 40). Die Ankunft muß sich indessen wohl etwas verzögert haben, da Karoline demselben am 2. September schreibt (ebenda S. 41), Rahel sei mit der Gräfin Karoline v. Schlabrendorf „vor 10 Tagen" angekommen, und in diesen Tagen habe sie fast ausschließend „der Wallenstein, den die Berliner Frauen mitgebracht haben" beschäftigt. Das Werk gelangte also etwa zu Anfang der zwanziger Tage des August in die Hände des Humboldtschen Ehepaares, und da Humboldt selbst im Eingang des vorliegenden Briefes sagt, er habe sich „seit vierzehn Tagen" sehr anhaltend mit dem „Wallenstein" beschäftigt, so ist unsere Nr. 31 auf Anfang September zu datieren.

— das wird Ihnen schwerlich irgend einer streitig machen — das Höchste erreicht[1]).

Solche Massen hat noch niemand in Bewegung gesetzt; einen so vielumfassenden Stoff noch niemand gewählt; eine Handlung, deren Triebfedern und Folgen, gleich den Wurzeln und Zweigen eines ungeheuren Stamms, so weit verbreitet und so vielfach gestaltet zerstreut liegen, niemand in einer Tragödie dargestellt. Sie haben Wallensteins Familie zu einem Haus der Atriden gemacht, wo das Schicksal haust, wo die Bewohner vertrieben sind; aber wo der Betrachter gern und lang an der verödeten Stätte verweilt. Noch kein Kunstwerk hat mich in eine so neue und so consequent zusammenhängende Welt versetzt; keine Gestalten haben mich bisher so bestürmt und verfolgt.

Sie klagten mir oft über die Dürre Ihres Stoffs; aber vielleicht hat gerade diese unläugbare Trockenheit desselben Sie gezwungen, mehr zu thun, als bloß sie zu überwinden. Sie haben sich, das sieht man deutlich, Jahrelang in diesen Stoff eingesponnen, und ihn zur Welt ausgebildet. Warlich nicht das Machen, aber das Walten des Kunstgeists ist unverkennbar in Ihrem Werk; aber man erstaunt nur mit doppelter Bewunderung, da Sie nun hervortreten und es sich selbst überlassen, zu sehen, in welchem Grade es Natur ist.

Ich habe in Ihren Stücken vorzüglich das Eigenthümliche aufgesucht, das, was mir, nach so langem Entbehren Ihres Umgangs, am lebhaftesten Sie zurückführen könnte. Ich habe es vor allem in der Größe der tragischen Wirkung gefunden. Sie haben in dem Kampf des Menschen mit dem Schicksal unmittelbar die streitenden Mächte selbst eingeführt: die Freiheit und die Abhängigkeit des Menschen, und den Kampf genau so geendigt, wie es der Geist und das Herz billigen und wünschen. Darum erhalten Sie Sich durchaus auf der gefährlichen Höhe der Tragödie, und nähern sich nirgend dem Drama — eine Verirrung, von der bei genauer Untersuchung nur sehr wenige Dichter frei sind. Ihre Begebenheiten sind nicht, wie im Drama, Folgen einzelner Handlungen, sondern nothwendige Begleiter dieser Charaktere; ihre Hauptcharaktere sind nicht, wie die des Dramas, durch einzelne Leidenschaften, Vorzüge und Mängel, verschieden, sie sind es durch den Griff, den sie einmal für allemal in die Dinge und dadurch in ihr Schicksal gethan, dadurch daß sie eine ganze Gattung von Dingen an sich gerissen, eine andre von sich gestoßen haben, daß sie — der einzig wahre Begriff der zur Tragödie nothwendigen Charaktergröße — eine solche Kraft und Lebendigkeit des Wollens besitzen, daß sie sich die Richtung aus sich selbst und auf einmal vorschreiben, statt dieselbe stückweis von den Umständen zu empfangen.

Aber es ist auch darin noch etwas Eigenthümliches in Ihrem Wallenstein, daß die Empfindung, welche die Katastrophe mit sich führt, nicht bloß eine

[1]) Nicht uninteressant ist es, zum Vergleich mit der nachfolgenden Würdigung die freilich weniger eingehende Körners in seinem Brief an Schiller vom 9 April 1799 (Briefwechsel Bd. IV, S. 136—141) heranzuziehen.

unglaubliche Klarheit des Blicks auf den Gegenstand zugleich zuläßt, sondern unmittelbar selbst ausstralt. Sie ist nicht Schmerz, nicht Rührung, sondern starres Entsetzen; und das Entsetzen besteht gerade darin, daß die in niederschlagender Helle erscheinende Furchtbarkeit des Gegenstandes das Gefühl, das unaufhörlich seine Kraft mit ihm vergleicht, in sich zurückdrängt. Es ist für die Empfindung, was das Erhabne für die Einbildungskraft ist, und die einzige Stimmung, die in dem höchsten Grade der Spannung noch poetisch bleiben kann, da die tiefe Rührung leicht in kleinmüthigen Schmerz, und dieser in Dumpfheit übergeht. Durch diese größere Klarheit, die Sie dem Blick über Menschheit und Schicksal gewähren, vollenden Sie nun leichter den Kreis der tragischen Wirkung, und flößen dem Gemüth eine höhere Kraft ein, Freiheit und Schicksal, die es erst so gewaltsam trennen sah, wieder zusammenzuknüpfen.

Offenbar ist indeß dieser Ihr Weg auch der gefährlichste für den Dichter. Man entfernt sich leicht von dem Menschen, wenn man ihn zu hoch über ihn selbst hebt, und unläugbar giebt es noch eine andre Art der Tragödie, welche ich die elegische nennen möchte, und die bloß mit der schmerzlichen Empfindung des abhängigen Loses der Menschheit und der Ergebung in den Willen einer unbekannten Macht endigt. Die Alten kannten keine andre Gattung, und Göthe hat ihr in seinen schönsten Stücken eine neue Schönheit zu geben verstanden. Sein Egmont ist vielleicht die schmelzendste Ausführung derselben. Ich sage mit Fleiß *schmelzend*, weil mir dies Stück immer, wie eine Musik von Empfindungen vorgekommen ist. Es greift nicht sowohl in den geschäftigen Ernst des Lebens ein, als es in bald lieblichen, bald wehmüthigen und zerreißenden, aber immer sanften Träumen hinschwebt.

Was Sie auf Ihrem Wege gerettet hat — denn ich glaube nicht, daß man Sie irgend mit Recht eines Mangels an der nothwendigen poetischen Wärme zeihen kann — ist die sorgfältige Ausarbeitung Ihres Stoffs in alle seine Theile. Sie umgeben, Sie umstricken, möchte ich sagen, Ihren Zuschauer mit Leben, alles hängt äußerlich, der gewöhnlichen Verknüpfung der Umstände nach, zusammen; innerlich zeigen sich die ächten Quellen, die mächtigsten Triebfedern des Lebens; diese schließen sich unter sich eng zusammen, indeß geht die Handlung fort, wo man hinblicken mag, auf die unmittelbare Größe der bewegten Massen, auf die Strenge des Zusammenhangs der Theile, auf die Stätigkeit der erregten Empfindungen, auf die idealische Höhe der inneren Richtungen — überall findet man sich für das Vergangne befriedigt, und für das Folgende aufs neue erregt. Diese ächt dichterische Ausbildung Ihres Stoffs ist schlechterdings tadellos, und daß Sie gefühlt haben, daß es darauf und allein darauf ankomme, diesem Umstand haben Sie, dünkt mich, Ihr Gelingen zu verdanken. Ja es muß sogar jedem Leser auffallend seyn, daß sich Ihr Stück durch diese Ausbildung auch von den besten andern zu seinem Vortheile unterscheidet. Wenigstens habe ich noch bei keinem so das Gefühl gehabt, daß die poetische Ausbildung des Stoffs — statt nur auf den einzelnen Gebrauch berechnet zu seyn — so sehr über das Stück hinausreichte; da diese Welt einmal geschaffen war, scheint es, hieng es nur von Ihnen ab, was und

wieviel Sie davon zeigen, wo anfangen, wo aufhören wollten? Es ist aber nicht zu sagen, wieviel das Ueberverdienst — wie ich es nennen möchte — auf die Wirkung des Stücks thut. Denn da Sie doch nur streng die einzelne Handlung dargestellt haben, da mir nur sehr unbedeutende Stellen aufgefallen sind, wo ich glaubte, daß Sie Umstände, die Sie Sich zur Vollendung des Bildes hinzudachten, hätten in der Ausführung weglassen können, so scheint nun alles freiwillige Bewegung, durch sich selbst organisirtes Leben.

Es war unvermeidlich nothwendig, einen Stoff, der durch sich selbst der Empfindung so wenig gab, durch den strengen und lebendigen organischen Zusammenhang zu retten; aber es gehörte nur dem Genie an, diese Nothwendigkeit dergestalt zu einem Verdienst zu machen, daß nunmehr derselbe Stoff gerade vorzüglich tragisch erscheint.

Bei der Katastrophe des Wallenstein habe ich deutlich empfunden, daß die Ruhe, die man mit Recht bei keiner poetischen Wirkung vermissen will, nur darauf beruht, daß man jede angeregte Stimmung nur mit voller Kraft bis an ihr Ende durchführe. Nichts kann eigentlich so zerreißend seyn, als der Ausgang Ihres Stücks. Dennoch fühlt sich das Gemüth zuletzt in völliger Harmonie und ausgesöhnt mit dem Schicksal und der Menschheit. Max und Thekla sind der Empfindung gefolgt, der sie ihr Leben anvertraut hatten; das Einzige, was ihnen, und an ihnen uns werth war, ist auf ewig durch ihren Tod gesichert und geborgen. Wallenstein konnte nicht still stehn und nicht zurückgehn. Ein so gewaltiges Fortstreben der Kräfte mußte fortrollen, bis es zerschellte. Das, was siegend hinter ihm zurückbleibt, kann freilich nur Misbilligung, sogar Verachtung bei uns finden, aber es verbinden sich auch schöne und wohlthätige Ideen damit. Wallenstein war eine so fürchterliche, so gewaltsame Erscheinung, daß die Hofnung friedlicher Ruhe unmittelbar mit seinem Fall eintritt. Die furchtbarste Idee Ihrer ganzen Dichtung, und die ihr zu einem Schauder erregenden Hintergrunde dient, die Uebermacht der Heere, die nicht bloß dieser oder jener Provinz, sondern allem ruhigen Bürger-Daseyn einen endelosen Krieg ankündigt, sinkt mit ihrem Schöpfer dahin. Ein gewaltig übergetretener Strom kehrt in sein Bett zurück, Saaten können wieder grünen, Völker wieder glücklich seyn.

Das ist gerade so groß, daß die Summe alles Menschendaseyns sich in Ihren Stücken so klar und kurz zusammenzieht. Die innere und reine Menschengröße, die sich einer Idee hingiebt, und lieber untergeht, als sie verläßt auf der einen Seite; auf der andern die näher dem Boden verwandte, beschränktere Gemüthsstimmung, die, leichter befriedigte Wünsche nährend, Ruhe, Zufriedenheit und äußeres Glück sucht, und die Sie sehr zweckmäßig nur in Massen, und nicht unmittelbar, sondern nur in dem Contrast der ihr Zerstörung drohenden Kriegsmacht, und in den weisen Reden Octavios und den begeisterten Schilderungen seines Sohns dargestellt haben. Dieser beschränkteren Stimmung widerspricht jene Größe nicht. Max und Thekla können ebensowohl auf Erden glücklich seyn, als der Erde entbehren. Nicht also Wallenstein, denn sein Geist nimmt keine rein menschliche Richtung. Er begnügt sich nicht an den Gütern, die niemandes Eigenthum sind, und

will die nicht theilen, die wenn sie einer besitzt, der andre entbehren muß. Er zählt sich (wie er selbst in den Piccolomini's sagt) den hellgebohrnen Joviskindern zu, und gehört doch (wie er Max nicht abläugnet) der Erde an. Wer, wo und wie es geschehen mag, die Sphären verwechselt, der kann keine gränzenlose Bahn verfolgen, sondern muß früh oder spät untergehen.

Ich hörte einige Leute hier sagen, daß, bei der Vorstellung, das Ende des dritten Acts des Wallensteins den beiden folgenden das Interesse benehme. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß dies Urtheil nur irgend allgemein gewesen sey. Denn so wenig vortheilhaft ich auch vom Publicum im Ganzen genommen denke, und so gewöhnlich es ist, die Menschen von Empfindungen hingerissen zu sehen, die sie erst, recht eigen für sich, zu gewöhnlichen herabgestimmt haben, so ist es doch auch so menschlich, wenn einmal eine Saite mächtig angeschlagen ist, nicht eher ruhen zu können, bis sie ausgetönt hat.

Wallenstein gleicht einer Naturkraft, und jeder tragische Held muß es unfehlbar mehr oder weniger. Es muß ein gleichsam unreiner fremdartiger Stoff in die Masse kommen, damit eine Gährung entstehe, und das Lautre und Fehllose, das eigentlich auf den Zuschauer wirken soll, sich rein abscheide. Aber Wallenstein ist es dadurch auf eine so große Weise, daß alles Schiefe in ihm und alles Misgeschick außer ihm allein aus seinem Charakter, und in diesem nur aus jenem Verwechseln der Sphären, aus dem Suchen des Unvergänglichen im Vergänglichen entsteht. Er hat nun nicht die Klarheit, welche jeder leidenschaftliche Charakter an sich trägt, und das Schicksal erscheint nicht als eine blinde Gewalt. Sogar er selbst, und dies thut eine erstaunliche Wirkung, sieht bei jedem Schritt klar vor Augen, was er thut; kennt sein Unrecht und seine Gefahr. Aber er hat sich selbst, und wieder durch das übermüthige Gefühl seiner Größe verführt, nach und nach unlösbar verstrickt. Dadurch haben Sie Ihr Stück den griechischen sehr nahe gebracht, wie es überhaupt durch die schöne und weise Mäßigung, die neben der vollen Stärke darin herrscht, und durch die vollendete Reife, trotz seines offenbar modernen Charakters, dem antiken schlechterdings nicht untreu ist.

Ich habe Wallensteins öfteres unschlüssiges Zaudern tadeln hören; mir aber ist es sehr richtig berechnet vorgekommen. Es ist immer nur zugleich die Folge seiner edelmüthigen Scheu vor dem Unrecht, und des Gefühls von Kraft, mit dem er nie von den Umständen und dem Augenblick abzuhängen glaubt. Daß Wallenstein schnell handeln kann, wo es nur darauf ankommt zu handeln, daran kann niemand zweifeln; daß er zögert, wo er sich zu einer ganzen Reihe von Entschlüssen bestimmen soll, ist in einem nicht affectvollen, ja kaum einmal leidenschaftlichen Charakter, in einem Menschen, der nur ein einziges tiefes Streben, an dem für ihn alles hängt, kennt und an sich grübelnder Gemüthsstimmung ist, natürlich. Der Tadel rührt wohl nur daher, daß die Tadler, wie Illo und Terzky, von der Größe dessen, was er sucht, eigentlich keinen Begriff haben. Er will keine gemeine Empörung, keine gemeine Usurpation, er macht sich — und das ist gerade sein Unglück — kein Blendwerk, er sieht nur zu klar, was rein und edel, und was alltäglich

ist. Er will das Größeste und Außerordentlichste in Wirklichkeit darstellen, und greift darum nach einer Königskrone; aber indem er die Hand ausstreckt, fühlt er, daß sie kein Stoff ist, in dem sein Gepräge sich ausdrückt. Darum hat er kein bestimmtes Verlangen, keinen reinen Entschluß. Unglückdrohende Gestirne entfernen nicht sein Handeln von dem entscheidenden Moment, sondern er sucht nur einen Vorwand am Himmel für das unschlüssige Zögern in seiner Brust. Er fühlt wohl, daß, was er will, über die Kräfte der Natur hinausgeht, und in der Unruhe, die ihn umtreibt, geben ihm die unverständlichen Geheimnisse einer chimärischen Kunst eine scheinbare Befriedigung. — Doch ist es mir, besonders bei ein Paar Stellen vorgekommen, als hätten Sie von dieser Neigung zur Sterndeuterei einen etwas sparsameren Gebrauch machen können.

Die Zeichnung des Charakters Theklas hat mir durchaus eigenthümlich geschienen. So ganz Natur und so bloß die Natur, ist mir nicht nur bei Ihnen, sondern überhaupt nichts vorgekommen. Es ist die volle und reine Kraft der Liebe, die in diesem Busen waltet, und ihr diese Freiheit, diese Stärke und diese Besonnenheit giebt. Das Eigne Ihrer Behandlung liegt in der Strenge, mit der Sie, ich sage nicht bloß alles Ueberflüssige, sondern auch alles, was nur mehr thäte, als den Charakter zu zeigen, zurückgewiesen haben. Nur Sparsamkeit, nur sogar scheinbare Kälte in den Aeußerungen läßt in die Tiefe sehen und in die Tiefe wirken. Thekla ist gerade nur so weiblich, als es ein Weib seyn muß; sie ist nur so Geliebte und Tochter; sie ist, ehe sie das alles ist, und außerdem sie selbst, und kennt nur sich und ihre Bestimmung. „Ich kanns ihr nicht ersparen," sagt sie, und mit der Sicherheit, welche der tiefe Ernst der Empfindung immer giebt, folgt sie ihrer Bahn und verläßt ihre Mutter.

Wie Göthe's Iphigenia und Ihre Thekla, so weist kein alter und kein moderner Dichter einen dritten Charakter auf. Der Platz, den Thekla einnimmt, macht, daß sie noch ernster und feierlicher auftritt. Die Natur erscheint größer und tiefer in ihr, weil sie sich weniger ausspricht, und von einer heldenmäßigeren Leidenschaft beseelt ist.

Die Achtung ihres Vaters gegen sie wirft ein schönes Licht auf ihn selbst zurück. Es scheint mir meisterhaft, daß Sie diesen einzigen Zug aufgespart haben, ihn vor unsern Augen an die Seinigen zu knüpfen.

Eine ganze Masse von Menschen, und zwar als einen einzelnen Charakter, in einem Stück aufzuführen, wie Sie in den Pappenheimern gethan haben, ist unläugbar neu, aber von der größesten Wirkung. Es ist das einzige Menschlich-Große, was sich aus der wilden Masse des Heers hervorhebt, es giebt dem Entschluß Maxens ein entscheidenderes Gewicht, vermehrt den Drang und das Schauderhafte seines Abtretens, und die Treue dieser Menschen gegen ihren Führer schließt sich wunderbar schön an die Treue der Liebe in Thekla an. Die gerechte Sache gewinnt durch diese Menge nicht nur mehr Masse, sondern auch durch ihren Edelsinn die Würde wieder, die sie durch die listige Art, wie man sie zu retten sucht, zu verlieren Gefahr läuft. Maxens und Theklas Gemüthsstimmung, der furchtbare Entschluß,

lieber ihr Leben aufzugeben, als das Recht ihrer Empfindungen, verliert das chimärische Ansehn, in das alles Idealische leicht verfliegt, indem eine ungebildete und rohe Menge aus freier Wahl die gleichen Gefühle und das gleiche Schicksal theilt. Diese Pappenheimer – unzertrennlich und durch das edelste Band, durch gleichen Sinn für Recht und Treue, mit Max und Thekla verbunden — bleiben nun auch das Einzige, worauf in der größesten Zerrüttung, im äußersten Entsetzen der Blick sich heftet, und worauf verweilend das Gemüth wieder Ruhe gewinnt. Einen würdigeren Antheil hat nie ein Dichter einer Volksmasse an einer tragischen Handlung gegeben.

Ueberhaupt aber sind Ihre drei Stücke dadurch durchaus neuer Gattung, daß um eine einzelne Erscheinung in einem einzigen Menschen anschaulich zu machen, Sie den Blick durch ganze große Massen hindurch führen mußten. Wallenstein erschien schlechterdings nur als ein Vermeßner, wenn man nicht durch das ganze Heer, vom Gemeinen bis zum General, die Gründe des Vertrauens sahe, das er haben konnte, dasselbe nach seinem Willen zu führen.

Daß Sie die Herzogin, die in den wenigen Malen ihres Erscheinens eine so treffliche Wirkung thut, nicht mehr zeigen, scheint mir sehr zweckmäßig. Ihr Schicksal, bei ihrem Charakter, hätte zuletzt nur, ohne allen Ersatz das Gemüth des Zuschauers schmerzhaft zerrissen, wenn Sie ihr mehr Antheil an der Handlung verstattet hätten.

Buttlers Charakter ist poetisch vollkommen gerechtfertigt. Er ist ein roher Mensch, aber von ungemeiner Kraft, und von ungemeiner Reizbarkeit für den Begriff der Ehre, in dem er wahre Begriffe und Begriffe des Vorurtheils mischt, dabei tief und versteckt leidenschaftlich. Er glaubt sein Ehrgefühl vom Kaiser beleidigt, und verläßt ihn aus Rache; er sieht, daß ihn Wallenstein gemisbraucht hat, und seine Rachsucht wechselt jetzt nur von Gegenstand. Dennoch kann ich nicht läugnen, daß mir dieser Buttler der Stein des Anstoßes im Wallenstein ist. Der Theil des Plans, auf dem gar nicht hauptsächlich — denn Wallenstein ist immer, auch ohne das, dem Tode geweiht, und Sie konnten gewiß mancherlei Wege wählen — aber nach der Art, die Sie ergriffen haben, die Katastrophe beruht, befriedigt mich nicht ganz. Buttler ist allerdings ein taugliches Subject, jemand unwiederbringlich dem Tode zu überliefern. Allein seine Umänderung von Wallenstein wider ihn ist mir zu schnell, und der Erfolg nachher, bei seinem doppelten Betragen zu leicht. Allerdings ist seine Umänderung motivirt, und das hinlänglich, aber auf eine Art, die nicht allen Verdacht der Willkühr des Dichters ausschließt, und ob ich schon sonst nicht gleich den Stab über alle Motive dieser Gattung brechen möchte, so sind diese Ihre Stücke doch übrigens davon frei. Eine Treulosigkeit, wie Wallenstein hier an Buttler begeht, ist einem nicht bloß nicht lieb, sondern auch an Wallenstein fremd, und der Gedanke, daß dieser Kunstgriff einmal das einzige Mittel war, sich Buttlers zu vergewissern, nicht hinlänglich befriedigend.

Sey indeß dieser Tadel auch ungegründet, so hätte ich doch gewünscht, Buttler wäre weniger in den beiden letzten Akten auf dem Theater geschäftig. Ein Charakter, wie der seinige, — die unerbittliche Härte der Erinnyen, ohne

ihre innere Gerechtigkeit, aber mit dem Scheine des äußren Rechts — ist der furchtbarste Anblick, den man sich denken kann, und so wenig ich auch eine solche Gestalt aus der Tragödie verbannen wollte, so möchte ich es doch dem Zuschauer ersparen, sie lange zu sehen. Auch die Scene mit den Mördern hätte ich weggelassen, oder beträchtlich abgekürzt.

Dagegen thut Gordon eine vortrefliche Wirkung. Seine Weichmüthigkeit giebt diesen letzten Scenen eine sanftere Rührung, und seine bescheidene Mäßigung bereitet uns nach und nach darauf vor, daß eine so furchtbar aufstrebende Macht, wie Wallensteins seine, nothwendig und mit Recht in Nichts zerfallen muß.

Ueber die Eigenthümlichkeit Ihres Dichtergenies, worüber wir oft mit einander sprachen, glaube ich durch den Wallenstein nunmehr fast genügende Aufschlüsse erhalten zu haben. Man hat Ihnen immer eine vorzügliche tragische Stärke eingeräumt, man hat in allen Ihren Producten wahrhaft dichterische Gewalt über die Empfindung und erhabne Größe der Gedanken erkannt, man hat Ihnen ebensowenig Zartheit und Weichheit abgesprochen, und selbst der Ausdruck des Naiven ist Ihnen sehr gut gelungen. Wenn man tadelte, so war es, weil man Sie manchmal mehr ungeheuer, als groß zu finden glaubte, weil man Ungleichheiten, Höhen und Tiefen, dicht bei einander bemerkte, endlich weil man, welche Wirkung auch Ihre dichterischen Gestalten ganz unläugbar ausübten, doch — gleichsam selbst über diese Wirkung erstaunend — nicht *immer* in Ihnen die wahre Natur erkannte. Jetzt glaube ich deutlich zu sehen, daß dieser Tadel größtentheils nur daher entstand, daß, weil Sie selbst Sich noch nicht durchaus rein entwickelt hatten, auch der nicht verwerfliche Zuschauer Sie nicht klar ins Auge fassen konnte.

Denn das, dünkt mich, ist der Unterschied zwischen Ihren neuesten Stücken und den älteren, daß derselbe Charakter in jenen weniger ausgearbeitet, — aber ebendarum vielleicht auch stärker und frischer — in diesen fast vollendet erscheint.

Worin sich also Tadel und Lob bei Ihnen vereinigten, das kommt auf ein Uebergewicht der Subjectivität über die Objectivität hinaus, man mochte es nun misbilligend als Mangel an Natur-Wahrheit verstehen, oder nur Ihre Eigenthümlichkeit bestimmend, als einen ungewöhnlichen Proceß, durch den Sie dieselbe, wo Sie sie nicht aus der ersten Hand empfingen, durch Sich selbst gleichsam wiederherstellten.

Daß die Gewalt der eignen und inneren Richtung mehr über Sie vermag, als der äußre Eindruck, ist mir ungezweifelt. Vielleicht auf niemand, als auf Sie, üben Ideen eine so gewisse und ausschließende Kraft aus; nur wenige Menschen sind in dem Grade gerecht, nur äußerst wenige in so großem Verstande gütig, und nur bei den seltensten kann man so sehr auf unverbrüchliche Treue rechnen, wenn man einen Platz in Ihren Ideen gewonnen hat. — Verzeihen Sie diesen Rückblick auf Ihren Charakter, lieber Freund, aber Ihre Stücke haben mich ebensosehr zu Ihnen selbst, als zu den großen Bildern hingezogen, die Sie zurücklassen.

Dennoch hat man höchst Unrecht gethan, wenn man Sie mehr zum Denker bestimmt glaubte, oder wenn man — denn wohin hat sich nicht das Urtheil verirrt? — in Ihnen eine Vereinigung dichterischer und philosophischer Anlagen, die jede einzeln schwächte, zu sehen glaubte. Ihre Natur hat offenbar eine völlig bestimmte Richtung, und diese ist so rein dichterisch, als es vielleicht je eine gegeben hat.

Das Uebergewicht, das Sie (meiner Meynung nach) in der That charakterisirt, liegt in der Einbildungskraft selbst, es ist das der Kraft ihres fortschreitenden Strebens über das verweilende Vergnügen an der Ausbildung des erzeugten Stoffs. Das Feuer der Ihrigen entzündet sich unaufhörlich von neuem durch eigene Reibung. Sie mögen Gegenstände oder Empfindungen schildern, so stellen sich dieselben bei Ihnen nicht, wie freiwillig und durch gegenseitige Entwicklung an einander. Eine unverkennbare Kraft führt sie herbei, stellt sie zusammen, oder strömt sie, wie aus einer unbekannten Quelle, aus. Denn man sieht nirgends, woher diese Kraft nun stammt, sie hat keinen erklärbaren Entstehungsgrund, und keine erkennbare Absicht — und darin gerade liegt das Dichterische in ihr.

Obgleich alles in uns nur Folge, und obgleich kein Mensch etwas anders ist, als sein untheilbares Wirken im gegenwärtigen Augenblick; so heftet doch die Einbildungskraft die flüchtigen Erscheinungen auch räumlich neben einander, und macht dadurch ebensowohl ein gleichzeitiges Ueberschauen, als ein vorübergehendes Mustern möglich. Es giebt daher auch Menschen, die, mit heftigerer Bewegung, das Neue ergreifen, das sich in ihnen erzeugt, und andre, die, verweilender, mehr den Zusammenhang beachten, an dem es sich abwickelt.

In Ihrer Einbildungskraft ist das beflügelte Forteilen der Zeit hervorstechend vor der Rückwirkung des erzeugten Stoffs. In jedem Augenblick taucht Ein Gegenstand auf, in ihn ist das Vorige, das, als vergangen, schlechterdings hinter uns liegt, verschmolzen, und in dem Dunkel, das ihn noch drückt, liegt das Folgende verhüllt. Jeder Schritt ist eine neue Kraftentwicklung, die, je nachdem Sie der Gegenstand führt, pathetisch, als schmerzhaftes Erzeugen, oder so erhaben, daß darin alles Pathetische verschwindet, als freies Ausströmen der Ueberfülle erscheint. Darum üben Ihre Produkte eine größere Gewalt aus; darum haben sie nicht das sich immer in jedem Augenblick wiederherstellende Gleichgewicht, aber im Ganzen, wenn nun in dem letzten Punkt die ganze Reihe wieder aufblitzt, gleich schönes Ebenmaß, gleich volle Harmonie; darum erscheint das Einzelne minder freiwillig und zufällig, aber das Ganze gehört keiner Absicht an. Jeder Ring der Kette ist schnurgerade nach dem Gewichte gesenkt, das sie zieht, aber das Gewicht ist unsichtbar, wie der Ring, an dem ihr erstes Glied hängt. Die Folge von Bildern, die uns beschäftigt, stammt aus der bewegten Menschennatur, sie eilt nach der Auflösung dieser Bewegung hin, die sich aber, ohne jemals erreicht zu werden, nur in der Unendlichkeit verliert — mehr fühlen wir nicht.

Jede Dichtung bildet auf einem gewissen Grade der Höhe einen vollendeten Kreis um sich. Die Dichtung der Alten, und die doch gleich originelle

Göthe's thun es nach und nach; sie erweitern sich vom Mittelpunkt aus, der Gegenstand wirkt in die Ferne, die Ferne auf ihn zurück. Sie folgen pfeilgerade Einer Richtung, und erst dann schlägt sich der Kreis um den Leser, wann derselbe in dieser Richtung plötzlich angehalten, und durch diese Stockung sich selbst wiedergegeben wird. — So ist es offenbar im Wallenstein. Ehe Wallenstein fällt, reißt nur Er uns fort: ist er gefallen, so wendet sich der Blick zurück und zur Seite, die mannigfaltigen Bahnen der Menschheit, wohin ihr inneres Streben sie reißt, wohin ihr äußeres Glück sie einladet — liegen offen da. So ist es auch in den lyrischsten Ihrer Produete, der Freigeisterei der Leidenschaft und der Resignation.

Dem dichterisch bewegten Gemüth offenbart sich nothwendig das Höchste, das es zu fassen vermag, und hier zeigt sich eine neue Verschiedenheit der Ansichten und der Köpfe. In Ihnen entscheidet hier wieder die innere, rein aus sich selbst schaffende Kraft; diese bricht durch und macht sich Licht. Daher ist immer Klarheit in Ihnen, nicht die stille und ruhige, die aus der Ordnung entsteht, in der sich die Gegenstände selbst freiwillig lagern, sondern eine mächtige, neben und über einem scheinbar verwirrenden Getümmel und selbst hervorgehend aus der Kraft seiner Reibung. Ebendaher ist auch das Letzte in Ihnen nie der Stoff, nie das unmittelbare Leben, sondern der Gedanke, der Geist, der darin, verstanden, oder unverstanden, waltet.

Das Letzte, worauf die Dichtkunst führt, ist immer, wie sie selbst, etwas Unauflösbares, Unerklärbares; es kommt nur darauf an, wo man den Knoten faßt, ob näher, in der Erscheinung selbst, oder weiterhin in ihrem räthselähnlichen Sinn. Zu dem letzteren gehört natürlich eine höhere Kraft des Geistes. Denn wenn man eine Erscheinung in Gedanken, in ihre Bedeutung, auflöst, so ist, unmittelbar, alles klar und verständlich, und man muß erst den Gedanken wieder in die Tiefe verfolgen, um auf das Dunkel zu stoßen, das nun kein Licht weiter aufhellt, weil es die rein vorgelegte Aufgabe des Menschendaseyns ist, die aufzulösen man sich selbst überspringen müßte.

Dahin nun gelangen Sie, wie jeder ächte Dichter, immer; aber Sie wissen auf diesem Punkt einen Bund zwischen der Einbildungskraft und der Vernunft zu schließen, durch den es erscheint, daß nicht das Vermögen der Sinne, sondern die Kraft des Gedankens durch die Phantasie, auf einem ihm unbekannten Wege zu einem Ziel geführt werde, das ihm allein unerreichbar gewesen seyn würde. Sie zeigen die Unendlichkeit, indem Sie geradezu die Kraft wecken, deren Wesen es ist, der Unendlichkeit nachzustreben, und überraschen uns, indem Sie es durchaus als Dichter (allein durch Phantasie) thun, was in Ihnen ein außerordentliches Vermögen voraussetzt, und in uns eine ungewöhnliche Bewegung hervorbringt.

Diesem Streben, auch dem Dunkel noch Funken des Lichts abzugewinnen, haben Sie die lyrisch didaktische Gattung zu danken, die Ihnen allein angehört. Man hat Sie in diesen Stücken manchmal getadelt, einen zu schwer philosophischen Stoff gewählt zu haben. Aber es giebt entweder gar keine didaktische Dichtkunst, oder sie hat nur da Gültigkeit, wo nur noch die Einbildungskraft, nicht aber der argumentirende Verstand weiter vordringen kann.

Wenn ich mich verständlich genug ausgedrückt habe, so werden Sie sehen, lieber Freund, daß ich Sie nicht auf Eine Gattung, ja nicht einmal auf Einen Stil beschränke. Zwar glaube ich sicherlich, daß die dramatische Gattung immer diejenige seyn wird, in der Sie Sich am leichtesten und reinsten zeigen werden; allein auch die epische, deren sinnliche Klarheit und nur zum Beschauen einladende Ruhe so sehr von dem Gange, den ich in Ihrer Einbildungskraft zu sehen glaube, abweicht, würde Ihnen und gleich gut gelingen. Sie würden, nur auf anderem Wege, zu den gleichen Resultaten kommen, und aus der Stimmung des Lesers, die, innerhalb derselben Gränzen, einer großen Mannigfaltigkeit von Abstufungen fähig ist, eine andre Nüance geben. Dann aber erlaubt Ihnen auch Ihr Charakter bei weitem mehr fast jede Eigenthümlichkeit andrer nachzubilden. Er hat weniger, als andre Naturschranken, und verstattet Ihnen mehr Freiheit.

Von andern Dichtern — denn man kann es nicht vermeiden, Vergleichungen anzustellen — kann ich nur Göthe und Shakespeare mit Ihnen vergleichen. Alle andern stehen zu weit von Ihnen entfernt, sollten sie auch gleiche Dichterstärke mit Ihnen besitzen. Der Alten erwähne ich hier nicht.

Mit Göthe theilen Sie, genauer als sonst wohl zwei Dichter, den ganzen Umfang der Dichtkunst in Absicht auf den Stil. Der Gang seiner Einbildungskraft ist von dem der Ihrigen gänzlich verschieden. Er führt die Erscheinungen des Lebens anders ein, er legt sie anders an unser Herz, er erhebt anders zur geistigen Betrachtung. Auch wo er selbst schafft, scheint er noch zu empfangen, er erscheint fast immer mehr um sich schauend, und bloß aussprechend, was er sah, als in sich arbeitend und forteilend. Er kann nicht mehr Objectivität haben, als Sie, denn man kann Ihnen hierin keinen Vorwurf machen, nicht mehr Wahrheit, nicht mehr Leben. Aber er hat es auf eine andere Weise, und seine Dichtung steht dem Menschen im Ganzen vielleicht näher.

Er bleibt mehr innerhalb der Gränzen der bloß empfindenden, leidenden oder genießenden, Menschheit stehen, er wendet sich an eben diesen Theil unsres Ichs, und darum vorzüglich hat er keine höhere, aber eine andre Wahrheit und Wärme. Er weiß aus diesen Schranken hinaus gleich gut auf das Höchste zu gehen, aber er hat nicht dieselbe Raschheit der Bewegung, nicht dasselbe Drängen der Erscheinungen, und erschüttert wohl gleich tief, aber minder heftig. Er wirkt mehr von außen; Sie mehr von innen auf den Menschen; man kommt auf beiderlei Weise zum Ziel, aber man fühlt bei Ihnen die eigne innre Kraft höher angestrengt. Sie wirken stärker auf den selbstthätigen Theil des Menschen, den Sie unwiderstehlich bestimmen; er macht wenigstens die Nothwendigkeit des Wirkens desselben minder sichtbar, weil er zuerst und unmittelbar den anschauenden und empfindenden stimmt.

Es ist schwer, unter Göthe's Werken etwas dem Wallenstein in Absicht des Sujets Aehnliches zu finden. Doch bietet Götz von Berlichingens Unternehmung sich aus gemeinnützigen Absichten der Gewalt des Kaisers zu widersetzen, einige Aehnlichkeit mit Wallenstein, und weit mehr der Charakter

seiner Frau mit dem der Herzogin dar. Solche Charaktere so lang, so nah, so in verschiedenen Lagen zu zeigen, als Göthe gethan hat, wäre Ihnen, glaube ich, ebenso unmöglich gewesen, als Göthe'n Ihr Wallenstein oder Ihr Max. Am meisten berühren Sie Sich wohl noch in Thekla. Aber ich weiß nicht, ob es Göthe'n möglich gewesen wäre, sie vorzüglich durch dasjenige zu zeigen, was ihre hohe und reine Natur von sich ausstößt, wodurch Sie ihr gerade die meiste Größe und eine tief erschütternde Wahrheit gegeben haben. Zeigten Sie sie mehr positiv, so erschütterte sie weniger, als sie rührte. Doch ist es gerade das, was Göthe immer thut. Auch seine einfachsten Charaktere läßt er viel sehen, zeigt nicht bloß sie im Leben, sondern (möchte ich sagen) auch das Leben an ihnen. So im Götz, so Klärchen im Egmont, so Gretchen im Faust und selbst Iphigenia. Daher haben seine Gestalten eine gewisse Weichheit und Lebenswärme vor den Ihrigen voraus; aber die Ihrigen dafür eine mehr imponirende Größe, gerade durch die sichtbarere Bestimmtheit der Umrisse eine höhere Kraft, das Gemüth, sogleich nach vollendetem Effect, zum weiteren Fortwirken zu bestimmen.

Shakespeare hat, wenn mich nicht alles trügt, dieselbe Richtung der Einbildungskraft gehabt, als Sie; er ist nur auf einem Punkt stehen geblieben, über den Sie hinausgehen, und dadurch hat er Vorzüge vor Ihnen, aber auch Nachtheile. In der erschütternden Schilderung des Lebens halte ich ihn für unerreichbar. Er faßt unmittelbar die Erscheinung, bleibt bei ihr stehen, und hält uns bei ihr fest; er hat nun alles Furchtbare, alles Düstre und Trostlose, was das Ringen des Menschen mit dem Schicksale immer mit sich führt, wo man keinen Blick darüber hinauswirft, aber er hat auch die ganze Sinnlichkeit, die ganze Größe, die ganze Wahrheit der unmittelbaren Wirklichkeit. Für Shakespeare aber, wie für die Alten, macht noch etwas anders den Streit mit den Neueren ungleich. In dieser Entfernung der Zeit sehen wir in ihnen mehr, als ihre Werke — sie selbst; und einen Geist, wie den Shakespeareschen, mit den Fesseln und der Dunkelheit seines Jahrhunderts ringen zu sehen, erschüttert das Gemüth schon an und für sich. Die hohe Klarheit, den reinen Ueberblick über Menschheit und Schicksal, kann Shakespeare nicht gewähren, die Kunstvollendung, die ihm fehlt, noch abgerechnet.

Nachdem Sie im Wallenstein zwar einen wenig für sich dichterischen, aber weitumfassenden Stoff bearbeitet haben, wünschte ich Sie wohl in einem Stücke zu sehen, bei dem nur ein einzelner Punkt des Menschen, eine einzige Leidenschaft, im Spiele wäre. Ein solches Stück — wie z. B. Othello ist — muß noch gewaltsamer die Brust durchwühlen, und es wäre höchst interessant zu sehen, welche Auflösung eine Bearbeitung auf Ihre Weise dem Gemüth geben würde. — Auch auf Ihre Maria Stuart bin ich äußerst begierig [1]). Dem Sujet nach zu urtheilen, müssen Sie sie mehr ins Rührende und Elegische hinein behandelt haben.

[1]) Die erste Aufführung war schon am 14. Juni in Weimar erfolgt; die Druckausgabe erschien Anfang 1801; vgl. Müller, „Regesten" S. 145 und 149.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit bietet noch, dünkt mich, die Art dar, wie Sie die Sprache behandeln, das Verhältniß, in dem Sie zu ihr stehen. Da Sie weniger Verwandtschaft mit den bildenden Künsten besitzen, so bleiben Sie strenger bei demjenigen, was der Dichtkunst ausschließend angehört. Da Sie nicht gerade vorzugsweise die Beschauungskraft Ihres Lesers bei einem, nur mit Hülfe der Sprache geschilderten Gegenstand verweilen, so halten Sie Sich mehr an diejenige sinnliche Wirkung, welche die Sprache, als vom Menschen stammend, und mit allem in ihm verwandt, auf sein Denken und Empfinden, und mithin auf sein Vorstellen überhaupt ausübt. Sie behandeln dieselbe weniger als ein Mittel, einen Gegenstand (dem Sie hauptsächlich das Gelingen Ihrer Wirkung anvertrauten) zu zeigen; sondern bei weitem mehr als ein Erzeugniß des menschlichen Geists, wodurch er sich das ihm Fremde menschlich aneignet und durch dessen zweckmäßigen Gebrauch er bestimmt werden kann, eine Reihe von Anschauungen und Empfindungen aus sich selbst zu entwickeln.

Die Sprache stellt offenbar unsre ganze geistige Thätigkeit subjectiv (nach der Art unsres Verfahrens) dar; aber sie erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objecte unsres Denkens sind. Denn ihre Elemente machen die Abschnitte in unserm Vorstellen, das, ohne sie, in einer verwirrenden Reihe fortgehen würde. Sie sind die sinnlichen Zeichen, woran wir die verschiedenen Sphären der einzelnen Gegenstände bestimmen, und wodurch wir (um alle falsche Vorstellung eines räumlichen Stoffs zu vermeiden) gewisse Portionen unsres Denkens zu Einheiten machen, die sich zu andern Zusammensetzungen und Verrichtungen brauchen lassen. Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet, oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet.

Sie übt aber auf die Art unsres Denkens einen andren gleich wichtigen Einfluß aus. Die Analogie ihrer Bildung, die sie eigentlich zu einer Sprache und zu dieser oder jener bestimmten macht, verbindet jeden einzelnen Theil in ihr aufs festeste mit allen übrigen, und denken wir uns dieselbe sehr groß, oder nehmen wir unsern Sinn für sie sehr geschärft an, so wirkt der Theil gerade ebenso auf uns, als das Ganze. Die Sprache wirkt daher nicht bloß, wie ein Gemälde durch ein Zusammennehmen der neben einander stehenden Parthien, sondern zugleich und sogar hauptsächlich, wie eine Musik, in welcher die vergangenen und noch folgenden Töne nur dadurch in dem gegenwärtigen mitwirken, daß sie ihn verstärken und brauchen. Eben das nun ist auch der Fall mit unsrer geistigen Thätigkeit. Das Vergangne ist vergangen, das jetzt Thätige ist nur die durch alle bisherige Uebung gestärkte und zu dieser Thätigkeit in diesem Augenblick bestimmte Kraft. Da wir aber die Sprache selbst, und nur nach und nach und nur für und durch unser Denken mühsam gebildet haben (ein Fall, in dem sich jeder befindet, dem Wörter mehr als leere Schälle sind, da jedes ächte Verstehen ein neues Prägen von Ausdrücken ist) so bringt uns die Sprache unaufhörlich die Arbeit unseres Geistes, und zwar in lauter bis auf einen gewissen Punkt

gelungenen, aber immer nur halb vollendeten Versuchen zurück, die also auch immerfort zum weiteren Fortarbeiten zugleich Stimmung und Leitung gewähren.

Das nun ist es, was ich die eigentliche Kraft der Sprache nennen möchte, ihre Fähigkeit, den Trieb und die Kraft zu erhöhen, immerfort — wie Sie es nennen wollen — mehr Welt mit sich zu verknüpfen, oder aus sich zu entwickeln. Indeß ist auch so das Resultat ihres Wirkens nur auf dem Wege zum Ziele, nicht an diesem selbst ausgedrückt. Es kommt nicht auf mehr oder weniger, nicht auf Reichthum des Besitzes, sondern auf die Stärke der Kraft an. Alle unsre Endlichkeit rührt daher, daß wir uns nicht unmittelbar durch und an uns selbst, sondern nur in einem Entgegensetzen eines andren erkennen können, besteht in einem ewigen Trennen, unsres Wesens in einzelne Kräfte, der Welt in einzelne Gegenstände, der Menschheit in einzelne Menschen, des Daseyns in vorübergehende Zeiten. Da diese Endlichkeit nicht in der That aufgehoben werden kann, so muß sie es in der Idee; da es nicht auf göttliche Weise geschehen kann, muß es auf menschliche. Des Menschen Wesen aber ist es, sich erkennen in einem Andern; daraus entspringt sein Bedürfniß und seine Liebe. Das Einzige, was daher übrigbleibt, ist alle, zu irgend einer Zeit, und auf irgend eine Weise erlangte Stärke und jegliche Richtung der inneren Kraft so eng in Einen Augenblick zu versammeln, daß, da einmal keiner erscheinen kann, in dem sie unendlich und in Verschmelzung mit einem unendlichen Object wirke, sie doch immer einen ereile, in dem es voller, an einem größeren Object und in innigerer Berührung mit demselben geschehe. Dahin aber zu gelangen, ist die Sprache das einzige sinnliche und — als aus der innersten Menschheit stammend, und nur in ihr möglich — menschliche Mittel, und zu diesem Zweck muß man sie brauchen und tauglich machen.

Daß man aber die Bestimmung des Menschen so festsetze, und sie weder in einer Wirkung, noch in der ganzen Menschheit, noch in der Dauer eines ganzen Daseyns suche, scheint mir nothwendig. Wer dies letztere thut, sieht den, für den er doch sorgen will, mehr oder weniger als ein Werkzeug zu fremden Zwecken an. Ein fühlendes und wirkendes Wesen kann die höchste Befriedigung nur in eigener That, und nur in Einem ungetheilten Augenblick, in der Gegenwart finden. Die Zukunft erinnert an Bedürfniß, und die Erinnerung der Vergangenheit ist wehmüthig oder kalt.

In dies Geschäft, die Sprache diesem höheren Bildungszweck zuzuführen, greift nun geradezu, (und zwar allein unter allen Künsten) die Dichtkunst ein, wenn dieselbe nemlich ihrem Endzweck vollkommene Genüge leistet. Denn alsdann bestimmt sie die Sprachfähigkeit (d. i. die Fähigkeit, innere Gedanken und Empfindungen und äußere Gegenstände vermöge eines sinnlichen Mediums, das zugleich Werk des Menschen und Ausdruck der Welt ist, gegenseitig aus einander zu erzeugen, oder vielmehr seiner selbst, indem man sich in beide theilt, klar zu werden) diese Fähigkeit bestimmt sie, thätig, und allein den Gesetzen der Einbildungskraft gemäß thätig zu seyn. Indem sie also den Menschen nöthigt, künstlerisch zu wirken, nöthigt sie ihn zugleich, nicht

nur mit seiner ganzen Menschheit (denn das thut alle Kunst) sondern auch gerade auf die einzige Weise zu wirken, auf welche der Mensch vor sich selbst klar werden, und da von dieser Klarheit alle Ausbildung abhängt, auf welche er sich ausbilden kann.

Wer die Dichtkunst anders behandelt, und leider geschieht dies nur zu oft, der verwandelt sie bloß in eine Malerei und Musik durch Sprache oder in ein Raisonnement durch Bilder und erkauft einen größeren Umfang der Kunst durch einen beträchtlichen Verlust an Stärke. Um bis auf jenen eigentlichen Punkt zu gelangen, muß man, außer dem Künstler, zugleich in hohem Verstande Mensch seyn, und da nun neue mächtige Kräfte beschworen und bewegt werden, so gehört wieder mehr Künstlergewalt dazu, diese der Einbildungskraft zu unterwerfen. Da es aber in jenem Punkt durchaus darauf ankommt, daß der Mensch sich im Ganzen verstehe und bilde, so rückt man dem Ziele näher, je mehr sentimentalen und philosophischen Gehalt man den Werken der Dichtkunst giebt, oder vielmehr je mehr man die Kräfte des Menschen gerade aus dem Punkte bewegt, von dem aus sich alle auf Einmal aus der Stelle heben lassen. Darum hat unter allen Künsten wenigstens die Dichtkunst gewiß Fortschritte gemacht. Denn wenn gleich die Alten mehr sinnliche Schönheit der Sprache besitzen, so hat unsere Sprache — vermöge des Fortrückens der Menschheit überhaupt — eine feinere intellectuelle Ausbildung und eine den Menschen tiefer und innerlicher bewegende Kraft. Wo in Absicht der Kunst überhaupt die Alten unläugbar voranstehn, finden wir bei der wahren Eigenthümlichkeit der Dichtkunst aufs mindeste Ersatz.

Allein auch bei gleich richtiger Behandlung der Sprache kann man dieselbe mehr, als Gegenstände malend und Empfindungen ausdrückend brauchen, und mehr (indem sie dasselbe thut) wie ein bloßes Vehikel der Kraft, die, Anschauungen und Empfindungen auffassend, nur ihrer Thätigkeit Luft und Bahn sucht, und das Letztere scheint mir in Ihnen, vorzüglich in Vergleichung mit Göthe, charakteristisch. Bei gleichem Ziel und gleichen Resultaten ist es ein wichtiger Unterschied, von welcher Seite man ausgeht, und in der Sprache vereinigt sich einmal die Welt, die sie darstellt und der Mensch, der sie schaft. Sollte nicht Göthe mehr jene im Auge haben, nicht gleichsam seine anschauende und empfindende Kraft mit seiner ausdrückenden messen, darin oft ringen, und das Werkzeug anklagen, das er gebrauchen muß, die Sache — gerade darum weil er eine mehr auf Anschauung gehende Stimmung hat — mehr und deutlicher von demselben trennen? Sollten Sie hingegen — mit einer subjectiveren Stimmung — nicht mehr die Richtung, die Bahn überhaupt, als den einzelnen Gegenstand verfolgen, mehr seine Beziehung auf den Menschen (sein Abstammen aus ihm und sein Rückwirken auf ihn) als ihn selbst und getrennt ins Auge fassen, sollte darum der Ausdruck nicht ihn freiwilliger hervorrufen, und sollten Sie nicht seltner die Sprache der Armuth beschuldigen, ja sie weniger abgesondert von der Sache betrachten? Wenigstens scheint mir Göthe's Sprache da, wo sie auf seine Weise (denn ich übergehe bei Ihnen beiden allgemeine Vorzüge) schön

ist, sich vorzüglich durch die Reinheit des Maßes auszuzeichnen, in dem jeder Ausdruck die volle Sache, sie ganz und nichts als sie giebt. Wo es die Ihrige ist, da bewundre ich ein reiches und prächtiges Fortrollen der Ausdrücke, das uns mit sich fortreißt, jedes Bild, jede Empfindung bestimmt (aber nur das) hervorruft, und vor der folgenden wieder verlöscht. Sie habe beide auch im Stil, und ich glaube in gleichem Grade, das Verdienst, genau den Punkt zu treffen, in dem Objectivität und Subjectivität sich streng die Wage halten müssen. Insofern es aber der Sprache ausschließend zugehört, nicht bloß Zeichen eines Gegenstandes zu seyn, sondern denselben dem Menschen durch Intellectualisirung näher zu bringen, behandeln Sie dieselbe mehr ihrer Eigenthümlichkeit gemäß, und die Dichtkunst mehr, wie eine redende Kunst — als von der Seite, wo sie der bildenden verwandt ist.

Diese Betrachtungen hat Ihr Wallenstein im Ganzen bei mir erregt; Sie werden mich leicht überheben, nun noch ins Einzelne einzugehen. Aber ich erlasse es Ihnen nicht, es einmal mündlich zu thun. Verzeihen Sie nur, liebster Freund, daß ich mich hier so gehen ließ. Aber Sie kennen meine Natur und haben Duldsamkeit. Wenn ich die Schwierigkeiten fühle, einer Kritik, die es eben so sehr der Fähigkeiten, als der Werke seyn müßte, einen bestimmten Maßstab und nur eine hinlänglich verständliche Sprache zu geben, so möchte ich diese Manier für eine Verirrung halten, zu der mich nun einmal Anlage oder Gewohnheit verdammt. Aber dann scheint es mir doch wieder nöthig, nicht bloß die Regeln des Verfahrens, sondern auch die Muster und die Gränzen der Richtungen zu bestimmen, und so komme ich immer wieder ins alte Gleis zurück.

Das Einzige muß ich noch, ehe ich schließe, hinzufügen, daß Sie, meinem Urtheil nach, Ihrem Werk und eigentlich Wallensteins Tod Unrecht gethan haben, es als drei Stücke anzusehen, und das Ganze nur ein dramatisches Gedicht zu nennen. Hätte ich zu rathen gehabt, so hätte ich nur das letzte Stück, aber dies sehr eigentlich, als das wahre Trauerspiel, die ersten als eine Vorbereitung angesehen, den Leser in den von Ihnen vorbereiteten Gegenstand einzuführen — er hätte nun diese beiden Stücke bloß lesen, oder was besser war, sehen mögen. Wenigstens dünkt mich, wird die Kritik immer so urtheilen müssen. Als eignes Stück könnten sich wohl die Piccolomini nicht halten. Aber so ist nicht allein nichts darauf zu sagen, sondern Sie haben ein Muster gegeben, das nachahmen mag, wer Kraft dazu hat. Denn leicht ist es nicht, da die ersten Stücke — wenn sie, wie bei Ihnen, wirken sollen — nicht bloß ganz dramatisch, sondern bis auf die fehlende Auflösung allein, vollkommene Ganze seyn müssen. Zur unverbrüchlichen Regel machen, daß ein Stück alle Exposition schlechterdings in sich enthalten solle, auch wenn es schlechthin unmöglich oder schädlich seyn würde, können nur die, welche im Grunde alle Kunstwerke zu Kunststücken herabwürdigen möchten. Ueber den Gang in den Piccolomini's hätte ich noch einiges zu bemerken, aber ich will schlechterdings nicht noch länger seyn.

32. 1800 Oktober 10.

In Schillers Kalender nicht verzeichnet.

Paris, 10. 8br. 1800.

Auch mich, liebster Freund hat es sehr geschmerzt, meine Rückkunft wieder gewissermaßen aufs unbestimmte hinausschieben zu müssen. Allein es ließ sich nicht wohl anders thun, und noch jetzt kann ich nichts Bestimmtes sagen. Wir glaubten, ehe wir die Reise unternahmen, unserm kleinen Mädchen[1]) die Blattern einimpfen lassen zu müssen; Sie kennen unsre Vorsorge hierin, und bei einer weiten Reise ist sie wirklich nicht unnütz. Diese Operation ist das erstemal nicht gelungen, jetzt ist sie wiederholt worden, und zwingt uns nun unter 4 Wochen kaum an die Abreise nur denken zu können. Auch die liebe Li, die Sie und Lolo herzlich umarmt, war wieder kränklich, und so hängen wir noch von Gesundheit und Wetter ab. Sobald etwas fest ist, schreibe ichs.

Ihre Unfruchtbarkeit an und in Briefen, wie Sie sagen, verdenke ich Ihnen nicht. In einer so weiten Entfernung ist es allerdings nicht viel mit dieser Art der Mittheilung. Doch möchte ich sie nie ganz versäumen; man bleibt sich doch auch in Gedanken näher, wenn man wenigstens weiß, womit man gegenseitig beschäftigt ist.

Für Ihren Wallenstein, mein Theurer, meinen herzlichsten Dank. Er hat mich unendlich beschäftigt und tief erschüttert. Nach allem, was ich hörte, hatte ich viel erwartet. Aber meine Erwartungen sind übertroffen worden. Ich habe Sie ganz darin wiedergefunden, und in einer Größe, in einer Reinheit und Klarheit in der Sie Sich bisher in keinem Ihrer Werke dargestellt hatten. Wir müssen und werden noch viel mit einander darüber reden. Ich hatte Ihnen einen ausführlicheren Brief über den Eindruck geschrieben, den er auf mich gemacht hat[2]). Aber hernach schien es mir nicht der Mühe werth, ihn die weite Reise machen zu lassen — wenigstens nicht auf der Post. Begegne ich in diesen Tagen einem Reisenden, so empfangen Sie ihn durch diesen.

Für den Antheil den Sie an meinem Brief über den Monserrat[3]) nehmen, danke ich Ihnen sehr. Er macht mir Muth, diese Arbeit fortzusetzen. Vielleicht erlange ich durch sie, mit mehr Leichtigkeit schreiben zu lernen, woran es mir noch sehr fehlt. Ich führe jetzt ein ziemlich einsames Leben.

[1]) Humboldts zweite Tochter Adelheid, sein viertes Kind, geboren am 17. Mai 1800 in Paris, gestorben in Berlin am 14. Dezember 1856 als Gattin des Generalleutnants August v. Hedemann.

[2]) Die vorstehende Nr. 31 vom Anfang September.

[3]) Humboldt hatte das (nicht mehr vorhandene) Manuskript seines Aufsatzes „Der Montserrat, bey Barcelona", seinem Briefe an Goethe vom 18. August (von mir im „Goethe-Jahrbuch", Band 31, S. 54–58 veröffentlicht) beigelegt; Goethe sandte „den Humboldtischen Aufsatz" am 2. September an Schiller weiter (Briefe Bd. XV, Nr. 4280). Er ist zuletzt herausgegeben von Albert Leitzmann in „Gesammelte Schriften", Bd. III (Berlin 1904), S. 30–59.

Sehr viele Leute, die ich sonst aus Neugier sah, habe ich aufgehört zu besuchen, weil diese Neugier nunmehr befriedigt ist. Solche die mich durch sich selbst und daurend interessirten, giebt es nur ein Paar, die von Zeit zu Zeit des Abends zu mir kommen, und so bin ich meistentheils mit den meinigen; ich arbeite nicht viel, aber ich studire desto mehr, und ich habe an Kenntnissen durch meine Reisen auf mannigfaltige Art gewonnen. In den Ideen denke ich, sollen Sie mich, wie sonst, nur klarer und geordneter finden[1]).

Der Ausdruck: philosophische Herzlichkeit den Sie von meinen Versen brauchen, hat mich frappirt, weil ich ihn für ausnehmend wahr halte. Alles das, was mir am sichtbarsten fehlt, ein offenbarer Mangel an natürlicher, ich möchte sagen, Temperaments-Wärme und Heftigkeit (die doch allen großen Bewegungen der Phantasie und der Empfindung zum Grunde liegen muß) an eigentlicher Lebendigkeit der Sinne, und an für sich arbeitender, unabhängiger Einbildungskraft — dies ist es, was in mir jene gegenseitige Abhängigkeit deutlich entwickelter Ideen und Gefühle hervorbringt, die Sie sehr gut mit jenem Namen benennen. Ich bin dadurch wenig im Stande eine eigne Bahn zu eröfnen, aber auch vielleicht mehr, jede andere zu verfolgen, und mir willkührlich eine gewisse Richtung zu geben. In der Poesie allein richtet man damit nichts aus, und darum habe ich mich auch immer vor allen poetischen Versuchen gehütet, wenn mich auch — wie nothwendig jedem von Zeit zu Zeit geschieht — manchmal die Lust dazu anwandelte.

Da mir Göthe vermuthlich bald wieder schreibt, mein lieber Freund, so lassen Sie mich doch wissen, ob Ihre Maria Stuart bald gedruckt wird[2]). Ich wäre sehr begierig sie zu lesen. Meine Neugier Ihren neuen Stoff[3]) zu wissen, werde ich zu zähmen suchen, da Sie eigentlich Recht haben, ihn solange bloß in Sich zu verschließen, bis er eine gewisse Ausbildung erhalten hat. Wundern soll es mich, ob er von der Art seyn wird, wie ich mir dachte, daß auf Wallenstein und Maria Stuart in Ihnen hätte folgen müssen.

Meine Kinder sind wohl und munter, und ich beschäftige mich viel und mit Vergnügen mit ihnen.

Umarmen Sie die Ihrigen, und leben Sie herzlich, herzlich wohl. Von ganzer Seele Ihr Humboldt.

rue Honoré, hôtel de Vauban, nr. 88. près la place Vendôme.

[1]) Hierher gehört die am Ende der zweiten Briefseite stehende Fußnote: Wegen meiner Reise schließe ich ehe ich nach Deutschland komme, nichts ab.

[2]) Vgl. oben die letzte Anmerkung zu Nr. 31.

[3]) „Das Mädchen von Orleans", vgl. Schillers Brief an Körner vom 28. Jul (Briefe Bd. VI, Nr. 1608). Mit Goethe hatte er den Plan noch etwas früher besprochen, vgl. Müller, „Regesten" S. 146. Die „Jungfrau" wurde am 16. April 1801 vollendet, am 17. September zuerst in Leipzig aufgeführt und erschien Mitte Oktober im Druck (Kalender S. 105, 111 und 113).

Hundert Jahre Berliner Universität.

Von
Paul Ritter.

VI.

Die Neuordnung der Ministerien im November 1817 erfüllte endlich die Forderung, für die sich einst Humboldt eingesetzt hatte: das Departement für Kultus und Unterricht wurde in ein selbständiges Ministerium verwandelt. Der Mann, von dem sich Hardenberg am ehesten eine würdige Verwaltung des neuen Amtes und, was für ihn die Hauptsache bildete, eine zuverlässige Unterstützung seiner allgemeinen Politik versprach, war Altenstein, sein ergebener Freund, der ihm seit den gemeinsamen Tagen von Ansbach seine ganze Laufbahn verdankte.

Länger als irgendein anderer preußischer Kultusminister hat Altenstein die Geschäfte geführt, zweiundzwanzig Jahre hindurch, bis zu seinem Tode im Jahre 1840. In dieser Zeit entfaltete sich die Universität Berlin zur ersten Deutschlands, nach der Zahl ihrer Lehrer und Hörer und vor allem nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung; Schleiermacher, Savigny, Gräfe, Boeckh — und nun Hegel, Karl Ritter, Bopp, Lachmann, Ranke, Mitscherlich, Steiner, Dirichlet, Johannes Müller, Dieffenbach: welche Erinnerungen knüpfen sich an solche Namen! Mit- und Nachwelt haben sich daher verbunden, um Altenstein zu preisen, als den dritten unserer großen Kultusminister neben Zedlitz und Humboldt. Lenz entwirft uns jetzt, so viel ich sehe, zum ersten Mal ein treues Bild. Er bemerkt zunächst, daß damals auch die anderen deutschen Universitäten wuchsen und blühten, und daß darin nur der allgemeine Fortschritt der deutschen Wissenschaft, im Verein mit dem steigenden Wohlstand der mittleren Klassen, zum Ausdruck kam. Und an Altenstein selber richtet er die einfachen, deutlichen Fragen, die für das Verständnis die wesentlichen sind.

Ohne Zweifel, Altenstein hat in der Verwaltung der preußischen Universitäten die Stelle gefunden, die seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach: nachdem er 1808—10 als Nachfolger Steins und 1813 als Zivilgouverneur von Schlesien so sehr versagt hatte. Er war kein Mann des politischen Entschlusses; die Notwendigkeit, schnell und sicher zu handeln, oder gar mutig

für seine Überzeugung zu kämpfen, hat ihn immer erschreckt. Eine feine, liebenswürdige Natur, empfand er es als ein Bedürfnis, die Gnade des Königs, die Freundschaft der Kollegen, die Verehrung der Untergebenen zu besitzen; man möchte sich diesen Minister nicht ohne die friedlichen Kinder Floras denken, die den Stolz seiner Gärten bildeten. Ästhetischer Genuß des Daseins war die Grundstimmung seines Wesens. Hier lagen auch die Quellen seiner Bewunderung für den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis, seines Ehrgeizes, dieser Entwicklung zu dienen, seiner Zuversicht, daß Preußen und Berlin berufen seien, die geistige Führung der Nation zu übernehmen. Eigenschaften und Gesinnungen, die Altenstein doch mehr als jeden anderen preußischen Beamten zur Leitung der wissenschaftlichen Anstalten des Staates berechtigten. Und so hat er sich redlich für unsere Hochschule gesorgt. Er hat ihr, wie einst bei der Gründung, so jetzt bei dem Ausbau die notwendigen Geldmittel zu beschaffen gesucht. Freilich, er verwaltete jetzt die Finanzen nicht mehr selber, und man hat je länger, je härter sich seinen Bitten verschlossen. Der Zuschuß des Staates ist in den zwanzig Jahren von 1820—40 nur von 80000 auf 100000 Taler gestiegen, bei einer Vermehrung der Professoren von 51 auf 97 und der Studenten von 1114 auf 2236. Altenstein hat die Kunst verstanden, auch unter solchen Verhältnissen zu wirtschaften. Man trug es ihm eben nicht nach, daß er viele Wünsche nicht erfüllte; man wußte, daß bei ihm diese Sparsamkeit nicht aus Geringschätzung wissenschaftlicher Tätigkeit entsprang. Das aber war ganz sein persönliches Werk, daß er sich dieses Vertrauen erwarb und erhielt. Auch stellte es sich immer wieder heraus, daß er für den Vorteil der Universität ein ziemlich sicheres Auge, oder eine glückliche Hand besaß; ihm und seinen Räten, nicht der eigenen Einsicht, hatte es die akademische Körperschaft zu danken, daß sie Hegel, Bopp, Ranke, Dieffenbach gewann oder nicht verlor. Und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung hat Altenstein hoch gehalten. Er hat sie gegen die Zumutungen verteidigt, die Kabinett und Polizei an ihn zu ihrer Unterdrückung richteten, und nicht minder gegen die neue pietistisch-orthodoxe Strömung des religiösen Lebens; er hat die Tholuck und Hengstenberg nur so lange gefördert, als er über ihre Stellung zur Wissenschaft den allgemeinen Irrtum teilte. Jede Intoleranz war ihm zuwider. Sein Verhältnis zu Hegel und seiner Schule wird kaum als Gegenzeugnis gelten können. Denn nicht durch die Protektion der preußischen Regierung, sondern doch wohl durch ihre eigene wissenschaftliche Gewalt erlangte diese Philosophie die Herrschaft über die Geister — wenn man für Berlin von einer solchen Herrschaft sprechen will — und sie bedurfte nicht ihrer politischen Brauchbarkeit, um auch Altenstein und seinen Johannes Schulze gefangen zu nehmen. Das größte Verdienst, welches sich Altenstein um unsere Hochschule erworben hat, ist schließlich das gewesen, daß er Minister blieb. Es wurde ihm schwer genug gemacht, zumal in der Zeit der Demagogenverfolgung. Seine Vorschläge wurden zurückgewiesen, seine Grundsätze verdammt; er sah sich vernachlässigt, beleidigt, gedemütigt: ein stolzer, mannhafter Charakter an seiner Stelle hätte mehr denn einmal den Gehorsam

aufgekündigt und seine Entlassung genommen. Er aber zog immer wieder die Segel ein, wenn ihm Wind und Wellen zu stark wurden, ließ das Schifflein treiben — und bewahrte es vor dem Scheitern; er benutzte dann die Pausen des Sturmes, um vorsichtig in den eigenen Kurs zurückzulenken. Unendlich viel Böses hat Altenstein durch diese stille Beharrlichkeit von unserer Hochschule abgewandt; sie wäre doch wohl zugrunde gegangen, als Körperschaft und als Anstalt, wenn die Wittgenstein und Schuckmann, Eylert und Beckedorf freie Bahn erhalten hätten. In solchen Fällen gewinnt das Urteil der Zeitgenossen einen besonderen Wert: die Professoren jener Tage haben gewußt, was sie diesem Minister schuldeten. Wie er selber allezeit seine Würde in dem Gedanken wiedergefunden hat, daß er bleiben und leiden müsse für einen guten Zweck, für die Erhaltung seiner Universität Berlin.

Indessen, ein Humboldt ist Altenstein nicht gewesen. Seine eigenen wissenschaftlichen Studien haben ihn nirgends in die Tiefe geführt. Er trieb Botanik: wie ein vornehmer Dilettant. Er schwärmte zuerst für Fichte, dann für Hegel: wie das gebildete Berlin überhaupt, ohne mehr als die allgemeinen Linien ihrer Weltanschauungen zu erfassen. Er ist deshalb nie zu einer inneren Sicherheit über wissenschaftliche Fragen und Personen gekommen. Er bedurfte immer fremder Hilfe — und suchte nun sich und andere darüber zu täuschen, durch eine gewisse Vielgeschäftigkeit, oft auch durch große Worte; seine Denkschriften leiden, wie man mit dem Geschichtschreiber unserer Universität gestehen muß, an Wahrheiten, die schlechterdings nicht bestritten werden können. Was unser Urteil entscheidet, ist eine andere Tatsache: auch dieser Kultusminister hat den neuen, in dem Selbstbewußtsein des wissenschaftlichen Denkens lebenden Geist der deutschen Universitäten nicht verstanden. „Die Universitäten sind Bildungs- und Erziehungsanstalten, und sonst weiter nichts" — so hat er 1834, auf der Höhe seines Wirkens, geschrieben. Anstalten für bestimmte Zwecke des Staates. Wenn sie im Sinne Humboldts und Schleiermachers auch Organisationen eines selbständigen Kultursystems sein wollen, so erheben sie für Altenstein den Anspruch, „Staaten im Staate zu sein", und er weiß sich diese Erscheinung nur so zu erklären, daß die Universitäten ihre alte Zunftverfassung nicht vergessen könnten, die doch aus der längst überwundenen Zeit der Ständeherrschaft stamme. Folgerichtig hat kein Minister die Stellen unserer Hochschule so eigenmächtig besetzt wie Altenstein, und die immer neuen Einbrüche der Wittgenstein und Genossen in die akademische Selbstverwaltung hätte er gern gebilligt, wenn er nicht davon Gefahr für das Ansehen und Gedeihen der Universität befürchtet hätte — und wenn nicht der ganze Kampf zugleich gegen ihn selber gerichtet gewesen wäre. Daß sich Professoren und Studenten zu den politischen Hoffnungen der Nation bekannten, betrachtete er vollends als einen Übergriff in ein Gebiet, welches der Weisheit der Regierung vorbehalten sei. Die Besorgnis, daß dieses Treiben den Umsturz heraufführe, hat er kaum geteilt: aber auch er gewahrte darin ein Hindernis für die wohlerwogene Politik der verantwortlichen Stellen, und vor allem wieder

für seine eigene Tätigkeit und für die Entwicklung der wissenschaftlichen Anstalten. Es kam hinzu, daß nach seiner Meinung Lehrer und Schüler gar nicht die Zeit hatten, sich um fremde Fragen zu kümmern. Er verlangte die höchste Steigerung des akademischen Betriebes. Aber auch in dieser Hinsicht wandelten seine Wünsche und Pläne oft auf Bahnen, die Humboldt und Schleiermacher als Irrwege erkannt hatten. Wenn Altenstein die Macht gehabt hätte, so wäre Berlin nun doch die Zentraluniversität geworden, die uns in manchen Projekten des Jahres 1807 begegnet ist. Er wollte die anderen Universitäten nur insoweit gelten lassen und unterstützen, als sie, jede für einen bestimmten Bezirk, den Brotstudien dienten; einige schienen ihm unter diesem Gesichtswinkel überhaupt entbehrlich zu sein. Die Universität der ganzen Monarchie und zugleich die wahrhaft wissenschaftliche Hochschule sollte Berlin werden. Hier dürfe man die Kosten nicht ansehen, müsse man vielmehr für die vollständigste Besetzung der Fächer, die reichste Ausstattung der Institute, die besten Lehrer sorgen. Es müsse dahin kommen, daß der akademische Dozent in Berlin beginne, dann als Professor in die Provinz gehe und die Rückkehr an die Zentraluniversität als das höchste Ziel seines Ehrgeizes betrachte. Der Zugang zum Studium in Berlin sollte durch Prüfungen erschwert werden, damit man die Entvölkerung der anderen Universitäten vermeide und in Berlin nur die Elite der Studenten versammle. So die Denkschrift, die Altenstein bald nach seiner Ernennung dem Staatskanzler als sein Programm überreichte. Sie stammte ohne Zweifel aus der Feder Süverns, der hier wie sonst seine Vergangenheit, den Schulmann und den Verehrer Wolfs und Fichtes, nicht verleugnete. An Humboldt und Schleiermacher gemessen, blieben doch auch die großen Organisatoren im Kultusministerium, diese Nicolovius, Süvern, Johannes Schulze — wie sehr sie auch in derselben freien Idee der humanistischen Bildung lebten — immer die Regimentalen; ihre Arbeit galt dem harmonischen Aufbau des preußischen Schulwesens, und nur in diesem Ganzen, als höchste Schulen, betrachteten sie die Universitäten. Und gleichzeitig hat Altenstein seinem Gönner einen anderen, nicht minder bezeichnenden Plan entwickelt. Er wollte mit der Universität Berlin ein Repetenteninstitut verbinden. Junge Doktoren sollten mit den Studenten regelmäßig Übungen zur Befestigung des im Kolleg Gehörten anstellen und selber Gelegenheit erhalten, sich praktisch und wissenschaftlich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Sie sollten vom Minister ernannt und besoldet, von den Ordinarien beständig unterwiesen und beaufsichtigt werden; die Entscheidung über ihre weitere Verwendung sollte wieder bei dem Minister stehen. Ein solches Institut hätte wahrscheinlich die akademische Lehr- und Lernfreiheit stark beeinträchtigt, sicher aber einen wesentlichen Faktor der deutschen Hochschule vernichtet, den unabhängigen Privatdozenten. Zentraluniversität und bureaukratische Regelung der akademischen Laufbahn: es waren Pläne im Sinne des Beamtenstaates der Aufklärung, oder, was dasselbe sagt, im Sinne der neuen, von Napoleon geschaffenen — und bis heute nicht überwundenen — Organisation der französischen Universitäten. Hardenberg hat damals die deutsche Hochschule vor

solchen Versuchen bewahrt. Er versagte sich den Vorschlägen Altensteins, wenn auch weniger aus wissenschaftlichen als aus finanziellen und politischen Gründen; er wollte die Errichtung einer vollwertigen Universität in den Rheinlanden, in Bonn, nicht gefährden. Vergessen wir endlich nicht, daß derselbe Altenstein, der die preußischen Universitäten bureaukratisieren wollte, die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms III. gedeckt und gefördert hat, mit demselben Eifer ehrlicher Überzeugung. Denn die neue Landeskirche, die durch Union und Agende zustande kam, verkörperte denselben Gedanken: daß allein der Staat die Organisationen des geistigen Lebens erzeuge und regiere.

Wie nun Lenz die politische Geschichte unserer Universität während des Regimentes Altensteins erzählt, möchte ich dieses Kapitel „Reaktion" für das bedeutsamste seines Werkes erklären, nach dem Reichtum der Aufschlüsse, der scharfen Erfassung der Parteien und Personen, der Einordnung des ganzen Kampfes in den Zusammenhang der preußischen und der europäischen Politik, und nach der Kunst der Darstellung. Um so mehr möchte ich gerade hier die Absicht dieser Aufsätze betonen, zur Lektüre des Buches selber zu veranlassen; die folgenden Zeilen können wieder nur einige Linien hervorheben.

Wir haben uns wiederholt vergegenwärtigt, wie der Gegensatz, in welchem wir den preußischen Staat zu der Universität seiner Hauptstadt gewahren, nicht aus der geistigen oder sittlichen Minderwertigkeit einiger Personen erklärt werden kann, die gerade an der Regierung saßen. Dieser Staat hätte vielmehr die sicheren Grundlagen preisgegeben, auf die er ein Jahrhundert hindurch seine gewaltige Macht- und Kulturarbeit gestützt hatte, und auf die er sie auch jetzt noch stützen mußte, im eigenen und im nationalen Interesse. Dieser Staat hätte sich selber verleugnet, wenn er den Kampf mit den Idealen Humboldts und Schleiermachers *nicht* geführt hätte. Er hatte dabei durchaus nicht das Gefühl, daß *er* die „reaktionäre", der Gegner die „liberale" Sache vertrete, und wirklich wird durch solche Begriffe der politischen Doktrin das Verständnis zuweilen mehr gehindert als gefördert. Die Verbindung der Opposition unserer Hochschule mit der politischen Bewegung war immer nur *ein* Moment, und fast ein zufälliges; es ergab sich erst aus der allgemeinen Haltung der Regierung gegenüber jeder Tendenz auf gründliche Änderung des Bestehenden. Die urwüchsige Kraft, die damals die deutschen Universitäten entwickelten, stammte vielmehr im wesentlichen aus dem großen Vorgang, daß Wissenschaft, Literatur, Kunst, Recht, Religion, überhaupt die Kultursysteme — um einen von Dilthey geprägten Ausdruck zu verwenden — mehr denn je, untereinander und gegenüber dem Staat, zum Bewußtsein ihres selbständigen Ursprunges und Wertes gelangten und diesen Geist in die Organisationen hineintrugen, die ihnen der Staat oder sie sich selber geschaffen hatten. In dem Lebensreichtum des Individuums ruhen die tiefen Wurzeln dieser Systeme, und deswegen ging damals ihre Bewegung aus der Philosophie und Dichtung der Persönlichkeit hervor. Ihr wissenschaftlicher Reflex aber war die historische Schule, die das natürliche Leben und

Weben dieser Mächte durch die Jahrhunderte daher verfolgte, die ihren „Geist", ihre „Seele" verstehen wollte, die sie hypostasierte, als wären es Wesen von Fleisch und Blut. Es war wie eine andere Revolution: neben dem allgemeinen Erwachen der Völker, dem Anspruch der Massen auf volle Verwirklichung der Ideale der Aufklärung und vor allem — wie uns Lenz, in Rankes Spuren, an einer anderen Stelle gezeigt hat[1]) — auf Machtbetätigung nach außen, ohne Rücksicht auf konservative und liberale Parteiprogramme. Sie fielen in dieselbe Zeit, diese beiden Revolutionen, verbanden, verschlangen sich vielfältig, zu denselben politischen und wissenschaftlichen Wirkungen; man möchte sogar ihre gemeinsamen Ursachen ergründen: und sie waren nun doch nicht dieselben. Ihr Gegensatz trat schon damals hervor, wo immer sich das religiöse Leben in der universalen Kirche Roms begriff — und heute, nachdem die nationalen Leidenschaften durch die wirtschaftlichen auf das höchste gesteigert sind, finden sich hüben und drüben die Besten in der Hoffnung zusammen, daß die Systeme der Kultur ihren Eigenwillen behaupten werden.

Ein Beamtenstaat, der so entschieden wie der preußische die Leitung des gesamten Lebens seiner Untertanen in Anspruch nahm, konnte den neuen Geist der Freiheit am wenigsten ertragen. Dieses eigentümlich preußische Moment ergibt sich auch für die Zeit der Demagogenverfolgung immer als das erste und stärkste. Dazu trat nun aber ein anderes, welches aus den Bedürfnissen der auswärtigen Politik entsprang. Es waren die Tage der heiligen Allianz. Man stand unter dem Eindruck der Erfahrungen, die der Kampf mit der Revolution und ihrem Erben gezeitigt hatte. Die fünf Mächte, deren Gegensätze seit einem Jahrhundert die Geschichte bestimmt hatten, waren entschlossen, dem Weltteil den Frieden zu erhalten. Es fragte sich also, ob es gelingen würde, die liberalen und nationalen Ideen so weit zu zügeln, daß sie nicht abermals die allgemeine Zerstörung heraufführten. Dieses Ziel haben die verbündeten Regierungen in den ersten Jahren keineswegs durch eine rücksichtslose Unterdrückung erreichen wollen. Sie trachteten, wo es irgend anging, nach einem gewissen Ausgleich der neuen Gedankenwelt mit der überlieferten Ordnung, am meisten in Frankreich, aber auch in Spanien, in Italien, in Deutschland, in Polen, sogar in Rußland. Indessen, es zeigte sich, daß die Wirklichkeiten stärker waren als die Kunst der Diplomaten. Die Revolution und der Kampf mit ihr hatten auch die dunklen Instinkte der Massen geweckt, vor allem den religiösen Fanatismus; ja, teilweise hatten *diese* Leidenschaften, nicht die liberalen, den Ehrgeiz der Nationen verkörpert und ihre Unabhängigkeit verteidigt. Diese Kräfte der Tiefe widerstrebten jetzt jeder Versöhnung; sie wollten ihren Triumph über die Revolution genießen, und sie zwangen — denn sie zitierten die Schatten der Vergangenheit — überall die Dynastien, ihnen zu Willen zu sein. In Frankreich, in Spanien, in Italien mußten die Bourbonen sich wieder in das

[1]) In seinen Aufsätzen über „Die großen Mächte". Sie erschienen zuerst in dieser Zeitschrift, dann als Buch (Berlin, Gebrüder Paetel, 1900).

Joch der Kirche schicken, und Zar Alexander verleugnete die Reformen, die sein rechtgläubiges Volk verschmähte; er machte außerdem die Entdeckung, daß in Polen seine Politik der Zugeständnisse nur als Zeichen der Schwäche empfunden und verwertet wurde. Aber auch die Gegenwirkung ließ an keiner Stelle auf sich warten. Die Ideen der Revolution erhoben sich überall zur Abwehr, zum Angriff: Throne und Altäre gerieten neuerdings in Gefahr. Da verkündete denn die heilige Allianz die Reaktion schlechthin, und gewann in ihr diejenige Macht die Führung, deren Dasein an die Niederhaltung aller modernen Ideen gebunden zu sein schien: Österreich. Diese Konstellation hat damals den Antrieb, unter dem sich die innere Politik des preußischen Staates bewegte, verstärkt. Denn wenn irgendeine Macht, so wäre Preußen außerstande gewesen, sich dem allgemeinen Einverständnis zu entziehen. Österreich gar zu verletzen, hätte Friedrich Wilhelm III. für den schwersten Fehler gehalten. Die Freundschaft der beiden deutschen Großmächte war nun einmal der feste Grundsatz seiner auswärtigen Politik geworden. Daß der Haus- und Polizeiminister, Fürst Wittgenstein, diese Ansicht teilte, daß seine persönlichen Beziehungen zu Metternich diese Politik unterstützten, darauf gründete sich zum guten Teil die sichere Stellung, die dieser Mann in dem Vertrauen des Königs einnahm, und die seine Feindschaft für unsere Universität so gefährlich machte.

Auf dem Kongreß von Aachen im Oktober und November 1818 vollzog sich diese reaktionäre Wendung der europäischen Politik, und sogleich verschärfte sich der Ton der preußischen Regierung gegenüber den Freunden der Freiheit im eigenen Lager, insbesondere gegenüber den Universitäten. Der König hatte zwar schon vor einem Jahr, nach dem Wartburgfest, den Kultusminister angewiesen, alle akademischen Verbindungen zu untersagen und dem Turnwesen scharfe Aufmerksamkeit zu widmen: er werde ohne Besinnen jede Universität, bei der sich der Geist der Zügellosigkeit nicht vertilgen lasse, aufheben. Aber man sieht nicht, daß Altenstein großen Eifer entfaltet hätte. Die Turner durften es im Sommer 1818 besonders lustig treiben — erst im September wurden die schlesischen Anstalten geschlossen — und die Burschenschaft konstituierte sich auch in Berlin. Jetzt, in Aachen, ließ Metternich durch Wittgenstein an den König einige Ratschläge gelangen: wie er vor einer Volksvertretung warnte, so empfahl er strenge Regelung des gelehrten Unterrichtes, Unterdrückung des Turnens, Beschränkung der Presse. Und der Zar kolportierte jene Denkschrift eines Walachen, die in den deutschen Universitäten die „Fundgrube aller Irrtümer der Zeit" erblickte und sie daher nach russischem Zuschnitt organisieren wollte. Hardenberg und Altenstein behaupteten doch noch ihren mäßigenden Einfluß gegenüber solchen Zuflüsterungen: ohne Wirkung blieben diese nicht. Wir erkennen sie wieder in der vorsichtigen Art, wie Friedrich Wilhelm am 11. Januar 1819 sein Versprechen, eine Verfassung zu gewähren, erneuerte, in den Drohungen, mit denen er bei dieser Gelegenheit die Minister aufforderte, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, in einem unter demselben Datum ausgefertigten Befehl an Altenstein, dem Verfasser des „Geistes der Zeit" für den vierten Band

dieses Werkes einen nachdrücklichen Verweis zu erteilen und diese Maßregel allen Universitäten mit dem Bemerken bekannt zu geben, daß der König fortan keinen Hochschullehrer dulden werde, der so unnütze und unschickliche Dinge verbreite. Als Altenstein diesen Auftrag bei unserer Universität erfüllte, kleidete er ihn in die wohlgemeinte Belehrung, man verlange nur, daß der Professor die Würde seines Amtes wahre, daß er also die nichtige Schriftstellerei des Tages meide und sich ganz der wissenschaftlichen Forschung und Unterweisung widme. Die Universität war anderer Ansicht. Sie antwortete, die Verfügung des Königs drohe die Wirksamkeit des Hochschullehrers auf das empfindlichste zu lähmen. Die strengste Wissenschaftlichkeit schütze ein Buch nicht vor der Gefahr, daß ein Fremder darin etwas Unnützes und Unschickliches entdecke; der Professor müsse aber auch das Recht zu politischer Schriftstellerei behalten, eben weil hier so viele Stimmen ertönten, denen es an Ernst und Einsicht fehle. Der Minister möge also den König um eine Erläuterung bitten, welche die Sicherheit gebe, daß kein öffentlicher Lehrer wegen angeblicher Preßvergehen „ohne Urteil und Recht" von seiner Stelle entfernt werde. So hochgemut, so trotzig wagte diese Universität zu reden. Altenstein tat das einzige, was er, auch im Interesse der Remonstranten, tun konnte: er legte dieses Schriftstück zu den Akten.

Und die Regierung ließ es jetzt nicht mehr bei Worten bewenden. Sie schritt zur Tat, indem sie zunächst der Turnerei ein Ende machte. Jahn wurde belehrt, daß man diese Übungen in den öffentlichen Unterricht aufnehmen werde; als er gleichwohl, wie immer, die Eröffnung seines Turnplatzes ankündigte, wurde er zum Widerruf gezwungen. Bei dem starken Anhang, den Jahn in der Studentenschaft besaß, richtete sich das Verbot nicht zuletzt gegen die Universität. Wie denn unsere Hochschule in diesem Zusammenhang den ersten Einbruch der Polizei in ihren Bezirk erleben mußte. Es handelte sich um die Nachtmusik, die einige übermütige Gesellen dem Turnvater zum Protest gegen seine Vergewaltigung dargebracht hatten. Auch Studenten hatten daran teilgenommen, und nun setzten Hardenberg und Wittgenstein auch gegen diese die Polizei, nicht die akademischen Behörden in Bewegung. Aber dieser Angriff wurde noch einmal abgeschlagen, da Altenstein die Beschwerde der Universität unterstützte und Hardenberg einlenkte.

Inzwischen wurde Kotzebue ermordet. Der Eindruck, den dieses Verbrechen eines einzelnen Verirrten auf die deutschen Regierungen machte, die Folgen, die es für die deutschen Hochschulen nach sich zog, lassen sich nur verstehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß seit Aachen ein entschlossener Angriff auf den akademischen Geist als eine Notwendigkeit betrachtet wurde. Wittgenstein meinte Ende Juni 1819 das Werk genügend vorbereitet zu haben. Es ist ihm denn auch nicht schwer gefallen, Hardenberg und den König davon zu überzeugen, daß man in der Burschenschaft eine allgemeine Verschwörung gegen Fürsten und Staaten und in Berlin ihren Mittelpunkt entdeckt habe. Hochverrat fiel natürlich nicht unter die akademische Gerichtsbarkeit; die Einsetzung der Polizeikommission vom 3. Juli 1819 war daher Rechtens. Wie eifrig dann diese Kommission ihres Amtes gewaltet hat, wie

dennoch alle Verhaftungen, Vorladungen, Haussuchungen nicht zum Ziel führen wollten, so daß Wittgenstein schon verzweifelte und das Polizeiministerium an Schuckmann überließ, wie man in der Tat das Verfahren gegen die Studenten einstellen mußte, wie man dafür jenen unvorsichtigen Brief De Wettes an die Mutter Sands entdeckte und nun einem der verhaßten Professoren den Prozeß machen konnte: Lenz hat es uns aktenmäßig erzählt. Die Universität hat es auch jetzt nicht an sich fehlen lassen. Sie hat den Antrag gestellt, daß man sie zu der Untersuchung gegen die Studenten hinzuziehe; sie hat Genugtuung verlangt, als die Staatszeitung ziemlich deutlich Schleiermacher und De Wette als die Väter der deutschen Jakobiner bezeichnete; sie ist vor allem für De Wette in die Schranken getreten. Aber Altenstein versagte ihr seine Unterstützung; ja, er hat sie mit harten Worten zur Ruhe gewiesen. Wie wir diesen Kultusminister kennen gelernt haben, werden wir seine Haltung begreifen: jetzt kam für ihn ein starkes persönliches Interesse hinzu. Humboldt hatte den Kampf gegen die Autokratie des Staatskanzlers eröffnet, und die anderen Minister hatten sich zum Teil auf seine Seite gestellt. Wie die Beschlüsse von Karlsbad, so dienten auch die Verfolgungen in Berlin dabei als Waffen; in einem Augenblick, da diese Opposition über die Mehrheit der Stimmen verfügte, machte sie den König auf die Willkür aufmerksam, mit der die Polizei verfahre, so daß es um so mehr an der Zeit sei, die weitere Untersuchung, wie das Gesetz verlange, einer Justizkommission zu übertragen. Es kam also für Hardenberg, nachdem er sich einmal mit Wittgenstein und Schuckmann verbündet hatte, darauf an, daß er und seine Freunde auch in dem Feldzug gegen die Universität den Sieg behielten: der Prozeß gegen De Wette mußte durchgeführt werden. Altenstein aber wollte sich nicht von seinem Gönner trennen; er suchte also alles zu vermeiden oder zu verhüten, was dessen Schwierigkeiten vermehren konnte. Der König hat seine Entscheidung zunächst hinausgeschoben, wie immer, wenn er des rechten Weges ganz sicher werden wollte. Geschwankt hat er doch wohl nicht. Daß ein Mann, der einen Mörder irgendwie, und sei es auch nur bei der unglücklichen Mutter, in Schutz nehme, nicht länger Professor bleiben dürfe, stand für ihn fest; königliches und sittliches Pflichtbewußtsein sagten ihm hier dasselbe. Damit war für ihn zugleich die Frage nach der formalen Rechtmäßigkeit einer schlichten Entlassung durch Kabinettsorder entschieden. Denn wenn ein preußischer Beamter, Geistlicher oder Lehrer nicht ohne den Beschluß des Staatsrates oder das Erkenntnis eines ordentlichen Gerichtes entsetzt zu werden pflegte: er, der König, konnte seine Entscheidung auch gegen einen solchen Beschluß oder ein solches Erkenntnis treffen; Zweifel, die in dieser Hinsicht zutage getreten waren, hatte er selber durch seine Kabinettsordres vom 17. Dezember 1805 und vom 10. Oktober 1809 zurückgewiesen. Im übrigen war De Wette, wie er nach dem Gesetz verlangen konnte, mit seiner Erklärung und Verantwortung gehört worden. Und auch seinen Staatskanzler wollte Friedrich Wilhelm nicht preisgeben, und auch nicht die Verbindung mit Österreich; an die kaum einen Monat alten Vereinbarungen von Teplitz und Karlsbad hat ihn Wittgenstein in letzter Stunde noch einmal

erinnert. Die frondierenden Minister empfingen also auf ihre Eingabe eine höchst ungnädige Antwort, und zwei Tage später wurde die Entlassung De Wettes beschlossen. An der Universität gab es nur ein Gefühl: daß hier nun wirklich ein Professor „ohne Urteil und Recht" entfernt werde, auf Grund eines für die wahre Gesinnung des Gemaßregelten belanglosen Zeugnisses. Man wagte daher einen letzten Schritt und bat den König und den vorgeordneten Minister um eine neue Untersuchung. Der König antwortete auf der Stelle, kurz und schroff: er müsse, wenn er diese Eingabe entschuldigen solle, annehmen, daß Rektor und Senat den Brief des Professors De Wette an die Frau Sand nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit gelesen hätten; es bleibe bei der Entlassung. Altenstein brauchte also die juristischen Bedenken, die ihm die Universität vorgeführt hatte, nicht mehr zu widerlegen; er hätte erklären können, daß der Justizminister Kircheisen das Verfahren gebilligt und dabei doch wohl seine Überzeugung ebensowenig verleugnet habe wie einst als Direktor am Kammergericht im Prozeß des Pastors Schulz von Gielsdorf. Und so wird der Historiker seine Ansicht zum mindesten zurückhalten, solange nur die Rechtsfrage zur Erörterung steht. Für das Urteil über die Sache wird er sich freilich auf das schöne, von Schleiermacher entworfene Schreiben beziehen, mit welchem die theologische Fakultät ihrem ausgestoßenen Kollegen das Geleit gegeben hat. Dieses Schriftstück wäre nun fast dem Autor zum Verderben geworden. De Wette nahm es in die Aktensammlung auf, die er zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte. Infolgedessen hat eine Ministerkonferenz — Wittgenstein, Schuckmann und Bülow unter dem Vorsitz Hardenbergs — sorgfältig erwogen, ob nicht auf Grund dieses Schreibens und aller früheren Sünden auch Schleiermacher entlassen werden könnte. Das mußte man leider als zweifelhaft bezeichnen. Aber man wollte ihn versetzen, nach Königsberg; ginge er darauf nicht ein, so würde man ihn ohne weiteres entlassen können. Kircheisen ist auch hier für das starre Recht eingetreten, und hier zugunsten des Angeklagten. Sein Widerspruch hat den Plan vereitelt.

Die Absetzung De Wettes war zum Teil schon die Wirkung der Beschlüsse, mit denen sich im August 1819 Österreich, Preußen und die deutschen Mittelstaaten in Karlsbad zu gemeinsamen Maßregeln gegen den Geist des Umsturzes verpflichtet hatten; wie man weiß, wurden darin die deutschen Hochschulen mit besonderem Interesse behandelt. Nachdem die Bundesversammlung wohl oder übel zugestimmt hatte, wurden diese Beschlüsse allenthalben verkündet, in Preußen am Jahrestage der Schlacht von Leipzig. Das ganze Werk stand und fiel mit der Bestimmung, daß für jede Universität ein Bevollmächtigter der Regierung eingesetzt werden sollte, der die Haltung und Gesinnung der Hochschule fort und fort zu überwachen und zum Guten zu lenken hätte. Altenstein hat die Gefahr, die dieses Amt bedeutete — für die Universitäten und für ihn selber — nicht unterschätzt. Er stellte daher den Antrag, zu Bevollmächtigten die Oberpräsidenten zu ernennen, die schon jetzt in den meisten Fällen die Kuratoren der Universitäten seien, und im übrigen bei jeder Universität den alten Syndikus durch einen eigenen, ziemlich selbständigen

Richter zu ersetzen. Die Oberpräsidenten hätten nur eine ganz allgemeine Aufsicht führen können, und für eine Beschränkung des akademischen Elementes bei der Verwaltung der Gerichtsbarkeit war ein Altenstein immer zu haben. Aber auch die Gegner begriffen, was der Minister wollte. Den Richter nahmen sie bereitwillig an — er ist seitdem eine Einrichtung der preußischen Universitäten geblieben; zu Bevollmächtigten dagegen verlangten sie besondere Beamte. Altenstein konnte also nur darauf sehen, daß Männer bestellt würden, die ihm seine Hochschulen nicht gerade zerstörten. Für Berlin hat er die Wahl auf Friedrich Schultz gelenkt, einen seiner eigenen Räte, den er von jeher gefördert hatte, dessen reiche wissenschaftliche und literarische Bildung er schätzte, dessen Beziehungen zu Savigny, Schleiermacher und anderen Personen der Universität er kannte. Es war der Freund Goethes. Am 24. November 1819 wurde er ernannt und mit seiner Instruktion versehen: sie machte ihn in allen Stücken zum Herrn der Universität. Einige Wochen lebte man in Frieden. Dann begann Schultz zu regieren; es war, als ob die Macht, die in seine Hand gelegt war, ihm jedes Augenmaß geraubt hätte. Aber Kampf lautete auch die Parole der Universität. Schleiermacher war noch immer der Führer, dem in der Stunde der Entscheidung auch die Vorsichtigen folgten; Hegel, der nun offen zur Regierung übertrat, blieb einstweilen allein. Wo immer die Instruktion des Bevollmächtigten eine Lücke ließ, wurde ihm der Gehorsam, bald auch die Verständigung verweigert. Schultz beschwerte sich bei dem Minister, die Universität nicht minder: Altenstein sollte immer wieder entscheiden. Er konnte es nicht immer zugunsten des Bevollmächtigten tun, der seine Erwartungen so bitter getäuscht hatte. Die Folge war, daß Schultz nun auch dem Minister den Krieg erklärte und einen anderen Bundesgenossen suchte: Wittgenstein. Und dieser wieder hatte sich schon in den Tagen, da es den König für die Entlassung De Wettes zu gewinnen galt, mit einem Dritten zusammengetan, mit seinem geistlichen Rivalen in dem Vertrauen Friedrich Wilhelms, mit Bischof Eylert.

So entstand die Partei, die in diesen Jahren alles daran gesetzt hat, Altenstein und mit ihm Hardenberg zu stürzen. Das war ihr persönliches Programm. Ihr sachliches: Anschluß an Österreich ohne Rückhalt und Bedingung, Aufrichtung der persönlichen Herrschaft des Königs in Staat und Kirche, Unterdrückung, Abtötung des revolutionären Geistes in jeder Gestalt, und in diesem Sinne: Reform des Unterrichtes und der Erziehung auf allen Stufen, nach Zweck, Inhalt, Methode und Verfassung. Wittgenstein und Eylert hielten und lenkten die Fäden. Für sie war Schultz nur ein Werkzeug, wie die anderen, die Wittgenstein herbeiführte, die Beckedorf, Snethlage, Karl Adolf Menzel; sie hatten ihm zum Teil schon in der Preßfehde gegen De Wette gedient. Auf Schuckmann und seine Freunde konnte man zählen, freilich nur bis zu dem Zeitpunkt, da man zum Angriff auf Bureaukratie und Aufklärung übergehen wollte. Den Untergrund bildete alles, was sich an Haß und Angst, Eigennutz und Beschränktheit in der Reaktion gegen die Ideen von 1789 und 1807—13 zusammengefunden hatte, zugleich aber

— wir dürfen es nicht verkennen — die mächtige religiöse Bewegung, die durch das Leben der Völker ging, und die im protestantischen Lager einen neuen Pietismus und eine neue Orthodoxie emporbrachte. Nicht als ob dieses religiöse Moment die Männer, die wir nannten, zusammengeführt oder auch nur gleichmäßig gekennzeichnet hätte. Von ihnen hatte nur Beckedorf ein inneres Verhältnis zu dieser Bewegung, der mystische Schwärmer, der Freund Adam Müllers, nach dessen Beispiel nun bald auch er die letzte Folgerung seiner Seelenverfassung ziehen und in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren sollte. Welch ein Gegensatz: Beckedorf — und Menzel, der Freimaurer, der aus der rationalistischen Theologie von Halle hervorgegangen war. Aber auch Eylert wurzelte nach Alter und Herkunft seiner Bildung noch in dem Boden der Aufklärung, nur daß sich hier das Pädagogische, Regimentale dieser Gedankenwelt zu der Herrschsucht eines Hofgeistlichen entwickelt hatte, der im Interesse der Disziplin Kirche und Schule abermals auf Bibel und Katechismus festlegen wollte. Snethlage, der Schulmonarch, wie Eylert ein Westfale und mit ihm durch die Erinnerung gemeinsamer Tätigkeit dort in der Heimat verbunden, stand ihm auch in der Gesinnung am nächsten. Und nun wieder Schultz: er hat sich ein Gefühl dafür bewahrt, daß *er* in solche Gesellschaft nicht gehörte. Wittgenstein endlich sah auf diese ganze Verwirrung mit dem Lächeln seines Meisters Metternich herab; er nahm seine Helfershelfer, wie sie sich ihm boten; von den Ideen, um die sie sich stritten, wurde die ausgebrannte Seele des Weltmannes nicht berührt. Überhaupt, die Geister waren noch überall damit beschäftigt, sich zu rangieren. Ein starker religiöser, mystischer Einschlag kennzeichnete noch die romantische Schwärmerei derselben Turner und Burschenschafter, die nach Freiheit und Vaterland riefen. Pietismus und Orthodoxie empfanden sich noch als Gegensätze, und wenn sie gemeinsam den Rationalismus vernichten wollten, den alten der Aufklärung und den neuen, den ihnen Hegel darstellte, so gewahrten sie auch noch in Schleiermacher mehr den Verbündeten als den Gegner. Doch das war nur die Krisis, die der politische Kampf — nicht hervorbrachte, aber beschleunigte: die Frage nach der inneren Freiheit des Menschen trat an jeden heran, und die Antwort bezeichnete jedem die Seite, auf der er stehen und fallen, lieben und hassen sollte. Sie führte Wittgenstein und seine Gefolgschaft zusammen. Sie vermittelte jetzt die Freundschaft zwischen dem Pietisten Tholuck und dem Orthodoxen Hengstenberg und wieder zwischen ihnen und Eylert. Sie ließ manch einen vergessen, daß auch er mit Jahn geturnt oder das schwarzrotgoldene Band getragen hatte. Und sie trennte von all diesen Unfreien für immer Schleiermacher und die Universität, die Humboldt und er geschaffen hatten.

In dem Reichtum des Urkundenbandes, den Lenz seiner Darstellung beigegeben hat, findet sich eine Denkschrift, die Eylert im Oktober 1819 für den König aufgesetzt hat. Sie unterrichtet uns des Näheren über die Wünsche, in denen er sich jetzt mit seinen Freunden begegnete. Er nennt sie „freimütige" Bemerkungen, und in der Tat, an Freimut fehlt es diesem evangelischen

Kirchenfürsten nicht. Denn er verlangt eine Umbildung der gesamten geistigen Kultur des preußischen Staates und Volkes. Alle Quellen dieser Kultur sind verseucht: Volksschule, Gymnasium, Universität, Kirche, Beamtenschaft. Diese Quellen gilt es zu reinigen, wenn man den Zeitgeist wirksam, von innen heraus, überwinden will. In der Volksschule regiert eine einseitig intellektuelle Bildung, die sogenannte Aufklärung. Seit dreißig Jahren wird experimentiert, ändern und mehren sich die Lehrgegenstände, wächst die Flut der Schulbücher. Eine heterogene Masse unverstandenen Wissens ist in das Volk gedrungen; das Volk ist unzufrieden mit seinem Beruf und mit der Regierung, zwar schlauer und pfiffiger, aber moralisch schlechter geworden. Mittel dagegen: Lehrgegenstände und Lehrbücher sind zu beschränken, jene auf Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, diese auf Bibel, Katechismus, Gesangbuch und ein einziges, zweckmäßiges und allgemeingültiges Lesebuch; die Ausbildung des Lehrers muß dieser Stufe angepaßt, das Seminar also gleicherweise von allen Gegenständen unnützen Halbwissens befreit werden; seine Grundlage findet aller Volksunterricht in der Anleitung zu christlicher Frömmigkeit, nach den unverfälschten Lehren der Schrift. Das Gymnasium zeigt dieselben Schäden und Folgen. Also auch hier: Beschränkung der Lehrgegenstände, auf alte und neue Sprachen, Mathematik und Geschichte und Geographie, nach vorgeschriebenen Lehrbüchern, und Betonung des christlichen Charakters der Schule; Ablegung des Glaubensbekenntnisses und kirchliche Einsegnung sind bis zur Entlassung zu verschieben. Am weitesten ist natürlich die Entartung bei der Universität gediehen: zügellose Freiheit im Lehren und Lernen, und daher in der Gesinnung. Hier vor allem bedarf es also strenger Vorschriften. Solche wären: daß der Professor nur diejenige Wissenschaft, für die man ihn berufen habe, vortrage und sich jedes Übergriffes, besonders auf die Politik, enthalte; daß der Student, wie in alten, guten Zeiten, zum wenigsten zwei Jahre auf einer Landesuniversität verweile; daß er bei seinem Abgang von der Hochschule eine strenge Prüfung, in Gegenwart des neuen Bevollmächtigten der Regierung, bestehe und außerdem nachweise, wie oft er an Gottesdienst und Abendmahl teilgenommen habe; daß zum Rektor nur ein anerkannt gutgesinnter Mann gewählt werde; gleichzeitig ist die Dauer dieses Amtes auf fünf Jahre zu verlängern. Doch gehen wir weiter, zur Kirche. Die auf der Universität gebildete Geistlichkeit hat selber, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, das Fundament untergraben, auf welches Christus und die Reformatoren die Kirche gestellt haben: den Glauben an Jesus, den Erlöser, und an die alles entscheidende Autorität seines Wortes. Dafür hat man bald dieses, bald jenes philosophische System auf den Thron gesetzt, die Offenbarung der Vernunft unterworfen und den Wahn genährt, daß man des Positiven und Historischen im Christentum entraten könne. Wenn der Staat die Würde und den Segen des christlichen Staates bewahren will, so muß er eingreifen. Niemand darf zum Professor oder Doktor der Theologie gemacht werden, der nicht durch ein gründliches Werk erwiesen hat, daß er das biblische Christentum kennt und ehrt. Schriften, die sich gegen die christlichen Grundwahrheiten wenden, dürfen gar nicht gedruckt werden,

solche, die den kirchlichen Lehrbegriff erörtern, nur in lateinischer Sprache. Die besten Theologen müssen sich zusammentun und unter der Autorität des Staates eine echt theologische Zeitschrift herausgeben. Der Geistliche ist auf den kirchlichen Lehrbegriff zu verpflichten. Katechismus und Liturgie sind für die ganze Kirche gleichmäßig zu gestalten. Und dann bedarf die Kirche einer neuen Verfassung. Die gegenwärtige, die zwischen „äußeren" und „inneren" Angelegenheiten und demnach zwischen Regierungen und Konsistorien unterscheidet, verzichtet auf Einheit und Kraft. Die Kirche sich selber, durch Synoden, regieren zu lassen, wie man wohl verlangt, ist ausgeschlossen; dafür müßten zumal die Geistlichen wissenschaftlich und moralisch reifer sein. Die Leitung der Kirche gebührt allein dem Staat: aber er muß sie einer Behörde übertragen, also am besten den Oberlandesgerichten. Endlich, Volksschule, Gymnasium, Universität und Kirche haben seit vierzig, fünfzig Jahren ein Beamtentum gezüchtet, welches alle Irrtümer des Zeitgeistes teilt. Nach dem Unglück von 1806 gelangten Männer zur Regierung, die das bewährte System des Staates gründlich umbildeten, „Intelligenz" und „Genie" zur Losung machten und jahrelang nur daran arbeiteten, das Volk zu einem Aufstand gegen die Franzosen zu bringen; allein die Einsicht und der feste Wille des Königs haben diese Revolution, die alles verdorben hätte, verhütet. Für die glorreiche Befreiung mußte allerdings die ganze Kraft des Volkes eingesetzt werden. Aber wenn sich nun die einmal entfesselten Leidenschaften gegen den eigenen Staat gerichtet haben, so ist das wieder die Schuld der Behörden. Die Beamten haben die Furcht vor dem Landesherrn verlernt, wissen alles besser, gehorchen nur halb oder gar nicht. Diese Furcht muß ihnen wieder eingeflößt werden. Auch ist der eine Staatskanzler wieder durch das alte Generaldirektorium zu ersetzen. Ferner müssen die Ausgaben für Gehälter, Pensionen, Bauten und andere zwar angenehme, aber nicht notwendige Dinge beschränkt werden, damit man die Lasten der mittleren und unteren Stände mindern und Handel und Wandel fördern kann; weil in dieser Hinsicht nicht genug geschieht, deshalb finden die Phrasen der Demagogen Glauben. Zum Schluß: wie bei der Staatszeitung in Berlin, so müssen bei allen Zeitungen gutgesinnte Männer angestellt werden, die den Untertanen den Sinn für Wahrheit und Recht, Gesetz und Ordnung schärfen.

Man darf wohl sagen, Eylert und die Seinen wollten Preußen um hundert oder zweihundert Jahre zurückbringen.

Aber sie mußten zuvor den König erobern. Indessen, die Zeiten waren günstig. Eine neue Welle revolutionärer Erregung überflutete in diesen Jahren, 1820 und 21, die romanischen Staaten; sie führte in Frankreich zur Ermordung des Herzogs von Berry, in Spanien, Portugal, Neapel, Sardinien zum bewaffneten Aufstand. Gleichzeitig erhoben sich die Griechen und wuchs die Gefahr in Polen. Und so steigerte sich auch die Reaktion der heiligen Allianz; die Kongresse von Troppau und Laibach waren dafür der Ausdruck. Eben in Troppau, im November 1820, haben Wittgenstein und Hardenberg miteinander um den König gerungen. Wie schwer der Kampf gewesen ist, zeigen die Nachrichten in dem Tagebuch Hardenbergs, daß heute

Wittgenstein den Dienst verlassen, morgen der König die Krone niederlegen wollte. Wittgenstein trug einstweilen den Sieg davon. Eine Kabinettsorder erklärte, daß der König das Unterrichtswesen gründlich reformieren wolle und den Staatskanzler beauftrage, mit Altenstein, Wittgenstein, Schuckmann und Eylert darüber zu Rate zu gehen, besonders aber dafür zu sorgen, daß „Behörden, Konsistorien, Schulen und Universitäten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern und Verführten gereinigt würden". Und nach der Rückkehr nach Berlin — während Hardenberg in Wien weilte — veranlaßte Wittgenstein den König zu dem weiteren Befehl, daß der Plan für die Reform zunächst von Eylert, Schultz, Beckedorf und Snethlage — ohne Altenstein — entworfen werden solle. Im Februar 1821 war dieses Gutachten vollendet; jeder der vier Autoren hatte sein Bestes beigetragen. Selten sind wohl in einem modernen Kulturstaat von verantwortlicher Seite so schwere, aus blinder Wut geborene Anklagen erhoben worden wie hier: gegen das 1809 begründete Unterrichtssystem, welches das ganze sittliche Verderben der Gegenwart, die Zerstörung aller weltlichen und geistlichen Autorität verschuldet hat, gegen die Männer, die seit jenem Jahr im Kultusministerium regiert haben — und heute noch regieren, und vor allem — denn die Minister und Räte sind nur die gehorsamen Schüler gewesen — gegen die anderen, die das teuflische System „erfunden" haben, Fichte und Schleiermacher, Jahn und Arndt, hauptsächlich aber Fichte und Schleiermacher, in den Reden an die deutsche Nation und in der Schrift über Universitäten im deutschen Sinne. Zur Rettung aus solchem Elend konnte man selbstverständlich nur wiederholen, was Eylert schon einmal vorgetragen hatte. Wittgenstein beförderte diese Denkschrift an ihre hohe Adresse: der König habe sich nun zu entscheiden; ein „Komponieren" aber mit dem Kultusminister und seinen Räten führe nicht zum Ziel.

Friedrich Wilhelm hat zunächst gewartet, bis sein Staatskanzler wieder daheim war, und nach allen Verhandlungen hat er sich dennoch zum „Komponieren" entschlossen. Altenstein blieb Minister, und Nicolovius, Süvern, Frick, Johannes Schulze blieben seine Räte. Erst drei Jahre später ist es zu einem Revirement im Kultusministerium gekommen: Frick wurde entfernt, Nicolovius und Süvern mußten sich Einschränkungen gefallen lassen, und unter den neu Berufenen war Kamptz, der ärgste der Demagogenverfolger. Viel wurde auch dadurch nicht geändert; außerdem ging damals, 1824, die Hochflut der Reaktion schon zurück. Und nun behielt Wittgenstein recht: mit Altenstein, Nicolovius, Süvern und Johannes Schulze ließ sich das Unterrichtssystem, welches Humboldt, Schleiermacher und sie selber errichtet hatten, nicht zerstören: sie konnten es nun ruhig weiterbauen, das Ganze und jedes seiner Glieder, die Volksschule auf den von der Aufklärung und Pestalozzi gelegten Fundamenten, das Gymnasium als die eine und darum eine universale Bildung gewährende höhere Schule und die Universität als Stätte der freien wissenschaftlichen Forschung und Unterweisung. Und Friedrich Wilhelm III. hat diese Arbeit nicht gehindert: er hat sie also wohl auch für die bessere, sittlichere gehalten und letzten Grundes deshalb das Programm der Dunkelmänner nicht zur Ausführung kommen lassen. Diesen König am

wenigsten soll man daran messen, was andere ihn sagen und schreiben ließen: was er wirklich gewollt und getan hat, zeigt oft ein anderes Gesicht. Die große, schließlich allein zu fürchtende Gefahr für die preußischen Schulen und Universitäten erschien doch wohl erst in dem Augenblick, als die Reaktion von der Unterdrückung gewisser Äußerungen des geistigen Lebens fortschritt zu dem Plan, seinen Inhalt zu korrigieren, als Wittgenstein sich Eylert zu Hilfe rief. Daß diese Gefahr vorübergegangen ist, hat auch die Universität Berlin dem Herrscher zu danken, dessen Bildnis sie in ihrem Siegel führt. Es war im wesentlichen sein eigenes, persönliches Verdienst. Gewiß, Altenstein und Hardenberg hatten mit ihrer geschickten Diplomatie ihren guten Anteil daran. Aber wir haben gesehen, wie wenig Friedrich Wilhelm zuweilen auf sie hörte, und persönliche Interessen spielten bei ihrer Haltung eine große Rolle. Zuletzt kam immer wieder alles darauf an, wie sich der König entschloß; vor seinem erklärten Willen verstummte der Widerspruch, beugte sich die Überzeugung — so war es Brauch in Preußen. Der König allein war frei in seinem Tun und Lassen; er hatte alles zu verantworten. Und kein anderer preußischer König hat so schwer wie Friedrich Wilhelm III. an diesem Bewußtsein getragen, daß jeder Irrtum, jede Schuld auf ihn zurückfalle. Darin hat noch jeder, der billig über diesen König geurteilt hat, die Erklärung gefunden für alles, was ihm die Geschichte, die nur die Taten wertet, nicht verzeihen mag. Die preußischen Patrioten, auch die Humboldt und Schleiermacher, hatten es leicht, große Entschlüsse von ihm zu verlangen: sie sahen immer nur den Sieg, wie sie denn die Pflicht hatten, der reinen Hoffnung zu leben; für eine Niederlage trugen sie nicht die Verantwortung. Nicht anders wird es also auch jetzt gewesen sein: Friedrich Wilhelm hat die Verantwortung gescheut, die er für Wittgenstein und Eylert übernehmen sollte. Die brutale Offenheit, mit der sie ihm ihre letzten Absichten enthüllten, mußte ihn erschrecken. Er begriff: was sie verlangten, widersprach den besten preußischen Traditionen. In dem Glauben an den sittlichen Fortschritt des Menschen durch die Entwicklung seiner geistigen Anlage war dieser Staat emporgekommen, hatte er die Katastrophe überwunden. In diesem Glauben war auch er, der König, einst erzogen worden: er konnte ihn nicht verlieren. Und die Macht, der geistigen Bewegung seines Volkes auf lange hinaus eine andere Richtung zu geben, hätte Friedrich Wilhelm doch wohl gehabt. Freilich, wir glauben schließlich alle an die überlegene Kraft des geistigen Lebens gegen jeden Versuch, seinen Siegerschritt zu hemmen. Aber diese Hoffnung hat doch wohl nur dort ein Recht, wo man mit Zeiträumen schaltet, vor denen die einzelnen Generationen, Staaten und Völker verschwinden. Im übrigen gilt die gemeine Wahrheit, daß geistiges Leben an Anstalten und Personen gebunden ist, und deren Widerstand gegen äußeren Druck hat eine deutliche Grenze. Ein gutes Beispiel ist zur Hand. Friedrich Wilhelm IV. hat die Revolution erlebt, die man seinem Vater als die notwendige Folge der preußischen Schule vorhersagen wollte, oder vielmehr, der Sohn, der in der Luft der Reaktion gegen die Aufklärung groß geworden war, glaubte an einen solchen Zusammenhang. Die Szene ist oft erzählt worden, wie er 1849

unter die in Berlin versammelten Seminarlehrer getreten ist: „All das Elend, welches im verflossenen Jahr über Preußen hereingebrochen, ist Ihre, einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Massenweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreiten, mit der Sie den Glauben und die Treue in dem Gemüt meiner Untertanen ausgerottet und deren Herzen von mir abgewendet haben." Und dann erschienen 1854 die Stiehlschen Regulative, die für die preußische Volksschule die entwickelnde Methode verwarfen und zum Auswendiglernen und Abhören zurückkehrten, Religion, in der starren Form des Bekenntnisses, wieder als Hauptsache bezeichneten und außerdem nur Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen für notwendig erklärten; dieselben Regulative, die betonten, daß der Volksschullehrer selber nicht *mehr* zu wissen brauche, als was er einmal lehren solle, die daher den Unterricht im Seminar an feste, allgemeingültige Lehr- und Lesebücher banden und jede Beschäftigung mit anderen Quellen, auch privatim, untersagten, die zu solchen, für den künftigen Volksbildner schädlichen oder überflüssigen Früchten „die sogenannte klassische Literatur" und die Dezimalbrüche rechneten. Wir müssen bis auf Wöllner, oder, da dessen Regiment nur eine Episode war, tief in das 18. Jahrhundert zurückgehen, um für Stiehl den geschichtlichen Anschluß zu finden: Eylert wäre mit ihm durchaus zufrieden gewesen. Und diese Regulative sind durchgeführt worden, und das preußische Volk und der preußische Volksschullehrer haben bis 1872 nach ihnen ihre Bildung empfangen. Und auch Gymnasium und Universität sind damals, wie man weiß, nicht ganz vor dem Versuch bewahrt geblieben, das Wissen auf das für Staat und Kirche nützliche Maß zurückzuführen. Die Universitäten haben kaum, die Gymnasien wenig darunter gelitten: Raumer hat zu kurze Zeit regiert. Aber auch jeder Druck, den die empfindliche Volksschule erfährt, pflanzt sich früher oder später nach oben fort; zum mindesten wird in solchen Fällen der Zusammenhang der geistigen Kultur gefährdet. Das klare Bewußtsein, daß darum das Unterrichtswesen eines großen Staates diesen Zusammenhang von Stufe zu Stufe darstellen müsse, hat ja die Arbeit der Männer, die in den Ministerien Humboldts und Altensteins saßen, geleitet. Darum ruhten die preußischen Universitäten auf sicheren Grundlagen. Und darum beschränkte Eylert seinen Angriff nicht auf die Universitäten, die den Anlaß dazu gaben, sondern er richtete ihn zugleich gegen Gymnasium und Volksschule.

Der Kampf war freilich nicht damit zu Ende, daß dieser Angriff abgeschlagen wurde. Auf dem alten Boden, mit den Waffen der Gewalt, führte man ihn nur desto heftiger fort. Verfolgen wir an dieser Stelle nicht den Verlauf. Kehren wir immer wieder zu unserem Geschichtschreiber zurück, um uns von ihm erzählen zu lassen: wie die Kabinettsorder vom 12. April 1822 das preußische Beamtenrecht änderte, indem sie Geistlichen und Lehrern, die man entlassen oder versetzen wollte, die Berufung an die ordentlichen Gerichte versperrte; wie Schuckmann dieses Machtmittel sogleich zu einem neuen Versuch benutzte, sich für seine „Relegation von Schulen und Universitäten" zu rächen, wie also gegen Schleiermacher noch einmal ein Verfahren auf Absetzung eingeleitet wurde, und wie nun Altenstein es verstand, die Sache zu verzögern

und zu verwickeln, bis man ihrer müde wurde und sie fallen ließ; wie Wittgenstein und seine Freunde immer wieder gegen einen so lästigen Kultusminister ihre Minen legten, und wie Altenstein dennoch das Feld behauptete; wie Schultz darüber alle Schranken der Disziplin vergaß, so daß er nun selber den Dienst quittieren mußte; wie die Edikte gegen die Verbindungen unter der Studentenschaft unabläßig geschärft, unnachsichtlich angewandt wurden; wie die akademische Gerichtsbarkeit im wesentlichen aufgehoben wurde; wie in Beckedorf ein neuer Bevollmächtigter der Regierung bestellt, wie diese Einrichtung über den von der Bundesversammlung bestimmten Zeitraum hinaus verlängert wurde.

Im Sommer 1824 ließ sich doch erkennen, daß die Regierung den Frieden suchte. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Es war nun still geworden an der Universität Berlin. Verbindungen, Turnen und Fechten, Kneipen und Fahrten: alles war verschwunden, und auch die Freude daran. Die Berliner Studentenschaft verwandelte sich in den Berliner Studenten, der nicht mehr für die Ideale der Burschenschaft Freiheit und Laufbahn opfern, sondern zunächst studieren wollte. Der junge Ludwig Feuerbach, der damals unsere Hochschule zum Abschluß seiner Studien bezog, verwunderte sich über den Gegensatz zu anderen Universitäten: „Berlin ist ein Arbeitshaus." Im Lehrkörper dieselbe Stimmung. Man kam zu der Einsicht, daß man einer Regierung, die entschlossen war, ihre Macht zu gebrauchen, nicht widerstehen konnte. Tatsächlich hatte die Universität ihre Selbstverwaltung schon verloren: sie konnte sie auch gesetzlich, für immer, verlieren. Sie konnte auch ihr höchstes Gut, ihre wissenschaftliche Freiheit, verlieren, wenn ein neuer Kultusminister — und Altenstein konnte seinen Feinden jeden Tag erliegen — dazu überging, die Lehrstühle mit bequemen Personen zu besetzen. Also war es jetzt nicht an der Zeit, besonderen Mut zu beweisen, Studententum und Statuten zu verteidigen oder gar zu den politischen Fragen Stellung zu nehmen. Man war auf das Wohlwollen der Regierung angewiesen: man konnte es nur zurückgewinnen, wenn man sich ganz in die stille Arbeit der Wissenschaft versenkte. So daß man dann auch wohl von dem Bevollmächtigten und manchen anderen dauernden Kränkungen befreit würde, die sich die Universität durch ihre Widersetzlichkeit zugezogen hatte. Ihre Widersetzlichkeit: das hieß doch wohl: die Politik Schleiermachers; man konnte sich der Führung dieses Mannes nicht länger überlassen. Soweit wir sehen, müssen wir 1821 für das Jahr erklären, mit welchem sich solche Erwägungen — die nie gefehlt hatten — stärker hervorwagten; die Rektorate Wilken (1821—22), Raumer (1822—23) und Hoffmann (1823—24) stehen unter ihrem Zeichen. Gleichzeitig hat sich Schleiermacher mehr und mehr zurückgezogen. Er empfand — und manche Abstimmung bestätigte es ihm — daß er das volle Vertrauen seiner Kollegen nicht mehr besaß. Solange freilich Schultz regierte, konnte aller guter Wille die Konflikte noch nicht vermeiden; zu seinem Nachfolger, Beckedorf, gewann die Universität sogleich das beste Verhältnis. Sie wurde also die gehorsame, fleißige Hochschule, die der Kultusminister immer gewünscht hatte. Niemand hat sich so wie Altenstein über diesen Wechsel gefreut: er sah nun beide, die Universität und sich selber,

der Gefahr entrückt. Aber auch Schuckmann, Kamptz, alle, die als Bureaukraten fühlten, verlangten von der Universität nicht mehr als eben diesen ehrlichen Verzicht auf politischen und körperschaftlichen Eigenwillen. Die Wissenschaft selber wollten auch sie nicht verfolgen. Sie wollten sie schützen. Alles in ihnen, ihr „gesunder Menschenverstand", ihr preußischer Patriotismus und nicht zuletzt ihr Wille, die Macht zu behaupten, empörte sich gegen die dunklen Pläne, die diese Wittgenstein, Eylert, Beckedorf betrieben, diese Hofschranzen, Pfaffen und halben Katholiken. Aber noch regierten sie, die Beamten, den Staat: so kamen sie der Universität, die sich unterwerfen wollte, entgegen. Und dasselbe europäische Moment, welches einst den Sturm verstärkt hatte, half ihn jetzt beschwören. In den Jahren 1822—25 brach die heilige Allianz zusammen. England ging wieder einmal die geraden Wege seiner eigenen Interessen; das neue Ministerium Canning erklärte sich in der spanischen, in der amerikanischen und in der griechischen Frage für die Rebellion. Infolgedessen konnte nun auch der russische Ehrgeiz zu seinen alten Absichten auf die unteren Donauländer zurückkehren, und dadurch wieder sah sich Österreich bedroht. Das Ergebnis war, daß auf der einen Seite Österreich allein, auf der anderen vereinigt die „Freunde" der Griechen, Rußland, England und Frankreich standen. Diese neue Konstellation befreite Preußen von der Notwendigkeit, auf die Wünsche Metternichs gar zu ängstlich Rücksicht zu nehmen. Man konnte vor allem in der inneren Politik wieder mehr den eigenen Antrieben folgen; hatte doch das Gefühl dafür, daß man gerade hier auf Bahnen gedrängt wurde, die den Traditionen und Interessen Preußens entgegenliefen, auch schon die Kreise der Beamtenschaft erfaßt.

Auf dieser Grundlage ist dann der Friede zwischen Regierung und Universität von Dauer gewesen. Die Universität, die als Körperschaft und als Träger der politischen Bewegung unterlegen war, vermied besonnen alles, was den Argwohn der Regierung von neuem erregen konnte. So rettete sie ihre wissenschaftliche Freiheit. Die Regierung wieder verzichtete nicht auf die Waffen, die sie sich in den Tagen des Kampfes geschmiedet hatte. Sie hielt ihre Edikte aufrecht, jeden Augenblick, wie etwa nach der Revolution von 1830, bereit, sich ihrer mit der alten unerbittlichen Strenge zu bedienen. In den ruhigen Zeiten hat sie doch die Zügel deutlich nachgelassen; sie erkannte, daß sie es unbesorgt tun konnte. Ja, sie hat schließlich auch das Amt des Bevollmächtigten aufgegeben, indem sie seine Geschäfte ständig auf Rektor und Richter übertrug. Sie hat also der gehorsamen Universität allmählich ihre Selbstverwaltung zurückgegeben.

In schweren Kämpfen und Niederlagen hat die Universität Berlin begreifen müssen, daß der Staat der Herr bleiben will über jedes Recht, welches er seinen wissenschaftlichen Anstalten verliehen hat: daß diese auf seine Gnade angewiesen sind. Aber sie hat je länger, je mehr auch die andere Erfahrung machen können, daß der preußische Staat sich auch der sittlichen Pflicht bewußt bleiben will, an die solche Macht gebunden ist: daß er seine Anstalten schützen und fördern will, als Stätten der wissenschaftlichen Forschung, und nun wohl auch als freie Organisationen des wissenschaftlichen Kultursystems.

Der Tod Attilas

eine altgermanische Dichtung.

Von

Professor F. Kluge.

„Sein Name wird dauern, solange die Welt besteht", so redet die altnordische Wälsungensage von Siegfried dem Wälsung. Solange die germanische Welt dauern wird, wird das Schicksal dieses großen Sagenhelden in der Erinnerung der Nachwelt verwachsen bleiben mit dem Schicksal des großen Hunnenkönigs Attila. Sein Ruhm reichte so weit wie der Ruhm Siegfrieds. In Altengland priesen angelsächsische Dichter seinen Namen, und die altnordische Liederedda überliefert in ihrem reichen Niblungenzyklus zwei Attilalieder, die sie ausdrücklich als die „grönländischen Attilalieder" bezeichnet. Erst im Beginn des 11. Jahrhunderts kamen Männer des skandinavischen Nordens zum ersten Male nach Grönland, und nordische Runeninschriften, die noch jetzt auf Grönland bestehen, beweisen für nordische Siedlungen des 11. Jahrhunderts. So werden die grönländischen Attilalieder der Edda dem 11. Jahrhundert angehören. So alte Liedzeugnisse für den großen Hunnenkönig weist kein deutsches Literaturdenkmal auf. Nur das alte Hildebrandslied des 8. Jahrhunderts spielt auf Theodorichs Aufenthalt am Hofe Attilas an, und das ist sagenhaft und nicht geschichtlich; und das lateinische Walthariuslied des St. Galler Mönchs Ekkehard versammelt in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts germanische Fürstensöhne und Heerführer um den Hunnenkönig.

Wenn dann um das Jahr 1200 unser Nibelungenlied Etzel und Kriemhild in eingehender Darstellung poetisch behandelt, so werden die sieben Jahrhunderte, die auf die geschichtlichen Ereignisse zunächst gefolgt sind, die Geschichte des Hunnenkönigs wohl haben beeinträchtigen können. Aber noch im Nibelungenlied schimmert Etzels Geschichtlichkeit deutlich durch; er erscheint nicht wie ein Vertreter des Germanentums, sondern in Gesichtsfarbe und -ausdruck wie der Angehörige einer fremden Rasse, und seine Hunnen kämpfen noch als Bogenschützen wie bei Prokop und Jordanes. Zwei namhafte Spielleute germanischen Stammes sind in seiner Umgebung, wie einst der byzantinische Gesandte Priscus zwei gotische Sänger in Attilas Methalle

kennen lernte. Und sicher ist es geschichtlich, wie es auch sagenhaft ist, daß sich in Attilas Umgebung germanische Fürsten und Fürstensöhne in großer Zahl als outlaws in angesehener Stellung aufhielten, wie Ekkehards Waltharius-lied es fünf Jahrhunderte nach Attilas Regierungsantritt schildert. Geschichtlich ist im Nibelungenlied auch Attilas Bruder Blödel, den die geschichtlichen Quellen Bleda nennen: er regiert zusammen mit Attila, und in die Zeit ihrer gemeinsamen Regierung, die mit Bledas Ermordung 444 endete, fällt die Burgunderkatastrophe, die Nibelungennot, die identisch ist mit der Vernichtung von 20000 Burgundern durch die Hunnen (der Chronist Idacius berichtet zum Jahre 437 Burgundionum caesa viginti milia).

So manche geschichtlichen Züge unser mittelhochdeutsches Volksepos von Attila, seiner Zeit und seiner Umgebung festgehalten hat — die altnordische Liederedda fügt noch weitere halbgeschichtliche Züge hinzu, die aus süddeutscher Überlieferung über Niedersachsen den Weg an norwegische Königshöfe und darüber hinaus fanden. Schwerwiegend ist insbesondere, daß Etzel-Attila in den grönländischen Attilaliedern von der Hand seiner Gemahlin Gudrun fällt. Diese ist mit der Kriemhild der deutschen Sage im übrigen identisch. Aber in der nordischen Überlieferung steckt doch ein geschichtlicher Kern, wenn auch die deutsche Sage nichts davon bewahrt hat. Attila starb 453 in der Hochzeitsnacht am Blutsturz, als er sich mit einer Germanin Ildico-Hildiko vermählt hatte. Die geschäftige Phantasie schon der nächsten Generationen fabelte von einem Racheakt, dem der Hunnenkönig zum Opfer gefallen sein sollte, da die Germanin eigene Angehörige an Attila zu rächen hatte: ein Zeitgenosse des für die Hunnenzeit so wichtigen Goten Jordanes, Comes Marcellinus, gibt an, daß Attila durch die Hand eines Weibes seinen Tod gefunden habe.

Aber Jordanes selber ist die bessere Quelle, weil er noch aus besseren Quellen schöpfte. Die Schilderung, die Priscus als byzantinischer Gesandter an Attilas Hofe von der Hunnenzeit entworfen hat, lag ihm noch vor, und anderes fand er bei dem Zeitgenossen Theodorichs des Großen, bei Cassiodor.

Und das wertvollste in der Darstellung des Jordanes ist die Überlieferung der poetischen Totenklage, die bei Attilas Leichenfeier eine Rolle spielte. Wie kommt Jordanes (551) — nahezu 100 Jahre nach Attilas Tode (453) — noch dazu, den Wortlaut der Totenklage zu kennen? Mit der Vernichtung der Hunnen mußte alles schon längst verschwunden sein, was hunnisch war. Hunnische Überlieferung in der Sprache der Hunnen konnte der Geschichtsschreiber der Goten unmöglich besitzen. Wie und wo hätte sich der hunnische Wortlaut eines Liedes erhalten sollen, mochte es auch noch so bedeutsam gewesen sein? Und hätte man so spät überhaupt noch hunnische Sprache verstehen können?

Nur gotische Überlieferung konnte dem Geschichtschreiber vorgelegen haben; Cassiodors Werk wird sie ihm vermittelt haben, und wie dieser in der Umgebung Theodorichs noch Germanen genug kennen mochte, die Attila in Pannonien mit erlebt hatten, so konnte eine gotische Totenklage auf Attila im Gedächtnis der Goten weiterleben. Gotische Sänger hatte Priscus von

Byzanz in Pannonien in Attilas Halle den Ruhm des Hunnenkönigs verkünden hören. Die Schicksale der Goten und ihres Dietrich von Bern blieben für alle Zeiten mit den Schicksalen Attilas und seiner Hunnen verwachsen. Die mittelhochdeutschen Dietrichsepen des 13. Jahrhunderts sind der beste Beweis dafür. Ist doch auch Attilas weltgeschichtlicher Name nicht hunnisch, sondern gotisch! Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Name „Väterchen" bedeutet (gotisch atta „Vater").

Es kann nur ein gotisches Lied gewesen sein, von dem Jordanes wußte. Was er uns als Totenklage auf Attila in lateinischer Sprache überliefert hat, ist kein poetisch-rhetorisches Erzeugnis seiner eigenen Phantasie[1]). Durch die lateinische Stilisierung glaubt man Geist und Wortfügung der Originaldichtung noch herauszuhören. Und die wohlgesetzten lateinischen Wendungen zeigen den Schriftsteller in seinem Bemühen, eine anders geartete Dichtersprache in poetisches Latein umzugießen. Oder ist es nicht Streben nach Klassizität, wenn es im Anbeginn heißt: Attila patre genitus Mundeucho? Ist es nicht superlativischer Latinismus, wenn es weiter heißt: fortissimarum gentium dominus? Und vollends rhetorisch klingt der lateinische Wortlaut aus mit der rhetorischen Frage: quis ergo hunc exitum putet quem nullus aestimat vindicandum? Der spätlateinische Schriftsteller bringt es fertig, eine langatmige Periode zu stilisieren, und ist dabei doch schließlich entgleist.

Was hinter dem lateinischen Wortlaut steckt, ist ein alliterierendes Gedicht in gotischer Dichtersprache. Aber der Stil der germanischen Poesie hatte seine Eigenart, die der Schriftsteller verwischen mußte, um gutes Latein zu schaffen. So hat er auch nicht danach getrachtet, die Alliteration nachzuahmen. Der Wortreichtum Attila patre genitus Mundeucho ist schwach und schleppend gegen das altgermanische Original Attila Botelung. Denn wenn der gewissenhafte Historiker seiner sonstigen Darstellung gemäß Attila als Sohn des Mundzug behandelt — in der germanischen Überlieferung war Budila oder Budala oder, wie wir neuerdings erst gelernt haben, wohl Buda der Vatername. Und noch in der nordischen Liederedda ist Attila-Atle ein Buthlungr, ein Sohn Buthles.

[1]) Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundeucho, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, nec non utraque Romani orbis imperia captis civitatibus terruit et, ne praedae reliqua subderentur, placatus precibus annuum vectigal accepit: cumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolume inter gaudia laetus sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc exitum putet, quem nullus aestimat vindicandum? Der edle Hunnenkönig Attila, der Sohn Mundzuchs, der Beherrscher der tapfersten Völker, der mit einer vor ihm unerhörten Machtfülle als Alleinherrscher die skythischen und germanischen Reiche im Besitz hatte und die beiden Reiche der römischen Weltmacht mit der Eroberung ihrer Städte in Schrecken hielt und den Weltkreis mit Verheerung zu verschonen, sich durch Bitten und Jahrestribut bestimmen ließ — Nachdem er das alles mit Kriegsglück durchgeführt hat, ist er gestorben, nicht durch feindliche Wunden, nicht durch die Arglist der Seinigen, sondern inmitten seines glücklichen Volkes in Freude und Festlichkeit. Wer möchte das für eine Katastrophe halten, die nicht zu sühnen ist? (Jordanes Kap. 49.)

Eine Wendung wie fortissimarum gentium dominus zeigt in dem Superlativ des Adjektivums eine rhetorische Färbung, wofür altgermanische Stilmittel anders verfuhren. Man schuf Wortbildungen wie „Siegesvölker" oder „Speervölker" für fortissimae gentes.

So dreht sich alles um die Frage: können wir die gotische Vorlage zum Latein des Jordanes rekonstruieren? Im einzelnen Falle vielleicht, wenn wir z. B. hinter praecipuus Hunnorum rex ein gotisches athal reiks Hûnê vermuten. Aber eine Rückübersetzung ins Gotische bliebe doch Spielerei, denn keine gotische Dichtung des 4. bis 6. Jahrhunderts ist auf uns gekommen, und nur auf Umwegen können wir uns die Dichtersprache der Goten veranschaulichen, indem wir die poetische Stilistik des Heliand mit dem altenglischen Beowulfepos und mit der nordischen Liederedda in Einklang bringen. So ist es immerhin ein kühnes Unternehmen, in einer deutschen Übersetzung Stil und Geist des altgotischen Liedes wiederzugeben:

Der Edelkönig der Hunnen, Attila der Botelung,
War Herrscher über Heldenvölker. Nie besaß ein Heerfürst vor ihm
Die Oberhoheit zugleich über Ostleute und Germanen.
Römerstädte hat er bezwungen, ihre beiden Reiche bedroht.
Seine Gewalt fürchtet der Weltkreis. Aber Wohlwollen und Huld fand
Wer um Schonung bat und Schatzspenden bot.
Stets war das Kriegsglück mit ihm. Jetzt liegt unser König darnieder,
Nicht durch Feindeshand, nicht durch der Freunde Arglist.
Friede herrscht im Volk, er verschied in Freude und Lust.
Nicht waltet hier Wehgeschick, nicht müssen Waffen hier rächen.

Was uns Jordanes im lateinischen Wortlaut überliefert, ist als Abbild eines germanischen Originals nicht hoch genug einzuschätzen. Das Gedicht ist einzig in seiner Art. Die Überlieferung aller germanischen Sprachen hat nichts Gleichwertiges aufzuweisen. Keine Totenklage auf einen germanischen Volkskönig stellt sich neben diese Totenklage auf den Hunnenkönig, der aber durchaus sympathisch charakterisiert wird, wie man auch einen germanischen Volkskönig charakterisiert haben würde. Das spätere Mittelalter kennt im 12. und 13. Jahrhundert wohl Klagelieder der Minnesänger. Reinmar von Hagenau dichtete eine Totenklage auf Herzog Leopold VI. von Österreich; aber es ist charakteristisch, daß er sie der Gemahlin des Toten in den Mund legte. Walther von der Vogelweide beklagt den Tod eben dieses Reinmar von Hagenau; der Truchseß von St. Gallen beklagt den Tod Walthers. Als Ottokar von Böhmen auf dem Lechfeld fiel, widmete ihm ein unbekannter Sänger ein ernstes und warm empfundenes Klagelied.

Aber die poetische Gattung der Klagelieder war schon einer älteren Zeit geläufig. Im Rahmen der Leichenfeierlichkeiten hatte die Totenklage einen festen Platz. Das angelsächsische Beowulfepos schließt mit der Leichenverbrennung des Helden. Zwölf edle Krieger reiten feierlich um den Grabhügel und verkünden mit Gesang den Ruhm des toten Helden. So hatten in der Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern Westgoten ihren auf der Walstatt gefallenen König Theodorid mit Klageliedern geehrt.

Aber den vollen Eindruck dieser Literaturgattung gibt uns einzig und allein die Totenklage auf Attila. Sie vermeidet alles Detail; denn die hunnischen Waffengefährten und Kriegerscharen hatten alles miterlebt, und kurz und bündig brauchte nur angedeutet zu werden, woran sich jeder noch persönlich erinnerte. Der Held und seine Abstammung, sein angeerbtes Volk und die unterjochten Völker werden namhaft gemacht. Die Höhe seines Ruhms deuten die Konflikte mit dem Römerreich an. Und dann tritt die Katastrophe ein, die keine Katastrophe zu nennen ist. Der Held steht auf der Höhe seines Glücks. Nicht dem Feinde ist er erlegen, nicht wie große Helden der Vergangenheit vor ihm der Arglist der eigenen Sippe. Glück und Frieden herrschte überall. Inmitten von Festfreuden ist er gestorben. Das Gebot der Rache kann hier nicht in seine Rechte treten.

Und trotzdem hatte Wehgeschick gewaltet: der König war nicht auf der Walstatt geblieben; er war nicht gestorben, wie er gelebt hatte, als Krieger und Kämpfer. Der Tod daheim war nicht das Ende, das ein solches Leben schließen mußte. Das nannte man auf altnordisch „strohtot sein", wenn man im Bette starb. Unsere Totenklage legt Wert darauf, solches Mißgeschick aussöhnend zu verklären, wenn es heißt: inter gaudia laetus occubuit.

Lauter germanische Anschauungen, Ausdrucksweisen und Stilmittel strahlen durch die lateinische Paraphrase des Jordanes hindurch. Das Gedicht ist nicht bloß ein bedeutsames geschichtliches Dokument aus großer Zeit, es ist auch ein Kleinod altgermanischen Geistes und zugleich das älteste Denkmal germanischer Dichtung überhaupt und das einzige aus der Zeit der Völkerwanderung.

Anders Fryxell.

Ein Lebensbild

von

Selma Lagerlöf.[1])

Nun will ich mich einmal an einen schönen Sommersonntag vor vierzig Jahren zurückversetzen. Ich war damals ein kleines Mädchen, das man mitgenommen hat, damit es nicht allein zu Hause zurückbleibe. Wir sind mit allen Fahrgelegenheiten, die wir nur haben, ausgezogen, der Landauer, die Chaise, der Karren und der Großmutterwagen, alles ist ausgerückt. Aber dafür sind wir auch alle mit, Vater und Mutter und die Geschwister, und unser Sommerbesuch, und das ganze Hausgesinde. Es ist etwas Ungewohntes und Festliches um diesen Tag, und das macht es, daß ich mich noch heute daran erinnere. Als wir das Dorf hinter uns gelassen haben und auf die Landstraße gekommen sind, da sehen wir eine lange Reihe von Wagen vor uns, und über alle Wege und Stege kommen Wanderer, die zur Kirche eilen. Und als wir zum Kirchenplatz kommen, da sind die langen Steinmauern ganz von wartenden Menschen verdeckt, und nie zuvor habe ich so viele Pferde und Wagen vor dem Gemeindehaus gesehen.

So klein ich bin, weiß ich doch ganz genau, was so viele Leute in die Kirche gelockt hat. Es ist das Gerücht, daß Propst Fryxell oder der Professor, wie wir damals sagten, in unserer Kirche predigen würde. Wir gehören ja zu seinem Pastorat, wenn wir auch unseren eigenen Pfarrer haben, und einmal im Jahr pflegt er zu kommen und bei uns zu predigen. Ich habe ihn noch nie gesehen, denn ich war zu klein, um zu den großen Gesellschaften im Pfarrhof Sunne mitgenommen zu werden, und auch sonst habe ich ihn nirgends zu Gesicht bekommen. Aber um so mehr habe ich von ihm gehört. Ich weiß, daß er ein großer und berühmter Mann ist; es gibt keinen lebenden Mann in Vermeland, der so berühmt wäre wie er. Er sitzt in der

[1]) Anders Fryxell, der große schwedische Historiker, geboren 1795, gestorben 1881, war von 1835—1847 Pfarrer in Sunne, wo ihm im September vorigen Jahres ein Denkmal errichtet ward, bei dessen Enthüllung die berühmte Dichterin die hier mitgeteilte Weiherede hielt. Die Redaktion.

schwedischen Akademie, und er hat die Geschichte Schwedens in vielen, vielen Teilen geschrieben, und er schreibt sie noch immer weiter. Ich bin sehr gespannt, was ich zu sehen bekommen werde. Alle diese Menschen, die um seinetwillen zusammengeströmt sind, stimmen mich sehr erwartungsvoll und feierlich.

Der Wagen des Professors steht auf dem Kirchplatz, aber ihn selbst sehen wir nicht. Er ist schon in der Sakristei. Ich wenigstens bekomme ihn erst zu sehen, als er die Kanzel besteigt.

Es war nicht ganz derselbe Mann, den wir hier im Bilde sehen. Er war jünger, die Gestalt war ungebeugt und kräftig, das Haar hing nicht so tief auf die Schultern. Aber ein alter Mann war er, mit schneeweißem Haar und einem tiefgefurchten Gesicht. Doch mit diesem Gesicht ist es sehr merkwürdig; man kann nicht müde werden, es zu betrachten. Ich weiß nicht, ob es schön ist, aber es fesselt meine ganze Aufmerksamkeit. Ich kann kein Auge davon verwenden. Es sind ja genug andere alte Männer in der Kirche, aber keiner sieht so aus.

Damals konnte ich mir wohl nicht erklären, was es war, das mich so ergriff. Jetzt verstehe ich, daß das ganze Gesicht so vergeistigt war, so verklärt von all der seelischen Arbeit, die hinter dieser breiten Stirn verrichtet worden war.

Aber außer dem Gesicht setzt mich noch etwas anderes in Erstaunen. Nämlich, daß ich alles, was dieser Prediger mir sagt, hören und verstehen kann. Ich war ja schon öfter in der Kirche gewesen; aber unsere Prediger bedienten sich so seltsamer Worte, daß ich gar nicht verstehen konnte, wovon sie sprachen. Aber dieser gelehrte alte Mann sprach so, daß ich jedes Wort begriff. Es ist wunderbar, das verstehen zu können, was in der Kirche gesagt wird. Und die Predigt ist nicht lang und ermüdend, wie sie es sonst zu sein pflegt.

So weit ist alles gut gegangen, aber nun ist der Gottesdienst zu Ende, und wir verlassen die Kirche. Vater und Mutter sind seit altersher mit dem Propst und seiner Familie befreundet. Sie stehen lange da und plaudern mit ihnen, und schließlich rufen sie uns Kinder, und wir müssen herankommen. „Wer ist denn dieser kleine Junge? Und wer ist dieses kleine Mädchen?" fragt der Professor, während er uns die Hand reicht, und nun sollen wir sagen, wie wir heißen.

Ich glaube, die anderen machten ihre Sache gut, sie antworteten deutlich und freimütig, aber mir ging es schlimm. Vor diesem großen und merkwürdigen Mann mit den Silbersternen an der Brust zu stehen, vor ihm, der mehr Bücher geschrieben, als ich noch gelesen, ihm, der so ganz anders war als irgend jemand, den ich bisher gesehen — und laut und deutlich zu antworten! Das war unmöglich. Ich konnte kein Wort herausbringen.

Auf dem Heimweg saß ich da und schämte mich, weil ich so dumm und scheu gewesen war.

Aber heute bin ich gar nicht böse darüber, daß es so ging, wie es eben ging. Es war eine überwältigende Persönlichkeit, die mir die Kraft raubte,

etwas zu sagen. Und diesen Eindruck von etwas Großartigem und geistig Mächtigem, den habe ich noch. Er überkommt mich jedesmal, wenn ich an den alten Geschichtschreiber denke. Ich empfinde nur selten etwas derartiges, wenn ich vor den großen Männern von heute stehe, aber ich weiß nicht, ob das daher kommt, daß ich ihn mit den vergrößernden Augen eines Kindes sah, oder ob die Menschen jener Zeit nach größerem Maßstabe geschaffen waren.

Dies war das erstemal, daß ich Professor Fryxell sah. Jetzt möchte ich auch ein paar Worte über die letzte Erinnerung sagen, die ich von ihm habe.

Es war dort unten im Pfarrhof Sunne an einem Septemberabend. Da war Gesellschaft, aber nur für einige wenige Menschen. Der Pfarrhof war eben umgebaut worden. Und ich glaube, der Zweck der Gesellschaft war, daß wir uns die neue Wohnung ansehen sollten.

Und wir gingen durch die Räume und sahen uns um, und so mancher Vergleich wurde gezogen. Die Älteren waren ein wenig wehmütig über alle Veränderungen. Sie sprachen von den großen Festen, die sie im Pfarrhof mitgemacht hatten, und fragten sich, ob wohl Freude und Gastfreundschaft ebenso heimisch in den neuen Räumen sein würden wie in den alten.

Ich glaube, daß man sich im Arbeitszimmer des Propstes am wohlsten fühlte. Da konnte man vergessen, daß man in einem neuen Hause war. Die großen Bücherregale bekleideten das ganze Zimmer wie zuvor. Da stand der gewaltige Schreibtisch in Hufeisenform, den alle kannten. Auf diesem Schreibtisch hatten zuweilen bis zu zwanzig Kerzen gestanden, um alle Folianten und Notizen zu beleuchten, die ihn bedeckten. Und in der Ecke stand ein alter knorriger Stock, der auch eine Merkwürdigkeit war. Diesen Stock pflegte der Professor immer in der Hand zu halten, wenn er seinem Sekretär diktierte. Zum Spazierengehen benützte er ihn nie, aber er konnte keine Zeile diktieren, ohne ihn in der Hand zu halten.

Als die Hausbesichtigung beendet war, versammelten wir uns im Salon. Es war recht still und gedrückt da drinnen. Man sprach leise, so, als hätte man Angst, jemanden zu stören. Denn der Professor saß mitten unter uns, und er war jetzt sehr alt. Jetzt sah er aus wie hier auf der Büste, ein müder Arbeiter, der nicht mehr Kraft für des Tages Mühen hatte, sondern nach vollendetem Werke sich nach Ruhe sehnte. Man wußte nicht recht, ob er mit seinen Gedanken bei uns war, und etwas Ängstliches und Gedämpftes legte sich auf die kleine Versammlung. Und so nahm man seine Zuflucht dazu, laut zu lesen. Der Vizepastor las Verse von Snoilsky, Wirsén und anderen, die man damals zu lesen pflegte.

Er las auch ein kleines Gedicht von Snoilsky, von einem Bildhauer, der eine große Bronzestatue gießen sollte. Doch mitten im Guß merkte er, daß die Bronze zu knapp bemessen war und der Guß mißlingen mußte. Was sollte er tun? Er sah sich um. Seine ganze Werkstatt war voll von einer Menge kleiner Kunstwerke, Armbänder, Spangen, Schilde, lauter Kostbarkeiten, von ihm selbst gefertigt. Doch der Bildhauer zögert nicht, sondern wie der Dichter es ausdrückt:

Das Schönste seiner Werkstatt nahm er, achtend nicht der Lücke,
Warf's in des Ofens Glut, ein Grab der Meisterstücke,
Dem hoch der Gott entstieg alsdann,
Doch ach, manch goldner Jugendtraum zerrann.
Das Leben wie die Kunst ihr Opfer heischen muß,
Sonst wird es nimmermehr aus einem Guß.

Als der Pastor zu Ende gelesen hatte, sah er zu dem Alten auf.

„Das haben Sie getan, Herr Professor," sagte er. „Sie haben sich immer nur an eines gehalten. Darum haben Sie auch ein großes Werk vollbringen können."

Der Alte richtete sich ein wenig empor und nickte. Dabei flog ein feines Lächeln über sein Gesicht.

„Ja, das ist wahr, ich habe mich all mein Lebtag an die Geschichte gehalten."

Und damit begann er zu erzählen. Ich glaube nicht, daß er an uns andere dachte. Er sprach zu dem jungen Mann neben sich, aber wir anderen lauschten darum nicht weniger aufmerksam. Von dem Augenblick an, wo er in seinen Erinnerungen zu leben begann, war er nicht mehr ein hinfälliger Greis, sondern jetzt war er der Starke. Er war der, der führte. Und er führte uns, wohin er wollte.

Zuerst geleitete er uns in sein Kindheitsheim, in den Pfarrhof Heßleskog unten in Dalsland an einem dunklen Herbstabend anno 1803 oder 4. Draußen war es dunkel und kalt, tiefe Stille auf Wegen und Stegen, die ganze Gegend schlummerte, nur aus einem einzigen Fenster drang ein Lichtschimmer. Der kam aus dem Pfarrhof, aus dem Schlafzimmer des Propstes.

Da lag der Propst Mathias Fryxell und las beim Scheine einer Talgkerze, die auf einem Stuhl neben dem Bett stand. Daran war doch nichts Ungewöhnliches, denn der Propst pflegte immer bis tief in die Nacht dazuliegen und zu lesen. Er war ein gelehrter Mann und konnte nie Wissen genug erwerben.

Aber wenn ein Vorübergehender sich zum Fenster geschlichen hätte, dann wäre es ihm wohl recht drollig und seltsam vorgekommen, einen kleinen Jungen, ein Knirpschen von sieben Jahren, dasitzen und bei derselben Kerze wie der Vater lesen zu sehen. Der Kleine hatte ein paar große Bücher zum Stuhl geschleppt, und auf diesem saß er im bloßen Hemdchen und las in einem ehrwürdigen Folianten.

Es war kalt im Zimmer, das konnte man sich denken, denn Doppelfenster gönnten sie sich im Pfarrhof nicht, und ein Kachelofen, der die Wärme bewahrt hätte, war auch nicht da, nur ein offener Herd.

Auch sagte der Vater, als sie eine Weile gelesen hatten:

„Geh Er und leg Er sich nieder, Anders. Er friert ja."

Aber das wollte der Kleine ganz und gar nicht. Er war abgehärtet, ihn konnte nicht frieren. Jeden Tag lief er mit dem Hirtenbuben durch Wald und Feld, barfüßig, nur mit einem kurzen kleinen Kittelchen bekleidet. Er wollte nämlich ein starker, gewaltiger Recke werden. Er, der kletterte und

ritt und sich in allen Leibeskünsten übte, wollte nicht davon reden hören, daß ihn frieren könnte.

Der Vater ließ ihn auch noch ein Weilchen sitzen, aber bald kamen ihm neue Bedenken. Es ging auf Mitternacht, und das Kind mußte schlafen.

„Geh Er und leg Er sich nieder, Anders. Er schläft mir ja beim Buch ein."

Aber auch jetzt rührte sich der Kleine nicht. Das dicke Buch, in dem er las, hieß „Die Heldentaten des großen Bären", und es erzählte Sagen von alten Recken und Wikingern, von Frithjof dem Starken und Olof Krake und wie sie nun alle hießen. Ein herrlicheres Buch gab es nicht. Das wußte der Vater auch. Er liebte ja selbst Sagen und Abenteuer. Es konnte nicht sein Ernst sein, daß der Sohn schon jetzt schlafen gehen solle.

Und es wurde weitergelesen. Aber nach einer Weile hieß es:

„Geh Er und leg Er sich nieder, Anders. Ich muß jetzt auslöschen. Es geht nicht, daß wir Mutter noch mehr Licht verbrennen."

Da schlug der Knabe gleich das Buch zu und hüpfte ins Bett, denn wenn Mutter in Frage kam, da konnte er auf alles verzichten.

Mutter war das Beste und Herrlichste auf der Welt. Mutter regierte und lenkte alles, während Vater nur an seine Bücher dachte. Aber sie hatte es recht schwer, Mutter, weil sie so viel Geld schuldig waren, das sie sich zu bezahlen mühte. Mutter sparte und rackerte sich ab, sie nähte und wendete; sie war immer in Bewegung; sie fuhr nach Amal und verkaufte Butter auf dem Markt; sie hielt das Gesinde zur Arbeit an und fand noch immer Zeit, an alle Armen im Kirchspiel zu denken. Und wenn Mutter wollte, daß sie die Talglichte sparten, dann mußte es geschehen, da gab es keine Widerrede.

Ich kann mich heute nicht an alles erinnern, was der Alte erzählte. Eine Geschichte aus seiner Kindheit folgte auf die andere. Der junge Pastor, zu dem er sprach, hatte sicherlich manche Dämmerstunde mit ihm so gesessen. Er kannte die Wege, die seine Gedanken zu wandern pflegten. Hier und da machte er eine Bemerkung, um den Professor auf eine neue Geschichte zu bringen.

„Sie waren auch darin aus einem Guß, Herr Professor, daß Sie dieselben Ansichten über Recht und Unrecht ein ganzes Leben lang bewahrt haben, ohne je zu schwanken," sagte er.

„Das ist zuviel gesagt," antwortete der Alte. „Aber nun will ich Ihnen etwas erzählen, Herr Pastor, was mir eine gute Stütze war, als mein Charakter sich bildete." Und er begann wieder. —

Es war im Winter 1812. Er studierte damals auf dem Gymnasium in Karlstad und war nun auf dem Wege nach Hause, um Weihnachten zu feiern. Diese Heimfahrt von der Schule war das Herrlichste und Beste, was das Leben damals bot. Aber als er sich dem Hause näherte, da wurde ihm ängstlich zumute, und er fragte sich, was ihm da wohl begegnen würde.

Es hatte in letzter Zeit um Vater nicht zum besten gestanden. Er war in Schwermut und Untätigkeit versunken, aus Kummer über den traurigen Lauf der Dinge.

Vater war das Kind einer anderen Zeit, der Zeit, die nach Karl XII. kam, als jedermann arbeitete und sich anstrengte, um das Land durch friedliche Arbeit wieder aufzurichten. Da hatte er gelernt, die nützliche, erfolgreiche Arbeit zu lieben und alles zu hassen, was sie störte. Er dachte immer mit Freude an die Jahre zurück, da Schweden vom Volke selbst regiert worden war und es keine Königsmacht gab, die die Entwicklung durch lange Kriege hindern und die Reichseinkünfte durch teure Vergnügungen gefährden konnte. Aber Vater war in seinen sehnlichsten Wünschen immer enttäuscht worden. In seiner Jugend kam Gustaf III., der der Freiheit ein Ende machte, das Reich in Schulden stürzte, Kriege anzettelte und schließlich den Absolutismus einführte. Jetzt, auf seine alten Tage, war es sein Trost und seine Freude gewesen, die französische Freiheitsbewegung zu verfolgen. Er hatte erwartet, daß die Freiheit in alle Länder ihren Einzug halten werde, auch in sein eigenes, aber dann war Napoleon gekommen und hatte dem Traume ein gewaltsames Ende gemacht. Ganze Weltteile wurden durch blutige Kriege verheert, Länder verarmten, der Fortschritt wurde unterbunden. Die Jugend träumte nur von Ruhm und Heldentaten, von friedlichem Streben wollte niemand reden hören. Aber darum haßte Vater auch Napoleon. Er hatte sogar mit Gustaf Adolf IV. Nachsicht, weil er gegen den Tyrannen kämpfte. Aber seit der König gestürzt und Finnland verloren gegangen war, seit Schweden einen französischen Marschall zum Thronfolger hatte und sich mit Napoleon verbündete, da hatte der Propst von Heßleskog alle Hoffnung aufgegeben. Er hatte sich vorzeitig alt gegrämt, er las keine Zeitungen mehr, er wollte nichts von der Welt wissen, in der es so traurig zuging.

Wie würde Vater wohl jetzt sein, wenn er heimkam? Konnten sie ein frohes Fest feiern, wenn Vater noch immer so umdüstert war? Während er noch darüber nachgrübelte, fuhr der Schlitten in den Hof, die Haustür wurde aufgerissen, die Eltern eilten heraus, und er merkte sofort, daß ihre Stimmen fröhlich klangen wie ehedem. Als er den Pelz abgelegt hatte und in den Eßsaal trat, sah er den Vater mit Staunen an. Seine Gestalt hatte sich gleichsam wieder aufgerichtet. Er sah verjüngt und kräftig aus. Es mußte ihm etwas Gutes widerfahren sein, etwas, wovon er nichts wußte.

Er bekam zu essen, er lachte und war glücklich, aber wagte nicht zu fragen, was geschehen sei. Doch bald nahm der Vater den Sohn bei der Hand und führte ihn in sein Arbeitszimmer: „Komm mit mir, Anders, du sollst etwas Neues sehen."

Und er zeigte ihm große Karten von Polen und Rußland, die auf dem Schreibtisch ausgebreitet lagen, und da begriff der Sohn, was den Vater neu belebt hatte. Denn dies war ja das Jahr, in dem Napoleon seinen Einfall in Rußland gemacht hatte, aber zum Rückzug gezwungen worden war und sein ganzes Heer verloren hatte. Der alte Propst war ihm hier auf der Karte gefolgt und hatte ein großes Tintenkreuz an jede Stelle gemacht, wo er eine Niederlage erlitten hatte.

„Jetzt, Anders, ist es zu Ende mit diesem Volkszerstörer, diesem Tyrannen, diesem Freiheitsmörder," sagte er. „Jetzt bekommen wir wieder Frieden und Arbeit."

Aber eine solche starke Liebe zur Freiheit, ein solches Leid, verursacht durch Unglück draußen in der Welt, mußte das nicht überzeugend auf den Knaben wirken? Mußte er nicht lernen, den glänzenden Helden zu verabscheuen, der unterdrückte und zerstörte? Mußte er nicht die Regierungsform schätzen, die allen, hoch wie niedrig, die Freiheit gab, für das Gute zu wirken und alle Kräfte zu Nutz und Frommen des Landes zu entfalten?

Es ist nicht Zeit, noch mehr von dem zu berichten, was der Alte aus seiner Jugend erzählte. Doch noch eines, das eine große Rolle für seine Lebensrichtung spielte, möchte ich erwähnen.

Der Vizepastor sagte etwas, wie daß der Professor auch noch in anderen Dingen aus einem Gusse gewesen sei. Er habe nie gefürchtet, seine Meinung zu sagen, auch wenn er wußte, daß es großen Anstoß erregen müsse.

„Gegen derlei bin ich schon von Jugend an abgehärtet worden," sagte der große Geschichtschreiber. Und er erzählte:

Es war am Weihnachtsabend 1816, als die Zeit der großen Kriege vorüber war und man wieder das Recht zu haben glaubte, das Leben leicht zu nehmen.

Das ganze Jahr hatte er in Upsala auf den Magistergrad studiert. Aber es war keine helle und fröhliche Zeit für ihn gewesen, weil er in Widerspruch mit seinen Kameraden gekommen war. Die meisten von diesen führten ein fröhliches Leben und tranken viel, und er hatte sich weigern müssen, an diesen Gelagen teilzunehmen, um nicht an Leib und Seele zugrunde zu gehen. Aber dies hatte man ihm sehr übel genommen; er war aus dem Kameradenkreis ausgestoßen und tief verachtet und gehaßt. Jetzt war es, wie gesagt, Weihnachtsabend. Er hatte nicht die Mittel, nach Hause zu reisen, Freunde hatte er nicht, und so saß er den ganzen Abend einsam in seinem Studentenkämmerchen.

Da war die Sehnsucht nach Freunden und Freude plötzlich zu stark geworden. Er hatte seine Mütze genommen und war hinausgestürzt. Er wollte in den Keller gehen, wo die Kameraden versammelt waren und sie fragen, ob er nicht an diesem einzigen Abend mit ihnen sein dürfe. Sie waren ja gutmütig, und es war doch Weihnachten. Natürlich würden sie ihn zwingen, zu trinken, aber das mochte wohl dieses eine Mal hingehen. Er wurde ja wahnsinnig, wenn er länger allein dasaß.

Und so war er auf die Straße gekommen und eilte dem Keller zu. Aber ganz plötzlich machte er wieder kehrt. Er wollte doch nicht. Etwas hielt ihn zurück.

Er streifte weiter durch die Stadt. Ein Schneegestöber schlug ihm entgegen, und es munterte ihn ein wenig auf, dagegen anzukämpfen. Endlich kam er zum Stadttor hinaus, und da warf er sich in einen Schneehaufen.

Da kämpfte er seinen Kampf aus. Er konnte heute abend Frieden mit den Kameraden schließen, aber was würde es ihn kosten? Fortab konnte er dann nicht mehr nein sagen. Er fühlte, daß seine ganze Zukunft auf dem Spiele stand.

Er gedachte all der Weihnachtsabende, die er daheim friedvoll und glücklich verbracht hatte. Was würde Mutter zu ihm sagen, wenn er nachgab und mit den Saufbrüdern ein Bündnis einging? Er kämpfte und stritt; aber endlich stand er aus dem Schneehaufen auf und ging einsam nach Hause. Aber dieser Abend im Schnee hatte ihn gelehrt, nie nachzugeben, nur um sich ein leichteres und fröhlicheres Leben zu verschaffen. Er hatte gelernt, zäh und hartnäckig an dem festzuhalten, was für ihn das Rechte war.

Nachdem der Alte dies aus seiner Jugend erzählt hatte, kam er auf sein Lebenswerk zu sprechen, auf seine Geschichte.

Er erzählte zuerst, wie er dazu gekommen war, es zu beginnen. Er zeigte uns mit ein paar raschen Zügen einen jungen Magister, Lehrer an einer Stockholmer Schule, der eines Abends im Jahre 1822 in seinem Zimmer saß und schrieb. Vor sich hatte er ein Lehrbuch der Geschichte, ein Schulbuch, zum Auswendiglernen bestimmt, das er für eine Zeitung besprechen sollte.

Er blätterte in dem Buch, Seite auf, Seite ab, nur Jahreszahlen und Namen, alles trocken und gelehrt, aber nichts, was Liebe einflößte — nichts, was lebendig war. Er sah seine Knaben sitzen und daran arbeiten. Was erfuhren sie aus diesen Ziffern von dem wirklichen Leben? Wie sollten sie aus diesen Aufzählungen ihr Land lieben lernen?

Es mußte doch ein Geschichtsbuch geben, das man ihnen neben diesem in die Hand legen könnte, so eine Art Lesebuch.

Wahrlich, in einer ganz anderen Sprache hatte er daheim von seinen geliebten Helden gelesen. Niemand würde sich wohl in kalter Nacht wachhalten, um dies zu lernen.

Aber wie wäre es doch, Geschichte mit den schlichten Worten der Sagen zu schreiben, in einer Sprache, die alle verstehen könnten?

Ganz plötzlich schob er das weg, woran er eben gearbeitet hatte. Und er begann die Sage von den ersten Königen Schwedens zu schreiben, so wie sie in seiner Erinnerung lebte.

Die Feder bewegte sich fast von selbst, das war ja kinderleicht. Ja, so könnte ich es schreiben, dachte er. Und warum sollte ich es nicht tun? Warum nicht eine kleine, kurze Geschichte für die Jugend schreiben?

So hatte er angefangen, ohne recht zu wissen, was er auf sich nahm.

Zuerst war es ganz leicht gegangen. Da hatte er sich damit begnügt, in seiner Weise zu erzählen, was die Geschichtschreiber schon erforscht hatten. So machte er es in den ersten Teilen. Dann jedoch kam eine Zeit, da er sich nicht damit begnügte, anderer Wege zu wandeln, sondern auf eigene Faust Bekanntschaft mit den Gestalten der Geschichte machen wollte.

Aber es war nicht so leicht, ihrer habhaft zu werden, dieser Toten, und ihre Gedanken und Werke zu erforschen. Es galt, ihre alten Briefe und Urkunden in den Schloßarchiven zu suchen, vergilbte Handschriften zu lesen, die Beschlüsse und Reden der hohen Herren durchzusehen, ihre Rechnungen und Protokolle zu prüfen, unter Münzen und Medaillen zu forschen, in Bildergalerien Studien zu machen, in ferne Länder zu ziehen und die Schlachtfelder zu sehen, auf denen die schwedischen Fahnen geweht, den Erzählungen

ausländischer Männer zu lauschen, und schließlich aus alledem das Bild der Dahingegangenen und ihr Leben zu entwerfen.

Aber doch war Teil für Teil geschrieben worden; ein langes Leben hatte er dem Werk widmen dürfen; seine Kraft hatte über gewöhnliches Menschenmaß hinaus gewährt. Fertig war er freilich nicht geworden, doch ein guter Grund war gelegt, und andere mochten darauf weiter bauen. Sein Werk war nicht vollendet, aber das Volk in Schweden hatte doch nun ein Buch über sein Vaterland, das es lesen konnte.

Der Alte verstummte. Doch der Vizepastor brach das Schweigen.

„Wenn der junge Mann, der eine kleine, kurze Geschichte zu schreiben begann, gewußt hätte, was sie ihm an Jahren und Mühen kosten würde, da hätte er sie vielleicht gar nie begonnen."

„Vielleicht hätte er es nicht gewagt," sagte der Alte.

„Ich komme noch einmal auf die Worte des Gedichts von den Jugendträumen zurück, die geopfert werden müssen," sagte der junge Mann. „Wenn Sie gewußt hätten, Herr Professor, wie viele Jugendträume das Buch vernichten würde, dann wäre es vielleicht nie geschrieben worden. Ich weiß, daß Sie damals daran dachten, ein Dichter zu werden. Ein kleines Singspiel, das ‚Vermelands-Mädchen', in dem das Vermelandslied vorkommt, war ja schon in einer Zeitung abgedruckt worden. Wenn Sie gleich von Anfang an gewußt hätten, Herr Professor, daß die Geschichte allem Verseschreiben ein Ende machen würde —"

„Ein leichtes Opfer," sagte der Alte und lächelte. „Ein leichtes Opfer."

„Es war doch ein Jugendtraum, der geopfert wurde, und es war nicht der einzige. Ist es nicht richtig, daß Sie auch ein frohes Gesellschaftsleben liebten, Herr Professor? Auch das mußte geopfert werden."

„Ja, anfangs schien es schwer," sagte der Alte, „doch die Geschichte gab mir Ersatz. Ich fand Gesellschaft genug. Alle Helden und Könige Schwedens sind mein Umgang gewesen."

„Sie stammten aus einer Familie, Herr Professor, deren Mitglieder an vielen Reichstagen teilgenommen und die Schicksale des Landes gelenkt hatten. Hatten Sie nicht auch daran gedacht, in dieser Hinsicht eine Rolle zu spielen? Es war ja auch der Wunsch vieler, Sie in den Reichstag zu entsenden, Herr Professor. Aber Sie weigerten sich. Ihre Geschichte nahm Ihre ganze Zeit in Anspruch. War das nicht eigentlich hart?"

„Ich empfand es einmal hart, doch die Geschichte bot mir Ersatz. Wer hat wohl an mehr Beratungen teilgenommen als ich, wer hat mehr Feldschlachten angeführt? Wer hat größeren Umschwung des Glücks erlebt?"

„Ist es nicht einmal Ihr Traum und Wunsch gewesen, Herr Professor, da doch so viele Geistliche in Ihrer Familie waren, einmal einen Bischofsstuhl einzunehmen? Aber als die Zeit kam und man Ihnen einen solchen anbot, da schlugen Sie es ab, Herr Professor, auch um der Geschichte willen."

„Ach, ich hatte doch ohnehin genug Kirchenkonzile und geistliche Fehden, genug Schwierigkeiten, mit der Geistlichkeit Schwedens fertig zu werden," sagte der Alte lächelnd.

„Sie begannen Ihre Laufbahn als Lehrer, Herr Professor," fuhr der Frager fort, „Sie liebten Ihre Schüler und wurden von ihnen geliebt. Sie schrieben Lehrbücher, Sie arbeiteten für die Volksaufklärung; auch als Sie Propst in Sunne wurden, interessierten Sie sich für den Unterricht und gründeten hier in Ihrem Pastorat eine Volkshochschule. War es nicht ein Jugendtraum gewesen, auf diesem Gebiete weiter zu wirken?"

„Habe ich nicht auch so für den Unterricht gearbeitet?" sagte der Alte. „Habe ich nicht Tausende und Abertausende gelehrt? Hat meine Schule sich nicht über das ganze Land erstreckt?"

„Sie stammen aus einem Pfarrhaus, Herr Professor," fuhr der junge Geistliche fort. „Sie dachten immer, wenn Sie erwachsen sein würden, ein Prediger zu werden. Sie bekamen ja auch die Stelle als Propst in Sunne, wo Ihr Oheim und Ihr Großvater vor Ihnen gewirkt hatten. Aber nach ein paar Jahren mußten Sie darauf verzichten, das Predigeramt auszuüben, um Ihre Geschichte schreiben zu können . . ."

Jetzt war der Alte sehr ernst geworden. Er zögerte mit seiner Antwort.

„Das war ein großes Opfer," sagte er leise. „Es war vielleicht zu groß. Aber ich habe mich auf jeden Fall bestrebt, meine Geschichte nach Gottes Gesetz zu schreiben. Ich wollte Gottes Hand in der Geschichte zeigen und auch als Geschichtschreiber Seelsorger sein. Aber was weiß ich, ob es mir gelungen ist. Für nichts habe ich so viel Schimpf leiden müssen als für dies."

Der Kopf des Greises sank auf die Brust. Nun war er wieder weit weg. Er hatte keine Kraft, uns länger zuzuhören.

Wir hatten dagesessen und gleichsam in Andacht gelauscht. Denn ein ganzes großes Leben war an uns vorbeigezogen. Wir erkannten, daß der Alte durch sein Leben ebenso wie durch seine Schriften ein Lehrer gewesen war.

Und wir hätten gewünscht, daß die Wände des Zimmers gesunken wären, daß seine Worte weit, weit hinaus ins Land hätten dringen können, so daß ganz Schweden die Lehre hörte, die uns an diesem Abend gegeben wurde: die Lehre, daß das Glück darin liegt, ganz für ein großes Werk zu leben und es nie und nimmer im Stich zu lassen.

Karl Gutzkow.

Zum hundertsten Geburtstag (17. März 1911).

Von
Karl Frenzel.

Unter den hervorragenden und unvergeßlichen Schriftstellern unseres Volkes ist Karl Gutzkow der umstrittenste. Weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode hat er reine und zweifellose Anerkennung gefunden. Im reichsten Maße haben trotz ihres bescheideneren Talentes Berthold Auerbach und Gustav Freytag die Verehrung der Mitwelt genossen, bei der Nachwelt hat die Bewunderung für Friedrich Hebbel sie alle in die zweite Reihe gedrängt. Keine Schöpfung des Lebenden blieb von der Kritik, oft einer hämischen und boshaften, verschont; bei jeder neuen mußte er um die Gunst des Publikums werben, niemals kam es ihm auf halbem Wege entgegen. Und auch dem Toten wird das literarische Urteil nur widerstrebend gerecht Wohl fühlt man dunkel, daß man diese bedeutsame, auf dem Theater wie in der Journalistik und im Roman vielseitige, originale und fruchtbringende Tätigkeit als einen wichtigen Faktor in der Entwicklung unserer Literatur einschätzen muß, aber nur mühsam überwindet man die innere Abneigung. Den meisten ist Gutzkow im literarischen und menschlichen Sinne auch noch heute eine problematische, manchen eine unholde Erscheinung. Gewiß, er ist einmal da, er ist nicht zu umgehen und nicht zu übersehen, aber niemandes Auge weilt mit Freude, mit Teilnahme auf ihm. Der Mensch wie der Schriftsteller schleppte während seines Lebens gleichsam ein großes Fragezeichen hinter sich her, und ich fürchte, daß sich ein idealisches Bild — „ausgestoßen hat es jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit" — wie es jetzt von Hebbel versucht wird, nie von ihm wird herstellen lassen. Zu tief sind seinen Werken, auch den in ihrer Art vollkommensten, den Schauspielen „Werner oder Herz und Welt" — „Zopf und Schwert" — „Das Urbild des Tartüffe" — „Uriel Acosta", den Romanen: „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom", der biographischen Schilderung: „Aus der Knabenzeit", die ich so ketzerisch bin mit den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" zu vergleichen — die Mängel seines Talents und die Schwächen seines Charakters als Narben und Falten eingeprägt, als daß

sie je einen von jeder irdischen Bedrängnis und irdischem Staube freien und reinen Eindruck hinterlassen könnten.

Aus dem Sturm des Liberalismus hervorgegangen, der mit der Julirevolution über Deutschland wehte, trat Gutzkow als Kämpfer in die Literatur ein, und als Kämpfer hat er sie mit der zornigen und galligen Streitschrift: „Dionysius Longinus oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" verlassen. Wie dem Schriftsteller blieb dem Menschen die Kämpferstellung als der eigenste Ausdruck seines Wesens. „Etwas wie Trotz lag in seinen Gesichtszügen", schrieb mir der Sohn von dem Anblick des Toten. So lebt er in der Erinnerung der Menschen fort. Ludwig Börne und Heinrich Heine, die Pfadfinder, die unsere Literatur und Dichtung aus dem Reich der romantischen Schatten und Schemen in die Wirklichkeit und die Politik geführt, saßen wohlgeborgen und gesichert in Paris; Gutzkow, der nach ihnen gekommen und im Vaterlande geblieben war, trug persönlich die Schwere des Kampfes, mit der Regierung und mit dem Publikum. Denn noch überwogen in diesem die Dumpfheit des Gefühls, die Abneigung gegen die allgemeinen Fragen und das eingeborene Philistertum in der Lebensgewohnheit den Freiheitsdrang und die Neuerungssucht. Die Ritter des modernen Geistes hatten noch härter als mit dem Widerstand der Regierungen mit der Gleichgültigkeit der stumpfen Welt zu ringen. Die Hauptwaffe in diesem zwanzigjährigen Kampfe von 1830—1850 ist die Zeitung gewesen: glücklicher als das Buch, hat sie die neuen Gedanken und Anschauungen in den Massen verbreitet. Das junge Deutschland ist ein Kreis von Journalisten; wie Ludwig Börne und Wolfgang Menzel, sind auch Gutzkow und Wienbarg, Laube und Kühne in erster Reihe Tagesschriftsteller. Börne hat mit seinen „Vermischten Aufsätzen, Erzählungen, Reise- und dramaturgischen Blättern" ihnen allen das Schema geliefert. Nach ihm wurde Gutzkow die lebendigste und vielseitigste Kraft der Bewegung. Er brachte mit einem großen, ein wenig ungeordnetem Wissen und kritischer Schärfe eine seltene Schlagfertigkeit und Geschäftigkeit zu der journalistischen Arbeit mit, eine feine Witterung für das literarische Bedürfnis und den Stimmungswechsel der Menge, die er sich bis in seine letzten Tage bewahrte. Sein „Dionysius Longinus" ahnt schon die Revolution, die mit dem Auftreten der Naturalisten in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausbrach. Aber es waren zunächst doch nicht seine Schöpfungen, sondern sein Martyrium, das den jungen Schriftsteller dem Publikum bekannt machte. Auf die häßliche Anklage Wolfgang Menzels, der ihn in die Literatur eingeführt hatte und nun seinen Roman „Wally die Zweiflerin" als unsittlich der Polizei denunzierte, war Gutzkow der Verfolgung der Regierungen anheimgefallen. Ein allgemeines Verbot der Schriften des jungen Deutschlands erfolgte von seiten des Bundestages. Die „verächtliche Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften" in seinem Roman hatte Gutzkow nach einer längeren Untersuchungshaft mit einem Monat Gefängnis zu büßen. Diese Verurteilung war der erste Schritt zum Ruhm für ihn. Mit fünfundzwanzig Jahren stand er in der vordersten Reihe unserer Literatur, halb wegen seines Talents,

halb wegen seiner Streitlust. Vielfach mischte sich für ihn in den Streit das persönliche Element: in seiner Jugend die Abneigung gegen Heine, in seinem späteren Alter der sich immer schärfer zuspitzende Gegensatz und Groll wider Hebbel und Freytag, und gab dem literarischen Gegensatz für die Zuschauer einen Stich in das Peinliche. Dennoch sind es im letzten Grunde allgemeine Anschauungen, künstlerische Grundsätze, die den Kampf hervorrufen. Gutzkow nimmt das Leben ernst und schwer, ihm ist der Leichtsinn, mit dem es Heine genießt, ebenso fremd und anstößig wie die Anmut, die Freytag ihm gibt. Und wie das Leben die Dichtung und die Schriftstellerei. Daß Dichten in seinem tiefsten Wesen eine voraussetzungslose Kunst, ein Spiel sei, in dem die Phantasie ihre Zerstreuung sucht und findet, geht ihm wider Verstand und Gefühl. Sein Dichten, sein Schreiben richtet sich stets auf einen bestimmten Zweck; er nennt es, im Gegensatz zu der romantischen und sentimentalen Lyrik der fünfziger Jahre, Poesie des Geistes, aber ungleich bezeichnender für sein Schaffen ist das Wort: Tendenzpoesie. Wie in seinen Abhandlungen will er in seinen Schauspielen und Erzählungen moderne Ansichten und Vorstellungen verbreiten, die Freiheit des Gewissens in religiösen und moralischen Fragen und Fällen verfechten, die Konflikte des modernen Lebens, den Kampf des modernen Menschen zwischen „Herz und Welt", zwischen Fortschritt und Tradition darstellen. „Endlos war der Jubelruf des Volkes", so lautet das Schlußwort des „Zauberers von Rom". „Ging es zum Frieden mit der Welt oder zur letzten Entscheidung mit dem Schwert — die hier Versammelten riefen die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit: Freiheit!"

Dies war das Leitmotiv des Schriftstellers, dies der Grundakkord, bald leiser, bald mächtiger anklingend, aller seiner Arbeiten: er gab auch seinen Schauspielen die hinreißende Wirkung. Während seiner Berliner Jugend hatte Gutzkow nur selten einer Theatervorstellung beigewohnt, aber schon 1831 in Stuttgart ergriff ihn der Drang zum Theater. „In mir war der Schauspieler latent," hat er einmal geschrieben. Er suchte den Verkehr mit den Schauspielern, Karl Seydelmann wurde sein Freund. Am 15. Juli 1839 glückte ihm der erste Wurf: das Stadttheater in Frankfurt am Main führte sein Trauerspiel in fünf Aufzügen „Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter" auf: es behandelte das verworrene und traurige Lebensschicksal eines englischen abenteuerlichen Dichters aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, der an den Vorurteilen der Gesellschaft und der Hartherzigkeit seiner Mutter, einer Lady Macclesfield, die den natürlichen Sohn nicht anerkennen will, zugrunde geht. Wie gering man auch den Kunstwert des Stückes einschätzen mag, für die damaligen Zustände des deutschen Theaters war es eine befreiende Tat, es eröffnete ihm einen weiteren Horizont, einen Aufstieg aus den Niederungen der Alltäglichkeit zu den Höhen des Daseins. Mit dem Niedergang der Schicksalstragödie, die in Grillparzers „Ahnfrau" ihren Gipfel erreicht hatte, verlor die deutsche dramatische Dichtung ihren letzten poetischen Inhalt. Vergeblich hatte Raupach mit seinen Schauspielen aus der Hohenstaufenzeit eine Erneuerung der Schillerschen und

Kleistschen historischen Dichtung versucht: er war in der Trockenheit seines Vortrags, in der Schablonenhaftigkeit seiner Gestalten und in der trotz der Fülle des historisch Tatsächlichen innerlichen Leere seiner Handlungen stecken geblieben und hatte nur Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" in die Form des Dialogs gebracht. Weder Kotzebues Lustspiel noch Angelys volkstümliche Schwänke hatten berufene Nachfolger gefunden. Das, was das Publikum dunkel und namenlos ersehnte, Darstellungen der Wirklichkeit, Wiedergabe der Empfindungen, Zweifelsfragen und leidenschaftlichen Wallungen, die es selber aufregten, des revolutionären Hauches, von dem es sich umwittert fühlte — Gutzkow war der erste, der es ihm auf der Bühne vorführte. Noch stärker und ergreifender als in „Richard Savage" in seinem zweiten Bühnenwerk „Werner," das mit dem Untertitel „oder Herz und Welt" am 22. Februar 1840 auf dem Hamburger Stadttheater zum ersten Male erschien. Nicht nur in dem Schwanken seines Herzens zwischen der armen Jugendgeliebten und der reichen und vornehmen Gattin, sondern auch in dem Zwiespalt zwischen seiner bürgerlichen Gesinnung und Herkunft und der Tradition des durch Adoption erhaltenen Adels traf der Held des Schauspiels das Gewissen seiner Zeitgenossen und durfte mit Recht am Schlusse ausrufen: „In tausend Seelen unserer Zeit schlummert der Widerspruch des Herzens mit der Welt still und schmerzlich verborgen. Wohl dem, der ihn so lösen kann, wie ich!" Mit diesem Stück gelangte das so lange vernachlässigte oder zur flachen Sentimentalität herabgesunkene bürgerliche Drama in Deutschland wieder zu einem Aufstieg und gewann einen bedeutsamen Inhalt durch die Gestaltung moderner Ideen und gesellschaftlicher Verhältnisse und Gegensätze. Zehn Jahre lang ist Gutzkow dem Theater treu geblieben, hat ihm seinen Eifer und sein Studium gewidmet und in der dramatischen Dichtung den lebendigsten Ausdruck seiner Persönlichkeit und seines Talents gesucht. Hervorragendes hat er geleistet in der Wirkung und Anregung, die er auf Mitstrebende, auf Schauspieler und Publikum ausübte, denen er neue Aufgaben stellte, das er zu einem edleren Geschmack erzog: er hat in den Lustspielen „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartüffe" und in dem Trauerspiel „Uriel Acosta" dauernde Werte für die deutsche Bühne geschaffen. „Uriel Acosta" kann sich bescheiden als jüngerer Bruder neben „Nathan den Weisen" stellen, ebenso wegen seiner feinen und im Kern doch wahren Idealisierung des Judentums wie wegen seines menschlich ergreifenden, religiös philosophischen Gehalts, der in beiden Dichtungen die tiefsten Saiten des deutschen Gemüts berührt und klingen läßt. Die dramatische Literatur keines anderen Volkes besitzt zwei solche poetische Evangelien voll Tiefsinn und Erhabenheit für die Freiheit des Gewissens und die Duldung religiöser Bekenntnisse. Für Gutzkow selber ist das Trauerspiel „Uriel Acosta" sein unantastbares Poetendokument. Wenn es ihm trotzdem nicht gelungen ist, auf der deutschen Bühne einen breiten und ergiebigen Platz bei seinen Lebzeiten zu behaupten, so trug, meinem Urteil nach, seine Vielgeschäftigkeit die Hauptschuld daran. Er schrieb so viele Stücke, daß die Niederlagen zahlreicher wurden als die Siege. Seine historischen Schauspiele: „Patkul"

— „Philipp und Perez“ — „Pugatschew“ konnten schon wegen ihres fernabliegenden Stoffes keine freudigere Teilnahme erregen, und ihre theatralisch dürftige Behandlung, die jeden Reiz des Lokalkolorits entbehrt, ließ kein lebhafteres Interesse an Personen und Geschicken, die dem deutschen Publikum trotz ihres liberalen Pathos gleichgültig blieben, aufkommen. Das deutsche Drama „Wullenweber“ scheiterte an der Überfülle des Stofflichen und der Unfähigkeit Gutzkows, die Masse des historisch Tatsächlichen auf wenige Hauptmomente zusammenzudrängen und das Wesen der geschichtlichen Erscheinung, aus ihrer realistischen Schale gelöst, in symbolischer Form zu verdichten. Gutzkow war kein geborener Dramatiker; ihm fehlten die Naivität und das Pathos: seine Kritik mit ihrem Stich in die Nörgelei hinderte schon im Entwurfe den freien Fluß der Erfindung und lähmte bei der Ausführung jeden pathetischen Ausbruch und den Alfreskozug der Darstellung. Dennoch kann er es auch heute noch erfolgreich mit seinen Nebenbuhlern Heinrich Laube und Gustav Freytag aufnehmen, deren Technik leichter, sicherer und einschmeichelnder ist, und deren Handlungen keine Tendenz und keine zu beweisende These beschwert. Der vierte im Bunde, Friedrich Hebbel, hat während seines Lebens nur in einem aussichtslosen Wettkampf um den Kranz mit ihnen gestanden: auf dem Theater kam er ihnen gegenüber kaum zur Geltung. Erst dreißig Jahre nach seinem Tode hat seine dichterische Überlegenheit und Originalität die verdiente Anerkennung gefunden. Aber auch vor ihm hat Gutzkow den Vorzug, der deutschen dramatischen Dichtung nach einer Periode des Niederganges wieder die erste kräftige Anregung nach Form und Inhalt gegeben zu haben. „Judith“ und „Maria Magdalene“ folgen ihm erst nach.

Und wie des deutschen Schauspiels ist er der Erneuerer des deutschen Romans geworden. Auf diesem Gebiet der Dichtung von einer Wirkung und einen Wert, die keinen Widerspruch aufkommen lassen. Neben „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ stehen „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“ ebenbürtig in der Fülle der Gestalten, der Bewegtheit und Buntheit der Handlung; in kulturhistorischer Bedeutung wachsen sie weit über ihn hinaus. Was Balzac in einer langen Reihe von Einzeldarstellungen, künstlerisch von ungleichem Werte und im Eindruck zersplittert, geschildert hatte: das Leben und Treiben, Sinnen und Trachten der französischen Gesellschaft in den Jahren von 1820 bis 1850, das faßte Gutzkow in seinen beiden großartigen Kulturgemälden für die deutsche Welt zu einheitlichen Schöpfungen zusammen. Die „Ritter vom Geiste“ sind das Spiegelbild der deutschen Bewegung von 1848, der Jahre, die ihr vorangingen, und des Jahres, das ihren Himmelssturz sah; der „Zauberer von Rom“ läßt die deutsche katholische Welt in ihren mannigfaltigen Erscheinungen und Abstufungen, alle im römischen Banne und unwiderstehlich, wie von magischen Gewalten, in den römischen Dunstkreis gezogen, vor uns erstehen. Gigantische Bauwerke, Zeugnisse eines außerordentlichen Bausinns und einer mächtigen, die Wirklichkeit mit phantastischen Fäden wundersam durchwebenden Phantasie. Wohl ist die Architektur im Stil nicht einheitlich; schon die Theorie, die sich Gutzkow für das „Neben-

einander" seiner Handlungen und Begebenheiten geschaffen, lud zu Schnörkeln und allerlei Arabesken ein, aber trotz der Anhäufung von stattlichen Palästen und dürftigen Anbauten bietet das Ganze doch einen geschlossenen und überwältigenden Anblick. In dem Roman „Die Ritter vom Geist" tritt diese Geschlossenheit noch schärfer und künstlerischer als im „Zauberer" hervor: die Haupthandlung bewegt sich in dem engen Zeitraum eines Jahres und bleibt innerhalb des Umkreises von Berlin, während die Fabel des „Zauberers" sich über ein Jahrzehnt ausdehnt und ihre Schauplätze vielfach wechselt und verlegt, von Westfalen und dem Rheinland nach Wien und Rom. Dafür ist der Weitblick und der Horizont im „Zauberer" noch einmal so hoch und tief und ausgedehnt als der in den „Rittern vom Geist". Beide Dichtungen enden in der Sehnsucht und der Verherrlichung des Ideals. In den „Rittern vom Geist" soll ein Bund edler und gütiger Menschen aus den verschiedensten Ständen und Schichten des Volkes zur allmählichen Herbeiführung besserer und glücklicherer Zustände im Sinne eines utopischen Sozialismus geschlossen, im „Zauberer" Staat und Kirche, der Katholizismus und die Gewissensfreiheit versöhnt und der religiöse Friede in Deutschland gesichert werden. Das ergreifende, in den lebendigsten Farben und Tönen geschilderte Schauspiel des Erscheinens des neugewählten deutschen Papstes auf dem Balkon der Peterskirche hat in seiner symbolischen Bedeutung etwas Überwältigendes.

Freier als in der gebundenen Form des Dramas, über die er niemals recht Herr wurde, konnte Gutzkow in diesen neunbändigen Romanen allen Launen seiner Einbildung, allen Grillen und Einfällen seines beweglichen und krausen Geistes, allen sehnsüchtigen und melancholischen Empfindungen seiner Seele den Lauf lassen. Was von Wohllaut und Dämonik in ihm war, kommt hier zum reinsten und zum erschütterndsten Ausdruck. Über die lieblichen und rührenden, die schlicht aus dem Leben gegriffenen und die grotesken Figuren auf dem zweiten Plan ragen die idealischen und dämonischen Gestalten im Vordergrunde auf. In Hackert und Schlurck, in Lucinde und Klingsohr weht ein Hauch Shakespeares; Paula und Bonaventura haben einen seraphischen Reiz, und Armgart ist die schönste Mädchenblüte, die Gutzkow geglückt, so frisch und duftig und natürlich, wie eine Goethische. In den „Rittern" ist der Inhalt, da es sich um unmittelbare Gegenwart handelt, die noch keine Patina der Vergangenheit angesetzt hat, zu abhängig von dem Sturm und Drang der Zeit, um den späten Leser nicht in mancher Einzelheit fremd und veraltet anzumuten; dem „Zauberer" hat gerade das Mumienhafte der katholischen Kirche, die noch immer ungebändigte, ja gesteigerte Streitlust der katholischen Geistlichkeit, die nach wie vor auf die Gemüter wirkende römische Magie und Lockmelodie die Lebendigkeit, das aktuelle Interesse, den poetischen Schimmer und die tiefste menschliche Teilnahme erhalten. Hier ist ein Bau, der das Jahrhundert überstehen wird.

Gutzkows schöpferische Kraft, die Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten, die Anregung und der Anstoß, die von ihm auf die Gesamtheit unserer Literatur ausgegangen sind, fördernd und befruchtend, sind unleugbar — warum ist ihm dennoch die unbedingte Anerkennung seiner Mitwelt versagt geblieben

und niemals die Liebe seines Volkes zuteil geworden? Etwas hat zweifellos der Mensch verschuldet, der sein Leben hindurch an den Schwächen des Neides und des Mißtrauens litt, sich bei allem Selbstbewußtsein in beständiger Sorge und Unzufriedenheit mit sich selbst verzehrte und nur selten einen Tag reinen Glücks und freien Menschentums genoß. Stärker und größer jedoch als die Eigenart der Persönlichkeit, die Menschen anzuziehen, aber nicht festzuhalten wußte, verhinderten die künstlerischen Mängel Gutzkows den vollen und ungetrübten Eindruck seiner Werke. Ihm war die Anmut des Stils und die Feinheit des Geschmacks versagt. Sein Vortrag ist spröde und hart und hinterläßt im geistigen Ohr des Lesers nur in einzelnen Stellen einen melodischen Nachklang. Die Gedankenfülle, die er in seinen Sätzen zusammendrängt, raubt ihnen die Leichtigkeit und den glatten Fluß. Seine Gewohnheit, in zahlreichen Korrekturen seine erste Niederschrift beständig zu ändern, heute zu erweitern und morgen wieder zu verkürzen, verwischte die Ursprünglichkeit und den Schmelz seines Ausdrucks und ließ überall die Nähte und Knoten hervortreten. Man merkt die Feile und die Säge und die Mühe, die sich nie genug tun kann, und diese Ahnung der Arbeit macht die Lektüre unwillkürlich auch zur Arbeit. Wie die Härte der Form beeinträchtigt der Reichtum und die Originalität des Inhalts den leichten Genuß.

Heinrich Heine nnd Gustav Freytag stehen dem Durchschnittsempfinden und dem Durchschnittsverständnis des Volkes noch einmal so nahe, als Gutzkow. Er sucht einsame Wege auf, nicht die gerade Heerstraße, er liebt verzwickte und verworrene Verhältnisse, nicht die einfachen und klaren, die Wildnis mehr als den Garten; die gemischten Charaktere mit ihren Rätseln entsprechen seiner eigenen Natur, die Unentschlossenheit und die Unsicherheit, die Elemente seines Wesens waren, verleiten ihn zu den häufigen Änderungen im Aufbau und im Schlusse seiner Schauspiele und zuletzt zu der Ungeheuerlichkeit, seine großen Romanschöpfungen auf die Hälfte ihres Umfangs zurückzuführen, als ob sie dadurch an Übersichtlichkeit und Anziehungskraft gewinnen könnten! Wer so selber von ewigen Zweifeln geplagt wird, darf sich nicht wundern, daß auch die anderen an ihm zweifeln; wer Form und Inhalt seiner Werke einer so unablässigen Revision unterzog wie Gutzkow, forderte die Kritik und den Widerspruch der Leser immer von neuem heraus. Aber jetzt, wo seine Lebensarbeit vor seinen eigenen grillenhaften Eingriffen gerettet ist und der Schatten seiner problematischen Persönlichkeit nicht mehr darüber fällt, wird dem Menschen wie dem Schriftsteller die Nachwelt weder die herzliche Teilnahme noch die dankbare Huldigung weigern. Als Journalist, Dramatiker und Erzähler gehört er zu den bedeutsamsten Anregern und den reichsten Mehrern unserer Literatur; er steht in seiner schroffen und trotzigen Eigenart auf unserem Parnaß abseits von unseren Klassikern und Volksdichtern, aber er behauptet sich durch den Schatz seines Wissens, den Reichtum seiner Gedanken, durch das beständige Suchen und Streben nach Freiheit und Wahrheit und die Kühnheit und Großartigkeit seiner Entwürfe siegreich neben ihnen, in jener idealischen Kampfstellung, die ihn zu den unvergeßlichsten Gestalten unseres Schrifttums erhöht.

Literarische Rundschau.

Wieland.

Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Poetische Jugendwerke. Erster und zweiter Teil. Herausgegeben von Fritz Homeyer. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Shakespeares theatralische Werke. Erster bis fünfter Teil. Zwei Bände. Herausgegeben von Ernst Stadler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1909.

Als im Jahre 1700 die Berliner Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, fehlte unter den für die Errichtung maßgebenden Motiven nicht die Pflege der „Teutschen Sprache". Ausdrücklich wünschte Leibniz, daß „dieser Hauptpunkt wohl beherziget und gefasset würde". Dennoch hat es das Schicksal dieses um die Entwickelung der Wissenschaften unermeßlich verdienten Instituts gefügt, daß es für die Ausbildung derjenigen Disziplin, die sich die Erforschung deutschen Lebens und deutscher Art zum Ziele setzt, d. h. der deutschen Philologie, im ersten Jahrhundert seines Bestehens nichts geleistet hat. Im zweiten sind aus ihm allerdings für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur wichtige Arbeiten hervorgegangen. Aber sie sind ihm nur mittelbar zuzuweisen, insofern ihm glänzende Vertreter der Germanistik wie Karl Lachmann, die Brüder Grimm, Moritz Haupt, Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer als Mitglieder angehörten und in den Publikationen und Berichten in der üblichen stillen Weise mit Untersuchungen und Abhandlungen zu Worte kamen. Eine bestimmten Aufgaben gewidmete Organisation wie sie die deutsche Geschichtsforschung, die klassische Philologie und die Naturwissenschaften seit langem besitzen, bestand für die Erforschung des geistigen Lebens des Vaterlandes nicht. Zwar empfand man, als nach den siegreichen Kriegen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unser Nationalgefühl erstarkt war, diesen Mangel in den gelehrten Kreisen sehr wohl. Auch wurden in den siebziger und achtziger Jahren Versuche, ihm abzuhelfen, unternommen, indem man eine eigene dritte Klasse, die ausschließlich für Vertreter der deutschen Sprache und Literatur bestimmt war, begründen wollte. Sogar eine besondere Deutsche Akademie sollte errichtet werden. Allein diese Versuche scheiterten.

Da benutzte der Kaiser das zweihundertjährige Jubiläum der Akademie, um die Zahl ihrer im Dienst der deutschen Sprachforschung tätigen Mitglieder um drei zu vermehren. Es wurde so möglich, eine „Deutsche Kommission" einzusetzen, die berufen ist, nachzuholen, was in einem Jahrhundert versäumt worden. Sie hat ein umfassendes Programm aufgestellt und sich nach guter deutscher Art, die ein nervös hastiges Zeitalter erfreulicherweise noch nicht völlig zu vernichten vermocht hat, weite Ziele gesteckt. Unter der Leitung Konrad Burdachs und Gustav Roethes hat sie eine Inventarisierung der literarischen Handschriften

deutscher Sprache bis ins sechzehnte Jahrhundert angelegt. Um die bisher ungebührlich vernachlässigte Zeit von etwa 1250—1500 der Forschung zu erschließen, hat sie ungedruckt gebliebene Werke dieser Periode zu veröffentlichen unternommen. Von diesen „Deutschen Texten des Mittelalters" sind unter Leitung Gustav Roethes bereits einundzwanzig Bände erschienen. Konrad Burdach allein fiel die große Aufgabe zu, eine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache zu schreiben, die in einem weit ausgreifenden Sinne schon lange geplant und vorbereitet, uns sicher ganz neue Aufschlüsse gewähren wird. Weiter erstrebt die Kommission eine landschaftlich gegliederte Aufnahme des Wortschatzes sämtlicher deutscher Mundarten und hat zunächst ein Rheinisches Wörterbuch ins Auge gefaßt, dessen Abfassung begonnen ist.

Aber auch die neuere deutsche Literatur ist in dem Programm berücksichtigt. Die Arbeiten auf diesem Gebiet leitet Erich Schmidt. Hier sind ebenfalls zunächst Ausgaben literarischer Werke, und zwar zuverlässige, die die Entwicklung der Autoren aufzeigen, geplant. Von den Schriften Winckelmanns, Justus Mösers, Hamanns und anderer Männer, die den Geist des achtzehnten Jahrhunderts bilden halfen, sollen kritische Gesamtausgaben, die uns fehlen, hergestellt werden.

Den Reigen dieser Editionen eröffnet diejenige der Werke Wielands. Sie zerfällt in drei Abteilungen: Werke im engeren Sinne, Übersetzungen und Briefe. Sie wird mindestens fünfzig Bände umfassen, was aber nicht schrecken darf. Die Baseler Ausgabe von Voltaires Schriften ist hundert Bände stark, die Weimarer Goetheausgabe gar hundertundvierunddreißig, ohne abgeschlossen zu sein. Bis jetzt liegen vier Bände vor.

Daß die Wahl zuerst auf Wieland fiel, hat seine guten Gründe.

In einem von heiligem Zorn eingegebenen Aufsatz: „Literarischer Sansculottismus" vom Jahre 1795 entwirft Goethe ein ergreifendes Bild von den Schwierigkeiten, mit denen ein deutscher Schriftsteller etwa in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu kämpfen hatte, bis es ihm gelang, „die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalliteratur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen". Unter den Poeten und Prosaisten, die mit wahrer Sorgfalt und tiefer Religion auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Überzeugung folgten, nennt er „unsern" Wieland. „Ein verständiger, fleißiger Literator", fährt er fort, „würde durch Vergleichung seiner sämtlichen Ausgaben allein aus den stufenweise gemachten Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen."

Leider wurde die von Goethe hier empfohlene Sammlung nicht angelegt, und das folgende Jahrhundert hat keine Ursache zum Dank. Wohl aber haben die Männer, die die kritische Ausgabe der Werke besorgen, unter dem Mangel einer systematischen Wielandbibliothek empfindlich zu leiden. Wie schwer das Material zu beschaffen war, zeigt der Umstand, daß Wielands bester Kenner, Bernhard Seuffert, von dem wir eine Biographie des Dichters in großem Stil gewärtigen, in sechs umfangreichen, in den Abhandlungen der Akademie 1904—1909 erschienenen Heften „Prolegomena" zu der Ausgabe veröffentlicht hat, in denen er die bibliographische Grundlage für sie bietet.

Mit gutem Bedacht nannte Goethe an jener Stelle Wieland. Er hat für die literarische Ausbildung seiner Zeit in der Tat außerordentlich viel getan. Beweglichen Geistes, wie er war, sog er die besten Tendenzen der Epoche in sich ein und gab ihnen in seinen Dichtungen entschiedenen Ausdruck. Er lebte in der Antike und machte sich ihr Wesen, wie er es verstand, zu eigen. Ihm war die romanische Welt des Mittelalters vertraut, und auch morgenländisches Gewand

legte er nicht ungern an, wie er denn gern in die Ferne flüchtete. In seiner Reife war er, der seinen Geist auch an der englischen Popularphilosophie genährt hatte, in Deutschland der dichterische Hauptvertreter der Aufklärung, die in ihm ihren bestechendsten und liebenswürdigsten Repräsentanten fand. Auch den originellsten, insofern dieser Verfechter des bon sens eine Vorliebe für Feen, Märchen und das Ritterwesen zeigte, welche Neigung nicht gerade dem Geiste der Aufklärung entsprach. Er betätigte sich so ziemlich auf allen Gebieten der Poesie, nnd wenn er auch nicht durchweg das Höchste erreichte, so wurde er doch der Schöpfer des modernen romantischen Epos und des modernen Romans. Seine von Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie so freudig gelobte, „unstreitig unter die vortrefflichsten Werke des Jahrhunderts gerechnete und der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack" genannte „Geschichte des Agathon" darf als der Vorläufer des „Wilhelm Meister" angesehen werden. Lnd gerade ihm, der in der Jugendzeit verstiegen, die Poesie ausschließlich im Überirdischen suchte, war es beschieden, viel zu ihrer Vermenschlichung und damit zu ihrer Verbreitung beizutragen. Ihm ist es zu verdanken, wenn in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch der deutsche Adel an der Literatur des eigenen Landes wieder Interesse nahm. Denn er brachte aus dem romanischen Winkel seines vielfältigen Wesens unserer Poesie jene Anmut und Grazie, um derentwillen die französische Literatur von unseren hohen Ständen der deutschen vorgezogen wurde. Zugleich tat er damit viel für die Ausbildung unserer dichterischen Sprache, die er zu einem weichen Wohllaut zu steigern wußte.

Diese bedeutende geschichtliche Stellung Wielands, so bedeutend, daß er den Klassizismus heraufführen half, sich zugleich aber auch die folgende Periode, die Romantik, verpflichtete, diese Stellung erklärt es vor allem, daß die „Deutsche Kommission" ihre Tätigkeit für die neuere Literatur mit einer Ausgabe seiner Werke begonnen hat. Denn für ein Institut vom Charakter unserer Akademie stehen wissenschaftliche Motive und geschichtliche Probleme im Vordergrund. Die Frage, ob seine Schriften durch diese kritische Ausgabe auch in einem weiteren Umfang, etwa fürs allgemeine Publikum, zu einer neuen Wirkung gebracht werden können, kommt für ihre Aufgaben erst in zweiter Linie, vielleicht sogar überhaupt nicht in Betracht.

Die beiden bisher aus der ersten Abteilung der „Werke im engeren Sinn" vorliegenden Bände beginnen und schließen jene Periode, in der Wieland Flügel der Morgenröte nahm und über diese Welt hinausflog, um aus reineren Quellen idealische Wollust, die Speise der Seraphim, zu schöpfen. Diese Periode wird von dem philosophischen Lehrgedicht über die vollkommenste Welt: „Die Natur der Dinge" (1751) eröffnet, jenem Epos, das er später selbst einen seltsamen Zwitter nannte von metaphischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von siebzehn Jahren eingehaucht hat. Lnd sie wird abgeschlossen durch die „Sympathien" (1756), in denen Wielands fromme Wut ihre Spitze erreicht. In diesen fünf Jahren, der Zeit seiner sublimen Schwärmerei, seines Seelenfiebers, erblickte er die Aufgabe des Dichters vor allem darin, Tugend — dieses Wort begegnet in den Schriften dieser Epoche unendlich oft – in nachahmlichen Handlungen zu schildern. Dann sollte die Poesie die Taten Gottes erzählen, in den Herzen Gottseligkeit und Menschenliebe entzünden, den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken und an den Himmel, für den er geschaffen ist, gewöhnen.

Man kann sich denken, was bei einer solchen Verkennung des Wesens der Kunst, wie sie dieses Programm in sich schließt, herauskommen mußte, dazu noch bei einem Manne, den, wie die späteren Werke offenbarten, seine wahre Natur auf fast genau entgegengesetzte Tendenzen hinwies. Ja, diese Umwandlung, diese Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage lieferte Wieland in der Zeit seiner Reife das Grundthema für die meisten seiner größeren Schöpfungen.

Immer wieder bildet der Übergang von überirdischer Schwärmerei zu irdischer Leidenschaft den Kern seiner Dichtungen.

Aber wenn sich der junge Wieland auch in der Stoffwelt vergriff und die wahren Aufgaben der Poesie verfehlte, die Mittel, mit denen er die künstlerischen Wirkungen erstrebte, zeigten schon den künftigen Meister. In den „Erzählungen" des neunzehnjährigen Dichters, die in reimlosen Jamben kleine Vorfälle aus der erträumten Unschuldswelt bieten, waltet eine erfreuliche Fähigkeit einer klaren anschaulichen Darstellung. Im „Geprüften Abraham", den Wieland unter dem unmittelbaren Einfluß Bodmers in Zürich verfaßte, überrascht ein ruhiger, echt epischer Ton. In den nach einem englischen Vorbild gedichteten „Briefen von Verstorbenen" werden die Herrlichkeiten des Himmels und das überirdische Leben mit malerischer Einbildungskraft geschildert.

Diese Stärke der Phantasie ist das Grundelement des jungen Wieland. Sie führte ihn in jene ätherischen Gefilde, die zu beschreiben er nicht müde wurde. Sie war im Spiele, wenn er in der irdischen Welt nur Sünde und Laster sah, denen er in edler Schwärmerei die Herrlichkeiten der Tugend entgegensetzte. Diese ewig bewegliche, immer neue seltsame Tochter Jovis, sein Schoßkind, die Phantasie, war aber noch immer die unentbehrlichste Gefährtin des Dichters. Wo sie ist, kommt meistens auch die Schwiegermutter Weisheit zu Ehren. Mit ihrer Hilfe gelangte Wieland allmählich in das seiner Natur gemäße Gebiet der poetischen Tätigkeit. Als er endlich in dem Drama „Lady Johanna Gray" einen geschichtlichen Stoff bearbeitet hatte, rief Lessing, der Wielands Talent früh erkannte und seine Entwickelung scharf im Auge behielt, in den Literaturbriefen nicht ohne Spott aus: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern."

Vieles wirkte mit, um den Dichter aus den Wolken auf die Erde zu führen. Nicht zum wenigsten trug dazu die Beschäftigung mit demjenigen Dichter bei, dessen von Lebensfülle strotzende Dramen eine Welt darstellen, die zu der phantastischen Idealität des jungen Wieland den denkbar schroffsten Gegensatz bildete, die Beschäftigung mit Shakespeare. Sie dauerte Jahre lang. Denn Wieland faßte damals den kühnen Plan, den Dichter in die Muttersprache zu übersetzen und wurde so der erste, der den Deutschen Shakespeare in Wirklichkeit zuführte. Vorher wurde nur immer theoretisch auf ihn hingewiesen.

Diese 1762—1766 erschienene Übersetzung, von der die vorliegende Ausgabe in zwei Bänden die fünf ersten Teile bietet, ist ebenso gescholten wie bewundert worden. Als ihr schärfster Gegner in der Öffentlichkeit erwies sich H. W. Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino", der in den sogenannten „Schleswigschen Literaturbriefen" Wieland lebhaft angriff. Er sprach ihm die für den Übersetzer eines Dichters allerdings erste Voraussetzung: die Kongenialität ab und warf ihm ein eigenmächtiges und inkonsequentes Verfahren in Erweiterung und Kürzung des Textes vor. Auch daß er den Rhythmus der Vorlage nicht wahrte — Wieland gibt nämlich, abgesehen von größeren Partien des „Sommernachtstraums", Shakespeares Dramen in Prosa wieder — tadelte er.

Es ist hier nicht der Ort, Wieland gegenüber diesem Angriff, dem andere vorhergingen und folgten, zu verteidigen. Nach dem Maßstabe, den wir heute an Übertragungen legen, heute, da sich bei uns, dank einer mehr als jahrhundertlangen Entwickelung, die Kunst der Verdolmetschung zu einer Höhe entwickelt hat, die den Ruhmestitel der deutschen Literatur bildet, also nach heutigen Begriffen ist diese Shakespeare-Übersetzung mehr als unzulänglich. Ein Menschenalter nach ihrem Erscheinen wurde sie von der Schlegel-Tieckschen überholt und völlig verdrängt. Zudem war Wieland, der das Schulmeistern der von ihm übertragenen Autoren niemals lassen konnte, ungeschickt genug, den britischen Genius in nörgelnden Noten zurechtzuweisen. Noch viele Jahre später erhielt er dafür in der übermütigen Goethischen Farce „Götter, Helden und Wieland" seinen Lohn. „Könnte er die Noten

zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es tun", heißt es hier. Wieland wurde seine grenzenlose Versatilität zum Verhängnis. Es ist der französische Geist in ihm, der sich hierin geltend macht. Wenn er auch Shakespeare nicht ganz wie Voltaire betrachtete, so sah er ihn doch nicht gerade unvoltairisch an.

Allein „Übersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßstab, prüfen, bestimmen und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen, als dauernde Werke". Das sagt Wilhelm v. Humboldt in der Vorrede zu seiner Übertragung von Aeschylos' „Agamemnon", die unseren heutigen Anforderungen nicht viel mehr entspricht als die Wielandsche Shakespeare-Übersetzung. Und alle ihre Mängel verschwinden hinter ihrer historischen Bedeutung.

Sie eröffnet in Deutschland die Diskussion über den großen Briten und legt den Grund zu der literarischen Revolution in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Den großen Menschendarsteller Friedrich Ludwig Schröder rettet sie aus der Verflachung eines ziellosen Lebens. „Er verschlang sie", erzählt sein Biograph, „und machte sie zu seinem Handbuch." Sie bewirkte, daß Shakespeare der deutschen Bühne gewonnen wurde. Auch Wilhelm Meister lernt den britischen Dichter in dieser Übersetzung kennen und bedient sich bei seiner Übertragung des „Hamlet" der „geistvollen Wielandschen Arbeit". Noch sonst wird ihr im achtzehnten Jahrhundert Lob gespendet. Gegenüber dem harten Urteil Gerstenbergs nannte sie Moses Mendelssohn eine hochwillkommene Erscheinung, und Lessing setzte ihm in der Hamburgischen Dramaturgie die gewichtigen Worte entgegen: „Wir haben eine Übersetzung Shakespeares. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen . . . . So wie Wieland uns den Shakespeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." Und Goethe erzählt in seiner Selbstbiographie, daß die Übertragung bei ihrem Erscheinen verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen wurde. Bei dieser Gelegenheit legt er auch eine Lanze für die prosaische Fassung ein. Ja, er gibt ihr vor der metrischen den Vorzug. „Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird. Aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrigbleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird." Er hat denn auch in einem interessanten Gespräch über Wieland, das er am Tage seiner Bestattung mit Falk führte, bekannt, daß, wenn er sich an Shakespeare wahrhaft ergötzen wolle, er ihn in *seiner* Übersetzung lese.

Vielleicht ist das schon des Lohnes genug.

Ausgaben wie die vorliegende sind eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Sie sind die Vorbedingung zu einem der Hauptziele literarischer Forschung, dem Ziel: die Individualität unserer führenden Geister zu erfassen. Denn nicht der Schein dessen, sagt Goethe einmal, was Schriftsteller sein konnten, sondern die Erkenntnis dessen, was sie waren und sind, bildet uns.

Otto Pniower.

εσ. **Das Ewigmenschliche.** Erinnerungen aus einem Alltagsleben. Von ***. Herausgegeben von Paul Heyse. — **Ein Familienhaus.** Novelle von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1910.

Von der ihm so fruchtbar gewordenen Einkleidung, als Vertrauensmann Lebensbeichten zu empfangen und sie novellistisch auszugestalten, macht unser Doyen in diesem Alterswerk milder Humanität, das inhaltlich und formal keine Erstarrung kennt, den scheinbar bequemsten, zugleich liebenswürdigsten Gebrauch. Die weit umfänglichere erste Gabe erhebt durch ein zwiefaches Vorwort die Fiktion, nur aus fremder Niederschrift mit leisen Eingriffen herausgegeben zu sein, ja es ruft im Verlauf den Letzten des Altmünchner „Krokodils" deutlich genug als Berater eines Dilettanten auf, der ihm seine Poetika zur Entscheidung gesandt hat. Die Lektion kann bei aller Güte nicht triftiger erteilt werden; sie mag fortan allen frommen, die im Reiche der Kunst Neigung und Beruf verwechseln und nicht wissen, daß hinter dem Talent ein eigenartiger Mensch stehen muß, der dem persönlichen Inhalt eine schöpferische Form verleiht. Diese zur friedlichen Resignation führenden Irrgänge einer vermeinten lyrisch-epischen Sendung sind in ein reiches Handlungsgeflecht verschlungen, das vielleicht für die Wandlung der herben Muhme Carla in eine Brettl- und Bretterdiva Mimi Charles nicht ganz glaubhaft ist, aber den guten Jungen sowohl auf seinem reinen Liebespfad wie in warmer Freundschaft zu dem Jugendkameraden und einem herzgewinnenden alten Geschwisterpaar uns lebendig und wert macht. Nicht weil er „interessant" wäre, sondern weil sein doch mehr als „alltägliches" Dasein ihn vom unreifen Musenspiel zu höherem Mitgenießen und, jeder Unmoral des Egoismus entgegen, zur edelgeselligen Menschenliebe als dem „Ewigmenschlichen" erzieht. So gipfelt das kunstverbergende pädagogische Werk, ein Lebenslauf von der Kindheit her, in der schönen Laienpredigt eines Geprüften. Und das Testament Johannis: „Kindlein, liebet einander!" bildet den Kern der in einfachen Linien gehaltenen echten Novelle „Ein Familienhaus", wo es der Weisheit und Wärme des alten Herrn gelingt, für Kinder der jüngeren Generation das zu besiegen, was ihn und die Jugendgeliebte getrennt hat, unchristlichen, ungöttlichen Konfessionshader. So werden sie denn alle friedlich unter demselben Dach wohnen. Wir haben Heyse selten so erquicklich zu Herzen sprechen hören wie in diesem naturfrommen Evangelium der Liebe, das zwar der priesterlichen Stockmeisterei wehrt, aber in seinem Adel kein Bekenntnis verletzt.

βλ. **Kleine Historische Schriften.** Von Max Lenz. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1910.

Bis jetzt zwar einzeln bekannt, doch schwer wiederzufinden bilden die hier gesammelten kleinen Aufsätze eine willkommene Gabe, für Fachgenossen nicht nur, sondern für weitere Kreise gebildeter Leser. Mehr als ein Drittel derselben bietet sich als Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit. Lenz schildert sie mit der nicht verhehlten Liebe eines Mannes, der auf ihrem Boden steht, ihren Glaubensinhalt bewahrt hat und dankbar anerkennt, wie viel unter anderem sie zur Größe eines Bismarck (im Essay über „Bismarcks Religion") beigetragen hat. Der überzeugte Schüler Rankes, zu dem er sich bewundernd bekennt, „wenn auch die Aufgabe eine andere geworden als für den Begründer unserer Wissenschaft," hat dem Meister die Kunst der Feststellung historischer Kräfte und der universalhistorischen Betrachtung, dazu die Gabe intellektueller Sympathie abgelauscht, die der Ehrentitel deutscher Historie ist und bleiben soll. Diese Aneignungsfähigkeit und selbstlose Freude an der Großartigkeit der Leistung klingt in der erschütternden Rede bei Treitschkes Trauerfeier wider. Verschiedenheiten der Auffassung sind kaum leise angedeutet; Leidenschaft für nationale Größe und die Verwirklichung des Jugendtraums, der sie in Haß und Liebe ersehnte, schufen „das schönste Werk deutscher Geschichtschreibung, ein unerreichtes Denkmal deutscher Prosa, den Torso, den keiner vollenden wird . . . Wir anderen, wir Methodiker, mögen dahingehen, Ersatzmänner sind da . . ." Solche Worte ehren denjenigen, der selbst mit unparteiischem Gerechtigkeitssinn „die romantische Legende von dem christlich-germanischen Heldenzeitalter" abfertigt, ohne deshalb ein minder guter Patriot zu sein wie er eine Zierde seiner Wissenschaft ist.

βλ. **Memoiren der Markgräfin von Bayreuth.** Nach dem französischen Text ins Deutsche übertragen durch Annette Kolb. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag, 1910.

Ein altbekanntes Buch im neuen Gewande der vorliegenden Übersetzung, die alles Lob verdient und dennoch die Ursprünglichkeit des Textes nur für solche ersetzen wird, die aus mangelnder Kenntnis des Französischen auf die Verdeutschung angewiesen sind. Über die Memoiren selbst ist alles gesagt worden und im Nachwort der Herausgeberin geschmackvoll und gewandt zusammengefaßt, was einem solchen, zur unentbehrlichen Quelle für die Geschichte der Zeit gewordenen Buch gebührt. Mag noch so viel Einzelnes darin falsch sein, das Ganze ist wahr, und der geistige Niederschlag ist und bleibt ein traurig verstimmender. Die Kindheit vergällt, um die Jugend betrogen, in Zwist mit den Eltern, vom Gatten, den sie liebte, schwer gekränkt und in Konflikte hineingezogen, die das beglückendste, ihr Dasein umschlingende Band zeitweilig zerrissen — wer auf solche Erfahrungen zurückblickt, den rettet nur der feste Glaube an die Realität einer inneren, höheren Welt, in der alle Dissonanzen sich

in Harmonie auflösen. Weder bei König Friedrich noch bei Voltaire, auch nicht in Bayreuth, drangen solche Strahlen versöhnender Erkenntnis in die vereinsamte Seele einer erbitterten, enttäuschten Frau. Friedrichs Philosophie genügte dem starken, gewaltigen Mann, dessen Lebensaufgabe seiner Größe entsprach. Sie stand ihm höher als das persönliche Wohl. Niedrige Entschädigungen hat die loyale Natur der Schwester verschmäht, die gehässige Revanche aber für alle erlittene Unbill versagte sie sich nicht. Man müßte zu viele Stellen der „Memoiren" streichen oder vergessen können, um mit der Herausgeberin zu sagen, ihr Geist sei vom Besten, wie edler Wein gewesen. Und nun eine Frage. Wie kommt, Bd. II., S. 161, die Markgräfin dazu, 1738 eine Prinzessin von Hessen mit Madame Dubarry zu vergleichen, die 1746 geboren wurde und von deren Existenz vor 1764 niemand wußte? Hier liegt einfach eine falsche Lesart vor, die getilgt werden sollte.

μ. **Geschichte der Kunst in Norditalien.** Von Corrado Ricci. Übersetzt von Dr. L. Pollak. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1911.

Als voriges Jahr der erste Band der „Ars una", Armstrongs treffliche „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland," erschien, konnte man dem Unternehmen des Verlags Hoffmann, eine praktische Hausbücherjammlung der Kunst aller Länder herauszugeben, von vornherein gutes Vertrauen entgegenbringen. Nun liegt als zweiter Band die „Geschichte der Kunst in Norditalien" vor, und man freut sich als ihren Verfasser den gewiegtesten Kenner italienischer Kunst, den auch in Deutschland hochgeschätzten Generaldirektor der Altertümer und schönen Künste in Rom Corrado Ricci zu begrüßen. Wir Deutsche sind mit einigem Recht stolz darauf, uns seit langem mehr um die italienische Kunst gekümmert zu haben, als die Italiener selbst. Um so herzlicheren Empfangs darf bei uns italienische Gelehrtenarbeit gewiß sein. — Ricci hat auf verhältnismäßig knappem Raum in gedrängter Kürze ein ungeheueres Stoffgebiet bewältigt und zwar nicht nach dem meist in den Kunstgeschichten üblichen Lapidarschema der Beschränkung auf die künstlerischen Hauptzentren, sondern in eingehendster ortskundiger Betrachtung der gesamten Länderstrecken. Überall ist er den Ausstrahlungen der großen Kunststätten bis auf die Dörfer hinaus und ebenso der Schulwirksamkeit der großen Meister auf die wenig bekannten kleineren mit einer bestrickenden Teilnahme für alles, was ihm zur Vollendung der Gesamtbilder einer norditalienischen Kunstgeschichte wichtig schien, nachgegangen. Man gewinnt überall klare Eindrücke, noch verstärkt durch einen fein skizzierten kulturgeschichtlichen Hintergrund. Ravenna, Venedig, die Lombardei, die piemontesische und ligurische Kunst und besonders die Emilia gleiten in leuchtenden Veduten vorüber, in denen bald ein altes Kastell, bald ein Heiligenbild, bald eine Reiterstatue, ein Deckengemälde, ein Kampanile, eine Kirchenfassade auftauchen. Das Buch liest sich, trotz einiger Härten der Übersetzung, gut. Es ist ein praktisches Handbuch für den Kunstfreund wie für den Fachmann. Auch verdienen die zahlreichen, trotz ihrem meist winzigen Format sehr deutlichen Abbildungen Anerkennung.

γ. **Das deutsche Studententum** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Friedrich Schulz und Dr. Paul Szymank. Leipzig, Vogtländer, 1910.

Dieses der Universität Berlin zu ihrem hundertsten Jubeltag gewidmete Werk gliedert sich in zwei Teile: der erste behandelt das Studententum von 1350—1750, der zweite das Studententum von 1750 bis zur Gegenwart; den ersten hat Dr. Friedrich Schulz verfaßt, den zweiten Dr. Szymank. Der Gesichtspunkt ist der soziologische; das Material ist sorgfältig gesammelt, unter Mitarbeit sehr vieler Männer, deren Namen in den Vorreden der zwei Verfasser genannt werden; die Darstellung klar, flüssig und interessant. Bis 1750 besteht die alte Organisation, welche den Studenten fest in den Organismus der Universität eingliedert und von Lernfreiheit nichts weiß; von 1750 an lockern sich allmählich die Bande; es wird Schritt für Schritt Lernfreiheit errungen; der ganze Lehrbetrieb ist nicht mehr von so ausschlaggebender Bedeutung für die studentische Entwicklung wie einst, und das geistige, politische und kulturelle Leben der Gegenwart zieht auch die Studentenschaft in seine Kreise hinein; sie arbeitet an den Problemen und Idealen ihrer Zeit mit. Charakteristisch hierfür ist u. a., um eine Einzelheit hervorzuheben, das Aufkommen christlicher Verbindungen im Zusammenhang mit dem Erwachen des Christentums in Leben und Wissenschaft, seit 1815. Zuerst bilden sich evangelische Verbindungen, welche aber meist ein zurückgezogenes Leben führten und die Gesamtentwicklung nicht merklich beeinflußten, wie sie auch aus Erbauungskränzchen hervorgingen. Ganz anders vollzieht sich die Sache auf katholischer Seite, wo man in solchen Verbindungen (älteste die Bavaria in Bonn 1844) ein mächtiges Mittel erkannte, die katholische Sache zu fördern. Der „modernistischen" Richtung von Hermes, der das katholische Dogma durch Kants Formeln zu begründen und die Kirche mit der Wissenschaft der Zeit zu versöhnen sucht, ward durch die ultramontanen Verbindungen, die in Münster, Bonn und anderen Orten ins Leben traten, erfolgreich das Wasser abgegraben. Auch in der Schweiz bildete sich, veranlaßt durch Strauß' Berufung nach Zürich, der „christliche Studentenverein" — lauter Beweise dafür, daß die studentische Entwicklung ein Ziel der allgemeinen Entwicklung wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Laurence. — Lully. Par Lionel de la Laurence. Paris, Félix Alcan. 1911.

Lungwitz. — Führer der Menschheit. Ein sozialer Roman aus der Gegenwart. Von Hans Lungwitz. Berlin, Adler-Verlag. 1911.

Luntowski. — Heroische Novellen. Von Adalbert Luntowski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Maartens. — Der Preis von Lis Doris. Roman von Maarten Maartens. Bonn, Albert Ahn. O. J.

Männel. — Notwehr. Soziales Drama in 3 Akten. Von Max Männel. Leipzig, B. Volger. 1910.

Mehrmann. — Die auswärtige Politik Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsfragen. Von Chefredakteur Dr. Mehrmann-Coblenz und Syndikus Dr. Trescher-Düsseldorf Köln, Jungnationalliberaler Reichsverband. 1910.

Ménard. — Analyse et critique des Principes de la Psychologie de W. James. Par A. Ménard. Paris, Félix Alcan. 1911.

Messikommer. — Aus alter Zeit. Bäurische Speisekarte im zürch. Oberlande bis ca. 1840. Ein Beitrag zur Volkskunde von H. Messikommer. Dritter Teil. Zürich, Orell Füßli. 1911.

Mitraton. — Gott. — Menschentum. Den Freien und Führern gewidmet von Mitraton. Leipzig, M. Altmann. 1910.

Neuwirth. — Illustrierte Kunst-Geschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 3. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Nevinson. — Die Bitte des Pan. Von Henry W. Nevinson. Übersetzung aus dem Englischen von Else Douglas. Berlin, S. Schottlaender. 1910.

Nitzschke. — Aus der Hundetürkei. Plaudereien von Hermann Nitzschke. Deutsche Bücherei Nr. 114/115. Berlin, Otto Koobs. O. J.

Pilf. — Grete Rautenstrauch. Roman von Traugott Pilf. Wiesbaden, Heinrich Staadt. O. J.

Pinski. — Der höchste Standpunkt der Transzendentalphilosophie. Versuch einer Vervollständigung und systematischen Darstellung der letzten Gedanken Immanuel Kants. Von F. Pinski. Halle, Hugo Peter. 1911.

Platen. — Der Briefwechsel des Grafen August von Platen. Herausgegeb. von Ludwig von Scheffler und Paul Bornstein. Band I. München, Georg Müller. 1911.

Reinke. — Naturwissenschaftliche Vorträge für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. J. Reinke. Heft 5 (Serie II, Heft 1). Heilbronn, Eugen Salzer. 1910.

Report of the Commissioner of Education for the year ended june 30, 1910. Volume 1. Washington. Government Printing Office. 1910.

Rethel. — Alfred Rethel. Des Meisters Werke in 300 Abbildungen. Herausgegeben von Josef Ponten. Siebzehnter Band der Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Reymond. — Le Bernin. Par Marcel Reymond. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Rupp. — Von der Freiheit. Ein Zeugnis für das Evangelium. — Gebete. Von Julius Rupp. Der gesammelten Werke siebenter Band. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Der Russisch-japanische Krieg, Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Deutsche Ausgabe von Freiherrn von Tettau. Band II. Vorkämpfe und Schlacht bei Liaoyan. Zweiter Teil: Die Schlacht bei Liaoyan. Mit 9 Skizzen in Steindruck und einer Skizze im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Saager. — Von der Natur zur Kunst. Ein Wegweiser zu künstlerischem Verständnis, Genuß und Geschmack. Von Adolf Saager. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1911.

Salomon. — Unter italienischem Himmel. Novellen von Ludwig Salomon. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Samter. — Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde von Ernst Samter. Mit 7 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Sauermann. — Schleswig-Holsteinischer Kunstkalender 1911. Herausgegeben von Dr. Ernst Sauermann. Altona-Ottensen, Chr. Adolff. O. J.

Schade. — Wetterwolken. Roman aus gärender Zeit. Von M. Schade. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Schaer. — Emil Kuh's kritische und literarhistorische Aufsätze (1863—1876.) In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Alfred Schaer. Schriften des Literarischen Vereins in Wien XIV. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1910.

Schalk-Hopfen. — Frauenberufe und Männererziehung. Von Lili Schalk-Hopfen. Wien, Hugo Heller & Cie. 1911.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn herausgegeben von Julius Petersen. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Schmid. — Um der Seele Gleichgewicht. Gedichte von Anna v. Schmid und Marie v. Schmid. Leipzig, B. Volger. 1910.

Schmidt. — Reden zur Literatur- und Universitätsgeschichte. Von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann. 1911.

Schmied-Kowarzik. — Intuition. Ein Beitrag zur Psychologie des ästhetischen Erlebens. Von Dr. phil. Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig, Ambrosius Barth. 1910.

Schomburgk. — Wild und Wilde im Herzen Afrikas. Zwölf Jagd- und Forschungsreisen. Von Hans Schomburgk. Mit einer Kartenbeilage, 8 Voll- und 103 Textbildern nach Originalaufnahmen von Hans Schomburgk und J. Mc. Neil und einem Vorwort von Carl Hagenbeck. Berlin, E. Fleischel & Co. 1910.

v. Schuch-Mantiewicz. — Miniaturen. Von Margarethe von Schuch-Mantiewicz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Schumann. — Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgeteilt von Clara Schumann. Vierte, durchgesehene Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1910.

Scupin. — Bubi im vierten bis sechsten Lebensjahre. Ein Tagebuch von Ernst und Gertrud Scupin. Zweiter Teil. Leipzig, Th. Grieben. 1910.

Séché. — Études d'histoire romantique. Par Léon Séché. La Jeunesse dorée sous Louis-Philippe: Alfred de Musset. De Musard à la reine Pomaré. La Présidente. Paris, Mercure de France. 1910.

Seiling. — Richard Wagner. Der Künstler und Mensch, der Denker und Kulturträger. Eine kurzgefaßte Darstellung der Gesamterscheinung des Meisters. Von Max Seiling. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Sientiewicz. — Lebenswirbel. Roman von Henryk Sientiewicz. Autorisierte Übersetzung von M. Norbert. Kempten, Jos. Kösel. 1911.

Stifters Werke. Auswahl in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Gustav Wilhelm. Berlin, Bong & Co. O. J.

Suntel. — Die nationalliberale Partei und die nächsten Reichstagswahlen. Von Prof. E. Suntel. Cassel, Ernst Hühn. 1911.

Swoboda. — Otto Weiningers Tod. Von Dr. Hermann Swoboda. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 1911.

Teuchert. — Musik-Instrumentenkunde in Wort und Bild. Zusammengestellt, bearbeitet und herausgegeben von Emil Teuchert und Erhard Walter Haupt. In drei Teilen. 1. Teil: Saiteninstrumente. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1910.

Tschanter. — Erste Liebe. Von Friedrich Tschanter. Leipzig, B. Volger. 1910.

Ugarte. — El Porvenir de la América Latina. Par Manuel Ugarte. Valencia, F. Sempere y Compañia. 1911.

Weber. — Kunst und Religion. Eine Frage für die Gegenwart erläutert an einem Gange durch die Geschichte der christlichen Kunst. Von Paul Weber. Mit 18 Bildertafeln. Heilbronn, Eugen Salzer. 1911.

Wiegand. — Stille und Stürme. Neue Gedichte von Carl Friedrich Wiegand. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Wildberg. — Schlangenhaut und andere seltsame Novellen. Von Bodo Wildberg. Berlin, Richard Taendler 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.146

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY